

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Zwanzigster Jahrgang. — Zweiter Band.

(April bis Juni 1895.)



Deutsche Verlags-Anstalt.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

1895.

48.3

Inhalt

des

Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgangs XX

(April bis Juni 1895).

	Seite
Heinrich von Poschinger: Fürst Bismarck und die Parlamentarier	1. 187
Nataly von Gischstruth: Die Ordre des Grafen von Guise. Eine Erinnerung an die Tage von Leipzig. II.	14
Jos. Lewinsky: Der preussische Landtag und das Theater	41
G. v. Lommel: Eine optische Reliquie von Goethe	44
M. Grant Duff: Rule Britannia	49
Th. Wiedemann: Leopold von Ranke und Bettine von Arnim	56
Kérimée-Hanoun: Aus dem Leben im Harem	71
Was ist aus dem deutschen Bürgertum geworden? Von einem Fraktionslosen	81
Hermine von Preuschen: Ein Gespräch mit José Benlliure	86
Theodor Mommsen, Gabriel May und Hans Thoma: Einige Aeußerungen über die Umsturzvorlage	93
Alexander Freiherr von Siebold: Der kaiserliche Hof von Japan einst und jetzt	99
Henry Houffaye: Der Franzose	104
Aus den ungedruckten Memoiren von Barras	129
Franz Funck-Brentano: Die persönliche Freiheit in Frankreich unter Ludwig XIV. und Ludwig XV.	147
Eugen Salinger: Assessor Mack. Ein Charakterbild. Novelle	154. 279
Wilhelm Gittermann: Erinnerungen an Lothar Bucher I. II.	171. 260
Prinz Heinrich zu Schoenaich-Carolath über die Umsturzvorlage	193
Prof. J. Mähly: Aus dem Leben Giuseppe Verdis	198
Heinrich Ulmann: Zur Frage über den Ursprung des siebenjährigen Krieges	204
Alfred Kirchhoff: Vom Ursprung des Kusses	216
Fritz Lemmermayer: Hebbels Anschauungen über Kunst und Religion	219
H. Bambery: Zur armenischen Frage	228

	Seite
Reinhold Werner: Einige Worte über den Nord-Ostseekanal	257
Berthold Lizmann: Zur Entwicklung des modernen deutschen Romans	293
Fürst Tscherkasski. Ein Beitrag zur inneren Geschichte des russisch-türkischen Krieges von 1877—1878	308
Paola Lombroso: Die Ursachen der Launen der Erwachsenen und besonders der Frauen	318
Dr. M. Schmitz: Die spanische Thronkandidatur des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern und die von Sybelsche Darstellung	326
Charaktereskizzen aus der neuesten englischen Geschichte III.	334
Dr. Anton Schloßar: Hamerling-Erinnerungen	343

Berichte aus allen Wissenschaften.

Sprachwissenschaft.

Dan. Sanders: Ueber die Verwendung von Fremdwörtern im Deutschen	106
--	-----

Geschichte.

Dr. Max Grunwald: Beiträge zur Charakteristik Friedrichs des Großen. Nach Breslauer Archiven	111
--	-----

Zeitgeschichte.

Prof. Dr. Carl Abel: Aus dem Leben König Karls von Rumänien	245
---	-----

Astronomie.

Olbers' astronomisches Wirken	247
---	-----

Länder- und Völkerkunde.

v. Grckert: Das Gebirgsland Pamir	251
---	-----

Landwirtschaft.

Prof. Dr. Heitz: Neue Vorschläge zur Hebung der Landwirtschaft	359
--	-----

Zahnheilkunde.

Dr. med. Karl Jung: Die Entwicklung des Gebisses und seine Pflege im Kindesalter	365
--	-----

Physik.

Dr. B. Weinstein: Ueber Erdströme	372
---	-----

Kleine Revuen.

Literarische Berichte	122. 256. 375
Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes	127. 379

Deutsche Revue

Herausgegeben

von

Richard Fleischer



Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Heinrich von Poschinger	1
Nataly von Eschstruth	14
Jos. Lewinsky	41
E. von Lommel	44
Sir M. Grant Duff	49
Th. Wiedemann	56
Kérimée-Banoum	71
Was ist aus dem deutschen Bürgertum geworden?	81
Bermine von Preuschen	86
Einige Aeußerungen über die Umsturzvorlage	93
Alex. Freiherr v. Siebold	99
Henry Houffaye	104
Berichte aus allen Wissenschaften	106
1. Sprachwissenschaft: Dan. Sanders: Ueber die Verwendung von Fremdwörtern im Deutschen.	
2. Geschichte: Dr. Max Grunwald: Beiträge zur Charakteristik Friedrichs des Großen. Nach Breslauer Archiven.	
Literarische Berichte	122
Fürst Bismarck, Neue Tischgespräche und Interviews. Von H. v. Poschinger. — Geschichte und Beschreibung der Rassen des Hundes. Von Ludwig Beckmann. — Lehrbuch der allgemeinen Psychologie. Von Joh. Rehmke. — Korea. Von M. A. Bogio. — Opfer und Rebellen. Von Alfred Vaccelli. — Aus 'em Lerche-Nescht. Von Adolf Grimminger. — Was uns die Kunstgeschichte lehrt. Von Karl Boermann. — Historische Zeitschrift. Von H. v. Sybel und F. Meinecke. — Um die Erde. Von Dr. J. Hirschberg. — Perspektiven. Von Adolf Friedrich Graf von Schack.	
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes	127

Neuestes Bismarckbuch!

Soeben ist erschienen:

Fürst Bismarck

Neue Tischgespräche und Interviews.

Herausgegeben von

Heinrich von Poschinger.

Preis geh. M. 8. — ;

elegant in Halbfranz geb. M. 10. —

Wer von dem Wesen großer Männer den richtigen Begriff haben will, der hat ihre Eigenart nicht allein in den Staatsaktionen, im Geräusch des öffentlichen Lebens, sondern auch in der Stille des Familienkreises aufzuspüren. Diesem Zwecke dient diese neueste Publikation des gründlichsten Bismarck-Forschers, welche damit aufs neue den Beweis erbringt, daß zu den hervorragendsten Eigenschaften, die den Fürsten auszeichnen, zweifellos auch die gehört, einer der besten Wirte in einem überaus gastfreundlichen Hause zu sein.

Fürst Bismarck

in seinen Aussprüchen 1845 bis 1894.

Von

E. Schröder,

Herausg. von Werken Friedrichs des Großen.

Mit Porträt des Fürsten Bismarck.

Elegant kartonirt Preis 1 Mark.

In systematischer und chronologischer Ordnung sind hier die bezeichnendsten und wichtigsten Aussprüche des Fürsten vereinigt, von denen viele bereits als „geflügelte Worte“ in aller Mund sind. Ort und Zeit der Entstehung ist stets genau verzeichnet. Das Büchlein ist so recht dazu angethan, National-eigentum des deutschen Volkes zu werden.

Früher ist in unserem Verlage erschienen:

Die

**Ausprachen des Fürsten Bismarck
1848 bis 1894.**

Herausgegeben von

Heinrich von Poschinger.

Mit dem Bildnis des Fürsten.

Preis geheftet M. 7. — ;

elegant in Halbfranz gebunden M. 9. —

Der Wortlaut der vom Fürsten Bismarck gehaltenen Reden und Ansprachen im Bundesrat, im Staatsministerium, im Volkswirtschaftsrat, auf nationalen und internationalen Kongressen, aus Anlaß ihm dargebrachter Huldigungen, beim Empfang von Deputationen etc. ist hier in authentischer Form geboten.

Interessante Erscheinungen!

Crispi bei Bismarck.

Aus dem Tagebuch

eines Vertrauten des italienischen Ministerpräsidenten.

Preis geheftet M. 3. — ; elegant gebunden M. 4. —

Was den Reiz dieses Buches ausmacht, ist die Intimität des häuslichen Verkehrs, in welcher es die beiden durch das Band langjähriger Freundschaft mit einander geeinigten großen Staatsmänner erscheinen läßt. Ueber Bismarck wie über Crispi ist vieles geschrieben worden; man hat sie uns gezeigt auf der Rednerbühne, im Ministerrat und jeden von ihnen in seinem Privatleben, aber niemals noch haben wir sie so wie hier beobachten können, wie sie ohne den Zwang der Konvention mit einander verkehren und sich Auge in Auge gegenüber treten.

Kaiser Wilhelm II.

Ein Herrscherbild in seinen Aussprüchen.

Von

E. Schröder,

Herausg. von Werken Friedrichs des Großen.

Mit Porträt Kaiser Wilhelms II. und Facsimile.

Elegant kartonirt Preis 1 Mark.

Unser Kaiser Wilhelm, der in so jungen Jahren die Zügel der Regierung ergriffen hat und mit kräftiger Hand die Geschichte unseres großen deutschen Vaterlandes lenkt, hat durch sein energisches Auftreten und zielbewußtes Streben nicht nur die Herzen aller wahren Patrioten für sich gewonnen, sondern auch weit über die Grenzen Deutschlands hinaus die allgemeine Sympathie erworben. Deshalb wird das obige Werkchen in allen Kreisen hochwillkommen heißen werden. In zehn Abschnitten, systematisch und chronologisch geordnet, enthält es die wichtigsten Aussprüche des jugendlichen Herrschers, die gewissermaßen den Schlüssel zu seinem Wesen bilden.

Helmuth von Moltkes

**Briefe an seine Braut und Frau
und an andere Anverwandte.**

2 Bände. Preis geheftet M. 10. — ;

in Original-Einband M. 12. —

Diese Briefe gewähren den tiefsten Einblick in das Seelenleben Moltkes und in das selten schöne Verhältnis zwischen den beiden Ehegatten, die in inniger Liebe und Zärtlichkeit verbunden waren. Erst diese Briefe sind im stande, das Bild des genialen Mannes zu einem vollkommenen zu machen, da sie uns seine edelste und beste Seite, sein treues Herz, kennen lernen lassen.

Obige Werke können durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden.

Fürst Bismarck und die Parlamentarier.

Von

Heinrich von Poschinger.

Freiherr von Arnbüler.¹⁾

Von allen Abgeordneten konnte keiner sich rühmen, dem Fürsten Bismarck bei seiner Zolltarifreform mehr zur Seite gestanden zu sein, als Freiherr von Arnbüler. Derselbe hatte im Februar 1873 im zweiten württembergischen Wahlkreise mit einer Ansprache an die Wähler kandidirt, welche mit großem Geschick abgefaßt war und ein klares und weitsichtiges Programm enthielt. Sein Eintritt in die handelspolitische Arena erfolgte zuerst (März 1877) in der ihm nahe stehenden „Post“ und fast gleichzeitig im Reichstag mit einem auf eine wirtschaftliche Generalenquete abzielenden Antrage, der das lebhafteste Mißvergnügen derjenigen verursachte, denen das herrschende Freihandelssystem als das höchste Glück erschien.

Zu Verhandlungen zwischen Bismarck und Arnbüler über die handelspolitische Frage kam es erst im Jahre 1878. Am 25. Oktober 1878 theilte der Reichskanzler Arnbüler die Absicht mit, eine umfassende Regelung des Zolltarifs

¹⁾ Freiherr Arnbüler von und zu Hemmingen, Friedrich Gottlob Karl, fgl. württembergischer Staatsminister a. D., Besitzer der Rittergüter Hemmingen und Höfingen (früher Reichsritterschaftlich) und von Ludwigshöhe in Württemberg. Geb. in Hemmingen den 13. Mai 1809 (luth.). Mehrere längere Reisen nach Oesterreich, Italien, Frankreich, Belgien, Holland, Dänemark und Schweden. 1833—39 Kollegialmitglied der kgl. Kreisregierung in Ludwigsburg, von 1839 an Betrieb der Landwirtschaft auf seinen Gütern, 1849—53 Leitung einer großen Maschinenfabrik in Wien. Seit 1845 mit einer Unterbrechung während eines Jahres (1850) Abgeordneter der Ritterschaft in der württembergischen Kammer der Abgeordneten, von September 1864 bis September 1870 fgl. württembergischer Minister des fgl. Hauses, der auswärtigen Angelegenheiten und der Verkehrsanstalten. 1867—70 Mitglied des Zollparlaments, des Reichstags seit 1872—1881. Schrieb: „Ueber das Bedürfnis einer Gewerbegesetzgebung in Württemberg, Stuttgart 1846“. „Ueber die Frage eines deutschen Heimatrechts“ (Stuttgart 1864). Referate über verschiedene volks- und staatswirtschaftliche Gegenstände, zum Beispiel über Bau und Betrieb von Eisenbahnen, über die Revision der forstpolizeilichen Bestimmungen in Bezug auf Gemeinde- und Privatwälder, über die Erwerbung des Bürgerrechts und die Niederlassung in den Gemeinden, über ein Weideablösungsgesetz, über die württembergische Gewerbeordnung vom Jahre 1862, das Gesetz über Feldweg- und Gewandregulirung von 1862 u. Verstorben am 26. März 1889.

herbeizuführen und die dazu erforderlichen Anträge zunächst der Prüfung der verbündeten Regierungen zu unterbreiten,¹⁾ und bald darauf reifte in Bismarck der Gedanke, an die Spitze der vom Bundesrat beschlossenen Zolltarifkommission nicht ein Mitglied des Bundesrats oder etwa einen aktiven Staats- oder Reichsbeamten, sondern Barmbüler zu stellen.

Wie dieser Entschluß zur Ausführung gelangte, ersehen wir aus einem Briefe,²⁾ welchen der damalige württembergische Gesandte in Berlin, Freiherr von Spizemberg, unterm 1. Dezember 1878 seinem Schwiegervater, dem Freiherrn von Barmbüler, schrieb:

„Wir haben gestern in den betreffenden Ausschüssen den Beschluß gefaßt, zum Zwecke der Revision des bestehenden Zolltarifs eine aus vierzehn Mitgliedern zusammengesetzte Kommission von Beamten des Reichs und der Bundesstaaten einzusetzen. Jeder der Bundesstaaten, welcher eine eigene Zollverwaltung besitzt, würde einen Beamten in die Kommission ernennen, also zehn außer Preußen, Preußen und das Reich würden die vier übrigen stellen, wobei es aber noch nicht feststeht, ob nicht Preußen drei Bevollmächtigte beansprucht.³⁾“

Die Aufgabe der Kommission erstreckt sich auf die Revision des ganzen Zolltarifs, sowohl hinsichtlich der äußern formalen Anordnung und der Uebereinstimmung desselben mit dem geltigen Maß-, Münz- und Gewichtssystem, als auch hinsichtlich der Angemessenheit der einzelnen Zollsätze, mit Ausnahme jedoch der einer besonderen Beschlußfassung unterliegenden Finanzartikel. Die Kommission hat das Recht, Sachverständige zu vernehmen und Gutachten einzufordern und durch Requisition von Landesbehörden Ermittlungen zu veranlassen.

Dies ist der wesentliche Inhalt des Antrags, den die Ausschüsse stellen und der im Laufe dieser Woche zum Beschlusse erhoben werden wird. Der Reichskanzler wünscht nun Dich zum Vorsitzenden dieser Kommission von Reichswegen zu ernennen und beauftragt mich, Dich zu bitten, diese Stellung als Vorsitzender anzunehmen. Er legt einen großen Wert auf Deine Zusage, und bitte ich Dich, mir womöglich telegraphisch zu antworten, ob Du den Antrag anzunehmen geneigt bist.

Der Kanzler wünscht, daß die Kommission sich noch vor Weihnachten konstituiren und daß die Arbeiten so schleunig behandelt werden, daß eine Vorlage noch an den nächsten Reichstag erfolgen kann. Die Gegner der Zollrevision halten eine Förderung der Arbeiten in der Weise, daß dieselben in wenig Monaten beendigt werden, für unmöglich; der Kanzler wird aber alles daran setzen, um

1) Abgedruckt in meinem Werke „Fürst Bismarck und die Parlamentarier“. Bd. II. S. 303.

2) Derselbe ist bisher ebensowenig veröffentlicht als die folgende Korrespondenz zwischen dem Fürsten Bismarck und dem Freiherrn von Barmbüler, dem Freiherrn von Spizemberg und dem Freiherrn von Barmbüler und letzterem mit ersterem, und dem Grafen Wilhelm von Bismarck und dem Freiherrn von Spizemberg.

3) In welcher Weise demnächst die Kommission thatsächlich gebildet wurde, erhellt aus meinem Werke „Fürst Bismarck als Volkswirt“. Bd. I. S. 170. Note 1.

in kürzester Frist zu einem Ergebnis zu gelangen. Die Arbeitslast wird unter solchen Umständen keine geringe sein; wenn Du Dir aber die Kraft zutraust, so würdest Du der Sache durch Deine Annahme selbstverständlich den größten Dienst leisten.“

Freiherr von Barnbüler antwortete alsbald in zusagendem Sinne. „Die Verwendung, — schreibt derselbe in seinem Erwidrerungsbrief d. d. Hemmingen 3. Dezember 1878 — welche mir der Herr Reichskanzler zugedacht hat, ist ebenso ehrenvoll wie interessant, aber auch sehr schwierig, teils der kurzen Frist wegen, innerhalb welcher die schwierige Aufgabe gelöst und ein sehr umfangreiches Material gesichtet werden muß, teils der schroffen Gegensätze wegen, welche sich auf diesem Gebiete begegnen werden.

Daß die Frist nicht verlängert werden darf, darin stimme ich mit dem Fürsten ganz überein.

Meine Ansichten über die von dem Reich einzuhaltende Zoll- und Handelspolitik sind allgemein und speziell dem Fürsten bekannt; derselbe weiß,¹⁾ daß ich es für geboten halte, die einheimische Industrie im ungleichen Kampfe mit derjenigen des Auslandes durch Zölle so weit zu unterstützen, als nötig ist, um mit dem Auslande konkurrieren zu können auf dem einheimischen Markte, womöglich einen kleinen Vorsprung vor ihr zu gewinnen. Diese Zölle werden wohl nur ausnahmsweise die Grenze von Finanzzöllen übersteigen.

Der Herr Reichskanzler bekennt sich im wesentlichen zu diesen Anschauungen; er hat mir diese ausgesprochen.

Ich darf daher auf seine mächtige Unterstützung rechnen, wenn ich, seiner Aufforderung folgend, mich der schweren Aufgabe unterziehe, welche er mir stellt. Im Vertrauen hierauf werde ich, wenn der Fürst mich beruft, dem Rufe folgen, meine ganze Kraft einsetzen, in obigem Sinne zu wirken, bitte aber sowohl ihn als Dich, genau zu erwägen, ob ich auch wirklich der rechte Mann für die zu lösende Aufgabe bin, ob dazu mein Wissen und Können ausreicht.“

Am 11. Dezember 1878 teilte der württembergische Gesandte Freiherr von Spitzemberg dem Freiherrn von Barnbüler mit, es sei ihm, nachdem er die zusagende Antwort des letzteren zur Kenntnis des Kanzlers gebracht, der nachstehende Brief des Grafen Wilhelm Bismarck zugegangen.

„Friedrichsruh, 3. Dezember 1878.

Eurer Excellenz

wird als Mitglied des Bundesrats jedenfalls bekannt sein, daß in nächster Zeit die Kommission für Revision der Zolltarife zusammentreten soll. Das deutsche Reich als solches wird darin einen, wahrscheinlich sogar zwei Vertreter haben, und mein Vater würde es dankbar erkennen, wenn Sie ihn darüber vertraulich

1) Freiherr von Barnbüler hatte bereits Mitte 1878 dem Fürsten Bismarck eine Denkschrift überreicht, welche sein ganzes steuer- und zollpolitisches Programm enthielt. Diese Denkschrift ist zum erstenmal veröffentlicht in meinem Werke: „Fürst Bismarck und die Parlamentarier“. Bd. II. S. 305 f.

vergewisserten, ob Ihr Herr Schwiegervater ein solches Mandat annehmen würde, auch wenn er nicht den Vorsitz in der Kommission erhielte. Dieser käme ihm allerdings seiner ministeriellen Stellung nach zu — mein Vater glaubt aber, daß er seinen von meinem Vater völlig geteilten Ansichten alsdann weniger Nachdruck würde verleihen können, weil man von dem Vorsitzenden eine gewisse Unparteilichkeit verlangen werde; falls aber Ihr Herr Schwiegervater den Vorsitz zur Bedingung seines Eintritts in die Kommission machte, so würde er sein Recht zur Ernennung des Vorsitzenden zu Gunsten Seiner Excellenz geltend machen. Er weiß allerdings nicht ganz sicher, ob ihm dieses Recht zusteht. Eure Excellenz werden sich indessen leicht darüber informiren können.“

„Soviel mir Hofmann sagte — fügte Freiherr von Spitzemberg diesen Zeilen hinzu — ist schon zwischen ihm und dem Kanzler das Bedenken besprochen worden, ob es im Interesse der Sache liege, Dich um Uebernahme des Vorsitzes zu bitten, da damit der Kommission von vornherein ein sehr ausgesprochen schutzzöllnerischer Charakter aufgedrückt würde und es bei einer Enquetekommission doch zu vermeiden sei, Zweifel in die absolute Unparteilichkeit aufkommen zu lassen. Die Bedenken, über welche damals der Kanzler hinwegkam, scheinen ihm nachträglich wieder gekommen, vielleicht auch von anderwärts ausgedrückt worden zu sein. Ich habe aber, wie ich ausdrücklich bemerke, keine Veranlassung das letztere anzunehmen.“

Du hast jetzt zu entscheiden, was Du auf die zweite Anfrage sagen willst. Sollte Deine Antwort sich in ein paar Worte zusammenfassen lassen, so wäre ich Dir für ein Telegramm dankbar.“

Freiherr von Warnbüler beeilte sich am 6. Dezember aus Hemmingen, dem württembergischen Gesandten seine Entschließung wie folgt zugehen zu lassen.

„Als ich die erste Aufforderung zu dem Eintritt in die Zollkommission erhielt, hatte ich sofort Zweifel darüber, ob meine Wahl eine richtige sei. Einmal bin ich darüber nicht außer Zweifel, ob meine zolltechnischen Kenntnisse ausreichen für die Redaktion eines Zolltarifgesetzes, sodann aber weil ich, wenn auch mit völligem Unrechte für den Prototyp des extremen Schutzzöllners gelte und dies von den Gegnern ausgebeutet würde, um diejenigen, welche einen vermittelnden Standpunkt einnehmen, scheu zu machen.“

Daß das Urteil über meine zollpolitischen Ansichten ein irrtümliches ist, würde wenig helfen, da bekanntlich Vorurteile um so fester haften, je irrtümlicher sie sind, zumal auf einem Gebiete, wo die wenigsten Sachkunde besitzen.

Diesen meinen Bedenken habe ich keinen Ausdruck gegeben, weil ich dem Rufe des Herrn Reichskanzlers mich nicht entziehen wollte und ich mir nicht anmaßte, die Lage besser zu beurteilen als er.

Die Auffassung Hofmanns¹⁾ freilich kann ich nicht teilen, welcher von Parteilichkeit und Unparteilichkeit spricht. Denn wenn die Regierung die Aufgabe

¹⁾ Es liegt hier ein Mißverständnis des Freiherrn von Warnbüler vor, da wir es hier nicht mit einer Auffassung des Staatsministers Hofmann zu thun haben, sondern mit einer Auffassung eines dritten, die Hofmann mit dem Kanzler nur besprach.

hat, sich bei gesetzgeberischer Initiative eine bestimmte Ansicht zu bilden, so können doch diejenigen, deren Ansichten sie nicht teilt, nicht von Parteilichkeit sprechen.

Wenn ich nach dem Gesagten den Fürsten recht dringend und aufrichtig bitte, sich die Frage meiner Berufung noch einmal zu überlegen, und ja zu glauben, daß ich eine Umkehr von seiner ersten Auffassung ganz natürlich fände, so glaube ich andererseits, daß es nicht angezeigt wäre, mir eine andere Stellung einzuräumen als die des Vorsitzenden. Abgesehen davon, daß ich dann Referate übernehmen müßte, welche Spezialisten besser machen, würde die Annahme einer meiner Stellung nicht entsprechenden Rolle mißdeutet und würde meiner Wirksamkeit in der Kommission wie im Reichstage schaden. Der Eindruck auf die öffentliche Meinung bliebe ganz derselbe, ob ich als Vorsitzender oder in anderer Stellung in die Kommission berufen würde.

Einen allgemeinen Gesichtspunkt kann ich schließlich nicht unerwähnt lassen, nämlich den, ob nicht meine Mitgliedschaft an der Kommission meine Wirksamkeit im Reichstage beeinträchtigen würde, ob die Verteidigung der Vorlage nicht als ein Eintreten für die eigene Sache beurteilt würde und dies ohne die offizielle Stellung am Tische des Bundesrats.

Ich bitte den Herrn Reichskanzler, diese Seite besonders zu erwägen.

Ich wiederhole demselben, was ich ihm mündlich gesagt habe: Auf jede Weise, in jeder Form steht dasjenige, was ich in diesen Fragen vermag, zu seiner Verfügung. Er mag nur entscheiden, wie das am zweckmäßigsten geschieht.“

Freiherr von Spizemberg teilte den Inhalt vorstehenden Schreibens am 7. Dezember 1878 dem Fürsten Bismarck mit.

In der Zwischenzeit, bis die definitive Entscheidung des Kanzlers eintraf, war die Lage eine sehr zweifelhafte. Bis zum 20. Dezember 1878, um welche Zeit ungefähr das Schreiben Bismarcks an den Bundesrat d. d. 15. Dezember 1878¹⁾ bekannt wurde, waren die Freunde des Schutzzolls in der größten Besorgnis. Dieselben befürchteten eine abermalige Verschleppung der Zolltariffrage. Deshalb schlug der Reichstagsabgeordnete H. Kentsch dem Abgeordneten Dr. Löwe für Mitte Januar die Berufung der volkswirtschaftlichen Vereinigung des Reichstags nach Berlin vor, zu keinem andern Zwecke, als auf die Regierung eine moralische Pression behufs deren handelspolitischer Stellungnahme auszuüben.²⁾

¹⁾ Abgedruckt in meinem Werke Fürst Bismarck als Volkswirt. Bd. I. S. 170.

²⁾ „Wir einigten uns“ — schreibt Kentsch unterm 28. Dezember 1878 an Freiherrn von Barmbüler — „mit Herrn Berger (Herr v. Schorlemer = Alt war bereits nach Hause gereist) dahin, Eurer Excellenz Ansichten über die Zweckmäßigkeit einer solchen Berufung zu erbitten, zuvor jedoch bis etwa Neujahr uns über die Intentionen der Regierung näher zu orientiren. Was inzwischen geschehen, hat meine Besorgnisse vollständig verschwinden lassen, und das letzte Bedenken, in welcher Weise Bismarcks Finanzzolltheorie mit dem Schutz nationaler Arbeit zu vereinbaren sein möchte, ist durch Eurer Excellenz Ernennung beseitigt

Ende Dezember 1878 erfolgte die Zusammensetzung der Zolltarifkommission und die Ernennung des Freiherrn von Barmbüler zum Vorsitzenden derselben. Ueber die weitere Entwicklung geben folgende, bisher unveröffentlichte Aktenstücke Aufschluß:

Friedrichsruh, 2. Januar 1879.

Seiner Excellenz
dem Herrn Staatsminister
Freiherrn von Barmbüler, Berlin.¹⁾

Indem ich Eurer Excellenz meinen ergebensten Dank dafür ausspreche, daß Sie Sich bereit erklärt haben, an den Arbeiten der Zolltarifkommission in der Eigenschaft eines Vorsitzenden teilzunehmen, bitte ich um die Erlaubnis, die nachstehenden, unvorgreiflichen Ansichten über die Aufgaben der Kommission Ihrer gefälligen Erwägung zu unterstellen.

Zunächst wird meines Erachtens jede mit der Wichtigkeit des Gegenstandes verträgliche Beschleunigung der Kommissionsarbeiten von seiten des Bundesrats mit Dank erkannt werden müssen, da es ein Bedürfnis der verbündeten Regierungen ist, ihre Beschlüsse über das Ergebnis der Kommissionsberatungen so früh fassen zu können, daß sie dieselben dem Reichstage rechtzeitig vorzulegen vermögen.

Nach den Beschlüssen des Bundesrats werden die Arbeiten der Kommission sich auf den ganzen Umfang der Tarifrage zu erstrecken haben, und durch mein der Kommission gleichfalls zur Beratung überwiesenes Schreiben vom 15. Dezember vorigen Jahres ist dieselbe in die Lage gesetzt, sich über die mit dem Tarife in sachlichem Zusammenhange stehenden volkswirtschaftlichen Fragen auszusprechen. Wenn daher die Kompetenz der Kommission eine unbeschränkte ist, so glaube ich doch in den Verabredungen, welche die Finanzminister und Vertreter der Bundesregierungen im August vorigen Jahres zu Heidelberg getroffen haben, bei der maßgebenden Bedeutung der Teilnehmer an denselben und bei der Einstimmigkeit ihrer Beschlüsse eine Direktive für die Kommission erkennen zu dürfen. Indem ich ein Exemplar des in Heidelberg vereinbarten Schlußprotokolles beizufügen mich beehre, bemerke ich, daß die Kommission nach der Allgemeinheit ihres Mandats zweifellos berechtigt ist, sowohl die dort berührten Punkte zum Gegenstande ihrer Beschlüsse zu machen, als auch in Bezug auf dort nicht angeregte Fragen Anträge und Vorschläge an den Bundesrat zu richten.

Wenn in Bezug auf einzelne, in das Gesamtgebiet des Tarifwesens fallende Fragen Spezialenqueten teils bereits stattgefunden haben, teils noch schweben,

worden. Wenn nunmehr noch an eine Berufung der volkswirtschaftlichen Vereinigung zu denken sein sollte, welche durch die Anwesenheit vieler unserer Mitglieder im preussischen Herren- und Abgeordnetenhaus wesentlich erleichtert sein würde, so könnte nur noch die Unterstützung der Regierungspolitik in Frage kommen.“

¹⁾ Es ist dies wohl jenes Schreiben Bismarcks, von dessen Existenz die Zeitungen zu berichten wußten, dessen Wortlaut aber bisher noch nicht bekannt war. Vergleiche mein Werk „Fürst Bismarck als Volkswirt“. Bd. I. S. 180. Note *).

so werden meines Erachtens durch diesen Umstand die Gegenstände derselben keineswegs von dem Gebiete der Kommissionsberatungen ausgeschlossen.

Die hervorragend wichtige Frage bezüglich der Behandlung des Tabaks wird durch die Beschlüsse der Zolltarifkommission ebensowenig definitiv entschieden werden können wie durch das Gutachten der Spezialkommission für die Tabaks-enquete. Erst nach amtlichem Meinungsaustausch unter einander werden die verbündeten Regierungen feste Stellung zu der Frage nehmen können, für welche dem Reichstage zu machende Vorlage sie die Verantwortlichkeit zu übernehmen bereit sein werden. Die von seiten der Enquetekommission für Tabak dem Vernehmen nach gefaßten Beschlüsse können keine andere als informativische Tragweite haben, um so weniger, als angenommen werden muß, daß die Mitglieder jener Kommission nur eigene, persönliche und nicht Ansichten verantwortlicher Regierungen vertreten haben. Für jede Bervollständigung des Materials, welche die von Eurer Excellenz geleiteten Kommissionsarbeiten auch bezüglich der Tabaksfrage liefern werden, können meines Erachtens die verbündeten Regierungen nur dankbar sein. Die Beschlüsse der in Heidelberg vereint gewesenen Herrn Minister geben auch in dieser Beziehung Fingerzeige und Anhaltspunkte, welche für die definitiven Beschlüsse des Bundesrats voraussichtlich eine entscheidende Bedeutung haben werden.

gez. von Bismarck.

Friedrichsruh, 4. Januar 1879.

Seiner Excellenz
dem Herrn Staatsminister
Freiherrn von Arnhäuser.

Auf Eurer Excellenz gefällige Anfrage bin ich sehr gern damit einverstanden, daß den Herren Mitgliedern der Kommission mein Schreiben vom 2. dieses Monats¹⁾ zur vertraulichen Kenntnissnahme in Abschrift mitgeteilt wird, wenn ich auch in demselben ursprünglich nur meine persönliche Meinung behufs vertraulicher Benutzung niederzulegen beabsichtigte. Ich wurde hierzu besonders veranlaßt durch die Ueberzeugung, daß Eure Excellenz behufs Leitung der Verhandlungen notwendig Kenntniss von dem Heidelberger Schlußprotokoll haben mußten, um die maßgebende Bedeutung derselben zu berücksichtigen und die Konsequenzen zu ziehen, welche sich aus dem Inhalt für die Begutachtung des gesamten Tarifs nach dem Ermessen der Kommission ergeben werden.

gez. von Bismarck.

Berlin, den 16. Februar 1879.

An den Vorsitzenden der Zolltarifkommission,
Königlich württembergischen Staatsminister a. D.,
Herrn Freiherrn von Arnhäuser, Excellenz.

Eurer Excellenz ist es nicht unbekannt, daß der Plan einer Revision unseres Zolltarifs mächtige und einflußreiche Gegner besitzt, deren Bemühung zunächst

¹⁾ Vergleiche die vorhergehende Urkunde.

auf Hinausschiebung der Revision gerichtet ist. Der erste Schritt dazu wäre die Verhinderung einer rechtzeitigen Vorlage für die gegenwärtige Reichstagsession. Dieser Gefahr gegenüber würde ich Eurer Excellenz zu lebhaftem Danke verpflichtet sein für jede Beschleunigung der Arbeiten der unter Ihrem Vorsitze tagenden Kommission. Um eine rechtzeitige Vorlage für den Reichstag zu erzielen, wird es nötig sein, daß die Arbeiten des Bundesrats an denselben in den ersten Tagen des März beginnen können. Eure Excellenz ersuche ich deshalb ganz ergebenst, auf die möglichste Förderung der Kommissionsarbeiten geneigtest hinzuwirken zu wollen.

gez. von Bismarck.

Die Arbeiten der Kommission wurden von Barnbüler so sehr gefördert, daß derselbe bereits am 1. April 1879 in der Lage war, das Ergebnis der Beratungen dem Bundesrate vorzulegen. Damit war die demselben vom Reichskanzler übertragene wichtige Kommission erledigt.

Julius von Hölder. ¹⁾

In dem kürzlich erschienenen II. Bande des von mir herausgegebenen Werkes „Fürst Bismarck und die Parlamentarier“ nehmen die Tagebuchaufzeichnungen des früheren württembergischen Ministers des Innern von Hölder über seine Teilnahme an den Reichstagsverhandlungen in den Jahren 1871—1879 einen breiten Raum ein. Da sich Herr von Hölder bei seinen Aufzeichnungen der größten Unparteilichkeit befleißigt hat, und da derselbe sowohl in Berlin als auch in Stuttgart in enger Fühlung mit den leitenden Kreisen sowohl der Regierung als auch der Volksvertretung lebte, so darf sein Tagebuch für die Beurteilung der von ihm geschilderten Verhältnisse als eine wertvolle Quelle bezeichnet werden. Hölder selbst zeigt sich aus seinen Tagebuchaufzeichnungen in dem besten Lichte; er ist ein freidenkender, nebenbei aber sehr praktischer Mann, ein Partikularist in des Wortes gutem Sinn, der zwar den Unitarismus bekämpft, an Kaiser und Reich aber mit ganzem Herzen hängt und darum vor keinem Opfer zurückschreckt, wenn es gilt, das Reich zu festigen, sei es auf den Gebieten der materiellen oder kulturellen Interessen.

¹⁾ von Hölder, Julius, Rechtsanwalt in Stuttgart. Geboren den 24. März 1819 (evang.). Im Frühjahr 1848 vom März-Ministerium als Regierungsrat in das Ministerium des Innern berufen, nahm im Januar 1853 wegen politischer Mißliebigkeit seine Entlassung aus dem Staatsdienst und ließ sich in seiner Vaterstadt Stuttgart als Advokat nieder. Landtagsabgeordneter im Jahre 1849 und 1850, desgleichen seit 1856; 1862 einer der Gründer des deutschen Abgeordnetentags, 1865—66 Gründung der nationalen (deutschen) Partei in Württemberg unter seiner Mitwirkung im Kampfe gegen Volkspartei, Ultramontane und Regierungsanhänger. Berichterstatter der württembergischen Abgeordnetenkammer im Juli 1870 über die Verträge Württembergs mit dem Norddeutschen Bund, betreffend den Eintritt Württembergs in das Deutsche Reich. Reichstagsabgeordneter von 1871—73 und wiederum infolge einer Zwischenwahl vom Herbst 1875 bis 1881. Seit Frühjahr 1875 Präsident der württembergischen Abgeordnetenkammer (nationalliberal). Im Jahre 1881 zum württembergischen Minister des Innern ernannt. Verstorben am 30. August 1887.

Die Hölder'schen Aufzeichnungen sind stilistisch nicht ausgearbeitet; es sind oft nur ganz knappe, fragmentarisch gehaltene Satzbildungen. Den Sätzen unter einander fehlt oft jede Verbindung. Man sieht es dem Tagebuch an, daß dem Verfasser nur darum zu thun war, die wesentlichen Vorgänge festzuhalten; zu sorgfamer Ausarbeitung fehlte im Drange der Geschäfte und des großstädtischen Berliner Lebens die Zeit.¹⁾

Die Tagebuchaufzeichnungen v. Hölders schließen im II. Bande meines eingangs erwähnten Werkes mit den Kämpfen um die Zolltarif-Reform, an denen derselbe hervorragenden Anteil nahm. Hölder stimmte für den von Bismarck dem Reichstag im Jahr 1879 vorgelegten Zolltarif und war bei dem Austritt der schutzzöllnerisch gesinnten Nationalliberalen aus der im Lasferschen Fahrwasser schwimmenden nationalliberalen Partei mit die treibende Kraft.

Die Gegensätze, welche am Schluß der Session zur Beratung des Zolltarifs den Austritt des rechten Flügels der Nationalliberalen verursacht hatten, machten auch noch in der folgenden Session das Gebälk der verschiedenen Fraktionen erzittern. Zunächst bildete sich aus der Zahl der ausgeschiedenen Nationalliberalen eine eigene Fraktion. Ueber diese Parteibildung, die Entwicklung der neuen Fraktion, ihr Verhältnis zum Fürsten Bismarck und den anderen Parteien ist bisher noch so viel als nichts veröffentlicht worden. Um so dankbarer muß man dafür sein, daß sich die Tagebuchaufzeichnungen des Abgeordneten von Hölder auch über alle diese Fragen mit größter Ausführlichkeit verbreiten. Die betr. Aufzeichnungen haben um deswillen einen großen Wert, weil Hölder innerhalb der ausgeschiedenen Gruppen neben Schauß als Führer gelten konnte, und weil er auch nach dem Ausscheiden aus der nationalliberalen Partei mit Bennigsen und anderen gemäßigten Faktoren innerhalb der Fraktion gute Beziehungen fort unterhielt.

Bevor wir zur Schilderung der gedachten parlamentarischen Kämpfe übergehen, möchten wir noch einige Worte über die Entstehung des deutsch-österreichischen Bündnisses vorausschicken.

Ueber die russische Verstimmung gegen Deutschland, welche Bismarck im Herbst 1879 bewog, sich nach Wien zum Abschluß eines Bündnisses mit Oesterreich zu begeben, erfuhr der Reichstagsabgeordnete Hölder Näheres aus dem Munde eines ihm befreundeten Staatsmannes, der mit dem Reichskanzler während eines mehrtägigen Aufenthalts in Gastein öfter zusammen gekommen war. Hölders Tagebuch besagt darüber unter dem Datum 18. Oktober 1879 folgendes:

Rußland hatte bei Frankreich ein Schutz- und Trutzbündnis nachgesucht mit offener Spitze gegen Deutschland, war aber abgewiesen worden. Auf wie lange steht bei der Wankelmütigkeit der Franzosen dahin. Die Hezereien der russischen Blätter gegen Deutschland konnten nicht erfolgt sein ohne Zulassung des Kaisers. Derselbe hatte sich geweigert, auf deutschem Boden mit dem

¹⁾ Das Tagebuch folgt weiter unten in dieser seiner ursprünglichen, ungelünstelten Form. Ich glaube, eine stilistische Ausarbeitung, wie sie der Verfasser vielleicht für später ins Auge gefaßt haben mochte, wäre für einen andern Herausgeber ein Mißgriff gewesen.

deutschen Kaiser zusammen zu kommen; gleichwohl ging letzterer in das kleine polnische Städtchen Alexandrowo. Bismarck war gegen die Zusammenkunft. Der Kronprinz habe den Reichskanzler bei seiner Haltung Rußland gegenüber unterstützt.

Zur Reise nach Wien habe Bismarck zwar die Erlaubnis des Kaisers gehabt, zur Unterzeichnung des Bündnisses habe letzterer aber lange sich nicht entschließen können. Zweimal habe das gesamte preußische Ministerium, Bismarck an der Spitze, seine Entlassung angeboten, bis der Kaiser sich fügte. Die innere Krisis habe 14 Tage gedauert. Stolberg sei von Baden unverrichteter Sache zurückgekommen. Erst der Kronprinz scheint die Sache ins reine gebracht zu haben. Bismarck habe in Wien sehr weit gehen wollen, bis zu einem Verfassungsbündnis, das die Zustimmung der beiderseitigen Volksvertretungen nötig gehabt hätte. Dieser Gedanke sei aber nicht zur Ausführung gekommen.

Auf die Anfrage, ob Bismarck im Hinblick auf die Unzuverlässigkeit der Oesterreicher dem Kaiser von Oesterreich traue, habe Bismarck in Gastein geantwortet, er verlasse sich auf die gemeinschaftlichen resp. österreichischen Interessen.

Der Abschluß des Bündnisses — bemerkte der Gewährsmann Hölders — sei notwendig gewesen. Allein daß es notwendig gewesen und Bismarck, gewiß nur gedrängt durch die Situation, zu demselben habe greifen müssen, sei das Bedenkliche. Rußland und Frankreich seien jetzt noch mehr als früher auf einander angewiesen, und man müsse sich darauf gefaßt machen, daß früher oder später der Zusammenstoß erfolge.

Auszüge aus Hölders Tagebuch über die III. Session der
IV. Legislaturperiode des deutschen Reichstags
12. Februar bis 10. Mai 1880.

Stuttgart, den 15. Februar 1880.

Letzten Freitag erfahre ich, daß ich zum zweiten Vizepräsidenten des Reichstags gewählt worden bin. ¹⁾ Heute lehne ich die Wahl ab. Die Gründe liegen nahe. Alle Liberalen gaben weiße Zettel ab. Telegramme und Briefe hin und her. Die Sache bewegte mich einigermaßen, meine Aufgabe war mir aber bald klar. Morgen um 12 Uhr geht es nach Berlin zum Reichstag.

Berlin, den 18. Februar 1880. Mittwoch.

Gestern kam ich glücklich hier an. Seit Samstag Gratulationen von allen Seiten wegen der Wahl zum zweiten Vizepräsidenten und ewige Erklärungen meinerseits, warum ich nicht annehmen könne. Denkende Personen begriffen die Gründe. Ich bemühte mich, die Redaktionen des „Merkur“ und der „Landeszeitung“ zur Darstellung der Sache in letzterem Sinne zu bestimmen, und Neuberg vom „Neuen Tagblatt“ erschien noch am Montag während des Ein-

¹⁾ In der Sitzung vom 13. Februar 1880 war Graf Arnim-Boitzenburg zum Präsidenten des Reichstags, Freiherr von Franckenstein zum ersten, von Hölder zum zweiten Vizepräsidenten gewählt worden.

packens bei mir und entwarf in meinem Einverständnis ein Artikelchen.¹⁾ Hier wird mir bestätigt, daß der Vorschlag meiner Person und das Beharren auf demselben trotz der Ablehnung meiner näheren Parteigenossen von Warnbüler ausging. Derselbe bemerkte zu Römer auf dessen Einwurf, ich könne bei dieser Sachlage unmöglich annehmen, „Sie rechnen nicht mit der menschlichen Eitelkeit.“ Hier erkennen nahezu alle (Hohenlohe, der Präsident Arnim, Kardorff u. s. w.) die Richtigkeit meiner Handlungsweise an. Nur Warnbüler ist ungehalten.

Was wird aus unserer Gruppe werden? Sie ist klein und doch viel umworben. Bisher hat Römer deren Geschäfte besorgt. Wir berechnen unsere Zahl auf 16—17. Fürst Carolath von den Freikonservativen ist beigetreten. Die letzteren wie die Nationalliberalen bewerben sich darum, unsere Zahl bei Aufteilung der Kommissionen sich berechnen zu dürfen. Beide machen Anerbietungen. Römer mit den wenigen Anwesenden schließt mit den Nationalliberalen den Pakt ab: Volle Unabhängigkeit im Materiellen; die Nationalliberalen müssen bei Kommissionen von 21 oder mehr Mitgliedern von unserer Gruppe einen, der von uns bezeichnet wird, annehmen, bei Kommissionen von 14 je das anderemal einen. Unter diesen Bedingungen dürfen sie unsere Zahl im Seniorenkongress sich zurechnen. Achtsamkeit notwendig gegen Intriguen und Uebervorteilungen. Das Ausinnen, wieder einzutreten, weisen wir entschieden ab. Römer scheint bei den Verhandlungen energisch und klug gewesen zu sein. Setzt müssen sie uns beachten, während man uns früher seitens der in der Fraktion regierenden Oligarchie beinahe beleidigend ignoriert hat. Wie wird es in der nationalliberalen Partei gehen? Wird der linke Flügel sich von Bennigsen und seinem Anhang trennen? Letzterem wäre es wohl am liebsten, wenn etwa ein halbes Duzend vom linken Flügel austreten würde. Man sagt, Lasfer habe sich in die Fraktionsliste noch nicht eingetragen. Aber Jordanbeck? Wie wird Bennigsen mit diesem auskommen?

Der für uns günstigste Fall, daß etwa ein Duzend vom rechten Flügel austreten und uns verstärken, wird wohl nicht eintreten. Bennigsen hält ängstlich seine Leute zusammen.

Berlin, 19. Februar 1880.

Gestern um 8 Uhr Sitzung unserer Gruppe. Wir waren zu fünf, zählen im ganzen 16, incl. des zweifelhaften Behr und des neu hinzugekommenen Fürsten Carolath. Diesem ist es wohl, wie uns, vom bisherigen Fraktionszwang erlöst zu sein. Die meisten fehlen noch, sind aber zuverlässig. Wir besprechen unsere Verstärkung. Löwe, Mosle, Falk? Vielleicht noch einzelne von national-liberaler und freikonservativer Seite. Wer die Gelegenheit zum Austritt veräußerte, dem fällt es jetzt schwer. Manche versichern uns, sie seien ganz einverstanden und entschuldigen sich, daß sie nicht auch gehen. Welchen Namen

¹⁾ Vergl. die betreffenden Artikel im Stuttgarter „Neuen Tagblatt“ vom 17. Februar 1880, Nr. 39, und 18. Februar 1880, Nr. 40.

sollen wir annehmen? „Liberale Gruppe?“ Dieser mein Vorschlag gefällt. Wir setzen alles aus, bis die anderen einrücken. Haltung: wie bisher liberal, ohne den Doktrinarismus der nationalliberalen Partei. Offene Anerkennung der zu verbessernden Punkte, wo man aus Doktrinarismus zu weit gegangen ist. Selbständig, aber ohne die Gehässigkeit gegen Bismarck. Freiheit von der bisherigen Fraktionsherrschaft. Eher vielleicht könnten wir von freikonservativer Seite Verstärkung bekommen. Einige Württemberger gehören eigentlich zu uns; allein der Fraktionsverband ist ein mächtiger.

Was wäre nun wünschenswert, im Auge zu behalten und mit aller Vorsicht anzubahnen? Eine Fraktion, die unabhängig ist vom beherrschenden Berlinertum und von der spezifisch preussischen Parteipolitik, in der auch Süddeutschland mit seinen Anschauungen und Interessen mehr als in den bestehenden Fraktionen zur Geltung kommt. Gegen zu weit gehende Zentralisationsgelüste: hier muß man vorsichtig sein, um nicht zu erschrecken.

Der Name könnte sein: „Liberale Partei.“ Die „Mäßigung“ und die Möglichkeit, daß auch „gemäßigt“ Konservative beitreten, würde sich von selbst machen; die Unterscheidungsmerkmale sind hier flüchtig. Das Beiwort „national“, in Württemberg der Name „deutsche Partei“, weist auf einen Gegensatz früherer Zeit hin, dessen Bedeutung mehr und mehr nach seinem früheren Sinne zurücktritt. Er stößt aber noch manche ab und erinnert unnötigerweise an frühere verletzende Kämpfe.

Ich glaube, im Sinne des oben Bemerkten ließe sich in Württemberg wie im Reichstag mit dem Namen „liberale Partei“ und entsprechender sachlicher Haltung etwas machen, in Württemberg vielleicht alles außer den Extremen vereinigen. Dann könnte vielleicht bei den nächsten Reichstagswahlen in Württemberg und Bayern auf den Namen der „liberalen“ Partei gewählt werden und dadurch die neue Gruppe zur mächtigen Fraktion heranwachsen. — Vorerst aber ist abzuwarten.

Berlin. Freitag, den 20. Februar 1880.

Gestern abend bei N. Wir besprachen die Fraktionsverhältnisse. Ihn und einige andere hörte ich gestern von Bildung einer großen liberalen Partei sprechen, welche die Zukunft bringen könne. Wir wollen einmal mit einer kleinen anfangen.

Von verschiedenen Seiten höre ich, daß Bismarck mit dem Gang der Präsidentschaftswahlen sehr unzufrieden sei (Arnim, ultramontane konservative Allianz).

Berlin, 21. Februar 1880. Samstag.

Gestern wurde Ackermann zum zweiten Vizepräsidenten gewählt mit nur 102 Stimmen; gegen 90 weiße Zettel. Die Freikonservativen gaben meist auch weiße Zettel ab. Bismarck soll zu Arnim, als dieser ihn besuchte, gesagt haben, Wennigsen wäre ihm als Präsident lieber gewesen.

Gestern besprach ich mit Löwe, dem Präsidenten der anno 1849 in Stuttgart gesprengten Nationalversammlung, die politische Situation und die Partei-

frage. Wir fanden uns in der Hauptsache einig; er wird, vielleicht noch mit einigen anderen, unserer Gruppe beitreten.

Berlin, den 23. Februar 1880. Montag.

Mit den Nationalliberalen stehe ich freundlich. Aus meiner Ablehnung der Wahl zum zweiten Vizepräsidenten haben sie eine Bürgschaft dafür, daß ich trotz meines Ausscheidens aus der Fraktion der liberalen Sache getreu bin.

Berlin, den 24. Februar 1880. Dienstag.

Gegen die Militärvorlage ¹⁾ läßt sich der Hauptsache nach mit Grund nicht opponiren. Deutschlands zentrale Lage bedingt die eventuelle Notwendigkeit, nach zwei Seiten zugleich Front zu machen. Dies ist zwar eine Last, zugleich aber auch eine nationale Ehre, weil Deutschland damit zur maßgebenden Macht in Europa wird. Der geschichtlichen Mission, die ihr beschieden, muß jede Nation gerecht werden, wenn sie nicht verkümmern will. Die Gebote der Selbsterhaltung und der Ehre fallen zusammen. Zu bedauern sind die, welche von Jugend an für Deutschlands Größe, Einheit und Macht geschwärmt haben und dann, wenn es gilt, auch die Lasten und Opfer dieser Mission zu bringen, dies kleinlich ablehnen.

Viele Nationalliberalen äußern sich unter vier Augen in dem Sinn, sie seien ganz unserer (der Ausgetretenen) Ansicht über die Parteiverhältnisse und würden sich gerne anschließen, aber — — Unsere Gruppe hat sich eben noch nicht als kriegsführende Macht bewährt, und mir ist es nicht mehr gegeben, in diesem Sinne mich in neue Parteikämpfe zu stürzen. Detker sagte mir gestern in diesem Sinne, er habe sich nach langer Ueberlegung von neuem dem Teufel verschrieben, das heißt bei den Nationalliberalen eingezeichnet.

Gewöhnlich knüpfen sich an derartige Gespräche nachträgliche Erörterungen darüber, ob Bennigsen vor zwei Jahren hätte ins Ministerium eintreten sollen. Bismarck habe geäußert, mit Mühe habe er die Thür etwas öffnen können, um einen hereinzulassen; da habe dieser zwei Weitere mit hereindrücken wollen, und die Thür sei wieder zugefallen. Meyer (Bremen) erzählt, im letzten Stadium der Verhandlungen habe Bennigsen ihm gegenüber geäußert, die Dinge lägen nun so, daß er allein immer noch ins Ministerium treten könnte.

Detker meint, er hätte eintreten und damit den Anstoß zur Neubildung der Partei geben sollen. Erörterung der Frage, ob er sich nicht bald abgenützt hätte? Detker verweist verneinend auf Falk.

¹⁾ Am 22. Januar 1880 hatte Bismarck dem Bundesrat den Entwurf eines neuen Militärgesetzes vorgelegt, welches in erster Linie ein neues Septennat gemäß dem im Jahre 1874 mit dem Reichstag geschlossenen Kompromiß vorschlug. Ferner die Erhöhung der Friedenspräsenzstärke gemäß der Volkszählung von 1875 um 25 615 Mann, der Kriegsstärke um 80—90 000 Mann. Auch wurde behufs besserer Ausbildung die Heranziehung der Ersatzreserve erster Klasse zu Friedensübungen verlangt. Begründet wurde die Vorlage unter anderem auch mit der „numerischen und organisatorischen Ueberlegenheit“ der Streitkräfte Frankreichs und Rußlands, welche durch schlagendes Zahlenmaterial klargestellt wurde. Der Bundesrat nahm die Vorlage am 9. Februar einstimmig und unverändert an.

Berlin, den 25. Februar 1880. Mittwoch.

In der nationalliberalen Fraktion hat es dem Vernehmen nach gestern die ersten Reibungen gegeben und Forckenbeck Besprechung der beherrschenden politischen Fragen verlangt, um ins klare zu kommen, ob die Fraktion die erforderliche Homogenität besitze.

(Fortsetzung folgt.)



Die Ordre des Grafen von Guise.

Eine Erinnerung an die Tage von Leipzig.

Von

Nataly von Eschstruth.

(Schluß.)

Sekundenlang herrschte Stille, dann strich der Graf über die Stirn, als wolle er solche Gedanken fortwischen: „Eine weiße Rose — aber dennoch eine Rose! — Wunderbare, unerklärliche Macht, welche in der „Deutschen Treue“ liegt. — Ich weiß es, Gabriële, daß die Dornen dieser weißen Rose auch Ihr Herz blutig rissen, aber das deutsche Weib tritt voll edler Treue lieber das eigene Herz in den Staub, ehe es ein anderes durch gebrochene Schwüre tötet.“ — Wieder eine kurze, schwere Pause. Dann fragte er leise: „Sie sind vermählt, Gräfin?“

Unfähig zu sprechen, schüttelte sie das Haupt, aber ihre Hand entwand sich aufzuckend der seinen. „Sie wurden frei?!“ — wie ein Jubelschrei klang es von seinen Lippen.

Da blickte sie ihn an, weich und traurig, aber mit der keuschen Hoheit einer Priesterin: „Des Feldzugs Ende soll meine Hochzeit feiern. Ich selber habe es so bestimmt.“

Er trat erbleichend zurück. „So kann nur mein Herzblut die weiße Rose noch in eine rote wandeln. Wer weiß wie bald. Noch aber darf's nicht sein. Mein Leben gehört dem Kaiser, heute mehr denn je. Und dennoch liegt's in Ihrer Hand. Wir sind Flüchtlinge, Gräfin! Der Kopf des Grafen Guise ist zum Ziel der feindlichen Patrouillen geworden. Sie kennen mich, Gräfin; ein Wort von Ihnen, welches den Grafen Guise verrät, ist mein Verderben. Man sucht mich; man verfolgt mich — die Mummerei dieser falschen Uniform wird mir nichts nützen, wenn sie meinen Namen nennen. Werden Sie es thun, Gräfin? Werden Sie mich ausliefern und vor die Büchsen meiner Mörder stellen? Sie müssen — und sie werden mich töten, wenn sie die Ordre, die sie bei mir suchen, nicht finden. Ich lasse mein Leben, aber nicht sie. — Den Feind bitte ich nicht

um Gnade — aber Sie, Gräfin, Sie, die liebe, freundliche Feindin flehe ich an, verleugnen Sie den Grafen Guise! Kennen Sie mich nicht! Weder vor Ihren Eltern noch vor den Verfolgern! — Lassen Sie mich Marquis d'Amance und jenen dort den Lieutenant Ormont sein! — An Ihrem Schweigen hängt mein Leben. Bitt' ich Sie vergebens, Gräfin?"

Voll hoher Erregung umschloß Gabriële seine Hände. „Gelobt sei Gott! — Endlich, endlich kann ich Ihnen mein gerettet Leben, meine Ehre danken, Graf!"

Abermals küßte er ihre Hände — dann sah er lebhaft empor: „Ja, Gräfin, danken Sie es mir! Thun Sie noch mehr als schweigen! Verbergen Sie uns! Helfen Sie uns bei Tagesgrauen dem Bereich des Feindes entfliehen — —“ Er verstummte und hob jäh das Haupt. Ein Geräusch ward laut. In den Gebüsch draußen raschelte es.

Lecoq zog die Pistolet, Guise riß die seine aus dem Riemen und spannte den Hahn.

„Das Licht verrät uns!“ — rief Lecoq mit gedämpfter Stimme und wandte sich hastig, es zu löschen.

Guise wehrte ihn ab. „Dunkelheit kompromittirt die Gräfin!“ rief er stolz. Gabriële wies erregt auf die offene Kellerthür.

„Verbergen Sie sich! — Um's Himmels willen schnell, ich höre Schritte — hinab! — hinab!“

Sie vollendete kaum, als ein mächtiges „Hurra“ aus rauhen Männerkehlen rings um das Gartenhaus erschallte.

Mit leisem Aufschrei warf sich Gabriële gegen die Thüre, in welcher, wie aus der Erde empor gewachsen, Bietensche Husaren erschienen, sich voll wilden Eifers auf die beiden Offiziere werfend. Die Franzosen sprangen, Deckung suchend, hinter die Gartenbank. — Lecoq hob in knirschender Aufregung die Waffe. — ein Knall, Rauchwolken — aufstöhnend sank ein Husar zusammen.

Wilde, furchtbare Erregung. Von draußen drängten die Preußen nach, noch ein paar Pistolenschüsse, dann sanken die beiden Franzosen, von den Säbeln ihrer Verfolger durchbohrt, auf die Fliesen nieder.

Mit einem Aufschrei der Verzweiflung versuchte Gabriële sich dazwischen zu werfen — Männerfäuste packten sie und drängten sie heftig zurück.

Da gelte ihre Stimme durch den wüsten Lärm. „Zurück, Soldaten! — Schmach und Schande über die deutsche Hand, die wehrlose Gefangene mordet!“

Einen Moment wichen die Husaren zurück: „Es sind französische Stafettenreiter, welche wir verfolgen!“

Ein junges Bürschchen drängt sich mit glühenden Wangen näher. „Der Sebastianische Reiter ist Graf Guise!“ ruft er — „der trägt die Ordre bei sich!“

„Sebastianischer Reiter?“ — wiederholt Gabriële, mit heftiger Bewegung die Nächststehenden zurückstoßend, um sich neben Guise auf die Erde zu werfen und voll Entsetzen auf sein blutüberströmtes Haupt nieder zu starren; „dieser Mann der alten Garde ist Marquis d'Amance, mir persönlich aus Paris bekannt! Zurück von ihm!“

Der Schwerverwundete öffnet die Augen, sein Blick trifft sie wie in stummem Dank.

Die Husaren blicken sie finster an. Die beiden Franzosen liegen überwältigt vor ihnen, wie in jäher Betroffenheit erkennen sie im unstät flackernden Lichtschein die Gardeuniform des einen.

„Thorheit! Sie müssen es sein!“ murrte der Nächststehende. „Sie sind von den Pferden gesprungen und haben sich hier in den Garten geflüchtet! Untersucht sie, sie tragen die Ordre bei sich!“

Gabriële richtet sich stolz empor und hebt den Arm. „Keiner rührt diesen Schwerverwundeten an, welchem jede Erschütterung den Tod bringen kann!“

Schritte näherten sich dem Gartenhaus, lautes Rufen und Sprechen.

Die Schüsse haben das Schloß alarmirt.

Ein alter Diener tritt keuchend vom schnellen Lauf in das Gartenhaus. „Gräfin! liebe, gute Gräfin — Gott sei Lob und Dank, Sie sind heil und gesund inmitten der Unjern!“ ruft er jubelnd, wendet sich abermals der Thüre zu und schreit durch die Nacht: „Hierher, Herr Graf! Sie lebt! sie ist unverfehrt!“

Eine hohe, stattliche Jünglingsgestalt springt die Treppe empor. Das Haupt ist von Binden umgeben, der rechte Arm ruht in der Schlinge.

„Gabriële!“ ruft er, „Gott sei gelobt!“ und er schlingt den gesunden Arm stürmisch um sie, zieht sie an die Brust und blickt ihr angstvoll forschend in die Augen.

„O Leo! Dich schickt der Himmel!“ ruft ihm die Comtesse bleich wie der Tod entgegen, „komm, hilf mir, rette, ehe es zu spät wird!“

Der Blick des jungen Grafen trifft jetzt erst die Franzosen. Seine Stirn umwölkt sich, heftig tritt er näher. „Feinde! — Feinde hier in Deiner Nähe! Der Fuchs auf der Fährte unserer weißen Taube!“ — er lacht ingrimmig auf. „Aber, Gott sei Lob und Dank, auch wackere Brüder in der Nähe, Dich vor ihm zu schützen!“ — Er streckt den nächststehenden Husaren mit aufblitzendem Auge die Hand entgegen.

Gabriële schüttelt erregt das Haupt. „Du irrst, Leo! Ich war nicht im mindesten gefährdet! Als sich diese beiden Unglücklichen in das Gartenhaus flüchteten, entdeckten sie durch Zufall mein Versteck und beschworen mich, sie zu dem Befehlshaber dieses Schlosses zu führen. Sie sind Ueberläufer, die halb verhungert und ermattet sich dem Feinde stellen wollten. Da ich die Herren zufällig von Paris aus kannte, war ich just im Begriff, sie zu Dir zu bringen, lieber Leo, als hier die Soldaten eindringen, die beiden Hilflosen ohne zu fragen ‚woher und wohin‘ zusammenzustechen!“

„Verzeihung, Gräfin!“ antwortete der junge Husarenoffizier, welcher die Patrouille geführt, beinahe heftig; „wenn die Franzosen sich ausliefern wollten, warum schossen sie auf uns? Warum zwangen sie selber uns, Gebrauch von den Waffen zu machen?“ und sich zu Leo wendend, berichtete er ihm kurz, daß es sich um die Verfolgung eines französischen Offiziers handle, welcher eine äußerst wichtige kaiserliche Ordre an den Kronprinz von Schweden zu bringen habe.

Graf Leo nickte mit glimmendem Blick. „Zu Bernadotte! — beim Himmel, diese Ordre dürfte interessant zum Lesen sein! Sie bestimmt vielleicht den braven Schweden ein noch ‚eiligeres Marschtempo‘ und bezweckt, uns für den morgenden Tag um einen Verbündeten ärmer zu machen! — Se nun, Herr Kamerad — warum zögern Sie alsdann noch, diesen wichtigen Brief zu suchen? Vorwärts Kinder — ihr seht die welschen Postboten ja vor euch!“

Hastig griffen die Soldaten nach dem leblosen Körper Lecogs, seine Kleidung aufs sorgsamste untersuchend, auch Leo wandte sich, um Hand an den Grafen Guise zu legen.

Da trat ihm Gabriële mit flammendem Blick entgegen. „Rühr ihn nicht an!“ sagte sie mit bebender Stimme. „Ich dulde es nicht, daß ein Irrtum noch dieses zweite Opfer fordert! Siehst Du nicht, wie schwer verwundet er ist?“

„Noch ein Opfer!“ Leo lachte bitter auf; „fürwahr, es wäre schade um den hübschen Burschen, in dessen Hand vielleicht ein zärtlich Brieflein ruht, das Hunderttausenden von braven deutschen Brüdern das Leben kürzen soll! — Zurück hier, Gabriële! Laß uns allein! Des Krieges blutiges, unerbittliches Gericht taugt nicht für Weiberaugen!“

Die Gräfin riß ihren Arm los und warf sich voll beinah' wilder Entschlossenheit über den leise Röchelnden. „Der Kranke hier steht unter meinem Schutz! — Trägt er die Ordre bei sich — ist sie uns und schadet niemand mehr. Die Wunden, die ihn hingestreckt, schlug ihm der Kampf — doch nutzlos ihn verbluten lassen, wäre ein Mord!“

Der Husarenoffizier stampfte zornig die Erde. „Spart Eure Worte, Gräfin, wir stehen hier im Dienst. Geht Ihr nicht freiwillig, brauche ich Gewalt.“

Da atmete Gabriële schwer auf, ihr starrer, angstvoller Blick heftete sich auf den Sprecher. Dann sank sie neben dem Verwundeten langsam auf die Kniee. „Wohlau denn — muß es sein, so laßt mich helfen, daß ihm die rohe Gewalt nicht Schaden bringt. — Hier seine Brust. Der Rock ist bereits geöffnet. — Vorsicht, langsam! Ein Säbelstich durchbohrte ihn!“ — Mit zitternder Hand tastete Gabriële sorgsam nach der Brusttasche und zog das Portefeuille aus ihr hervor. Ein Blutstrom quoll über ihre aufzuckende Hand. Sie reichte es Leo entgegen.

Hastig schlug er's auf. Ein kurzes, schroffes Lachen. „Diese Ordre stammt nicht von Napoleon!!“

Gabriële blickte unwillkürlich auf. Sie sah die weiße Rose des Grafen, welche das überströmende Blut in dunklen Purpur getaucht.

Ein leiser, zitternder Schrei.

Bewußtlos sank sie neben dem Verwundeten zusammen.

Gleicherzeit eilte Gräfin Hohenberg, gefolgt von ihrem Gemahl, die zerbrochenen Stufen des Gartenhauses empor.

*

Als Gabriële erwachte, schien die Morgensonne in das Zimmer. Drunten aus dem Saal klangen die gedämpften Klänge eines Spinetts, welches den

Gesang der Verwundeten und der geflüchteten Dörfler begleitete: „Ein' feste Burg ist unser Gott.“ — Man feierte Sonntag heute.

Die junge Dame schrak empor und rieb sich angstvoll die Stirn. Hatte sie geträumt? War alles nur ein furchtbares Fiebergebilde gewesen? Ihr Blick flog an ihrem weißen Kleid hernieder, sie schauderte und sprang von dem Ruhebett empor. Blutsflecken! — sein Blut! Das Blut desjenigen Mannes, welcher ihr einst Ehre und Leben gerettet. Sie schaute wild um sich — in das blasse, sorgenvolle Antlitz Leo's, welcher zu ihren Füßen in einem Sessel Wache gehalten und sich nun erhob, liebevoll ihre zitternden Hände zu fassen. Sie starrte ihn mit verstörtem Gesicht an: „Ist er tot? Haben sie ihn gemordet?“ schrie sie mit geller Stimme auf.

Er schüttelte finster das Haupt. — Ihre erste Frage galt dem Franzosen.

„Nein,“ antwortete er mit Selbstbeherrschung, „Dein Schützling liegt wohlgeborgen und gepflegt nebenan in Mütter's Stübchen!“

Ihre Augen leuchteten auf. Ein tiefer, tiefer Atemzug hob ihre Brust. Unwillkürlich verschlang sie die kleinen Hände wie in jähem Dankesgebet, und dann, das feine Zucken seiner Lippen nicht bemerkend, warf sie sich an seine Brust.

„O Leo! Dem lieben Vater im Himmel sei Dank, daß er lebt!“

Er faßte sie sanft an den Schultern und schob sie zurück, voll und traurig in ihr Antlitz zu sehen.

„Deine Freude und Dein Dank könnten nicht inbrünstiger sein, wenn jener Mann ein deutscher Bruder, nicht aber ein Feind — ein Unterdrücker und Schänder unseres unglücklichen Vaterlandes wäre!“

Sie empfand den Vorwurf und über ihr bleiches Antlitz flammte es heiß auf. „Ich sehe nur den Kranken, Sterbenden, Leo, und frage nicht darnach, wer er ist! Drunten im Saal, unter den geflüchteten Bauern, befindet sich auch die Familie jenes erbitterten Feindes, welcher als Knecht unser Brot aß und uns dennoch vor zwei Jahren die gefüllten Scheunen in Brand steckte — wir aber pflegen und ernähren diese Familie jetzt genau so barmherzig wie alle anderen, welche an unsere Thüren klopfen!“

„Immerhin — es sind doch Deutsche — Lieb!“

Die sanften Augen der jungen Gräfin verschleierten sich, „Deutsche, Leo, welche aus Bosheit und Haß freiwillig uns schaden und vernichten wollten, während jener verwundete Franzose nur auf Befehl seines Kaisers seine Pflicht als Soldat erfüllte.“

Graf Hohenberg senkte den Blick und grub die Zähne in die Lippe. Das Gefühl verzehrender Eifersucht, welches ihm schon so manche Qual bereitete, erwachte auch jetzt in seinem Herzen.

„Du kennst den Franzosen bereits aus Paris — verstand ich nicht so?“

Sie nickte hastig, ohne ihn anzusehen. „Er ist ein braver, edler, lebenswürdiger Mann, Gatte einer holden Frau, Vater kleiner Kinder; sein Name ist Marquis d'Amance.“

Leos finstere Miene hellte sich auf. „So haben Frau und Kinder Dir gar viel zu danken, Gabrièle!“

„Wahrlich? Glaubst Du, daß wir ihn retten werden? Ist Mutter bei ihm? — Was sagte der Feldscher? — Ich werde leise, ganz leise eintreten und sehen, ob ich bei seiner Pflege helfen kann!“

Leo hielt sie sanft zurück. Sein schönes, jugendfrisches Antlitz spiegelte die Erregung, welche sich seiner bemächtigte.

„Du willst hier im Schloß bleiben? Undenkbar, Geliebte! Benningfen hat seine Reiter näher zu sich herangezogen, beim Morgengrauen haben sie uns verlassen. Das Schloß steht schutzlos, und sollte Napoleon einen glücklichen Vorstoß machen, haben wir vielleicht in wenig Stunden schon wieder den Feind unter dem Dach. — Ach, daß ich zu schanden geschossen! daß ich schon jetzt ein Invalide bin! Warum konnte ich heute morgen nicht auch dem Tag der neuen Ehren entgegen reiten!“

Ein wilder, leidenschaftlicher Ausbruch war es; Leo hob voll verzweifelter Anstrengung den durchschossenen Arm, biß die Zähne zusammen und ließ ihn unter Thränen ohnmächtiger Erbitterung in die Binde zurück sinken.

Gabrièle schlang die Arme um ihn und ordnete erschreckt den gelockerten Verband. „O Leo! Welch ein sinnloses Ungestüm! Willst Du die Wunden wieder bluten lassen? Du lieber Hitzkopf, Du! Ich denke, Du hast Dein ehrlich Teil beim großen Tag von Guldengossa beigesteuert! Nun ist es Deine Pflicht, mit diesem kranken Arme uns im Schlosse noch zu schützen!“

Er küßte ihr Antlitz voll verzehrender Hefigkeit. „Gut, daß Du mich daran gemahnst! Komm, folge mir zu Deinem Versteck, daß ich mein Liebstes vor den welschen Bluthunden rette.“

Sie schüttelte das Haupt. — „Es ist ja Sonntag heute, Liebster! Der Kaiser heiligt ihn — heut gibt's kein Blutvergießen.“

Leo lachte hart auf, Gabrièle aber fuhr hastig fort: „Und kommt es doch zur Schlacht, warnt uns der Kanonendonner noch zur Zeit! — Sieh, Mutter's Last ist jetzt so groß! Laß mich den Kranken selber sehen, ich nehme ihr die Pflege ab, so lang ich ohne Bangen bei euch weilen kann!“

Und, hastig sich aus seinem Arme lösend, öffnete die Sprecherin behutsam die niedere, dunkel gebeizte Eichenthür und trat in das kleine Privatzimmerchen der Gräfin-Mutter.

Dämmerung herrschte darin. Die alte Dame kam der Tochter bereits entgegen. Sie schloß sie voll banger Zärtlichkeit an die Brust. „Wie geht es Dir, mein armer Liebling? Hast Du die Aufregung überstanden?“ — Gabrièle nickte lächelnd. Ihr Blick schweifte an der Mutter vorüber zu dem Ruhebett, auf welchem der französische Offizier lag.

Da es an Betten im Schloß fehlte, hatte man ihn nicht entkleidet. Die blutgetränkte Uniform war über der Brust geöffnet, die Stichwunde in der Brust mit Tüchern überdeckt. Das Haupt hatte man, so gut es anging, mit Pflastern und Leinenstreifen versehen. Es lag regungslos auf dem Polster, und das feine

geschnittene, marmorblasse Antlitz starrte wie dasjenige eines Toten aus dem Dämmerlicht, welches die grünen Fensterläden schuf.

Gabriële preßte die zitternden Hände zusammen. „Wie steht es mit ihm, Mutter?“

Die Gräfin zuckte die Achseln. „Der Feldscher hat ihn, so weit es möglich war, untersucht. — Die Blessuren des Hauptes sind ungefährlich, aber der Stich in die Lunge ist gar bedenklich. — Auch stellt sich Fieber ein. Wenn wir den Kranken tagsüber in diesem Schlaf erhalten, kann er gerettet sein, jede Störung, jede heftige Bewegung aber führt eine neue Lungenblutung herbei und ist sein Tod.“

„O Herr des Himmels! Wie könnte man ihm in dieser entsetzlichen Zeit jede Störung fernhalten!“

„Ich hoffe es, mein Liebling. Bleibt das Glück mit unseren braven Truppen, so liegt das Schloß außer der Schlachtlinie.“

„Ihr legt ihm kalte Kompressen auf?“

„Fortdauernd — alle paar Minuten erneuert. Ich will mir just die Lene rufen, damit ich im Saal nach den Verwundeten sehen kann.“

„Die Lene? — Bin ich denn nicht zur Stelle, Mutter?“

„Du, Herzenskind? — Der Vater und Leo befahlen, daß Du sofort Dein Versteck aufsuchen sollst.“

„Dazu bleibt Zeit genug, wenn uns der Kanonendonner die Eröffnung der Schlacht kündigt.“

„Es können jeden Augenblick Franzosen kommen.“

„Nicht ohne Kampf! Rings liegen deutsche Truppen!“

„Nicht mehr! Das Morgenrauen hat viel verändert, auch fielen über Nacht verschiedene Schüsse von Zuckelhäusen her.“

„Das war wohl blinder Lärm. Jetzt ist alles still und sonntäglich friedlich, und Du bedarfst meiner, ach, und ich helfe Dir so gern! Der Aufenthalt im dunklen Keller ist so furchtbar, jetzt doppelt, wo all meine Gedanken voll Angst und Sorge bei euch sind!“

Die Gräfin umarmte die schlanke Gestalt abermals voll zärtlicher Rührung. „So bleib, mein Liebling, Gott der Herr sei mit unseren braven Truppen.“

Dann unterwies sie die Tochter leise flüsternd in der Behandlung des Verwundeten und verließ lautlosen Schritts das Zimmer.

Gabriële schaute voll dankbarer Liebe der hohen, stattlichen Frauengestalt nach, welche wie die Verkörperung edler, deutscher Würde inmitten der furchtbaren Schrecknisse und Greuel furchtlos waltete, gleich einer treuen Mutter, welche auch über die Trümmer ihres Hauses noch segnend und schirmend die Hände breitet.

Dann setzte sie sich neben dem Lager des Kranken nieder und faltete die Hände im Gebet zu Gott. Er, der einst alles für sie gethan, legte nun sein blutendes Haupt Hilfe heischend in ihren Schoß, und so es Gottes gnädiger Wille ist, wird sie ihm in diesen Stunden der Angst vergelten, was sie ihm zu danken hat!

Die Sonne aber stieg höher und höher am Himmel, und die Allirten warteten vergeblich auf den Vorstoß Napoleons.

Der schritt an Murats Seite am Damm auf und nieder und harrete voll schäumender Ungeduld auf die Antwort des Generals von Merveldt und die des Grafen Guise.

*

In dem langen, eichengetäfelten Gemach neben dem kleinen Privatzimmerchen der Hausfrau herrschte tiefe Stille.

Der alte Graf Ulrich saß in dem großen Ledersessel, hatte das Haupt mit den ungeordneten weißen Haaren tief auf die Brust sinken lassen und schien zu schlafen.

Die Erschöpfung, welche die letzten aufregenden Tage und Nächte hervorgerufen hatten, forderte ihr Recht.

Graf Hohenberg war ein Greis. — Er hatte die Verwaltung des Gutes in die Hände seines Neffen Leopold gelegt, des Verlobten seiner einzigen Tochter, welcher als Majoratsherr dereinst sein Erbe sein sollte.

Als Leo sich voll glühender Begeisterung in die Reihen der Allirten gestellt, um Blut und Leben für das unglückliche, gefnechtete Vaterland einzusetzen, hatte der alte Herr allein die Kriegsstürme und die schwere, sorgenvolle Zeit des Jahres 1813 durchkämpfen müssen. Seine energische, thatkräftige Frau stand ihm wacker dabei zur Seite, aber sie vermochte es nicht, dem Grafen die Last der Arbeit abzunehmen, wie ehemals Leopold es that — sie half ihm dieselbe nur tragen, ohne dadurch die volle Hilfe bringen zu können, wie sie dem Greise noththat.

Die schlaflosen Nächte forderten jetzt ihr Recht, und obwohl drunten auf der Dorfstraße die Transportwagen rumpelten und zurückkehrende Flüchtlinge mit lautem Wehegeschrei die Schutthaufen erblickten, zu welchen ihr Hab und Gut zusammen gefallen, sank Graf Ulrichs Haupt dennoch tiefer und schwerer hernieder, für kurze Zeit alles Elend, welches ihn umgab, zu vergessen.

Die Thüre öffnete sich leise, Leopold trat ein.

Sein Blick schweifte wehmütig über die gebeugte Gestalt im Lehnstuhl, dann wandte er sich auf den Fußspitzen zu dem Nebenzimmerchen und lugte durch die Portière hinein.

Gabriële bemerkte ihn nicht. Sie saß an der Seite des Verwundeten, das holde Antlitz wie verklärt zum Himmel gerichtet, die Hände gefaltet im Schoß.

Wieder zuckt und arbeitet es in Leopolds Zügen. Die Eifersucht blizt aus seinen Augen.

Mit bebenden Lippen steht er und beobachtet es, wie seine Braut, das deutsche, ehrsame Mädchen, keinen andern Gedanken mehr hat als die Pflege dieses Franzosen.

Es kocht wild auf in seinem Herzen!

Warum thut ihm das Schicksal solch eine Schmach an? Ja, es ist eine

Schmach, dieses Bild hier vor seinen Augen! — Er ist auch barmherzig, er ist auch kein Barbar und Henker, aber er wird niemals um der Barmherzigkeit willen Pflicht und Ehre verletzen!

Gebt dem Feinde, was das Menschenrecht für ihn verlangt, aber gebt ihm nicht einen Strohalm mehr, denn das würde falsche Großmut sein!

Leo haßt die Unterdrücker seines Vaterlands, er haßt die plündernden, sengenden, mordenden Banden dieses Usurpators, welcher Recht und Gesetz unter die Füße tritt! — Das Blut jener elf Schillschen Offiziere schreit noch immer ungesühnt vor Wesels Thoren zum Himmel auf, und Leopold ballt die Hände in wilder Erbitterung, nur einen Wunsch noch kennend: „Rache zu nehmen an den Schändern seines Vaterlandes!“

Und Gabriële, das Weib, welches seinem Herzen am nächsten steht, welches er liebt wie ein Heiligtum, Gabriële, welche die Schreckenzeit erlebt hat, die Napoleons Horden über Deutschland gebracht, sie, die es weiß, was welcher Uebermut und welche Roheit hier gesündigt — sie weicht nicht von dem Lager dieses Franzosen, sie ringt die Hände im Gebet für ihn — — — hat sie es wohl auch für den Bräutigam gethan, als er zum Todesritt von Guldengossa Abschied nahm?

Schwarze Schatten wallen vor Leopolds Augen. Die ganze, ungebändigte Hefigkeit seiner Seele bricht hervor und ballt ihm die Hände über dem Herzen. Wie schön er auch ist, dieser Franzose — schön selbst in diesem Augenblick, wo die Schleier des Todes bereits über den marmorbleichen Zügen wehen!

Gabriële kennt ihn bereits — liebt sie ihn auch? — O Herrgott des Himmels, nur das nicht!

Seltzam verwandelt kehrte sie dormalen aus Paris zurück. Das lachende, harmlose Kind war eine ernste, sinnende, schweigsame Jungfrau geworden.

That's die Liebe? — Hat Gabriëles Herz ihn verraten, wenn auch ihre Hand den goldenen Reif am Finger, auf Befehl der Eltern, weiter tragen mußte?

Leopold fühlt, wie seine Kniee erbeben, wie ihm das Blut schwindelnd in die Schläfen schießt.

Er sieht, wie Gabriële sich leise erhebt, sich über den Kranken neigt, seinem Atem lauscht und die Hand auf die fiebernde Stirne legt. Nein, nein, so sieht kein Weib aus, welches nur aus Milde und Barmherzigkeit des Feindes Wunden pflegt! — Er beißt die Zähne zusammen, wankt zurück und wirft sich aufstöhnend in dem Nebengemach auf einen Stuhl.

Graf Ulrich schrickt zusammen und öffnet die Augen. Er sieht Leopold, seinen trotzigen, stolzen Liebling, wie Aufregung und Verzweiflung ihn schütteln.

Ein neues Unglück? Haben die Franzosen gesiegt? Im Augenblick steht der alte Mann auf den Füßen, an der Seite des jungen Mannes.

„Leopold — barmherziger Gott . . . eine Hiobspost?“

Da flammt der düstere Blick zu ihm auf. Mit scharfem Aufschlachen schüttelt der Majoratsherr die lockigen Haare aus der Stirn.

„Wohl, wohl, Oheim — wemgleich sie auch nur mich betrifft.“

Der alte Mann legt die Hand auf des Sprechers Schulter, sein Blick taucht tief in die unruhig flackernden Augen. Er lächelt: „Das alte Lied, Du Trozkopf? Dein Bräutlein verweilt zu lange bei den Kranken?“

„Im Saale drunten? Bei unseren braven Streitern? Gott sei gelobt, wär' es der Fall! — Nein, Oheim, für deutsche Wunden regt meine Braut die Hände nicht — da . . . da . . . nebenan! — O sieh — und überzeug Dich selbst! Was Du meinen Worten nicht glauben würdest, dem Auge muß Du's glauben! Auch mich hat erst dies eigene Auge belehren müssen, mich, der doch so fest und stolz auf die viel gepriesene Treue des deutschen Weibes schwur! — Auf diese schöne Lüge, die wohl der Dichter längst vergangener Zeit ‚die deutsche Jungfrau‘ nannte!“ — Er lachte abermals bitter auf: „Dem Himmel Dank, daß ich kein Dichter bin! Es möchte, bei Gott, ein böses Loblied werden, das ich dem deutschen Weib zum Ruhme säng! So ähnlich, wie Du es da drinnen sehen kannst! Voll Liebe! Sorgend, helfend, opfermütig, wo? — Am Lager ihres Feindes, des Franzosen! Für ihn allein nur da! Was kümmert sie es wohl, ob neben ihm noch deutsche Wunden bluten?“ — Sein Blick streifte seinen Arm und die Worte flogen ihm noch wilder von den Lippen: „Wenn nur der welsche Bube lebt! — Nur er! Sie betet nur für ihn! — Sieh hin doch! — Sieh's doch, Oheim, dieses Zerrbild eines deutschen Weibes, das Frauenlob das ‚würdige‘ nennt, und das ein Schiller uns zu ehren befiehlt!“

Graf Hohenberg schüttelte langsam das Haupt. Er kannte die maßlose Eifersucht des Neffen und wußte, wie solch ein Ausbruch derselben zu nehmen sei.

Er zog den Erregten sanft auf einen Stuhl neben sich nieder. „Wie ungestüm und wie ungerecht bist Du, mein Leo! Das ganze Herz auf der Zunge! Wild hervorsprudelnd wie ein junger Quell, der wider eine winzige Klippe zornmütig aufbäumt und lieber die Stirn an ihr zerschellt, ehe er sie besänftigt umgeht. Wo bleibt denn die Vernunft, Du junges Blut? Auch ich sah nebenan das schöne Bild und labte Herz und Seel' daran. Du aber sahst es nicht mit den Augen, sondern mit dem heißen, eifersüchtigen und doch — so goldgetreuen Herzen an! Du schmähst, was jeder Christ nur loben kann, denn nie und nimmer schändet Barmherzigkeit die Hand des Weibes.“

„Barmherzigkeit? Gewiß, Oheim, aber nicht vergeudet an einen Schänder unseres Vaterlands! Pflegt sie ihn nicht gesund, damit sein Arm vielleicht beim nächsten Kampf die Klinge wider mich erhebt? Hörte sie gestern nicht die Schüsse knallen, als Sebastianis Reiter in Klein-Bößnau den stolzen Mar von Oesterreich würgen wollten? — Ringsum in Liebertwolkwitz, Wachau, Döfen — schrei Deutschlands blutige Not zum Himmel auf — die Feuersäulen blinden uns die Augen und das Jammergeschrei auf dem Schlachtfeld ist ein einzig geller Fluch wider jene, welche solch ein Blutbad heraufbeschworen! Gabriele hörte — kannte die Sprache, welche dort aus ehernem Munde gedonnert, und hat als Antwort — — die Barmherzigkeit!“

Graf Ulrich zuckte unmutig die Achseln.

„Auf seinem Totenbett schadet niemand mehr, und jener Mann dort stirbt! Was er auf Befehl seines Kaisers je an uns gefehlt — er sühnt es jetzt, und doppelt edel ist die Hand, die einem Feinde selbst den Todessehweiß vergebend von der Stirne wischt!“

Leo sank tiefer auf dem Stuhl zusammen. „Er stirbt,“ murmelte er, und fuhr nach kurzer Pause besänftigt fort: „Du mißverstehst mich, Oheim. Ich mache ja Gabriële keinen Vorwurf aus dieser Pflege, nur das tadle ich, daß sie jenem Mann allein ihr Interesse schenkt!“

„Auch hierin siehst Du zu schwarz. Ist es nicht natürlich und jedem menschlichen Gefühl gerecht, daß da, wo die Gefahr am größten und am dringendsten, auch die Hilfe am nächsten und am größten ist? So verlangt es die reine, edle Menschlichkeit, Leo, und glaube mir, keine andere Regung spricht dabei als das Erbarmen! Hast Du außerdem vergessen, daß Gabriële wohl berechtigt ist, viel freundlicher, als wie es die jetzige Zeit gestatten will, auf die Franzosen zu blicken? Ein Mädchen, welches gleich unserem Kind ein halbes Jahr der ideal- und träumereichsten Jugendzeit in Paris verlebte, das kann mit einemmal nicht hassen und verachten lernen, wo es bisher nur freundschaftlich empfunden hat.“

Leo nickte nachdenklich vor sich hin. „Paris; ganz recht. Man forderte die Tochter von Euch, um sie als Begleiterin der Prinzess Amalie zu den Hochzeitsfeierlichkeiten jenes kaiserlichen Emporkömmlings nach Paris zu senden. Ganz recht, und solch ein süßes Gift muß ja den deutschen Sinn und deutsche Treue morden.“

Mit gefurchter Stirn hob der alte Mann das Haupt, eine scharfe, strenge Antwort auf den Lippen. Ein Blick in das gequälte, unglückliche Gesicht des Sprechers ließ ihn ärgerlich den Kopf schütteln. „Gemach, gemach. Vergiß nicht, daß Du in meiner Tochter zugleich auch mich beleidigst! So wenig wie mein Herz hier in der Brust je aufgehört, für Deutschland und die deutsche Sache zu schlagen, obwohl ich Sachse bin und mein König sich den Franzosen verbündete, ebenso wenig hat auch Gabriëles Sinn jemals seine deutsche Redlichkeit verleugnet. Laß Dir erzählen, wie des Mädchens Mut den Größten Frankreichs einst die Stirn geboten, da man gewagt, ihr Vaterland vor ihr zu schmähen!“

Leo sprang auf. Sein Auge blitzte auf. „Sie — Gabriële?“ stieß er hastig hervor. Der Graf aber zog ihn weiter ab von der Thüre, nahm abermals in dem Lehnstuhl Platz und strich langsam über die Stirn, als wolle er dem Gedächtnis nachhelfen.

In den ersten Tagen ihres Pariser Aufenthaltes war es. Die Verschwägerung mit Oesterreich war den Franzosen zu Kopf gestiegen, sie schienen überzeugt, das verhaßte Deutschland nun gleich einem Staubkörnchen unter die Füße treten zu können. In den Tuilerien feierte man ein Festmahl, und der schwere Wein hatte wohl einem nahverwandten Prinzen des Kaisers besonders das Blut erhitzt. Scharfe Reden flogen über Preußen, über Deutschland, bis jener Prinz im

Uebermut das Glas erhebt und dem ‚deutschen Michel‘ ein spöttlich Preat bringt. — Alle Umsitzenden stimmten ein, nur Gräfin Gabriele erfaßte ihr Glas und schmetterte es zu Boden, daß seine Scherben vor die Füße des Prinzen rollten.“

„O Herr des Himmels! Was geschah darauf?“

„Ein Selbstverständliches. Laut Durcheinander, Empörung! Ja selbst Schmähungen — bis sich ein Graf von Guise beherzt und ritterlich zu ihrem Schützer aufwarf. ‚Ein Preat der Deutschen, welche anders hier gehandelt hätte!‘ rief er. ‚Die deutsche Treue lebe hoch!‘ — Er schlug sich mit dem Adjutanten des Prinzen, worauf Napoleon selber den Streit als weinselige Thorheit beilegte.“

„Ward er verwundet?“

„Ja; mit seinem Blute wusch er Deiner Braut und Deines Vaterlandes Ehre rein.“

Leopold durchmaß mit heftigen Schritten das Zimmer, dann blieb er hoch atmend stehen und stieß durch die Zähne hervor: „Von dieser Begebenheit erfuhr ich erst in dieser Stunde. Gabriele erzählte mir einst, ein Graf Guise habe ihr das Leben gerettet, als sich das schreckliche Brandunglück in dem österreichischen Gesandtschaftshotel ereignete.“

„Es war das zweitemal, daß sie dieser selbe junge Franzose zu Dank verpflichtete, sie und uns Eltern, welchen er in jener furchtbaren Stunde des Kindes teures Leben rettete.“

„Die Schwägerin des Gesandten verbrannte vor den Augen des neuvermählten kaiserlichen Paares?“

„Sie warf sich, bereits in hellen Flammen stehend, mit einem Schrei der Verzweiflung gegen Gabriele, welche zunächst der Thüre ihren Platz erwählt. Im Augenblicke glühten auch die leichten Kleider meines Kindes auf, und unser Liebling wäre gleich jener Unglücklichen rettungslos verbrannt, wenn nicht Graf Guise sich schnell entschlossen auf sie stürzte, die Flammen mit den Händen zu ersticken. — Gott segne ihn dafür. Seit jener Stunde hat mein und meines Weibes tägliches Gebet den Namen Guise vor Gottes Thron getragen.“

Leopold senkte den Blick zu Boden. „Warum wußt‘ ich dies alles nicht schon längst? Ich hätte Dir und ihr manch herbes Wort erspart. So aber rissen mich Sorge und Schmerz gar oftmals hin, das zu beklagen — was ich wohl nie besessen, ihr Herz, Oheim — und wahrlich, Du darfst in diesem Fall die Eifersucht nicht an mir schelten!“

Der Graf schüttelte mild das Haupt. „Die Eifersucht ist stets und überall nur ein giftiges Hirngespinnst der Langeweile, Sohn!“

„Nein, Oheim, nicht bei mir!“ — Leopold blickte leidenschaftlich, voll tiefsten Schmerzes in sein Auge. — „Bei mir, dem Gabriele einst ihr Jawort gab, wie man Almosen gibt! — Ich bin der Erbe Deiner Güte, das Majorat macht mich zu Deinem Sohn, was Wunder, wenn Dein edles Herz es wünschte, noch durch ein zartes, edles Band diesen Bund zu einem Herzensbund zu machen! Es

war so natürlich! Und für mich besagte es des Glückes Vollendung, denn namenlos, unendlich liebe ich Gabriele! — Und sie? Sie gab ihr Wort. Damit wohl alles. Sie schätzt mich hoch, sie ist mir Freundin — doch mich lieben? — Ach, Oheim, daß ich's glauben könnte!"

„Du kannst es, Leopold. Aus freier, heiliger Wahl des Herzens hat sie Dich zu unserem Sohn gemacht. Wär' ich von ihrer Liebe zu Dir nicht felsenfest überzeugt, glaubst Du, ich würde mein einzig Kind der Konvenienz geopfert haben? — Beim Himmel, nein! Und Gabriele wußte es. War's ihr genehm — mir wäre selbst ein welscher Kavalier zum Schwiegerohne recht gewesen — denn wen ihr Herz erwählte, stand auch dem meinen nah'. Du warst's, Du Glücklicher! Und doch, ob solchem wilden, ungefügigen Jünglingsinn! Zu stolz zum Zweifeln, zu verzagt zum Glauben — zu welchem Zwiespalt schuffst Du selbst Dein Herz!"

Der Sprecher schlang liebevoll den Arm um die markige Jünglingsgestalt, gleichzeitig aber wandte er das greise Haupt zur Thüre.

Der alte, vertraute Diener des Hauses stand mit verstörter Miene auf der Schwelle.

„Was bringst Du, Lebrecht?"

„Herr Graf — die Flammen steigen wieder höher! Da der Regen nachgelassen und der Wind sich erhebt, schlägt die Glut mit neuer Gewalt aus den Trümmern empor! Sie fassen schon das Nachbardach der Scheune! Angst und Schreck verwirrt die wenigen Leute, die noch nicht zum Wald entflohen; die Bauern schreien, die Franzosen kämen!"

Leopold trat hastig zum Fenster und blickte auf den Hof hinab, der alte Graf trat an seine Seite. Er schüttelte gelassen das Haupt.

„Laß es ruhig niederbrennen, Lebrecht, laß es! Der Trümmerhaufen ist ein Angedenken an den gestrigen Tag — der kommende läßt ihn uns, so Gott der Herr es will, als freie deutsche Männer schauen! Das Schloß steht sicher, außer Wind. Geh hin, beruhige mir das Gesinde! Die Flammen sind ja eine Morgenröthe besserer Zeit, und jene Donner, die anjehzt um Leipzig rollen, sind der Erlösung erster Jubelschrei! — Geh, sag's den Leuten, sag's!"

Lebrecht verneigte sich, aber dennoch stand er, ohne zu gehorchen, zögernd auf der Schwelle.

„Nun, was gibt es außerdem?"

„Herr Graf . . . man sagt, des Bahlens Reiterei sei von dem grünen Teich zurückgedrängt! Auch Ulenaus Volk wäre bei Seiffertshain geschlagen und in wilder Flucht! Markkleeberg ist seit gestern nacht französisch."

„War französisch — —"

„In Stahmeln und in Wahren aber siegten preußische Grenadiere, von Hiller-Gärtringen geführt, der sich — man sagt's — mit ganz unglaublicher Bravour geschlagen."

„Gott segne ihn!"

„Zweimal verwundet ist er, Wedell fiel. — Ein Schwarm Kosaken jagte

eben durch das Dorf und rief: „Der Feind ist hinter uns! Vielleicht schießt man ihn her, den Ueberfall der beiden französischen Offiziere“ — er wies nach dem Nebenzimmer — „an uns zu rächen!“

„Die Nachricht ward noch nicht bekannt!“

„Wer sagte, daß sie kämen? Die Kosaken?“

Lebrecht wiegte das Haupt. „Ich sah sie nicht; die Bauern wußten es. Wer aber kann ein solch Gerücht verfolgen, Herr? Es kommt — ist da — und jeder trägt es weiter!“

Graf Ulrich wandte sich zur Thüre. „Ich werde mit Dir gehen und selbst die Leute sprechen. Nichts macht verzagter als die Furcht, und jetzt grad brauch' ich kaltes Blut und Kraft!“

„Bedarfst Du meiner, Oheim? — Ah . . . Gabriële . . .“

Der alte Herr winkte hastig ab und verschwand mit Lebrecht hinter der Thüre.

Gabriële aber trat mit vorwurfsvollem Blick durch die Thüre und legte bedeutungsvoll den Finger auf den Mund. „Wie laut ihr waret! Vergaßt ihr, daß der Kranke Ruhe braucht?“

Leopold trat hastig an ihre Seite und nahm ihre Hand in seine Linke.

„Wie treu Du für ihn sorgst! Ist er denn solcher Treue wert?“

Sie blickte ihn ehrlich an, Thränen glänzten in ihren Augen. „Er ist's, Herzlieber, glaube mir, er ist's. In dieser Stunde mehr denn je! Das Fieber steigt, er liegt so still nicht wie vorher, und doch kann jede heftige Bewegung seinen Tod verschulden! Ach, Leopold — ich muß ihn retten, muß es! und fürchte doch, ich kann es nicht!“

Solch ein Ausdruck in Auge und Stimme ist mehr wie Barmherzigkeit!

Leopold fühlt es wieder, wie ein Feuerstrom vom Herz empor in das Hirn schießt. Seine unselige Leidenschaft, seine Eifersucht!

Er würgt die Worte, welche sich ihm auf die Zunge drängen, zurück und blickt ihr vorwurfsvoll in die Augen.

„Du mußt ihn retten? Aus welchem Grunde das? Du thatest Deine Pflicht in hohem, edlem Maße, doch auch dies Maß kennt End' und Ziel. Weißt Du es schon, daß gestern die Franzosen die Schule und Kirche zu Mäckern, darin an hundert preußische Blessirte lagen, in Brand gesteckt haben? Sie alle sind unter namenlosen Qualen umgekommen, denn leider Gottes kam der brave Hillern zu spät, die grauenhafte Noth zu verhindern, und Du mußt retten, mußt?“

Gabriële wich seinem Blicke aus; sie barg ihr Antlitz, leise aufschluchzend, an seiner Schulter. Ach, daß sie hätte reden dürfen, sagen, wer der Schwerverletzte im Nebenzimmer drinnen war — es würde aller Qual ein Ende bereitet haben. Der Schwur schloß ihre Lippen, er sowohl wie die Angst vor Leo's Ungestüm. Erfuhr er, daß er thatsächlich den Grafen Guise, den Träger der Stafette vor sich habe, würde sein leidenschaftlicher Patriotismus nicht eher ruhen, bis er das wichtige Dokument gefunden. Gabriële konnte jeden Augen-

blick von dem Lager des Kranken entfernt und in ihr Versteck zurückgebracht werden, und wer stand dafür ein, daß Leopold in solcher Stunde nicht doch noch versuchen würde, die Ordre an dem Sterbenden zu finden? Solch eine Unterbrechung seines Schlafes, solch eine Aufregung war aber fraglos des Unglücklichen Tod. Blitzschnell wirbelten die Gedanken noch einmal hinter Gabriëles Stirn, und was sie schon während ihrer stillen Wacht am Krankenbett erwogen, beschloß sie auch jetzt zur Rettung ihres einstigen Retters.

Sie schwieg, sie mußte schweigen, gleichviel, ob sie das Vertrauen und die Zärtlichkeit des Geliebten dadurch verlor.

Fester, flehender schmiegte sie sich an ihn. „O Herzliebster, warum solch finstern Haß, der die ganze Schuld einer Nation, eines Volkes auf einen einzigen derselben überträgt! Ja, jener Mann dort auf dem Sterbebett ist unseres Vaterlandes Feind! Er ist's, weil die unerjättliche Ruhmesgier seines Kaisers unserem Volk den Krieg erklärt, weil die Allirten sich erhoben haben, solch ein Tyrannenjoch von ihrem Nacken abzuschütteln! Wär' unser König ein Napoleon, zög' er nach Frankreich, zu erobern, und rief er Dich in seine Reihen, bliebst Du daheim? Gewiß nicht, Leopold! Des Fürsten Wille ist des Volks Gebot, und jenes Imperators Wille war der Krieg! Auch jenen rief die Pflicht von Weib und Kindern zu den Waffen! Glaubst Du, er folgte gern? — So wenig gern, wie Du Dich einst aus meinen Armen reißen würdest! Und nun, da er solch schwere Pflicht mit seinem Blute, ja vielleicht mit seinem Leben zahlt, wirfst er den Haß mitsamt dem Degen aus der Hand, ganz wieder Mensch, nur Mensch, der edlen Menschlichkeit anheim gestellt! O Leopold, es gibt auch welsche Herzen, die just so brav und edel wie die deutschen sind!“

Berührt neigte er sich, sie zu küssen. „Du sprichst von seinem Weib und seinem Scheiden, Du hast recht! Und denkst Du edler Herzen in Paris, so weiß ich, daß Graf Guise ein solches Lob verdient!“

Sie schrak empor und wechselte die Farbe. „Graf Guise?“ stieß sie bebend hervor. „Was weißt Du von Graf Guise?“

Er lachte. „Gar viel — wohl alles, was sein Edelmut für Dich gethan, Herzlieb!“

Gabriële atmete hoch auf, aber ihr Blick haftete noch immer wie in mißtrauischem Forschen auf seinem Antlitz.

„Und warum sprichst Du just in diesem Augenblick von ihm?“

„Weil Du von braven, welschen Herzen sprachst!“

Da leuchteten ihre Augen auf.

„O Leopold, wie dank' ich Dir für dieses Wort! Ja, gibt es einen Menschen auf der Welt, den ich mit ganzer Seele hoch verehere, so ist's der Graf von Guise! Und wie das Angedenken seiner mutigen That für immer mir in treuem Herzen lebt, so lebt mit ihm auch meine Dankbarkeit, und hab' ich einen Wunsch noch, ein Gebet auf Erden, so ist's die heiße Bitte, daß mir's Gott bescheiden möge, jene Stunde dem wackern Manne zu vergelten!“

Er faßte ihre Hand mit innigem Druck und flüsterte weich: „Und ferne sei

es von mir, Dir solchen Wunsch zu wehren! Denn was er Dir gethan, that er ja doppelt mir! Ja, Gabriële, ehre diesen Guise! Danke ihm, aber" — er preßte sie voll zitternder Leidenschaft an sich — „Liebe ihn nicht!“

Sie schrak leicht zusammen und blickte nach der Nebenthüre, durch welche ein tiefer Seufzer klang.

„Wir sind zu laut — o still!“ flüsterte sie, „sein Leben hängt an diesem Schlaf! Geh jetzt, Herzlieber, störe ihn nicht!“

Er hielt ihre Hand bittend fest. „Gehst Du mit mir?“

„Ich darf ihn nicht verlassen!“

„Daß Du den Grafen Guise vertrittst und für ihn einen solchen Opfermut bezeigen würdest, will ich glauben, was aber gilt Dir der Marquis d'Amance?“

Die junge Gräfin hatte sich bereits zur Thüre gewandt. Sie legte mit flehendem Blick den Finger an die Lippen und verschwand.

Leopold folgte ihr hastig ein paar Schritte, sank auf den Stuhl vor der Thüre nieder und lehnte das Haupt mit geschlossenen Augen gegen die Wand zurück.

Warum antwortete sie ihm nicht?

Ein unbestimmtes, ahnungsvolles Gefühl sagt ihm, daß er hier vor einem Geheimniß stehe, welches sich feindselig zwischen ihn und die Geliebte drängte. Er hatte gegen die Eifersucht angekämpft und versucht, Gabriëlens Handlungsweise zu entschuldigen, ja zu rechtfertigen, dennoch klangen seine eigenen Worte ihm immer drohender in den Ohren: Was aber gilt Dir Marquis d'Amance? Sie kannte ihn — sie kannte seine Familie.

Hat ein Franzose je nach Weib und Kind gefragt, wenn es galt, ein Mädchenherz zu bethören und die Hände nach den Rosen in des Nachbars Garten zu strecken? Warum sollte sich d'Amance nicht in die zauberhafte Schönheit dieser jungen Deutschen verliebt, warum sollte er es nicht verstanden haben, auch in ihrem Herzen eine sündhafte Neigung zu erwecken?

Die unlösliche Ehe des Katholiken wehrte es ihnen, sich voll und ganz, vor aller Welt angehören zu dürfen, darum trug Gabriële geduldig einen Verlobungsring am Finger, welchen ihr der wahrhaft Geliebte ja niemals anstecken konnte!

Leopolds Antlitz färbte sich mit dunkler Blut. Die Bilder dieser Phantasien, welche er sich selber zur unerträglichen Marter schuf, standen ihm plötzlich wie eine Thatsache vor Augen.

Seine Glieder bebten, seiner selbst kaum noch mächtig lugte er forschend durch die Portière.

Träumt er? Ist er selber ein Fieberkranker? — Der Verwundete drinnen regt die Lippen. „Gabriële! — Gabriële!“ ruft er, „ich sah Dich wieder! — Ich trage Deine Rose . . . ist sie nicht rot . . . rot . . . wie die Liebe . . . in . . .“

Leopold starrt mit gläsernem Blick auf seine Braut, sie birgt das Antlitz in den Händen und weint.

Ein dunkler Schatten wallt vor seinen Augen, er taumelt in das Zimmer zurück, der Stuhl schlägt um.

Das Geräusch dringt zu Gabriële, sie erhebt sich abermals und tritt durch die Thüre.

„Nicht so laut! — ich beschwöre Dich! Just diese Stunden sind die entscheidenden! Bleibt ihm der Schlaf, ist er gerettet! — Soll ich denn immer wieder vergebens flehen?“

Wahrlich, die Todesangst bebt durch ihre Stimme; ihre umflorten Augen sehen nicht die Veränderung in seinem Gesicht.

Er streckt ihr den Arm hin, streift rauh den Ärmel empor und weist ihr die blutige Bandage.

„Ich brauche eine neue Binde! Hast Du eine zur Hand, so pfleg auch mich einmal!“

Eine Uhr schlägt. — Gabriële nickt hastig. „Im Augenblick, Herzliebster! Es ist Zeit für seine Medizin! Mutter gab mir Tropfen, welche das Fieber lindern. Im Augenblick bin ich zurück! Sieh, drinnen würfelt jede Stunde um Tod und Leben —“

„Erst er — dann ich?“ — Leo stößt es heiser durch die Zähne.

Sie hört's nicht mehr; — sie hastet an das Krankenbett. Da schüttelt ein wildes, ingrimmiges, halb ersticktes Auflachen seine markige Gestalt. Unfähig, sich zu beherrschen, reißt er den Verband von seinem Arm. Seine Gedanken wirbeln hinter der Stirn, das Blut kocht in seinen Adern. Heil dir, du deutsche Treue, heil! — Sein Blick brennt auf der Wunde, welche ihm Franzosenhand als glühend Brandmal auf den Arm gezeichnet — ein Geißelhieb nichtswürdiger Sklaverei! Und in seiner Brust zuckt das Herz, dessen höchster Jubelschrei den Herrgott preist, welcher Frankreichs Lilie vor Deutschlands heiliger Majestät in den Staub gebeugt hat — dort aber steht seine Braut, das Liebste, Teuerste, was er besessen, und tritt ihre Treue und des Vaterlandes Ehre unter die Füße!

„Da bin ich wieder zurück und nun ganz und gar zu Deinen Diensten, lieber Leo! Du löstest den Verband? Allmächtiger Gott, wie unvorsichtig! Wie Du blutest!“

Leopold stieß ihre Hände, welche besorgt nach seinem Arm griffen, heftig zurück. „Hinweg! Rühr mich nicht an!“

Entsetzt blickte sie ihn an. „Was that ich Dir?“

Da schüttelte er mit bitterem Lachen das Haupt. „Mir? Nichts! Wie solltest Du auch, da Du doch jenem alles thust!“

Unmutig faltete sie die Brauen. „Ach, immer wieder dieses alte Lied! Kleinliche Eifersucht, die so wenig zu meines Leo stolzem Heldensinne paßt! Troste nicht, Du Böser! Neig Dich meiner Sorge!“

„Hinweg!“

„Das Blut zu stillen!“

„Heuchlerin! Was fragst Du wohl nach solch flachen Wunden, wenn Du mir treulos das Herz zerfleischst? Das blutet mir weit weher als der Arm und möcht' verbluten über solche Schmach!“

Sie faltete die zitternden Hände vor der Brust.

„Leo! Halt ein! Du ahnst nicht, wie bitter unrecht Du mir thust!“

„Ich ahne es nicht?“ — Er biß die Zähne zusammen. „O ja, ich weiß es sogar, daß Du mich mit all Deinen liebevollen Worten belügst und betrügst! Welch ein Recht hat jener Mann dort, der ‚Familienvater‘, der ‚Gatte eines holden Weibes‘, Dich mit zärtlichsten Lauten ‚Gabriële‘ zu nennen und zu verraten, daß die Rose . . . welche wir bei ihm fanden . . . haha! Genug davon! Ich war ein blinder, tölpelhafter deutscher Michel, bis mir jener schöne Schläfer dort die Augen und Ohren geöffnet — —“

„Barmherzigkeit! — Sprich leise! Mäßige Dich!“

Leo faßte voll wilder Leidenschaftlichkeit ihre Hand und schrie feuchend auf: „Nein! nein! und tausendmal nein! Wär' ein wunderbarlich Beginnen, wenn ein Mann den Liebhaber seiner Braut voll zarter Sorge am Leben erhalten wollte! Ob er jetzt — oder späterhin durch meinen Degen stirbt.“

„Leo!“ — Hoch und stolz stand sie vor ihm, ihr Auge flammte so stolz und rein zu ihm empor, daß er betroffen verstummte. Gabriële aber maß ihn mit unaussprechlichem Blick. „Du sprichst von Deiner Braut; — bin ich's nach solchem Wort schmähhlicher Kränkung noch? Weh mir, daß jener Mann dort sterbend liegt — er würde edel und rechtlich genug sein, mich vor den Beleidigungen eines . . . deutschen Helden zu beschützen! — Zeig Deinen Arm, ich will's!“

Er schlug aufstöhnend die Hand vor die Stirn, wandte sich ab und verharrte regungslos. War sie noch seine Braut? War sie es noch? — Stumm bot er den Arm dar, sie verband ihn. Er sah nicht die Qual, welche das Antlitz der jungen Gräfin spiegelte, jäher Lärm im Hofe ließ ihn zusammenzucken und auflauschen; gleichzeitig ward die Thüre aufgestoßen und Lebrecht stürmte mit verstörtem Antlitz über die Schwelle.

„Herr Graf! . . . Gott helf uns . . . ach, Comtesse . . . der Feind!“

„Ist da?“

„Er ist's!!“

„Du faselst, Alter!“ — Leopold richtete sich jäh auf und starrte so wild verstört um sich, als erwache er aus tiefem Schlaf. Er schlug die geballten Hände gegen die Stirn. — War es möglich? Hatte er alles, das Nächste, Wichtigste selbst in seinen Herzensqualen vergessen können? Die tiefe, sonntägliche Stille, von keinem Kanonendonner, keinem Flintenschuß gestört, hatte ihn in unverzeihliche Gelassenheit gewiegt.

Lebrecht faßte den Arm des jungen Gebieters und schüttelte ihn voll beschwörender Angst.

„Seht aus dem Fenster! Im Hofe drunten . . . an zwanzig Mann Macdonaldscher Reiterei! Es gilt den beiden überfallenen Franzosen . . . Der Oberst fragt nach dem Besitzer des Schlosses, in welchem heute nacht zwei französische Ordonnanzen überfallen seien! Die Thore sind besetzt — wir sind umzingelt! Ach, ohne Rettung sind wir nun dem Strafgericht anheim gefallen!“

Leo war an das Fenster gestürzt. Er ballte mit jähem Fluch die Hand.

„Beim Teufel! Jeder Pflasterstein im Hof hat sich gespalten, einen Anebelbart hervor zu speien!! Wo ist der Oheim, Lebrecht? So Gott es will, geflüchtet — und Du . . . Du — verbirg Dich! Fort, hinweg, Gabriële, ehe es zu spät!“

Regungslos stand die Gräfin, groß, ruhig, ernst, die Augen gerade aus ins Leere gerichtet.

Lebrecht faßte ihre Hand. „Schnell, schnell . . . die kleine Treppe führt uns in die Keller des abgebrannten linken Schloßflügels . . . von da erreichen wir wohl noch den Park . . .“

Sie schüttelte langsam das Haupt. „Zu spät; — hörst Du nicht schon den Lärm im Haus?“

Leo ergriff voll wilder Hestigkeit ihre Schulter und versuchte, sie nach der Thüre zu drängen — „Du gehst! Nun sag' auch ich: Ich will's!“ — schrie er auf.

Ihr Blick flammte stolz zu ihm empor. „Ich bleibe. So will ich's.“

Da lachte er, als ob ihn ein Fieberchauer schüttelte. „Nun dann, juchheisa, schöne Gräfin! Empfangt die welschen Freunde!!“

Er wandte sich und umframpfte mit der eiskalten linken Hand den Degen, welcher vor ihm auf dem Tisch lag.

Schon dröhnten Schritte auf dem Flur, die Thüre ward aufgestoßen, Graf Ulrich, von französischen Offizieren und Soldaten umgeben, trat ein.

„Vater!“ — schrie Gabriële auf — „Vater!“

Der alte Mann nickte ihr lächelnd zu. „Getrost, mein Liebling — Gott verläßt uns nicht.“ Und dann wies er auf die Nebenthüre: „Hier in diesem Zimmer liegt der Verwundete.“

Ein junger Lieutenant berührte die Schulter seines Kapitäns und wies auf Leo. „Seht jenen, Montfort!“

Kapitän Montfort bemerkte erst stirnrunzelnd, dann mit spöttischem Lächeln die Waffe in der Hand des Verwundeten. Er blickte mit scharf prüfendem Blick auf Ulrich. „Ist jener Euer Sohn?“

„Er ist's.“

Auf kurzen Wink umringten die Soldaten den jungen Grafen.

„Gebt Euern Degen ab! Ich hab' Befehl, mit Hochverrätern abzurechnen!“

Leo wich wild zurück. „Wagt es!“ knirschte er. „Oh' ihr mir diese Klinge brecht, sollt ihr sie fühlen, gottverfluchte Burschen!“

„Thörichter Widerstand! Ihr seid Gefangener, Graf, Ihr wißt's, und Kriegsgericht macht kurzen Spruch!“

Leo warf das Haupt stolz in den Nacken. „Ich will ihn mit dem Degen hören! Sprecht ihn aus! Und mit der Waffe sag' ich meine Antwort!“

Da stand Gabriële neben ihm und rang ihm mit kurzem Griff den Degen aus der schwachen Hand. Das Antlitz, welches sie ihm zuwandte, war bis zur Unkenntlichkeit verändert. „Klebt all Dein Mut nur an der Klinge hier? Hinweg damit! Und nun heb kühn Dein Haupt! — Gott sei Dein Schild!“

Leopold wankte mit wildem Blick gegen Montfort und breitete feuchend die

Arme aus. „Wehrlos! Gebrandmarkt — von einem Weib bezwungen — hier meine Brust! — stoßt zu!!“

Montfort maß ihn mit finsternem Blick. „Mein Befehl lautet, eine Ordre zurück zu bringen, welche zwei französische Offiziere, die man heute nacht im Schloß hier überfallen, bei sich trugen. Diese Depeſche verlange ich, unerbroschen, unverleztten Siegels. Wir ſind eingedenk, daß Ihr ein Sachſe, uns verbündet ſeid, Herr Graf, allein die That in Euerm Schloß —“

Ulrich unterbrach ruhig: „Ich kenne des Krieges ſtreng Geſetz, Herr Kapitän. Was ſich auf meinem Grund und Boden abgeſpielt, macht mich verantwortlich für fremde That, wengleich ich Euch auf Ehrenwort verſichere, daß weder ein Plan noch liſtiger Ueberfall, von mir verhehlt, den Tod der Offiziere beſchworen. Noch lebt der eine ja, und läßt es das Fieber zu, wird er meine Worte beſtätigen.“

Montfort wandte ſich haſtig zur Nebenthüre, Gabriële aber trat ihm leichenblaß, mit angſtvoll großen Augen in den Weg. „Es iſt umſonſt — das Fieber ſchafft ihm wirre Phantaſien, und ſtört Ihr ihn in dieſem Schlafe, iſt der Arme rettungslos verloren!“

„Pfleget Ihr den Kranken ſelber, Gräfin?“ Der Kapitän blickte voll wachsender Theilnahme und Bewunderung auf die engelgleiche Mädchengeſtalt, welche in ſo reinem Franzöſiſch ſo warm für den Verwundeten flehte.

Gabriële nickte haſtig. „Seit wenig Stunden weiſt er erſt im Schloß! Läg' es in meiner Macht, dem Tod ihn zu entreißen, glaubt mir, Kapitän, nicht eine Mutter ſollte ihn treuer hüten können!“

Montfort neigte ſich galant, die Hand der holden Sprecherin zu küſſen. „Ihr ſeid Franzöſin, Comteſſe?“

Ein ſcharfes Auflachen Leopolds, Gabriële aber heftete ihren klaren, milden Blick feſt auf das Antliß des Franzoſen und ſchüttelte das Haupt. „Nein, Herr, gut deutſch — ſo deutſch wie treu!“

„So danke ich Euch die Sorge um den Kranken doppelt, Gräfin. Sie geleiten mich wohl an ſein Lager!“

Gabriële legte mit bedeutſamem Blick den Finger an die Lippen, ſchlug die Portiäre zurück und trat dem Offizier voran in das kleine Nebenzimmer.

Ein paar haſtig geſtüßerte Worte, und beide kehrten zurück.

Montfort ſah erregt aus, ſein unſtäter Blick flog von Ulrich zu Leopold.

„Zener Mann iſt der Geſuchte. Bewahren Sie die Ordre auf, Graf?“

„Nein, Kapitän.“

Leopold hob troßig das Haupt. „Und wenn ich ſie beſäße, gäb' ich lieber mein Blut, denn ſie.“

Montfort ſtampfte zornig die Erde. „Ihr werdet ſie herausgeben, denn ich weiß es, daß ſich die Depeſche noch im Schloß befindet — ſich befinden muß. Sehr ungern vergießt der Kaiſer ſächſiſch Blut, doch ein Verräter iſt uns nicht verbündet! — In fünf Minuten halte ich die Ordre in Händen — Graf — —“

Gabriële hob die gefalteten, zitternden Hände. „Erbarmen, Kapitän! Er hat sie nicht! Die Husaren suchten bereits vergeblich —“

Montfort wandte sich höflich und bot der Sprecherin den Arm. „Verlaßt dies Zimmer, Gräfin!“

Sie schüttelte aufgeregt das Haupt und wich zurück, Ulrich aber fragte ruhig: „Warum sucht Ihr sie just bei mir? Ich überfiel den Kranken nicht.“

„Doch die es thaten, sind in unserer Hand — und keiner trug die Ordre bei sich. Der Offizier versicherte, daß sie wohl falsche Reiter als Ordnonnanzen verfolgt. Die schwere Verwundung des einen habe eine genaue Nachforschung nicht zugelassen —“

„So holt sie doch jetzt noch nach!“ — spottete Leo.

Montfort maß ihn mit glimmendem Blick. „Jetzt kam ich wohl zu spät. Da Ihr in diesem Schlosse weilt, ist wohl die Ordre längst durch Eure Hand entdeckt.“

„Nein, leider Gottes, nein!“

„Noch einmal — Graf! Ich habe keine Zeit!“

Ulrich seufzte tief auf. „Zum letztenmal, Ihr sucht sie hier vergebens. Nehmt unser schuldlos Blut dafür — schießt zu! Doch eines bitt' ich, Kapitän, schon die Frauen!“

Montforts Blick traf Gabriële, welche sich in wortloser Verzweiflung an die Brust des alten Mannes warf. Er zögerte und näherte sich dem Grafen.

„Was nützen Euch die Schriften, Herr! Leipzigs Kanonendonner zermalmt ja Deutschland so wie so —“

„Ihr lügt! — er rettet es!!“

Montfort zuckte die Achseln. „Ihr wollt's nicht anders. — Versichert euch der beiden!“ Die Soldaten drangen gegen die beiden Wehrlosen vor.

Mit dumpfem Aufschrei warf sich Gabriële dazwischen, sie umkrampfte Leopolds Arm. Ein Blick verzweiflungsvoller Liebe brach aus ihren Augen. „So geh nicht von mir, Herzgeliebter! — Ein guter Blick noch — und uns beiden winkt der Tod!“

Groß, mit weit offenen Augen starrte er sie an. Dann ging ein Zittern durch seine hohe Gestalt. Er riß sie wild an sich, um sie im nächsten Augenblick heftig zurück zu stoßen. — „Herrgott des Himmels, mach mich im letzten Augenblick nicht noch zum Schwächling, Weib!“

Durch die Thüre drängte sich Gräfin Hohenberg. Sie bahnte sich den Weg zum Gatten und sank ihm an die Brust. — Die Blicke der beiden alten Leute begegneten sich — sie sagten einander mehr wie tausend Worte.

Montfort stieß den Säbel zornig auf den Boden. „Fort! — Zum Hof hinab!“

Da umklammerte Gabriële seine Hände. Ein furchtbarer Kampf durchbebt sie und spiegelte sich auf ihrem todesbleichen Antlitz.

„Halt!“ schrie sie auf. — „Laßt mich ein Letztes wagen und versuchen!“

„Umsonst, Gräfin —“

„Die Ordre wird sich finden — —“

„Wo?“

„Bei jenem Kranken dort! Ich bitte Euch, Kapitän, folgt mir zu ihm —“

Montfort ließ sich willenlos von ihr mit fort in das Nebenzimmer ziehen. Sein Lieutenant folgte ihm — neugierig drängten die Soldaten, ihre Gefangenen in der Mitte, nach der offenen Thüre. Leopolds Haupt überragte sie; sein Blick folgte wie geistesabwesend der schlanken Mädchengestalt.

Die Läden vor den Fenstern des Krankenzimmers waren noch geschlossen; der Himmel hatte sich mehr und mehr verfinstert, ein trübes Dämmerlicht erfüllte das kleine Gemach und ließ die Gesichter kaum erkennen.

Gabriële riß den Reitermantel, welcher seitwärts auf einem Sessel lag, empor und schlang ihn um die Schultern, dann drückte sie mit zitternden Händen den Hut des Grafen Guise tief in die Stirne. Noch einmal verschlang sie die Hände wie in verzweiflungsvoller Dual, dann traf ihr Auge das greise Haupt des Vaters, das Antlitz Leopolds — es leuchtete auf. Entschlossen trat sie an das Lager des Verwundeten.

Röchelnd lag Guise. Sein erst so bleiches Antlitz brannte im Fieber, die Hände tasteten unruhig umher, er murmelte leise vor sich hin.

Gabriële berührte heftig seine Schulter. „Graf! wacht auf! — Henri! — Hört Ihr nicht? Ich bin's! Lecoq! — Wacht auf!“

Der Verwundete zuckte zusammen und öffnete die unnachteten Augen.

„Ja, ja . . . Der Kaiser lacht —“ lallte er mit schwerer Zunge. „Hei, wie er lacht! Feurige Kugeln faßt er mit beiden Händen und schleudert sie auf Leipzig! — Laß sein, Napoleon! Der Blücher fängt sie auf und lacht . . . noch lauter . . . wie Du . . .“

Seine Stimme erstickte. — Gabriële aber faßte ihn fester am Arm und rief mit geller Stimme: „Kommt zu Euch, Henri! Seht Ihr nicht die Husaren . . . sie dringen in das Gartenhaus ein, wir sind überfallen!!“

Guise richtete sich schwerfällig, kraftlos in den Armen der Sprecherin empor. „Wo bin ich?! Lecoq, sprichst Du? Was gibt es? Ja, ja, doch! Ich entsinne mich . . . ein weißes Roß jagt übers Feld . . . und blutet aus dem Schenkel! Siehst Du, wie's näher kommt? Grad auf mich ein! Und grinnt und schnauft . . . haha! Es ist Saint-Cyr! Zurück . . . fort mit den Hufen! Fort von meiner Brust . . . weh mir! Lecoq . . . zu Hilfe . . . ach . . . ach der Schmerz . . . es stampft mich in den Staub — —“

Gabriëles zitternde Gestalt brach zusammen, laut aufschluchzend neigte sie sich einen Augenblick über den Röchelnden, dann schrak sie abermals empor.

„Ihr faselt, Henri! — Hört Ihr nicht die Schüsse? — Husaren sind's! Sie suchen unsre Ordre! Zu Hilfe! Schützt die Ordre!!“

Guise fuhr empor. „Die Ordre! — Ueberfall . . . gib mir den Degen — die Pistole . . . löscht nicht das Licht, es gilt der Gräfin Ruf . . . Gabriële! — Gabriële!!“

„Die Ordre, Graf! Tragt Ihr die Ordre?!“

„Ich trag' sie unverändert — vorwärts . . . schnell . . .“

„Wo tragt Ihr sie? Gebt Antwort . . . wo?!“

Guise taumelte empor. „Dahier . . . im hohlen Degengriff . . . Napoleons Degen . . . weißt es ja . . . und da . . . sieh, hörst Du ihre Schritte? . . . Sie verfolgen uns! — Es wird so schwarz um mich . . .“ er griff wankend in die Luft . . . „ich sehe sie nicht mehr. — Gabriële . . . zum letztenmale sah ich Dich . . . mein Todesengel Du . . . die weißen Rosen . . . blühen nur auf meinem Grab . . .“

Gabriële stieß einen leisen Schrei der Qual aus — sie sah, wie ein Blutstrom aus der Brustwunde brach, wie Guise die Hand darüber krampfte.

Er hatte die Augen geschlossen, jetzt riß er sie noch einmal weit und stier auf.

„Welch ein Schrei . . . Lecoq . . . Du taumelst . . . verflucht! Eine Kugel traf Dich in den Hals — — stirb nicht, mein Freund . . . stirb nicht . . .“

Gabriële wandte sich ihm voll Anstrengung wieder zu und suchte den Fiebernden voll Todesangst auf sein Lager zurück zu betten, er wehrte sich mit letzten Kräften. „Weh mir . . . ich sehe Blut! Dein ganzes Antlitz schwimmt in Blut! Waffen! Gebt Waffen! Ich will hinaus . . . zu den Brüdern . . . ich muß des Kaisers Ordre tragen . . . ha, welcher Schmerz — — hier traf der Degen . . . hier . . .“ — Seine Hände preßten sich gegen die Brust, er sank kraftlos nieder und schloß die Augen. „Gabriële . . .“ röchelte er leise, „wo bleibst Du . . . Mädchen, ach, was thast Du mir für Leids!“

Gabriële schleuderte außer sich Mantel und Hut beiseite, warf sich neben dem Sterbenden nieder und faßte seine Hände, um sie mit Küssen zu bedecken.

„Graf, blickt auf! Nur einmal seht mich noch! Hier bin ich, zu Eurer Seite . . . halt Euch im Arm . . . bleibt bei uns, Graf — ach, sterbt nicht, eh' Ihr mir vergabt!“

Bei dem Klang ihrer Stimme schien das Bewußtsein noch einmal zurück zu kehren.

Er blickte sie an, sein totenhaftes Antlitz lächelte wie verklärt. „Du bist es, Gabriële . . . Du! Dein blaues Auge . . . richt mich empor . . . laß mich Dich besser schauen — Du Engelsangesicht! — Ach, weiße Rosen gabst Du mir, Dein Herz besaß die deutsche Heimat . . . Leopold . . . und ich . . . ich ein Franzose! . . . O, wie lieb' ich Dich . . . drum durst' ich Dich noch einmal sehen . . . zum letztenmal . . .“

Blutstropfen perlten über seine Lippen, die Augen flackerten noch einmal wild auf, mit letzter Anstrengung strebte er empor. „Horch . . . Signale?! Zu Pferd, Lecoq! Scharf zugeritten . . . wir tragen Frankreichs Ehr' und Rettung in der Hand! Sieh dort! Dort flattern Fahnen! Marmont sprengt her . . . Napoleon . . . er reicht mir einen Kranz . . . nein! Nicht auf mein Haupt . . . ich bin kein Feldherr . . . trug noch die Ordre nicht zum Ziel, mein Kaiser! Siehst Du nicht, daß Dein Lorbeer brennt und flammt? Er träuft von Blut! . . . fort . . . fort damit . . .! Und ihr da . . . ihr alle . . . mein Kaiser . . . ach, warum legst Du die Hand so schwer auf meine Brust? . . . Ich muß ersticken . . . Luft! . . .“

Luft!! — Vercog! — wir siegen! — Victoire! victoire, Napoléon! — Ich seh' Dein Bild . . . aus Flammen steigt's empor . . . aus Meeresswogen wächst ein Fels . . . Kanonen brüllen . . . bleich und bleicher wird Dein Stern . . . und eine Sonne steigt — — trägt Preußens Purpurmantel — — und in das Meer hinab . . . verlöschend . . . schnell . . . versinkt der Ruhm des größten aller Kaiser . . . Nacht wird's in Frankreich . . . Nacht — — —“

Er brach zusammen. Seine Stimme hatte noch einmal laut aufgeklungen, dann erstickte sie gurgelnd in dem Blutstrom, welcher über die Lippen quoll. Sein Haupt sank zurück, die Hände zuckten und krampften sich — — er hatte vollendet.

Die beiden Frauen neigten sich voll zitternder Sorge über ihn, zu retten — zu helfen . . . umsonst.

Wie unter einem starren Bann hatten die Umstehenden regungslos gestanden und das Ueberraschende, Ungeheuerliche angestarrt.

Die düstern, lezten, prophetischen Worte des Sterbenden legten sich wie ein unheimlicher Schatten auf aller Angesicht — und dazu erhob sich der Sturm und klagte wie ein geisterlich Totenlied um das Haus.

Montfort strich hastig über die Stirn und richtete sich jach auf. „Wo ist der Degen Napoleons, von welchem der Sterbende sprach?“ fragte er heiser.

Graf Ulrich wies auf den Sessel, darauf Mantel und Hut gelegen. Auch die Waffe lag dort.

Die französischen Offiziere griffen hastig darnach und schraubten nach kurzem, unsicherem Versuch den Griff ab.

Montfort zog den schmalen, zusammengerollten Brief hervor — sein Auge blitzte auf.

„Hier ist sie! — Die Ordre ist gefunden!“ rief er.

Gräfin Hohenberg hob die gefalteten Hände zum Himmel. Thränen stürzten aus ihren Augen, aufschluchzend sank sie dem vom Tode erretteten Gatten an die Brust.

Montfort steckte die Ordre hastig in den Degen zurück und legte denselben an. Dann schaute er sich nach seinen Leuten um. „Zu Pferd!“ — Noch einen kurzen militärischen Gruß gegen die gräfliche Familie, einen zweiten gegen die Leiche des Kameraden, und der Kapitän wandte sich so hastig zur Thüre, als brenne der Boden unter seinen Füßen.

Still ward es — totenstill in dem kleinen Zimmer. Gabriële lag noch immer regungslos auf den Knien, das Antlitz gegen die kalte Hand des Toten gedrückt.

Da wankte Leopold an ihre Seite, hob sie empor und starrte ihr in das Antlitz.

„Wer ist dieser Mann, Gabriële?“ fragte er mit erstickter Stimme.

Ein Zittern flog über ihren Körper — sie hob die gefalteten Hände empor.

„Graf Guise!“ schrie sie auf. — „er selber, Leopold — Graf Guise!“

Und dann kein Laut im Zimmer. Das alte gräfliche Paar umschlang sich

wie in tiefem Schmerz — sie hatten es geahnt, Leos Antlitz aber ward farblos wie das des Entschlafenen vor ihm.

„Gabriële!“ — stöhnte er, sank an ihr nieder und umfing ihre Kniee. „Was hast Du für uns gethan — wie soll ich jemals büßen, was ich gegen Dein heilig treues Herz gesündigt!“

Sie nahm sein Haupt zwischen die Hände und blickte ihm in die Augen. Ein Blick der tiefsten, innigsten Liebe, und sie breitete die Arme nach dem Vater aus. „Gerettet!“ — lächelte sie wie verklärt — „Gerettet!“ — und dann schloß sie die Augen und sank bewußtlos neben der Leiche dessen nieder, den sie der Liebe geopfert hatte.

„Um hohen Preis!“ murmelte Leopold, neigte sich und küßte voll feierlichen Ernstes die Hand des französischen Reiters. Dann folgte er, wankend wie ein Kind, welches die ersten Schritte in ein neues Leben thut, dem Grafen, welcher mit jugendstarken Armen seinen bleichen Liebling empor gehoben, sie aus diesem düstern Zimmer hinaus zu Luft und Licht zu tragen.

Drunten verklang der Hufschlag der fortsprengenden Franzosen.

*

Die Sonne des achtzehnten Oktobers war gesunken. An dem großen Wachtfeuer neben der Tabaksmühle saß Napoleon auf einem hölzernen Stuhl, die Hände lagen im Schoß, das Haupt war tief zur Brust gesunken. Er schlief.

Seine Generale und Offiziere umstanden ihn lautlos — keiner wagte es, einen Traum zu stören, welcher dem geschlagenen Kaiser vielleicht noch einmal Frankreichs nie gesunkenes Ruhmesbanner zu Sieg und Ehre voranflattern ließ.

Da schlug eine feindliche Granate in das Wachtfeuer und zerstreute die Feuerbrände.

Napoleon schrak empor und starrte in die Finsternis. Es war Nacht geworden — Nacht.

Es zuckte und arbeitete in seinem eisernen Gesicht. Es sollte noch kein Sonnenuntergang dem stolzen Frankreich drohen. Er befahl, das Feuer frisch zu fachen.

Es geschah.

Sinnend stand er an Murats Seite und starrte in die neu aufsprasselnde Glut. Warum soll er nicht die gesenkte Fackel des Krieges frisch an ihr entzünden und die Scharte auswezen, welche dieser Tag in das Schild des Unbesiegbaren geschlagen?

Dieses Feuer deucht ihm plötzlich ein Bild der Zukunft, erlosch es auch momentan, bedarf es nur eines Winks seiner gewaltigen Hand, um es neu zu entfachen.

Da sprengt eine Ordonnanz herzu. Kapitän Montfort. Erst jetzt gelang es ihm, seinem Kaiser den Degen mit der Ordre des Grafen Guise zurück zu bringen.

Napoleons Gesicht verdüstert sich, als er den Brief abermals in der Hand hält, von welchem er so Vieles, Großes, alles erhoffte.

Zu spät, sein Unstern steht ihm zu Häupten.

Dennoch bewahrt er die Kaltblütigkeit, belohnt den mutigen Ueberbringer des Briefes und wendet sich abermals zu dem Feuer, mit verschränkten Armen, düster sinnend hinein zu starren.

Das Feuer brennt heller und heller auf — das ist ein gutes Zeichen. Soll er dem Glück noch einmal vertrauen? Soll er noch einen Versuch machen, diesen Brief in die Hände des Kaisers Franz zu spielen?

Da zischt und pfeift es durch die Luft — eine zweite Granate schlägt in das Feuer und löscht das erst teilweise brennende völlig aus.

Bewegungslos steht Napoleon. Murat will ihn zurück reißen — er schüttelt finster das Haupt. Ein Feuerbrand flackert noch einmal matt auf. Der Kaiser neigt sich und legt einen Brief darauf — es flammt, das Papier windet und krümmt sich wie im Kampf gegen das Verderben — dann sinkt es in Asche zusammen. — Die Ordre des Grafen Guise existirte nicht mehr.

Nacht war und blieb es — Nacht. — Napoleon warf sich auf sein Pferd und ritt langsam mit Murat und seinem Gefolge in die finstere Zukunft hinein.

*

Die Sachsen waren während des entscheidenden Kampfs zu den Allirten übergetreten und General Brause derjenige, welcher das erste Beispiel solch deutscher Treue gab.

Während die Granaten das Wachtfeuer Napoleons verlöschten, führte General Brause den jungen Wilhelm von Knobelsdorff in die Arme seines höchlichst überraschten Vaters.

Mit Stolz und Schmunzeln blickte der alte Herr auf den jungen „Ausreißer“, welchen ihm das Schicksal zum zweitenmal gar wunderbarlich in die Hände gespielt.

Wilhelm erzählte seine Schicksale.

Als sie die Ordre des Grafen Guise leider vergeblich in der Nacht bei zwei Ordonnanzen gesucht hatten, wurden sie auf dem Heimritt von Macdonaldschen Reitern, welche durch die Schüsse wohl alarmirt waren, umzingelt.

Ein kurzer, verzweifelter Kampf. Eine der ersten Kugeln streckte Wilhelms Pferd zu Boden. Wild aufbäumend raste es noch eine Strecke in die Dunkelheit hinaus; brach zusammen und begrub den jungen Reiter unter seiner Last. So lag er hilflos, während seine Kameraden, die Husaren, theils niedergehauen, theils gefangen wurden.

Als er sich unter größter Anstrengung unter dem Roß hervorgearbeitet, stand er allein auf dem Schlachtfeld. — Der Morgen graute, und auf gut Glück lief er einem fernen Dorfe zu, in der Hoffnung, auf Allirte zu stoßen.

Das gute Glück war auch mit ihm.

Er stieß auf russische Reiterei, stellte sich in ihre Reihen und nahm mit ihnen an dem Angriff auf Paunsdorf teil, bei welchem sie Bülow unterstützten.

Hier war es, wo General Brause seine Brigade den Allirten zuführte, und ein lautes, deutsches Hurra aus der ersten russischen Reihe ließ ihn zu großer

Ueberraschung seinen jungen Schützling erkennen. Er rief ihn an seine Seite, und Wilhelm von Knobelsdorff begleitete ihn zu dem Monarchenhügel, wo Brause wohl weiter für ihn zu sorgen gedachte.

Und er that es.

Der Vorschlag des Generals, sich der Reiterei anzuschließen, welche Bemmingsen in die Reserve verwies, fand bei dem jungen Hitzkopf durchaus keinen Anklang, er weigerte sich so standhaft dagegen, daß Brause ihm den Willen lassen mußte, im Bülow'schen Corps die blutigen Lorbeeren dieses heißen Tages zu pflücken.

Er that es mit der vollen, schwärmerischen Begeisterung seiner Jugend, ein Anblick, bei welchem den alten Soldaten das Herz lachte und welcher dazu angethan war, sie anzufeuern und zum Außersten zu treiben.

Das „Bürschlein“ war die Freude des ganzen Regiments, und als ein Schuß ihm oberhalb des Knies das Bein traf und ein Sitzen auf dem Pferde unmöglich ward, sorgten die Kameraden, daß dies junge Blut nicht auf dem Schlachtfeld verderbe.

General Brause forschte nach ihm und fand ihn bei einer Verbandstätte barmherziger Brüder auf. Da gelang es ihm nach manchen Schwierigkeiten, Vater und Sohn zu vereinen. Welch ein Stolz, Welch ein Glück des Wiedersehens.

Als der Major für die Rettung seines Sohnes danken wollte, schüttelte Brause mit seltsamem Lächeln das Haupt. „Still, still, mein Freund. Hat einer hier zu danken, so bin ich es wohl. Kleine Ursache, große Wirkung. Hätte der Sakramentsjunge mir nicht so scharf die Wahrheit gesagt — — je nun, sie war der Funken fürs Pulverfaß! Und nun Gott befohlen! Der Schlingel bleibt mir hier auf dem Pachtthof, bis er sich reisefähig fühlt; will ein Wörtlein mit der braven Bäuerin sprechen. 's ist sicher jetzt, dies Nest. Der Kriegsturm hat ausgetobt — er wälzt seine Massen fern ab.“

Und dann legte er dem jungen Freund zum Abschied die Hand aufs Haupt und drückte herzlich die Rechte des Vaters. „Wenn ihr beiden glücklich zu der wackern, heldenhaften Knobelsdorffin, welche um das Vaterland geweint hat, heim kommt, so laßt's mich wissen.“

Sie kehrten beide heim zu ihr, und die Knobelsdorffin hat es ihm selber in einem „herzbeweglichen“ Dankeschreiben berichtet.

Graf Hohenberg hat sein verwüstetes Schloß neu aufgebaut, und an dem Tag, wo zum erstenmal die Fahne wieder von dem Siebel zu dem befreiten Vaterland hernieder wehte, hat Leopold die Geliebte als Weib heimgeführt.

In dem Park aber erhob sich eine Marmorurne auf frischem Grab. Sie trug den Namen des Grafen Henri von Guise und das Datum des siebenzehnten Oktobers 1813. Man konnte die goldene Inschrift aber kaum lesen, weiße Rosen überrankten das ganze Grab, und ein junges Paar stand oft betend davor, sie mit Thränen zu nezen.



Der preussische Landtag und das Theater.

Es hat sich nach dem Verlaufe der neueren Geschichte seit dem Jahre 1870 sehr natürlich gefügt, daß sich in allen Disziplinen menschlicher und geistiger Thätigkeit auf deutschem Boden mehr und mehr der Blick nach Berlin wendet als demjenigen Orte, von welchem die geistigen Bewegungen, die Schlagworte, die Richtungen der jeweiligen Strebungen ausgehen, von dem aus die vielseitige Regierungsmaschine in allen Gebieten fördernd oder hemmend eingreift. Diese hat dabei vor allem die Erhaltung des Staatswesens, der gesellschaftlichen Ordnung, der Sicherung des Besitzes, aber in neuester Zeit sogar die Moralität der Unterthanen im Auge. Man sollte zwar meinen, daß die Moralität vor allem aus dem Zustande der Kirche und der Schule, aus deren Einfluß auf das Familien- und öffentliche Leben sich entwickle — und diesen beiden Mächten als ihren Hütern überantwortet sei. Dieser Einfluß scheint sich aber heute als zu schwach zu erweisen und man muß zur Polizei greifen, um die Moral einerseits zu bewahren, andererseits die gesunkene wieder aufzubringen. Das ist eine recht bedenkliche Erscheinung — am bedenklichsten für Kirche und Schule, weil dadurch die Abnahme ihrer Kraft öffentlich bestätigt wird. Jeder weiß wohl, daß die Kirche des weltlichen Arms — daß der Richter des Schergen bedarf. Aber dies Bedürfnis sollte doch wohl nur in den einzelnen Fällen eintreten, wo ein Individuum zur Verantwortung und Strafe zu ziehen ist, weil sich dasselbe gegen die Vorschriften der Kirche vergangen und den kirchlich gesinnten Bürgern ein Mergerniß gegeben hat. Nun soll aber die Polizei, die doch wohl ein niedrigeres Amt hat, auf die Höhe der Kirche und der Schule gestellt werden, indem sie als dritte im Bunde die Sittlichkeit der Gesellschaft bilden helfen soll. Das will meinem beschränkten Unterthanenverstand nicht einleuchten.

Ich maßte mir gewiß als Oesterreicher kein Recht an, hier über eine Angelegenheit des „Deutschen Reiches“ zu reden, wenn ich mir nicht aufrichtig einbildete, es läge im vorliegenden Falle eine allen gebildeten Deutschen gemeinjame Angelegenheit vor, da dieselbe eine Kulturfrage berührt.

Ich spreche als ein Theaterangehöriger vom Theater, insbesondere von den Anschauungen, welche in der Sitzung des preussischen Landtags vom 21. Februar dieses Jahres durch den Herrn Minister von Köller und den Freiherrn von Heereman zum Ausdruck gekommen sind. Es fand sich erklärlicherweise niemand im Landtag, welcher den Klagen und Wünschen dieser beiden Herren mit Sachverständigkeit hätte erwidern können. Aber einem Schauspieler, der gleich mir mit Liebe und Verehrung an seiner Kunst hängt und jenen hohen Begriff von der Bedeutung der dramatischen Kunst im Staatsleben hat, welchen die höchsten geistigen Autoritäten des deutschen Volkes seit mehr als hundert Jahren festgestellt haben — einem Schauspieler, welcher mit tiefer Trauer der Entwicklung des Theaters im Deutschen Reiche seit langen Jahren zugeesehen hat — dem

wird es nicht schwer, den bedrückten Herren die richtige Antwort zu geben, und ihnen zu sagen, wem sie den beängstigenden Zustand zu danken haben, welcher ihnen diese Klagen entpreßt.

Der Freiherr Heereman bittet den Minister, „den theatralischen Aufführungen, welche Angriffe auf Religion, Sitte oder andere bedenkliche Tendenzen enthalten, schärfer entgegenzutreten als bisher. Man gestatte die Verhöhnung von Religion, Ehe und Sitte, wie nie früher in Deutschland zulässig gewesen. Unser Theater sei herabgesunken von einer Stätte höherer Bildung zu einer Stätte der Darstellung für Unsitte. Es werden jetzt durch das Theater leichtfertige Begriffe von Sitte und Ordnung, stellenweise auch Gedanken in der Bevölkerung angeregt, die auf den Umsturz des Staates und der Gesellschaftsordnung gehen.“

Der angerufene Herr Minister von Köller ist allerdings auch der Ansicht, daß die Theater das, was sie sein sollten, eine Bildungsstätte zur Förderung der Sitte, alles Guten und Edlen, schon lange nicht mehr sind.

Es wird noch von Seite des Ministers des für einen Unterthanenverstand schwer faßbaren Vorgehens gedacht, daß die Polizeibehörde erst „Die Weber“ verbietet — das Obergericht infolge einer Beschwerde „Die Weber“ erlaubt — und die Polizei die Vorstellung derselben wieder verbietet. Die höhere Instanz hat hierbei sicherlich mehr Verständnis des Werkes an den Tag gelegt, jedenfalls eine klarere Beurteilung jener sozialen Strömung, in welche „Die Weber“ gehören.

In zwei Punkten irren die Herren entschieden. Erstlich bezüglich der Religion. Ich besinne mich in meinem langen Theaterleben keines Stückes, welches die Religion verhöhnt hätte. Man dürfte sehr schwer ein Publikum finden, welches sich eine derartige Verhöhnung bieten ließe. Allein das Wort wird absichtlich mit Kirche verwechselt oder mit derselben identifiziert. Dabei kann doch wohl nur an die katholische Kirche als einer geschlossenen weltlichen Macht gedacht werden. Es ist mir aber niemals ein Stück bekannt geworden, in welchem ein würdiger Priester verhöhnt worden wäre, es sei denn um ihn zu erhöhen und seinen Angreifer zu erniedrigen.

Ich sehe in der Literatur des Theaters bei Deutschen, Engländern und Norwegern nur schlechte Priester dem Abscheu preisgegeben. Allerdings hat es Leute gegeben, welche selbst in dem „Patriarchen“ Lessings eine „Verhöhnung der Religion“ sahen, aber ich kann doch unmöglich annehmen, daß ein heutiger Minister in Preußen in der Reihe solcher Leute stehe.

Der zweite Punkt, in welchem mir die Herren zu irren scheinen, berührt die größte Frage der Zeit: die soziale. Herr Baron Heereman äußert sich in dieser Beziehung mit folgenden Worten: „Es werden jetzt durch das Theater vielfach leichtfertige Begriffe von Sitte und Ordnung, stellenweise auch Gedanken, die auf Umsturz des Staates und der Gesellschaftsordnung gehen, in der Bevölkerung angeregt.“ Nun, es ist nicht meine Sache, die parlamentarisch-bombastische Phrase vom Umsturz in ihrem ganz profaischen Sinne zu beleuchten. Sie will ja nichts anderes sagen als: Reichtum ist ein geheiligtes Vorrecht derer, die ihn

besitzen, wenn auch durch Unrecht; und wer Gedanken anregt und fördert, welche eine gerechtere Verteilung der Erdengüter auf Grund der Arbeit anstreben, der fördert den Umsturz. Der Herr Baron kann versichert sein, daß es eine soziale Frage gar nicht gäbe, wenn ein wirkliches Christentum in der europäischen Menschheit lebte. Dann könnte das Theater die Religion nicht im geringsten bedrohen. Weil nun der Umsturz nur dadurch in eine allmälige Aenderung der Gesellschaftsordnung verwandelt werden kann, daß die Bewegung der Ideen eine möglichst ungehemmte sei — und das Theater an derartigen Bewegungen stets einen großen Anteil hat, weil die Ideen in künstlerischer Form eine gewaltigere Wirkung hervorbringen als in irgend einer andern — so kann ich der Bühne keinen unheilvollen Einfluß zuschreiben lassen, und steht derselbe um so weniger zu befürchten, wenn ein so vorurteilsloses und gerechtes Verwaltungsgericht darüber wacht, wie das in Rede stehende. Die sozialen Bestrebungen sind in ihrem innersten Wesen keine unsittlichen — sie sind ein neuer Ideenstrom in der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft und haben in rein künstlerischer Form einen sittlichen Charakter — nicht aber den der Straße oder Schenke. Ich möchte den Herrn Baron auf das treffende Wort Augiers verweisen, das er seinem Giboyer in den Mund legt: „Die Ströme irren sich nicht, und sie ersäufen die Narren, welche sich ihnen entgegenstellen.“

Den Irrtümern des Herrn Baron Heereman gefellen sich die des Herrn Ministers von Köller. Er meint, daß die Theater mit geringen Ausnahmen das nicht sind, was sie sein sollten: eine Bildungsstätte zur Förderung alles Guten und Edlen. Er sagt: „Hier in der Residenz vor allem haben wir eine Menge neuer Theater bekommen, die zunächst Erwerbquellen sind, die verdienen wollen, und denen es nicht darauf ankommt, gute Sitte und edlen Sinn zu pflegen, sondern darauf, recht viel zu verdienen, selbst auf die Gefahr hin, die Moralität des Volkes zu ruiniren.“ Da hat der Herr Minister ganz recht; diese Behauptung ist unanfechtbar. Sie kann sich aber weder auf die Religion noch auf die Gesellschaftsordnung beziehen — sondern nur auf jene Produkte, welche die geschlechtlichen Beziehungen in einer rohen oder frivolen, frechen oder verführerischen Art behandeln — worin der Autor seine Vernunft gebraucht, um tierischer als jedes Tier zu sein.

Aber, Herr Minister, wie können Sie von einer großen Anzahl derer, welche Theater dirigiren, etwas anderes erwarten, als daß sie Geld um jeden Preis verdienen wollen? Woher soll diesen Individuen nur der Gedanke kommen, eine Bildungsanstalt aus ihrem Theater zu machen? Haben Sie auch nur das Recht, solches von ihnen zu verlangen? — Nein! — Und warum? Die Antwort will ich Ihnen gründlich geben. Weil die gesetzgebende Versammlung des Deutschen Reiches das Theater entwürdigt und zu dem gemacht hat, was Sie heute beklagen. Nach der ruhmvollen Einigung des Deutschen Reiches war es eine der ersten Thaten des deutschen Parlaments, bei Feststellung der Gewerbeordnung das Theater dem Käsehandel gleichzustellen und die Theaterfreiheit zu dekretiren. Und das thaten die Erwählten des Volkes der Denker!! — Und heute, nachdem

die Seuche über zwanzig Jahre im deutschen Theater gewüthet, unwissende Spekulanten zu Direktoren, richtiger gesagt, zu Sklavenhaltern gemacht, eine Unsumme von schauspielerndem Proletariat aufgehäuft und das Theater entwürdigt hat — heute wollen Sie Bildungsanstalten zur Förderung der Sitte in denselben sehen? — Die Direktoren sind in ihrem Recht, indem sie nur ein Ziel kennen: Geld verdienen, gleichgiltig durch welche Mittel. Das Parlament hat ihnen dies Recht gegeben — sie sind Handelsleute und, um mit Goethe zu reden:

Krieg, Handel und Piraterie,
Dreieinig sind sie — nicht zu trennen.

In Deutschland wie in Oesterreich hat der Staat die Wichtigkeit und große Wirkung des Theaters immer negativ anerkannt durch den Rotstift des Zensors, der jeden kühnen Gedanken sorglich strich, wenn er dem jeweiligen Staatswesen unbequem schien, aber sorglos die Bote passiren ließ, wenn sie nur lustig vorgebracht wurde.

Nein, meine verehrten Herren, das Theater hat eine gar ernste und tief eingreifende Aufgabe im Staatswesen — und ist nur dem Hofe, dem Staate oder der Stadt zu überantworten, nicht aber jedem gemeinen und gewissenlosen Spekulanten, der Geld in der Tasche hat — zuweilen auch nicht hat. Man müssen Sie sich auch die Früchte gefallen lassen, die Sie gezogen haben. Diese Zustände sind nur zu ändern, wenn die Kultur des deutschen Volkes auf diesem Gebiete eine höhere Stufe erreichen wird als die gegenwärtige.

Wien, 3. März 1895.

Jos. Lewinsky,
k. und k. Hofschauspieler.



Eine optische Reliquie von Goethe.

Von

G. von Lommel.

Schon mehrfach wurde bemerkt, daß berühmte Männer den Wert ihrer Leistungen ganz anders beurteilen, als Mit- und Nachwelt es thut, und namentlich diejenigen ihrer Werke am höchsten stellen, bei welchen sie die größten Schwierigkeiten zu überwinden hatten, und weit höher schätzen als die, welche mühelos dem unwiderstehlichen Drange des Genius entsprungen, uns zur Bewunderung hinreißen und allein den unvergänglichen Ruhm ihres Schöpfers begründen. Napoleon soll in Bezug auf das nach ihm benannte Gesetzbuch gesagt haben: „Mit diesem Buche in der Hand werde ich auf die Nachwelt kommen.“ Und Goethe äußerte einmal nach Eckermanns Bericht: „Auf alles, was ich als Poet geleistet habe, bilde ich mir gar nichts ein . . . Daß ich aber

in meinem Jahrhundert in der schwierigen Wissenschaft der Farbenlehre der einzige bin, der das Rechte weiß, darauf thue ich mir etwas zu gute, und ich habe daher ein Bewußtsein der Superiorität über viele.“¹⁾ Wie ungeheuer hoch Goethe seine Farbenlehre schätzte, geht aus der folgenden von demselben Berichterstatter mitgetheilten Aeußerung hervor: „Um Epoche in der Welt zu machen, dazu gehören bekanntlich zwei Dinge: erstens, daß man ein guter Kopf sei, und zweitens, daß man eine gute Erbschaft thue. Napoleon erbt die französische Revolution, Friedrich der Große den schlesischen Krieg, Luther die Finsternis der Pfaffen, und mir ist der Irrtum der Newtonschen Lehre zu teil geworden. Die gegenwärtige Generation hat zwar keine Ahnung, was hierin von mir geleistet worden; doch künftige Zeiten werden gestehen, daß mir keineswegs eine schlechte Erbschaft zugefallen.“²⁾ Wiederholt beklagt sich Goethe bitter über den Mangel an Anerkennung bei seinen Zeitgenossen und wendet sich besonders gereizt gegen die ablehnende Haltung der Fachgelehrten, welche das Licht und die Farbe, das zarte, ätherische Wesen, auf die Folterbank mathematischer Formeln spannen wollten. Aber auch die kommende Zeit hat die erhoffte Anerkennung nicht gebracht; Goethes mehr aus ästhetischen Bedürfnissen entsprungene Farbenlehre konnte in die exakte Wissenschaft niemals Eingang finden. Er hat gar nicht die Absicht, eine eigentlich physikalische Erklärung der Farbenerscheinungen zu geben, ja er hat von einer solchen, wie seine ungerechte Polemik gegen Newton beweist, nicht einmal einen Begriff; er geht nur darauf aus, eine Grunderklärung, das von ihm sogenannte „Urphänomen“, als die allgemeinste und alleinige Bedingung für die Entstehung der Farben hinzustellen und alle Farbenerscheinungen damit in Beziehung zu setzen. Als Urphänomen betrachtet er die Farben trüber Mittel, nämlich die allgemein bekannte und gewiß schon von jedermann beobachtete Thatsache, daß ursprünglich weißes Licht, durch eine feine Trübung durchscheinend, rotgelb erscheint, das trübe Mittel selbst aber, von darauf fallendem Lichte erleuchtet, vor dunklem Hintergrund eine blaue Färbung zeigt. Bekannte Beispiele davon, die auch Goethe anführt, sind Milchglas oder Beinglas, Rauch, durch Milch, durch weingeistige Harzlösung oder durch Seifenspiritus getrübbtes Wasser, ferner die blaue Farbe entfernter Berge, das Blau des Himmels und die prachtvollen Farben des Sonnen-Auf- und Untergangs, die Morgen- und Abendröte.

Goethe war ein feiner und scharfer Beobachter; die Thatsachen, die er anführt, sind durchaus richtig wiedergegeben, und gerade der Sachkundige wird mit Genuß seine Farbenlehre durchblättern und sich an der lebensvoll anschaulichen Schilderung der Erscheinungen erfreuen.

So führt Goethe noch eine Reihe weniger bekannter Beispiele für sein Urphänomen an. Aufgüsse von nephritischem Holz, von Quassiaholz und von Korkkastanienrinde, welche im durchscheinenden Licht gelblich erscheinen, im auffallenden Licht aber mit blauer Farbe schimmern, und hiemit nach seiner Meinung

¹⁾ Eckermann, Gespräche mit Goethe, 19. Februar 1829.

²⁾ Eb., 2. Mai 1824.

das Urphänomen in schönster Weise vor Augen führen. Die vollkommenste Offenbarung des Urphänomens aber entdeckte Goethe bei gewissen Gläsern, die mit einer dünnen Schicht eines gelben Glasflusses überzogen sind, die er als „trüben Schmelz auf Glas“ bezeichnet. Er gibt von dieser Erscheinung folgende anmutige Schilderung: ¹⁾

„In der neueren Zeit, wo die Glasmalerei wieder sehr löblich geübt wird, habe ich auf Wiener und Karlsbader Trinkgläsern dieses herrliche Phänomen in seiner größten Vollkommenheit gesehen. Am letzteren Orte hat der Glasarbeiter Mattoni den guten Gedanken gehabt, auf einem Glasbecher eine geringelte Schlange mit einer solchen Lasure zu überziehen, welche, bei durchscheinendem Licht oder auf einen weißen Grund gehalten, hochgelb, bei aufscheinendem Licht und dunklem Grunde das schönste Blau sehen läßt. Man kann sogar durch eine geringe Bewegung, indem man das Gelbe zu beschatten und das Blaue zu erhellen weiß, Grün und Violett hervorbringen. Möge der Künstler dergleichen viele in Bereitschaft haben, damit Badegäste sowohl als Durchreisende sich mit solchen Gefäßen versehen können, um dem Physiker ernstlich an die Hand zu gehen und zum Scherz sowohl Junge als Alte ergötzlich zu überraschen. Hier erscheint ein Urphänomen, setzt natürliche Menschen in Erstaunen und bringt die Erklärungsfucht zur Verzweiflung.

Ferner hat man den Kranz um manche Glasbecher mit solchem trüben Mittel überzogen, woraus der sehr angenehme Effect entspringt, daß die aufgetragenen leichten Goldzieraten sich von einem gelben, durchscheinenden, goldgleichen Grunde bald metallischglänzend absetzen, bald auf blauem Grunde um desto schöner hervorgehoben werden.“ Goethe fügt noch hinzu: „Aus der Bereitung selbst machen die Künstler kein Geheimnis; es ist feingepulvertes schwefelsaures Silber.“ Auch in den Gesprächen mit Eckermann geschieht dieser Trinkgläser, die „die Betrachtung eines Urphänomens gewähren,“ Erwähnung.

Jene Aufgüsse und diese Gläser sind nun aber gar keine trüben Mittel, wie Goethe meinte, sie sind vielmehr vollkommen klar und durchsichtig; den blauen Schimmer, den sie bei aufscheinendem Lichte, auch ohne dunklen Hintergrund, zeigen, verdanken sie der Fähigkeit, unter dem Einfluß des Lichtes, ähnlich wie die phosphoreszirenden Körper (zum Beispiel die bekannte Balmainsche Leuchtfarbe) selbstleuchtend zu werden mit einer der betreffenden Substanz eigentümlichen von der des durchgelassenen Lichtes verschiedenen Farbe. Dieses nur während der Bestrahlung andauernde Selbstleuchten, welches man Fluoreszenz nennt, zeigt zum Beispiel das der Beobachtung eines jeden zugängliche Petroleum; von Tages- oder Sonnenlicht beschienen, leuchtet die schwachgelbliche Flüssigkeit mit schön violettblauem Licht, welches, von der Oberfläche und aus dem Innern der Flüssigkeit nach allen Seiten ausstrahlend, der im durchgehenden Licht völlig klaren Substanz den Anschein der Trübung verleiht.

Goethe kannte nur solche fluoreszirende Stoffe, welche, wie die bereits

¹⁾ Farbenlehre, Nachträge 9.

angeführten, im durchtretenden Lichte gelb, im auffallenden Lichte blau erscheinen, ähnlich wie die trüben Mittel; er nahm sie daher als willkommene Beispiele für sein Urphänomen. Erst später lernte man fluoreszirende Substanzen kennen, welche ganz andere Farbenpaare darbieten; so kann zum Beispiel eine im durchgehenden Licht gelbe oder rote Flüssigkeit (Fluoreszein-, beziehungsweise Eosinlösung) im auffallenden Licht hellgrün, eine rosenrote (Naphthalinrot) orange, eine grüne Flüssigkeit (Chlorophylllösung) blutrot erscheinen; ja es gibt Substanzen, die bei durchtretendem Lichte blau, orangefarbenes (Lackmusbildung) oder prachtvoll rotes (Resorcinblau) Licht zurückstrahlen. Hätte Goethe die letzteren Erscheinungen gesehen, welche gerade die entgegengesetzten Farbenwirkungen darbieten wie die trüben Mittel, so würde er doch wohl an dem Urphänomen, „hinter welchem man,“ wie er einmal zu Eckermann¹⁾ äußerte, „unmittelbar die Gottheit zu gewahren glaubt,“ irre geworden sein.

Zu den wenigen Anhängern der Goetheschen Farbenlehre zählte Hegel, der auch in der Abneigung gegen die mathematische Behandlung naturwissenschaftlicher Fragen mit ihm übereinstimmte. Goethe begrüßte diese Zustimmung mit Freude und Dank. In einem Briefe Goethes an Hegel, datirt Weimar, den 13. April 1821,²⁾ heißt es am Schluß:

„Ihre werten Äußerungen sollen mir immer vor Augen liegen und meinen Glauben stärken, wenn mich die unerfreuliche Behandlung derselben Materie, deren sich die Zeitgenossen schuldig machen, manchmal, wo nicht zum Wanken doch zum Weichen verleiten möchte. Nehmen Sie also meinen wiederholten Dank und erlauben eine von Zeit zu Zeit erneute Sendung. Da Sie so freundlich mit den Urphänomenen gebaren, ja mir selbst eine Verwandtschaft mit diesen dämonischen Wesen zuerkennen, so nehme ich mir die Freiheit, zunächst ein Paar dergleichen dem Philosophen vor die Thür zu bringen, überzeugt, daß er sie so gut wie ihre Geschwister behandeln wird. Treulichst

Goethe.“

Hierauf erfolgte die Sendung eines zierlichen, gelb gefärbten Trinkglases, worin ein Stück schwarzen Seidenzeuges steckt, welches das Gelb des Glases als Blau durchscheinen läßt. Das Glas war begleitet von einer Zuschrift von Goethes Hand: „Dem Absoluten empfiehlt sich schönstens zu freundlicher Aufnahme das Urphänomen. Weimar, Sommers Anfang 1821.“ In einem (noch ungedruckten) Briefe dankte Hegel, wie Rosenfranz³⁾ mitteilt, für die Zusendung in launigen Worten. „Der Wein,“ meinte er, (so berichtet Rosenfranz) „sei immer ein großer Verbündeter der Naturphilosophie gewesen, weil er der Welt so deutlich beweise, daß Geist auch in der Natur sei. Aber ein so instruktives Weinglas, wie das von Goethe ihm geschenkte, sei ein wahrer Weltbecher, an

¹⁾ Eckermann II, 27. Februar 1831.

²⁾ Karl Hegel, Briefe von und an Hegel, II. p. 47. Nur die Unterschrift des Briefes ist von Goethes Hand.

³⁾ Rosenfranz, Hegels Leben, S. 340.

welchem der schwarze Mhriman dem lichten Ormuzd zur Folie der Offenbarung diene. Auch hätten die Alten nicht vergessen, dem mystischen Dionysos unter seinen Symbolen einen Becher zu geben.“

Dieses Trinkglas ist noch vorhanden. Es ist in meinem Besitz, als Geschenk meines Schwiegervaters, Geheimrat von Hegel in Erlangen. Es wird aufbewahrt in seiner ursprünglichen Hülle, einer cylindrischen, mit gelbgrünem Papier überzogenen Kapsel aus Pappe. Im Glase steckt noch das von Goethe beigegebene



Stück schwarzen Seidenzeuges, das um einen mit vergilbtem Papier unwickelten Bausch von Watte geschlungen ist. Auf dickem am Rande gerieftem Boden erhebt sich in schön geschweifter Linie der nach oben erweiterte Becher von farblosem Glase, in der Mitte umgürtet von einem 2 cm breiten Bande jenes gelben Schmelzes und zwei schmälern solchen Bändern ober- und unterhalb des mittleren. Die gelben Bänder sind von goldenen Linien begrenzt, der obere Rand des Glases ist vergoldet und eine goldene Zickzacklinie umzieht den gerieften Fuß. Innerhalb eines jeden der schmalen Bänder verläuft in der dünnen gelben Schicht eine zarte Wellenlinie, welche das farblose Glas durchscheinen läßt. Die

ungefärbten Zwischenräume, welche das breite Mittelband von den schmalen Bändern trennen, sind mit goldenen Kränzen geziert. Um das Mittelband selbst rankt sich eine goldene Rebenguirlande mit Trauben. Vor dem dunklen Hintergrund der schwarzen Seide erscheint bei Beleuchtung mit Tages- oder Sonnenlicht das Gelb des Glases als herrliches Blau; bei Lampenlicht, welches die Fluoreszenz erregenden Strahlen nur spärlich enthält, zeigt sich der blaue Schimmer nur schwach.

Man darf gewiß, wie es in der Ueberschrift geschieht, das schöne Glas als „eine optische Reliquie von Goethe“ bezeichnen und zugleich als ein Denkmal der innigen Beziehungen zweier Geistesheroen unserer Nation.



Rule Britannia.¹⁾

Ein Brief von Sir M. Grant Duff.

Geehrter Herr!

Sehr gerne entspreche ich Ihrem Wunsche, Ihnen einen Brief zu schreiben, der unter dem Titel Rule Britannia veröffentlicht werden soll. Ich möchte zunächst jedoch klarstellen, in welchem Sinne ich den altehrwürdigen englischen Ausdruck auffasse und mir zu eigen mache. Was alle Engländer, die über öffentliche Angelegenheiten genugsam nachgedacht haben, um eine der Beachtung werthe Meinung zu haben, sich heutzutage dabei denken, wenn sie jene Worte aussprechen, ist etwas, was dem berühmten klassischen Ausspruche sehr nahe kommt: „Spartam nactus es; hanc exorna.“ Wir bedienen uns derselben als einer Aufmunterung, eingedenk zu sein, daß wir eine große Vergangenheit hinter uns haben, und Sorge dafür zu tragen, daß Gegenwart und Zukunft dieser Vergangenheit nicht unwürdig seien. Es hat eine Zeit gegeben, da England den Ehrgeiz besaß, eine leitende Rolle in Europa zu spielen, und ich glaube, daß man sich bei richtiger Würdigung der Zeitumstände, in Deutschland wenigstens, kaum der Anschauung verschließen wird, daß diese Rolle eine ersprießliche gewesen ist.

Die thatsächlichen Verhältnisse haben sich indes auf dem Kontinent ganz und gar geändert. Interessen und Kampfziele, für die einzutreten wir, mit Recht oder Unrecht, für unsere Pflicht hielten, sind gegenwärtig vollständig zum Siege vorgezogen oder haben doch einen so starken Rückhalt gewonnen, daß sie sich durch eigene Macht behaupten, ohne in irgend einer Weise unserer Unterstützung zu bedürfen. Das in England heranwachsende Geschlecht, das jetzt in der Mitte seiner Lebenszeit steht, ist zu der Ueberzeugung gelangt, daß wir weit mehr eine kosmopolitische als eine europäische Macht sind. Unsere direkten Interessen in Australien, Indien und Amerika drängen die gleichen Interessen auf dem europäischen Kontinente mehr und mehr in den Hintergrund. Wir bescheiden uns dabei, mit einem der Hauptsache nach wohlwollenden Interesse auf alles das zu blicken, was zwischen Calais und Konstantinopel, zwischen Hammerfest und Syrakus vorgeht, wobei wir fraglos gewisse Dinge bedauern und über andere uns freuen, doch mehr als wohlwollende Freunde als an der Sache selbst Beteiligte. Unter den Dingen, die wir bedauern und die wir, wenn wir könnten, gerne ändern möchten, steht an erster und hervorragendster Stelle der Einfluß gewisser sozialpolitischen Ideen, die wir für verfehlt und schädlich halten. Am schädlichsten zum großen Teil für die Länder, die unter ihrem Einfluß stehen, doch schädlich auch in hohem Grade für uns. Die Eng-

1) Anmerkung der Redaktion. — Der berühmte englische Staatsmann weicht in manchen Punkten von unseren Ansichten ab, gibt aber der Stimmung Ausdruck, welche in England in weiten Kreisen zu finden ist.

länder haben sich während der letzten fünfzig Jahre in zwei sehr ungleiche Heerlager gespalten — in Narren und Freihändler. Während der Generation, welche dem zu Beginn des Jahres 1860 zwischen England und Frankreich abgeschlossenen Handelsvertrag folgte, war in Europa eine starke Strömung zu Gunsten der ungehemmten Bethätigung derjenigen friedlichen Einflüsse vorhanden, die Cobden „das internationale Gesetz des Allmächtigen“ genannt hat; während der letzten zwanzig Jahre trat hiergegen in den meisten Teilen Europas eine starke Reaktion auf. Wir bedauern das, denn je näher die Märkte sind, desto vorteilhafter sind sie, und wenn sie sich uns in größerem Umfange verschließen, werden wir genötigt, für entferntere und weniger vorteilhafte Märkte zu arbeiten, wobei uns die mannigfachen Vorteile entgehen, die uns erwachsen würden, wenn unsere europäischen Nachbarn wohlhabender würden und es ihnen gestattet wäre, uns mehr von dem abzukufen, was wir gerne verkaufen möchten.

Wir haben uns indes, einstweilen wenigstens, der Hoffnung entschlagen, einen größeren Wechsel in der Handelspolitik der kontinentalen Völker eintreten zu sehen. Früher oder später, glauben wir, werden sie alle einsehen, daß Schutz-zoll und Ausfuhrprämien ein Fehler sind, und ein anderes Verhalten beobachten. Doch wir haben ein Sprichwort, daß es kein gutes Ding ist, auf des toten Mannes Schuhe zu warten, und wenden notgedrungen unsere Aufmerksamkeit anderen Weltteilen zu.

Ein weiteres, das wir gerne ändern möchten, ist die fortwährende Ruhelosigkeit Frankreichs. Dieses Land, so, wie es in den Tagen des zweiten Kaiserreichs war, als es unter dem Eindrucke stand, daß es Europa Gesetze vorschreiben könne, und so, wie es jetzt ist, von dem peinigenden Gedanken bedrückt, daß es eine durchaus üble Rolle spielte, als es zum Kriege gegen Deutschland im Jahre 1870 kam, bildet beständig ein Element der Beunruhigung. Wäre es anders, so könnten Sie Ihre Militärlasten ganz beträchtlich herabmindern, und wir brauchten nicht die bedeutenden Summen aufzuwenden, die wir jetzt für unsere Flotte nötig haben und wahrscheinlich noch in weit erheblicherem Maße nötig haben werden. Sie würden aus Gründen, die mit Frankreich ganz und gar nichts zu thun haben, gezwungen sein, ein ganz beträchtliches Heer und wir eine ebenso beträchtliche Flotte zu unterhalten; doch weit unter dem Umfange, wie es jetzt erforderlich ist. Hier aber machen wir in England wieder „bonne mine à mauvais jeu.“ Wir werden mit der Vermehrung unserer Flotte fortfahren, bis sie so stark ist, daß wir nicht nur alle großen Linien des Seeverkehrs schützen können, sondern auch im Stande sind, in den ersten Wochen eines ausbrechenden Kriegs Besitz von allen Kohlenstationen und Rückzugsplätzen zu ergreifen, über die Frankreich außerhalb seines eigenen Küstengebiets verfügt.

Wir verabscheuen es, Geld für so wenig erspriessliche Dinge zu verschleudern, allein, wenn Frankreich uns durchaus dazu zwingen will, gedenken wir achselzuckend der Worte des Herzogs von Wellington bei Waterloo: „Hartes Stoßen, meine Herren, aber wir werden das Stoßen am längsten aushalten.“

Ich will nicht in Abrede stellen, daß wir mit einem gemischten Gefühle der Belustigung und „Schadensfreude“ den großen Friedensstörer der Welt ständig und augenscheinlich leichtem Herzens gegen die Klippen des Staatsbankerotts zusteuern sehen. Ganz gewiß wird Frankreich, wenn es weiter Schulden auf Schulden häuft, wie es das seit dem Jahre 1870 gethan hat, in den ersten Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts bankrott sein, während wir während der letzten Generation unsere Staatsschuld ganz bedeutend herabgemindert haben.

Sie sagen in dem an mich gerichteten Schreiben, daß gewisse Leute in England von einem Bündnisse zwischen England, Frankreich und Rußland träumen!

Wenn es derartige Leute gibt, müssen es wohl sehr einfältige Gemüther sein, und ich würde mich es schon eine ordentliche Strecke Weges kosten lassen, wenn ich jemand, der etwas Derartiges behauptete, zu Gesicht bekommen könnte. Was in aller Welt könnte der Zweck einer derartigen Allianz sein? Das, was man im allgemeinen hier zu Lande Frankreich gegenüber empfindet, ist eine Art wohlwollender Neugierde. Wenn die thörichte Kammer in ihren hysterischen Anwandlungen gegen das perfide Albion deklamirt oder die Zeitungen sich in Ausfällen gegen uns ergehen, können wir uns nur fragen: Was soll das alles heißen? Sie kennen doch wohl die Geschichte des englischen Arbeiters, der regelmäßig von seiner Frau Schläge bekam und dann zu sagen pflegte: „Nun, ihr macht es Spaß und mir thut es nicht weh.“ Was wir Frankreich gegenüber empfinden, ist genau das, was jener Arbeiter empfunden haben würde, wenn seine Frau, statt ihre Fäuste zu gebrauchen, etwa nach einem Stilett gegriffen hätte. In diesem Falle würde er die liebe Ehehälfte derbe auf die Finger geklopft und ihr die Waffe entwunden haben. Genau dasselbe beabsichtigen wir zu thun, wenn Frankreich uns mit aller Gewalt zu einem Seekriege nötigen wollte.

Bezüglich Rußlands gehen die Meinungen in England ziemlich weit aus einander, und Sie müssen das, was ich jetzt sage, als meine persönliche Ueberzeugung auffassen, als eine Ueberzeugung, die zweifellos von vielen geteilt wird, die aber auch mancherlei Widerspruch findet. — Was mich anlangt, so kann ich nicht absehen, weshalb wir mit Rußland in Streit geraten sollten. Ich glaube nicht, daß es zwischen Rußland und England irgend eine offene Frage gibt oder geben wird, die sich nicht am grünen Tische schlichten ließe. Was einen Angriff Rußlands auf Indien anlangt, so ist das ein ganz und gar absurder Gedanke. Bis ganz vor kurzem war alles das, was zu dem Zwecke angeregt und unternommen wurde, etwaige Absichten Rußlands auf Indien zu durchkreuzen, nichts anderes als nutzlose Thorheit, die Verschwendung von vielem Geld und die zwecklose Veranlassung großen Elends.

Seit wir bis Quetta vorgedrungen sind und Rußland sich in den drei Khanaten festgesetzt hat, sind die Grundlagen des Problems ganz andere geworden, und alles, was seither zur Sicherung der Grenze gegen einen allenfalsigen Feind geschehen ist, ist gut und vernünftig gewesen. Indien ist jetzt in der Lage, es gegen jede Macht aufzunehmen, die es angreifen möchte, selbst wenn die Zügel der Regierung in Petersburg in den Händen eines Zaren liegen

sollten, der im Stande wäre, seine guten Truppen für ein so wahnwitziges Unternehmen aufzuopfern. Niemand weiß, wie stark Indien ist, der nicht selbst in dem Lande gelebt hat. Der alte österreichische Diplomat Graf Hübnert wußte wohl, was er sagte, als er die Aeußerung that: „England hat in Indien nur einen Feind zu fürchten — sich selbst!“ Das ist vollkommen richtig. Nichts kann unsere Macht in Indien erschüttern, solange wir dieses Land nach den weisen Grundsätzen regieren, die uns in den Stand gesetzt haben, ihm eine Periode des Wohlstandes zu verleihen, die unvergleichlich größer ist als irgend eine vor der Zeit der britischen Eroberung.

Aus dem, was ich bereits gesagt habe, werden Sie ersehen, daß wir Engländer in keiner Weise von Feindschaft gegen Frankreich oder Rußland beseelt sind. Wir halten es sehr wohl für möglich, daß das, was Tennyson die „toll-rote Furie der Seine“ genannt hat, sich eines Tages gegen uns kehren wird, wie das vor fünf und zwanzig Jahren gegen Deutschland der Fall gewesen ist. Kommt es dazu, so werden wir sehr wohl in der Lage sein, das Nötige zu unserem Schutze zu veranlassen, wie wir das bei ähnlichen Veranlassungen auch in früherer Zeit gethan haben. Ebenso können wir uns vorstellen, daß die russische wie auch unsere Regierung sich zu einer Reihe von Fehlern hinreißen lassen könnte, durch welche die beiden Nationen mit einander in Kollision geraten möchten, doch scheint es mir im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß es zu solchen Fehlern kommen wird. Der Schritt aber von der Hegung wohlwollender Gefühle für Frankreich und Rußland bis zum Abschlusse eines Bündnisses mit ihnen ist ein sehr weiter, und, wie Sie in dem an mich gerichteten Schreiben sagen, müssen die Personen in England, die einen derartigen Traum träumen, sehr wenig diplomatisch veranlagt sein. Soll es sich um ein Schutzbündnis handeln? Gegen wen in aller Welt sollten denn die Verbündeten sich zu schützen wünschen? Wer bedroht Frankreich? Wer bedroht Rußland? Wer hat mit Ausnahme Frankreichs je davon geträumt, England zu bedrohen?

Soll es auf eine Offensiv-Allianz herauskommen? Gegen welche Macht oder gegen welche Mächte soll dann diese sich richten? Wir verlangen nicht nach einem Quadratzoll Erde, die jetzt einer andern Macht angehört. Frankreich natürlich will Elsaß und Lothringen wieder haben, aber warum sollten gerade wir ihm dabei behilflich sein? Es hat die Länder in offenem Kriege und in einem ihm nicht aufgezwungenen Kampfe verloren und kann etwa mit demselben Rechte unsere Beihilfe zur Wiedererlangung derselben beanspruchen, mit dem wir es ersuchen könnten, uns wieder zum Besitze von Neu-England und Virginia zu verhelfen. Die ganze Idee ist zu thöricht und phantastisch, als daß sie ernsthaft von vernünftigen Leuten einer Erörterung unterzogen werden könnte.

Die Idee eines Defensivbündnisses zwischen Deutschland, Oesterreich, Italien und England ist etwas ganz anderes und eine Sache, die ernstlich in Erwägung gezogen zu werden verdient, denn sie hat vieles für sich. Es sind jedoch mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden, bevor sie ausgeführt werden

könnte. Wir könnten natürlich unberechenbare Dienste leisten im Falle eines Krieges zwischen der Tripelallianz einerseits und Frankreich und Rußland andererseits. Wir könnten, einen großen Teil unserer Flotte zur Verstärkung der Flotte Italiens verwendend, dieses Land in den Stand setzen, frei über eine sehr große Armee zu verfügen, die unter anderen Umständen daheim bleiben müßte, um die ausgedehnte und äußerst leicht zu schädigende Seeküste zu verteidigen. Gleichzeitig könnten wir, mit einem andern Teile unserer Flotte in der Ost- und Nordsee operirend, einen Flankenangriff der vereinigten russischen und französischen Flotte, sei es über Dänemark oder durch direkte Landung an der deutschen Küste, unmöglich machen, ganz zu schweigen von der Durchkrenzung von Seeoperationen zu Gunsten eines russischen Vorstoßes auf Königsberg und den nördlichen Teil Ostpreußens. Was aber würden Sie imstande sein, uns dagegen zu bieten? Sie haben doch wohl nicht vor, jeden Angriff auf unsern Handel oder unsere außereuropäischen Besitzungen zu einem casus belli zu machen? Hätten Sie diese Absicht, dann würde die Frage eine ganz andere Gestalt annehmen, allein ich glaube, Sie würden kaum weiter gehen als uns unter der Bedingung der Gegenseitigkeit Unterstützung in Europa zuzusagen, und es würde schwer, wenn nicht unmöglich sein, dem englischen Volke klar zu machen, daß das ein für England zufriedenstellendes Abkommen sei; unsere wundesten Punkte sind ja die großen Seestraßen, und nicht die Küsten unseres Inselreichs. Hauptsächlich zum Zwecke, diese großen Seestraßen vollkommen zu sichern, lassen wir es uns angelegen sein, fort und fort die Ausgaben für unsere Flotte zu vermehren

Unser Bedenken, ein formelles Bündnis mit Deutschland, Italien und Oesterreich zum gegenseitigen Schutze gegen Frankreich und Rußland abzuschließen, schließt es nicht notwendig ein, daß wir in einem Kriege zwischen diesen Mächten nicht Partei für die Tripelallianz ergreifen sollten. Daß wir uns auf die Seite Ihrer Gegner schlagen würden, ist absolut unglaubwürdig, aber selbstverständlich würde es viel leichter sein, unser Volk Ihrem Lager zuzuführen, wenn Sie selbst ein freundschaftliches Gefühl für unser Land zeigen würden.

Nun ist das aber, wie Sie mir wohl zugestehen werden, nicht immer der Fall. Sie sind uns nicht so zugethan wie wir Ihnen. Es ist das auch ganz natürlich. Uns ist es seit Generationen gut ergangen, und Leute, denen es gut ergeht, sind selten populär. Es wäre am Platze, daß von den betreffenden auswärtigen Aemtern die gesamten diplomatischen Vertreter Deutschlands wie Englands ständig dahin instruiert würden, in allen Angelegenheiten, in welchen die beiderseitigen Interessen nicht kollidiren, die Politik der Gegenseite zu unterstützen. Hätten die Dinge ihren natürlichen Verlauf genommen, wäre Kaiser Friedrich einige Jahre nach Abschluß des von Ihnen mit Frankreich geführten Krieges auf den Thron seiner Vorfahren gelangt und hätte er, umgeben von den ihm gleichalterigen, damals in den besten Lebensjahren stehenden Männern regiert, so würde die entente cordiale mit England bald eine sehr innige geworden ein, allein sein Tod ist, wie sehr richtig bemerkt worden ist, nicht der Tod eines

Mannes, sondern der einer Generation gewesen, und zwar einer Generation, deren vorherrschende politische Färbung nahezu die des gemäßigten englischen Liberalismus war, der trotz allem, was einige lärmende Organe der öffentlichen Meinung dagegen sagen mögen, die stärkste Macht in Großbritannien ist. Wenn zwischen zwei Ländern eine wirkliche entente cordiale vorhanden ist, sind formale Bündnisse nicht aktueller Natur von geringer Bedeutung. Die betreffenden Länder können sich ohnehin darauf verlassen, daß sie sich auf der gleichen Seite befinden werden, wenn es zu der herben Entscheidung des Krieges kommt.

In Deutschland gibt es, wie ich glaube, Leute, die sich einbilden, daß wir neidischen Auges auf die Vermehrung der deutschen Kolonialmacht blicken. Ein größeres Mißverständnis könnte es nicht geben. Viele von uns hegen starken Zweifel daran, daß Deutschland in seinen Kolonien die nötige Leichtigkeit und Geschmeidigkeit entwickeln wird, um seine Bestrebungen von Erfolg gekrönt zu sehen; doch ist das eine Frage, die nur durch Thatsachen und nicht durch theoretische Erörterungen entschieden werden kann. Wir hoffen von Herzen, daß der Erfolg nicht ausbleiben möge. Wir freuen uns sogar, wenn auch aus ganz anderen Gründen, über die französische Kolonisation, vorausgesetzt, daß so böse Nachbarn möglichst weit von unserem Grenzgebiet bleiben. Wir freuen uns über dieselbe hauptsächlich aus dem Grunde, weil wir wissen, daß sie der Ruhelosigkeit einen Ausweg gewährt, die Frankreich zu einem Fluch für Europa macht. Daß sie sonderlich gedeihen wird, erlauben wir uns zu bezweifeln. Welche von den alten französischen Kolonien nimmt einen erfreulichen Fortgang? Nicht einmal Algier, obgleich es nur zwei Schritte von Paris entfernt liegt. Wir erblicken in unseren Kolonien ein vorzügliches Abzugsthor für die Söhne unserer mittleren Klassen. Wenn ein Franzose nach den Kolonien geht, fragt jedermann in Frankreich: Was hat er gethan? Wodurch hat er seiner Familie Unehre gemacht?

Die einzige deutsche Kolonie, die ich in meinem Leben gesehen habe, war die Niederlassung von Haifa am Fuße des Berges Karmel. Ich glaube, ihre Bewohner — die Tempelchristen, wie sie sich nennen — haben etwas eigentümliche religiöse Anschauungen; aber unter vortrefflicheren und gesitteteren Leuten habe ich mich niemals bewegt, und wenn Sie aus Ihren Kolonien im großen das machen können, was die Niederlassung von Haifa im kleinen ist, bin ich fest überzeugt davon, daß es zum Wohle der Menschheit gereichen wird, wenn sie sich ins Ungemessene vermehren.

Verstehen Sie wohl, wenn Engländer im Jahre 1895 den Trinkspruch „Rule Britannia“ ausbringen oder dieses Lied anstimmen, so denken sie nicht daran, für sich eine Superiorität über andere Völker in Anspruch zu nehmen — vielleicht so etwas wie den Prinzipat, von dem es einst Mode war, in Italien zu sprechen. Wir sind vollkommen zufrieden mit dem Stück Erdoberfläche, das uns zugefallen ist. Viele von uns möchten es noch kleiner sehen, als es ist. Ich für meinen Teil hätte nichts dagegen, vorausgesetzt, daß die Gebietsausdehnung gewisser anderen Mächte nicht darauf abzielte, diese Neuerwerbungen

allen Handelsverbindungen mit fremden Ländern zu verschließen. Ich blicke mit nicht geringem Entsetzen auf das Anwachsen der britischen Verpflichtungen seit der Zeit, da ich vor meinem vor vierzehn Jahren erfolgten Weggange nach Indien das Kolonialamt im Hause der Gemeinen zu vertreten pflegte. Einige der Neuerwerbungen, die uns durch die Notwendigkeit, auf unserem Grenzgebiet für Gesetz und Ordnung zu sorgen, aufgezwungen worden sind, werden sich als wertvoll erweisen, doch das wird durchaus nicht mit allen der Fall sein. Das Afrikafieber hat in England ebenso wie anderwärts zu stark gewüthet. Vergessen Sie ferner nicht, daß, wenn es auch sehr schwer halten dürfte, mit Ihnen ein formales Bündnis zur Aufrechterhaltung des Friedens einzugehen, der Friede doch bei weitem das höchste von allen britischen Interessen ist und wir in Ihnen den hauptsächlichsten Friedenshort in Europa erblicken. Sollten Sie Ihre Ansichten über die Erhaltung des Friedens über die Schranken Europas hinaus auszudehnen beabsichtigen, so würden unsere Staatsmänner Ihre Vorschläge ernst und reiflich zu erwägen haben, allein Vorschläge dieser Art sind, soweit ich weiß, noch nicht einmal andeutungsweise gemacht worden. Das einzige, worauf es aller Wahrscheinlichkeit nach hinauskommen wird, ist, daß wir unsere Lage im Hinblick auf unsere Finanzen, unsere Flotte und unser Heer zu reinen Defensivzwecken zu stärken fortfahren werden. Da aber der einzig wahrscheinliche Feind für Sie auch der einzig wahrscheinliche für uns ist, so ist von Ihrer Seite nichts weiter erforderlich als die Bereitwilligkeit, unsere Diplomatie unter der Bedingung der Gegenseitigkeit in allen indifferenten Angelegenheiten zu unterstützen, damit in unserem Lande mehr und mehr ein Gefühl zum Durchbruch kommt, welches es uns äußerst schwer machen würde, uns nicht mit Ihnen zu verbünden, wenn Sie durch irgend einen neuen Angriff von seiten Frankreichs zum Kriege genötigt werden sollten. Ich sage, von seiten Frankreichs, denn wenn ich auch weiß, daß in Rußland das Gefühl gegen Deutschland kein freundliches ist, kann ich mir doch nicht vorstellen, wie jenes Land je dazu kommen sollte, die Hand gegen Sie zu erheben, wenn nicht auf Anstiften und mit ausdrücklicher Unterstützung des bekannnten europäischen Störenfrieds.

Daß in Frankreich die große Masse der Bevölkerung ruhig zu leben und zu arbeiten wünscht, wissen wir alle, aber solange der Vulkan an den Seineuferu jeden Augenblick zum Ausbruch gelangen kann, vermögen wir wie Sie nichts anderes zu thun, als Dämme gegen die Lava zu errichten.

Das alte Mahnwort: „Vertrau auf Gott und halt dein Pulver trocken“, ist für unsere Denkweise genau so charakteristisch wie das „Rule Britannia“.

In größter Hochachtung

Ihr ergebenster
M. E. Grant Duff.

London, Ende Februar 1895.



Leopold von Ranke und Bettine von Arnim.

Von

Th. Wiedemann.

Die „Deutsche Revue“ wird einen bisher ungedruckten Briefwechsel Rankes mit Bettine von Arnim und mit Barnhagen von Ense veröffentlichen. Die nachstehende Einleitung bezieht sich auf diesen gesamten Briefwechsel. Wir beginnen vorläufig mit den Briefen von Leopold von Ranke und von Bettine von Arnim. Die Redaktion der „Deutschen Revue.“

Einleitung.

Es ist hinreichend bekannt, daß Leopold Ranke zu Barnhagen von Ense und dessen Gemahlin Rahel, wie zu Bettine von Arnim eine Zeit lang in einem sehr befreundeten Verhältnis gestanden hat. Wie sonst, ist auch in diesem Falle, in welchem drei, ja vier literarische Celebritäten daran teil haben, der Briefwechsel, der geführt wurde, am meisten geeignet, die persönlichen Beziehungen, welche obwalteten, zu vergegenwärtigen. Aus demselben sind bisher nur einige Briefe von Rahel an Ranke, die dieser ihr im Januar 1832 zurückgab oder, wie sie in einem Vermerk darüber sagt, schenkte, in „Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde“ (3 Teile, Berlin 1831—1834) veröffentlicht worden. Ein reichhaltigeres Material steht mir zur Verfügung. In der Autographensammlung Barnhagens von Ense, die zugleich mit dessen schriftlichem Nachlaß und seinen gedruckten Büchern im Jahre 1872 auf Grund testamentarischer Anordnung an die königliche Bibliothek zu Berlin gekommen ist, sind außer drei Briefen Rankes an Bettine von Arnim, von denen einer indes nur Fragment ist, einunddreißig von ihm an Barnhagen und Rahel vorhanden¹⁾ — wohl alle, die er an die Ehegatten gerichtet hat.²⁾ Die Generaldirektion der königlichen Bibliothek gestattete mir, eine Kopie dieser Briefe anzufertigen, und erklärte, daß ihrerseits einer Publikation derselben nichts entgegenstehe. Die Erben Rankes erteilten mir nicht allein zu einer solchen mit größter Bereitwilligkeit und unter den annehmbarsten Bedingungen ihre Erlaubnis; sie übergaben mir auch Abschriften der Briefe Barnhagens und Bettinens an ihren Vater, die in dessen Nachlaß aufbewahrt

¹⁾ Die Anzahl bleibt hinter der im Schlußband der Sämtlichen Werke abgedruckten Briefe Rankes an seinen langjährigen vertrauten Freund, den Philosophen Heinrich Ritter, deren einunddreißig sind, nur wenig zurück.

²⁾ Das „Indische Gedicht“ Rankes, für welches Rahel ihm in ihrem Brief vom 15. August 1826 (Rahel III, S. 243—245) Dank sagt, findet sich nicht vor; doch ist soviel gewiß, daß das Motiv dafür dem Gita-Govinda des Jayadeva, einem damals schon in deutscher und englischer Uebersetzung zugänglichen Poem eigentlich erotischen Inhalts, der jedoch später gleich dem des hohen Liedes, das sich nach der neuesten Untersuchung als eine Vereinigung volkstümlicher Hochzeitslieder darstellt, in religiös-allegorischem Sinne umgedeutet worden ist, was zu Interpretationen und anderweitigen Aenderungen des ursprünglichen Textes Anlaß gegeben hat, entnommen war. — Darnach ist die Note, die darüber Franz von Wegele in seiner Geschichte der deutschen Historiographie seit dem Auftreten des Humanismus (Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. II. Bd.) S. 1046 hat; zu berichtigen und zu ergänzen.

werden. Ihnen, wie der königlichen Generaldirektion spreche ich hiemit meinen verbindlichsten Dank aus.

Am nächsten lag die Herausgabe desjenigen Theils der Korrespondenzen, der in die Zeit der italienischen Reise Ranke's fällt, weil durch diesen vornehmlich und direkt biographischer Stoff dargeboten wird. Wenn ich von dem Briefwechsel, um den es sich handelt, in der angegebenen Weise in dem Umfang, wie ich glaube, in dem er gegenwärtig noch existirt, habe Kenntniß nehmen können, so darf dieser doch nicht dem ursprünglichen Bestande desselben gleichgesetzt werden. Man vermißt unter anderem den ersten Brief, den Ranke nach seiner Abreise an Bettine schrieb, auf welchen diese in ihrem Schreiben vom 30. September bis 24. Oktober 1827 hinweist, und dessen in dem Briefe von Rahel an ihren Gemahl vom 10. September des nämlichen Jahres mit voller Präzision Erwähnung geschieht¹⁾; ebenso das Antwortschreiben, das Ranke, wie sich aus seinem Brief von 6. Februar 1828 ergibt, von ihr erhalten hat. In dem Schreiben an seinen Bruder Heinrich vom 10. Juli 1828 citirt Leopold Ranke aus einem Briefe Bettinens, der schon wegen des Abstandes der Zeit und, weil er inzwischen andere von ihr empfing, nicht wohl mit dem, von welchem soeben die Rede war, identisch sein kann, Worte, die in den vorliegenden nicht gelesen werden.²⁾ Gesehen habe ich ferner nicht den Brief Barnhagens an Ranke, den dieser durch einen vom 26. April 1828 datirten beantwortet hat, und dessen er in seinem Schreiben an Heinrich Ritter vom 30. desselben Monats gedenkt.³⁾ Die Briefe von Rahel an Ranke aus der Zeit seiner italienischen Reise fehlen mir gänzlich, ausgenommen der in dem Buche Rahel III. Teil S. 346 ff. abgedruckte, von ihr herrührende Anhang zu dem Schreiben ihres Gemahls an Ranke vom 7. November 1828. Es ist indes unzweifelhaft, daß sie vorher und nachher an Ranke auf eigene Hand geschrieben hat. Das eben erwähnte Schreiben der Barnhagenschen Ehegatten ist das letzte, das mir vorgekommen ist; aber die Briefe Ranke's zeigen, daß er auch in der Folge von beiden Schreiben erhielt von Rahel bis zur Zeit seines Aufenthaltes in Rom, bis zum Frühling 1830, von ihrem Gemahl bis zu der des zweiten in Venedig, bis zum Sommer desselben Jahres.

Von einer ausführlichen Einleitung zu den beiden Korrespondenzen nehme ich Abstand, weil eine solche in den Versuch der Darstellung eines Abschnittes aus der Lebensgeschichte Leopold Ranke's übergehen und außerdem in keinem richtigen Verhältnisse zu dem beschränkten Umfang der mitzuteilenden Brieftexte stehen würde.

I.

Leopold Ranke und Bettine von Arnim.

Der erste Reisebrief Ranke's an Bettine, den ich mitzuteilen vermag, ist aus Wien vom 21. Oktober 1828, an welchem Tage er zum erstemmale an das

1) Briefwechsel VI, S. 174 ff.

2) S. B. 5—354, S. 206.

3) Ebenda S. 200.

Barnhagensche Ehepaar schrieb. Im Thatjächlichen ist demselben die Erwähnung seines Aufenthaltes in Dresden, besonders des Ludwig Tieck abgestatteten Besuches, sowie manches über den in Prag und während der ersten Zeit in Wien eigentümlich. Ranke hat das Schreiben, wie schon der Stil bezeugt, in erhobener Stimmung abgefaßt. Es atmet freundschaftlich herzliche Zuneigung, der Schmerz über die erfolgte Trennung ist darin mit großer Lebhaftigkeit ausgedrückt. Aus der Bezugnahme auf die Reise Bettinens im Oesterreichischen, über die sie doch wohl selbst zu Ranke gesprochen, der Erinnerung an die Dienstbeflissenheit, mit der er sich während seiner Anwesenheit in Berlin ihr widmete; und allgemein aus der persönlich-individualistischen Färbung erhellt, daß sie bei nicht eben langer Bekanntschaft, — denn noch nicht ein Jahr vor seiner Reise hatte Ranke Bettinen zum erstenmal gesehen und während des Sommers verweilte diese meist auf dem Gute ihres Gemahls — mit einander vertraut geworden waren. Ranke äußert den Wunsch und hegt die Erwartung, daß er den Platz, den er an ihrer Seite eingenommen, bei seiner Heimkehr für sich aufbewahrt finden werde. Wenn er sagt, Bettine solle ihn während seiner Abwesenheit nicht vermissen, so liegt dabei doch, obwohl er hinzufügt, für ihn werde sich bald Ersatz gefunden haben, die Annahme und Voraussetzung zu Grunde, daß jenes Angedeutete der Fall sein werde. In den Briefen an Barnhagen verlangt Ranke mehr als einmal, über Bettine etwas in Erfahrung zu bringen, er zeichnet sie vor den übrigen Mitgliedern von dessen Zirkel durch besondere Nennung aus; er trachtet darnach, bei ihr in gutem Andenken zu bleiben. Ihre Erscheinung, seinem Geist tief eingeprägt, wird von ihm unter dem steten Wechsel verschiedenartiger Reiseindrücke in Zügen treuer Erinnerung festgehalten. — In Bettinens Briefen ist des rein Gegenständlichen nur wenig, und von diesem das meiste von untergeordneter Bedeutung, wie sie selbst andeutet und auch von Ranke bemerkt wird. Ihr charakteristisches Gepräge erhalten sie durch den Geist der Schreibenden, die der nichtigen Außerlichkeit Leben einzuhauchen weiß. In dem energischen, aller Befangenheit baren, unmittelbaren Ausdruck der Seelenstimmung liegt ihr vornehmster Reiz. Man bemerkt vor allem den ihr innewohnenden Trieb zur Hingebung an das Naturleben, die sich beinahe zur religiösen Verehrung desselben steigert; der Bilderreichtum ihrer Sprache wurzelt darin; den Eindruck, daß Bettine sich glücklich und innerlich befriedigt gefühlt habe, empfängt man, obwohl die Umstände an sich dazu angethan waren oder doch schienen, aus diesen Briefen nicht. Ihre Heiterkeit erscheint zwar zwanglos, aber nicht ohne den dunklen Hintergrund einer Traurigkeit des Gemüths. Von Selbsttäuschung über ihr Verhältnis zu Ranke erweist sich Bettine frei. Sehr bald offenbart sie in der Korrespondenz die Voraussicht, daß bei ihm nach seiner Rückkehr „wichtigere Bekanntschaften das Interesse an ihr im Zaume halten“ würden. Bettinens spätester Brief an Ranke, den ich vorgefunden habe, ist aus dem Mai 1828. Ich vermute, daß sie an ihn zu schreiben aufhörte, als er in der ersten Hälfte des Oktober des nämlichen Jahres Wien verließ, um sich nach Italien zu begeben. Das Postskriptum in seinem Brief an Barnhagen vom 9. Juni 1829 läßt erkennen,

daß er von Bettinen geraume Zeit keine Nachricht erhalten hatte. Aus seinem vier Monate später an Bettine selbst geschriebenen Brief, dem aus Rom vom 10. Oktober 1829, — wohl nicht nur unter den erhaltenen sondern überhaupt dem letzten an sie ersehen wir, daß sie ihn — es war anderthalb Jahre vor seiner Rückkehr — hatte wissen lassen, sie wolle für ihn tot sein, — ein Ausdruck, dessen sie sich zu bedienen pflegte, wenn sie ein Verhältnis, in das sie getreten, wieder zu lösen beabsichtigte. Ohne Zweifel hatte sie nunmehr nähere Beziehungen zu dem Fürsten Hermann von Bückler-Muskau angeknüpft, der eben damals damit beschäftigt war, die „Briefe eines Verstorbenen“ — das Vorwort des „Herausgebers“ ist vom 30. Oktober 1829, aus demselben Monat, wie Ranke's Brief — druckfertig zu stellen. Er mochte Bettinen einiges von dem Manuskript zu lesen gegeben haben, wie diese später lange vor der Veröffentlichung aus ihrem Briefwechsel Goethes mit einem Kinde.¹⁾ Im März 1830 wurde der Fürst von Bettinen in einer Gesellschaft des Barnhagenschen Ehepaars, nicht ohne den Widerspruch mancher ihrer Freunde, insbesondere des Professors Eduard Gans, als der „wahrhaft geniale in unseren Tagen“ bezeichnet.²⁾

Ranke an Bettine:

Wien, 21. Oktober 1827.

Haben Sie wohl zuweilen Ihres Reisenden gedacht? Sonderbar, daß ich trotz der lebhaftesten Erinnerung doch noch nicht an Sie zu schreiben gezwungen, ich meine von ferne aus gezwungen worden bin. Nur eines liegt mir sehr am Herzen. Ich möchte wissen, wie es Ihnen geht. Es ist schon lang, daß ich weg bin. Was kann Ihnen da alles zugestoßen sein, das ich wissen mußte. Das Reisen hat große Uebel. Aus den besten Verbindungen ist man mit einemmal fort, ganz fort; und Briefe, zumal die unsern, thun's lange nicht. Es ist nun ein Jahr, daß ich Sie kenne. In diesen Monat fällt der Tag, wo ich Sie zuerst, — dunkel gekleidet, mit ihrem schwarzen Haar, an das Sopha sitzen gelehnt bei Barnhagens sah. Seitdem hatte ich manche freundliche Stunde bei Ihnen, obwohl Sie von so ganz anderer Art, Existenz, Bildung sind, als so ein armer Excerpirer, Docent und Scribent, wie ich. Wäre unsere Freundschaft nicht noch besser, wahrer und umfassender geworden, wäre ich daheim geblieben? Gott behüte Sie indessen; vermessen müssen Sie mich nicht, weder beim Thee, noch in der Oper, noch beim Bücherverleiher, noch sonst; aber wenn ich wiederkomme, so sei mein Platz mir aufbewahrt. Nicht wahr? — Ich denke, nun werden Sie wissen wollen, was ich mache, wie mir's gegangen. Die eigentliche Reise liegt

¹⁾ Bückler an Bettine 20. März; Bettine an die Fürstin 11. April 1832. (Briefwechsel zwischen Bückler und Bettina von Arnim Nr. 5 und 8.) — Aus dem Nachlaß des Fürsten Bückler-Muskau. Briefwechsel und Tagebücher des Fürsten Hermann von Bückler-Muskau. Herausgegeben von Ludmilla Ussing-Grimelli. Erster Band. Briefwechsel 1. Band. (Hamburg, 1873.) S. 95; S. 97 ff.

²⁾ Barnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften 8. Band. — Neue Folge 4. Band, (Leipzig, 1859) S. 627. „Der Salon der Frau von Barnhagen im März 1830“, wiederholt in dessen ausgewählten Schriften (Leipzig, 1870 ff.) Bd. 19.

schon ein Stück hinter mir, und ich sehe darauf zurück, wie man in einem Buch, das man gelesen hat, die schönen Stellen aufsucht, — unter guten Freunden oder bei langer Weile. Schlag ich nun nach, so habe ich ein paar schöne Zeiten noch bei Dresden: in der Galerie, wo ich gewiß ein Kunstkenner geworden wäre, wenn nicht so vieles Kennenswerte in hundert anderen Galerien, für die man Museen baut, oder wie hier, Deseu,¹⁾ oder die sind, wo ich nicht, zerstreut wäre; bei Tieck, wo gute Gesellschaft war und prächtig vorgelesen wurde, — und so weiter.²⁾ Dann überhüpfte ich Teplitz. In pechschwarzer Nacht sah ich die schönsten Gegenden. Was half mir mein Sitz bei dem Schirrmeister? Eins doch: ich empfing den großartigsten Eindruck von Prag, Burg und Berg, große Paläste, altertümliche Kirchen und grüne Waldung; und der Fluß mit Inseln und Brücken, und die hundert Türme der Altstadt; alle mit einemmal im Auge; nie sah ich eine schönere Welt. Auch ging mir's wohl da. Manuskripte, Bilder, gute Menschen. Denken Sie sich, der alte Dobrowsky fragte mich nach den Brentanos.³⁾ Er meinte Ihre Brüder; ich brachte ihn gleich auf die Schwestern. Es sei nicht verhehlt, daß er sagte, Frau von Savigny sei von allen Geschwistern das gescheiteste,⁴⁾ aber Ihrer erinnert er sich ungemein wohl; er behauptete, mit Ihnen — ich weiß nicht wo, — Kirchen besucht zu haben. Ich habe da auch was gelernt. Da mir das Böhmisches so außerordentlich schön in die Ohren fiel, besonders von Männern laut und langsam gesprochen, so schenkte mir Hanka (Bibliothekar in Prag) eine böhmische Grammatik, die aber leider böhmisch geschrieben ist.⁵⁾ Ich fand etwas andere Lehrmeister, wo ich Verse zusammensetzte, wie folgt:

¹⁾ Vergl. Ranke an Heinrich Ritter, 9. Dezember 1827. (S. W. Bd. 53—54 S. 182 Zeile 13.)

²⁾ Von Ludwig Tieck, der Bettine im August 1806 kennen gelernt hatte (Brief von ihm an Böttiger aus dem Jahre 1835 im Goethe-Jahrbuch Bd. XV. [1894] S. 297) und mit dem Barnhagenschen Ehepaar in Briefwechsel stand, erhielt Ranke Empfehlungsbillette an den Geschichtschreiber Josef Hormayr und die mit diesem sehr befreundete Romanchriftstellerin Karoline von Pichler in Wien. (Hormayr an Tieck, 27. September 1827; Karoline von Pichler an Tieck, 10. Mai 1828, — Briefe an Ludwig Tieck. Ausgewählt und herausgegeben von Karl von Holtei, Bd. II. S. 9 und S. 74.) — Karoline von Pichler hatte Barnhagen im Jahre 1809 gesehen. — Rahel verkehrte bei ihr im Jahre 1815. (Rahel an Barnhagen 15. Juni 1815, — Briefwechsel Bd. III. S. 120 ff.)

³⁾ Josef Dobrowsky, der slavische Sprachforscher, war am 17. August 1753 geboren und stand also damals im fünfundsiebenzigsten Lebensjahr; er starb fünf Vierteljahr nach Rankes Zusammenkunft mit ihm am 6. Januar 1829.

⁴⁾ Ihr Vorname war Kunigunde; die Familienmitglieder bedienten sich der Form Gunda oder Gundel. Sie war am 8. Juli 1780 geboren. Ihre Vermählung mit Friedrich Karl von Savigny, einem geborenen Frankfurter, der damals Professor der Rechte an der Universität in Marburg war, hatte am 17. April 1804 stattgefunden. Gerade sie nimmt Rahel von ihrer sonstigen Zuneigung für die Brentanoschen Geschwister aus. „Die Kinder bis auf Madame Savigny lieb' ich alle,“ schreibt sie an Barnhagen am 21. Mai 1814. (Briefwechsel Bd. III, S. 358.)

⁵⁾ Vermutlich war es Hankas 1822 erschienene Uebersetzung von Dobrowskys Lehrgebäude der böhmischen Sprache ins Böhmisches.

Mojá heská, mojá milá,
 Mojá dobrá, mojá malá,
 Mäs mě radá

heißt: „Meine schöne, liebe, gute Kleine, — hast Du mich gern?“ — oder so ähnlich. — Mit einem Worte, gut ging es mir in Prag; ich excerpirte, — sah schöne Orte — auch den Karlstein sah ich an einem der schönsten Abende und eilte dann hierher. Es war noch September. Gleich den zweiten Tag stieg ich mit einer zahlreichen Gesellschaft, die zufällig zusammentraf, nach dem Leopoldsberg und dem Rahlenberg. Wir gingen im Nebel hinauf; wie wir oben waren, hatten wir den Nebel unter uns und sahen ihn noch in allen den Thälern umher, auf den niedrigen Höhen rauchend fluten und mit der Sonne kämpfen, bis er am Ende sich auf das Gras legte, um bis den andern Tag auszuruhen. O wie schön war es alsdann im dichten Grün der Wälder, durch die wir wanderten und von den Abhängen, da, wo wir Dörfer, Klöster und Donau sahen, und endlich dann auch an der Speisestation, die man bei der schönsten Aussicht aufrichtete, wo man nicht allein Ungar, sondern auch Champagner genoß; — das Land ist eigentlich jetzt noch schön, und ein Teil des Adels wohnt noch immer auf den Gütern. Ich bin auch in Dornbach, in der Brühl und in Schönbrunn gewesen. Sie erinnern sich gewiß an alles das. Eben darum sag' ich's. Sie wissen, was ich dann zunächst suchen mußte: Bibliothek und Archiv, und die Menschen, die dazu den Weg bahnen können. Hormayr nahm mich auf wie ein alter Freund. Er ist lebhaft; für die Geschichte von Oesterreich und Bayern, Schauspiel und Kunst, auch für den König von Bayern voll Interesse; ich habe ihn fast alle Tage gesehen; wir essen in dem nämlichen Gasthof; seine Gesellschaft ist mir sehr wert. Noch wichtiger waren mir, wie natürlich, andere Leute, die unmittelbaren Einfluß haben. Vor allem hat mir Genß außerordentlich wohl gefallen. Er zeigt einen durchdringenden Verstand, eine ganz richtige Gesinnung, ungemeine Lectüre. Er lebt hier in den blühendsten Verhältnissen.¹⁾

Mit dem vorstehenden Briefe Rankes an Bettine kreuzte sich der ihrige an ihn, den ich unmittelbar folgen lasse.

Bettine an Ranke:

Berlin, 30. September — 24. Oktober 1827.

Also nach Wien soll ich schreiben; wär' dieser Brief doch schon mit guter Adresse nach der Post abgesandt, denn bis so weit riskirt er seine Existenz. — Den Ihrigen aus Dresden erhalten und daraus ersehen, daß Ihre Buchstaben ebenso krumm und puckelicht, wie Schleiermacher; ich vermute, daß sie ebenso viel Geist enthalten. — Sie wollen wissen, wie mir's geht; darüber ließ sich viel sagen und es käme dabei nichts heraus, als daß Sie mich bewunderten, ein schlechtes Subjekt, ein schlechtes Objekt. — Heute ist der fünfte Sonntag seit meines Kindes Geburt.²⁾ Arm und Bein müde, die Augen voll Schlaf, die

¹⁾ Nur so weit ist das Schreiben in der Barnhagenschen Sammlung vorhanden.

²⁾ Die Geburt war am 29. August, am Tage nach dem Jahrestage der Geburt Goethes erfolgt.

Rehle voll Wiegenlieder, werde ich selbst zum Kinde, das sich wundert, in dieser heimvollen Welt zu sein, statt sich zu beklagen. So hat mir's der mein Genius ist, zugewendet, und wenn ich's verdaue, mag's wohl auch anschlagen; vier leere Wände, und doch weiß ich, daß der Himmel voll Sterne hängt; ich hab' ja Zeit genug gehabt, mit diesen Sternen zu konferiren, hat mir je einer was Gescheites zugerant? — Hat mir's je einer richtig gemacht? — Was suche ich? Die Wahrheit? Ist sie nicht in diesen Wänden? Warum will ich hinaus; wer wird mir begegnen, der mir's wichtig macht, daß ich ihn gesehen habe; so bleib zu Hause, und wenn es wahr ist, daß es grüne Thäler gibt, durch die sich die Bächlein murmelnd winden; daß die Herden am Bergesrand hängen, hinter dem die Sonne in Purpurgewand zu Bette geht; wenn es wahr ist, daß das sanfte Mondlicht den träumenden Schäfer beleuchtet, so öffne dein inneres Auge und genieße im Zauberspiegel der Phantasie, was dir das Leben weiß macht; träume doch, du kletterst die steile Felswand hinan, wenn du müde bist; und oben wirst du ein Paradies überschauen. — Ja, ich überschau ein Paradies in sehndem Verlangen, wie jeder Gefesselte; allein das Uberschauen lehrt entjagen. Nur geht es langsam, und tausendmal fängt man von neuem an und ruft sich zu: „brich, Herz!“

Daß ich Sie mit nichts unterhalte, wie mit nichts, kommt daher, weil mein Dasein durch nichts gefördert wird, und ist dies allerdings das beste Mittel zur Wirklichkeit; denn wo nichts ist, muß der Mensch den Raum ausfüllen, wenn er ein Dasein haben will; und ich beehre Sie in diesen nichtsagenden Zeilen viel mehr mit meiner Wirklichkeit, als unter anderen Verhältnissen, in welchen doch zum wenigsten andere Götter neben mir Platz hätten. Was ist dies für eine Aufgabe? Leeres Papier und die Feder zur Hand. O Geist, zieh hinaus aus der Festung mit klingendem Spiel, und sprich etwas Gescheites über die Bestimmung des Menschen.

So weit, guter Ranke, war ich vor vierzehn Tagen gekommen, und heute habe ich erst wieder Zeit, meine junge Briefpflanzung mit etwas Tinte zu begießen. Sie sehen, wie schlecht das Feld bestellt ist; indessen ich habe für Sie gesät und Sie müssen die Ernte schon hinnehmen wie's kommt. Barrenhagens Paradies ist mir noch ein verschlossenes,¹⁾ aber unlängst waren Gäste unvermutet

¹⁾ Das war die Folge des Zerwürfnißes, das zwischen dem Barnhagenschen Ehepaare und Bettinen auf Anlaß des Vorfalles in der ersten Hälfte des Juli 1827 eintrat, über welchen die Herausgeberin der Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettine von Arnim mit Briefen, Anmerkungen und Notizen von Barnhagen von Ense (Leipzig, 1865) S. 278 berichtet. An der angeführten Stelle wird eine auf denselben bezügliche, vom 7. Juli 1827, „welches war der Tag, der auf den 6. Juli folgte“ datirte, auch in der Sammlung vorhandene Versifikation Rankes und ein Entschuldigungsschreiben Bettinens an Rahel vom nämlichen Tage mitgeteilt. Mir liegt noch ein Billet Rankes an Rahel vom Morgen des 8. Juli vor, welches eben diese Angelegenheit betrifft. Eine Aussöhnung kam jedoch dadurch nicht zu stande. Die Barnhagenschen Ehegatten vermochten zwar nicht die „wundervollen Gaben der reizenden, tief sinnigen, geistprühenden Bettine“ zu verkennen; aber sie maßten ihr doch zugleich nicht nur „Unart und plumpe List“ bei, sondern warfen ihr auch „freche

in Walhalla angekommen. Da kam schleunigst ein Bote von der Barrenhagen um Butter, welchen ich auch befriedigte, und erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß Wiliffen und Steffens, der vierzehn Tage hier kampirt, den Abend zubrachten mit noch mehreren Schöngeistern.) Zoega habe ich gelesen,²⁾ der erste Teil mit platonischer Weisheit, die manchmal das Fieber bekommt, durchblickt; nebenbei quellen tausend kleine Quellschen der Sehnsucht und Wehmut auf und man fühlt mit ihm den Durst, an Freundesbrust das Bedürfnis der Mitteilung zu beschwichtigen; der zweite Teil ein wahrhafter Spiegel menschlichen Schicksals; so geht es den Keinen heiligen Genies; sie überwintern nicht; je mystischer, je ausländischer der Saal des Gefühls und des Geistes, je schrecklicher ist die Verheerung. Armer Zoega! Wenn höhere Geister deinem Flug ihre wollenen Fittiche untergebreitet hätten, wie ich mein kleines Kindchen pflege, wie schön wärst du groß geworden; o tausend ihr mannigfaltigen Geister in menschlichen Gestalten, wie tausendfältig müßt ihr mit diesen zu Grunde gehen.

Steffens war bei mir heute morgen; ich hatte mein Kind an der Brust; er küßte mich beim Weggehen und erzählte es bei dem Diner wieder mit dem Zusatz, er habe mich auf die reinste, unschuldigste Art geküßt; was beim Gewitter ein kalter Schlag zu nennen, das nennt ein Philosoph beim Küßten unschuldig; ich weiß es besser und Leib und Seele sind nicht oft so schön vermittelt, daß ein Kuß wie ein heiliger Blitz zündet, alles Irdische im Genuß verzehrt, daß die Unschuld in Flammen aufstrahlt; es glaube nur keiner, daß man sich eines Kusses bemächtigen könne, so wenig wie des Sterns am Firmamente, doch wenn sein Stern leuchtet; — verzeihen Sie, ich vergaß mich und wähnte an einen andern Korrespondenten zu schreiben, den dies mehr interessirt — auch hat man bei jenem Diner oder Mittagessen gesagt, ich sei geistreich, und einer sagte,

und schamlose Lüge“ vor. (Rahel an Barnhagen, 4. September; Barnhagen an Rahel 9. September 1827; — Briefwechsel Bd. VI. S. 142, 155). Wie sehr ihnen das damalige Benehmen Bettinens in nachhaltiger unliebsamer Erinnerung blieb, erkennt man daraus, daß Barnhagen in einem fünf Vierteljahr nachher an Ranke geschriebenen Brief, dem vom 7. November 1828, des berührten Vorfalles mit dem lebhaften Ausdruck des deshalb gegen Bettine gefaßten Widerwillens unter der Bezeichnung der „großen Lügengeschichte“ gedenkt. — Eine Wandlung dieses Verhältnisses erfolgte in den ersten Monaten des Jahres 1829, vorbereitet dadurch, daß Bettine sich auf eine sehr schmeichelhafte Weise über Barnhagen äußerte, wogegen dieser keineswegs unempfindlich war (Rahel an Barnhagen 1. und 3. Februar; Barnhagen an Rahel 4. und 6., Rahel an Barnhagen 25. und 27. Februar; 4. März; — Briefwechsel Bd. VI, S. 196; 198 ff., 205 ff., 218, 287, 289, 320 ff.) und gefördert sodann durch die liebevolle Sorgsamkeit, mit der sich Bettine bei einer schweren Erkrankung der Rahel zu Anfang April derselben annahm. (Barnhagen, Blätter aus der preußischen Geschichte. Bd. V. S. 200 ff.)

¹⁾ Die „Wiliffen“ sind die beiden Brüder Wilhelm und Adolf von Willisen, von denen der erstere damals Major und Kammerherr, der letztere Premierlieutenant im großen Generalstab war. Barnhagen erwähnt diesen Besuch in den Blättern aus der preußischen Geschichte Bd. IV. S. 317, unter dem 7. Oktober.

²⁾ Friedrich Welcker, Zoegas Leben, Sammlung seiner Briefe und Beurteilung seiner Werke. (2 Bände, Stuttgart, 1810.)

er halte mich für die geistreichste Person in Europa, und Steffens sagte: mein Geist sei geschichtlich; er mache Epoche in der Zeit. Sie, lieber Geschichtsschreiber, aber haben auf diesem Papier einen deutlichen Beweis, daß mein Geist ein Spielrädchen ist, und insofern können Sie ihn als ein geschichtliches Dokument betrachten, um den Beweis zu führen, warum Sie ihn nicht in Ihrer Geschichte mit angeführt haben; man läßt mir niemals Zeit, und glaubt mich schon zu verstehen, noch ehe ich meinem Gedanken die rechte Tendenz gegeben habe; oder man übereilt sich, um ihnen eine Tendenz zu geben, und macht mich ganz gegen den Strich geistreich; sonst wollte ich wohl beweisen, daß ich das Gegenteil von geistreich bin, ohne dumm zu sein. Der Mond schmilzt mich in Massen, die Sonne teilt mich in Strahlen. Geist ist die Vor- und Nachwelt. Der Mensch mit seiner Empfindung liegt mitten inne; was sie geistreich nennen, ist, was sich von beiden Seiten am Menschen kristallisirt; Musik ist Geist, kein Mensch kann sie deuten, Kunst ist Geist und zwar handgreiflicher, und doch können wir sie; nun leben Sie wohl; ich habe mich noch nicht besonnen, ob ich in der Ursprache oder im Modeton meine Briefe an Sie verfasse und deswegen ist alles so durch einander. Wollen Sie sich ein kleines Nebenverdienst bei unserer Korrespondenz machen, so suchen Sie in ihren Antworten allemal die Worte anzubringen, die ich unorthographisch geschrieben habe; das ist eine feine Art, mich zu corrigiren, ohne mich zu verletzen. Bei Schleiermacher wurde disputirt, ob Sie naif sind oder nicht; ich sagte, Sie seien bewußt, aber wahrhaft, und dies käme in der sittlichen Welt, wo man sich der Sprache bediene, um sich einen Anstrich zu geben, naif heraus.

Soeben bringt mir eine unsichtbare Hand diesen Brief zurück, der bereits vierzehn Tage auf die Post geschickt war; ich soll eine andere Adresse machen. Sie logiren bei dem Engel, der eine Gräfin ist,¹⁾ das ist ominös. Barrenhagens habe ich bei einer Visite angetroffen: er ging sogleich diplomatischst hinweg, ohne mich eines Blicks zu würdigen; sie gab mir ihre Geringschätzung in den mildesten Ausdrücken zu verstehen. Ich frug nach Adresse, aber Sie Unwürdiger haben mir geschrieben und nicht ihr, und dies ist unverzeilich;²⁾ ich ging sogleich nach Hause, den Brief von Ihnen besser zu verwahren, den ich auch noch richtig zwischen dem rechten Backen und der Lehne meines Großvaterstuhls fand, wo ich ihn beim Empfang hinsteckte, und nun hab ich ihn so versteckt, daß man ihn nicht finden soll, und steht alles bei dem alten. Savigny kommt heute, als am 24., zurück.³⁾ Mein Kind ist noch nicht getauft, weiß auch keinen, der seinem

1) Vergl. die Angabe der Adresse zum Schluß von Ranke's Brief an Heinrich Ritter vom 4. Oktober 1827: „Jakobshof Nr. 797, erster Stock, bei der Gräfin Engel.“ (S. W. 53—54 S. 173.)

2) Rahel an Barnhagen, 10. September 1827. Briefwechsel Bd. VI. S. 175.

3) Savigny hatte sich zur Stärkung seiner Gesundheit und Studien halber nahezu ein Jahr in Oberitalien aufgehalten, das von ihm gleich nach der Vermählung in Begleitung seiner jungen Frau und dann im Herbst 1825 auf kurze Zeit besucht worden war. — Barnhagen gedenkt der Heimkehr Savignys in seinem Brief an Ranke vom 8. November 1827, und in den Blättern aus der preußischen Geschichte Bd. IV, S. 325.

kleinen Gesichtchen entspräche; die Schulverzweiflung lastet noch auf mir. Heute gehe ich in Abwesenheit Arnims zu Klöden¹⁾ und sehe, was ich auf eigene Faust ausrichten kann. Dabei geht es mit dem Zeichnen jetzt fixer wie je; gestern habe ich vier Feuerbestien gemacht, die den Beifall aller, welche diese Tiere kennen, haben. Die Gelehrten und Professoren kehren allmählich in ihre Stellung zurück. Hollweg²⁾ hat sich zur Rektorwürde die Haare verschneiden lassen. Dieser Fleck³⁾ kommt von einem Chokoladenplätzchen und nicht von Kinderacka; er muß Sie daher nicht abhalten, mein Schreiben an Ihre Lippen zu drücken.

Ranke an Bettine.

Wien, 6. Februar 1828.

Ihres erste sei Ihnen kund, daß kein Brief unterwegs ist, um etwa dem Ihrigen wieder in die Quere zu kommen. Ich glaube nicht, daß Sie sich befinnen werden, was Sie mir damals geschrieben. Ich meines Theils schäme mich ein wenig, daß ich Ihnen über mancherlei Ereignisse nichts gesagt habe, und Sie mir über fast keine doch etwas. Sie kommen mir vor, wie ein an Händen und Füßen Gebundener, der aber über Himmel und Erde prächtig zu träumen weiß. War denn Homer wirklich blind, wie Beethoven taub? — Ich wünschte sehr, zu ihren Füßen bald wieder — nicht zu liegen, — nein, sondern zu sitzen, und zwar auf dem Sofa; aber wenn ich dazu nur nicht wiederkommen müßte! Sogleich wiederkommen habe ich noch nicht große Lust. Sie glauben nicht, welche Last von Manuskripten voll der wissenschaftlichsten Sachen noch auf mich wartet. Denken Sie sich so viel, vielleicht schöne Prinzessinnen, alle verwünscht und zu erlösen. — Nicht anders als Hannibal von Italien würde ich hier abziehen. Wenn nicht etwa nach Italien; das wäre eigentlich das Schönste, und das hoff' ich auch insgeheim. — Uebrigens lebe ich hier ganz gut. Vier Fünftelle meines Glücks sind in den Manuskripten. Das letzte Fünftel ist zusammengesetzt aus Gesellschaft, zuweilen besternter und weißhandschuhter, zuweilen auch einer, die nach Werkstätte duftet; die erste ist aber doch wirklich die beste; aus Musik: die Symphonien und Quartetts von Beethoven habe ich hier erst kennen gelernt; welch eine Welt von Wohlklang, mit Flüssen und Bergen, Meeren und Sternen sozusagen mein' ich; aus Theater, das Leopoldstädter reizt mich

¹⁾ Karl Friedrich von Klöden, der, am 21. Mai 1786 geboren, nur ein Jahr jünger als Bettine war, Begründer der ersten Gewerbeschule im preussischen Staat und deren Direktor, literarisch bekannt durch naturwissenschaftliche, ganz besonders aber durch historische Schriften, die sich auf die Mark Brandenburg beziehen; (Die Quikows und ihre Zeit, 4 Bde. Berlin, 1836—37; Diplomatische Geschichte des Markgrafen Waldemar von Brandenburg, 4 Bde., ebenda 1844—45). Sein Sohn Gustav Adolf, geboren den 14. Juni 1814, ist der Verfasser des fünfbandigen, in mehreren Auflagen erschienenen Geographischen Handbuches der Erdkunde.

²⁾ Der unter dem Doppelnamen Bethmann-Hollweg (Moriz August von) bekannte Jurist, der in auffallend jungen Jahren zum Rektor der Berliner Universität gewählt worden war.

³⁾ Im Briefe befindet sich an dieser Stelle ein brauner Fleck.

am meisten, und ich ginge alle Tage hin, wenn es meine übrigen Glücksteile zuließen; sodann aus der Lektüre italienischer Poeten, wo mir Gutes und Böses gleich belehrend ist, endlich auch aus dem Schreiben solcher Billets und Briefe, mit denen ich mich zu denen versehe, die, wie ich hoffe, mir gewogen sind. Habe ich heute recht? Ich werde wohl sehen, ob Sie mir antworten werden.

Ihr

L. Ranke.

Bettine an Ranke.

[Berlin] 2. April 1828.

Ich würde Ihnen nicht schreiben, wenn sich nicht Gelegenheit dazu fände, es würde sich keine finden, wenn Sie den Ueberbringer dieser Zeilen nicht interessirten; sie würden ihn nicht interessiren, wenn er nicht selbst interessant wäre, und mir würde er es nicht sein, wenn er bei seiner geschichtlichen Richtung nicht auf Sie sein höchstes Augenmerk hätte. So empfangen Sie ihn denn mit all dem lebendigen Anteil, den Sie einem Lebenden schuldig sind, dessen fünf Sinne gleich Sense, Dreischlegel, Wurfschaukel, Scheffel und Streichmaß die Früchte Ihrer Forschungen zu behandeln geeignet sind. Er wird Ihnen wohl selbst sagen, daß er Herr von Stapfer ist aus Bern,¹⁾ wird Ihnen auch sagen, was Ihre Freunde von Ihnen sagen, und Sie werden dabei Gelegenheit finden, sich seiner Bekanntschaft zu freuen.

Aus mir kann nichts Gescheites werden; ich habe mich zu der türkischen Musik bei meinem Kinde engagirt und muß den ganzen Tag Heiderlei Bum-bumbum singen; außerdem ist mein liebstes Geschäft, auf dem grünen Sofa bei zugemachten Vorhängen in der kleinen Kammer zu lunzen;²⁾ andere Leute nennen dies Nichtsthun, ich nenne es einen Beitrag zur geheimen Geschichte meines Herzens, und nur die geheimen Geschichten sind Wahrheit und die öffentlichen Schein. So weit sind Sie auch, aber das werden Sie noch nicht zugeben, daß alle Geschichte unwahr ist, außer der geheimen; — ich möchte Ihnen noch manches schreiben und mag Sie nicht beleidigen mit Nichts sagendem, und etwas ist doch so ungeheuer viel, daß ich's von mir selbst nicht erwarten darf; daraus erklären Sie sich mein Ihnen geweihtes Stillschweigen. Da jedoch die Schleusen geöffnet sind, so mag immer das unbedeutende Bächlein meiner Klatscherei durchsickern.

Humboldt hat mit seinem brillanten Kolleg viele Köpfe, Hüte und Hauben

¹⁾ Ohne Zweifel Philipp Albert Stapfer, geboren am 23. September 1766, gestorben am 29. März 1840, der in seinen jungen Jahren als Staatsmann wirksam gewesen ist, besonders aber literarisch als theologischer Schriftsteller und durch Uebersetzungen Goethescher Dramen ins Französische sich bekannt gemacht hat; über ihn Alexander Vinet in der von ihm besorgten Ausgabe von Stapfers *Mélanges philosophiques, littéraires, historiques et religieux* (Paris, 1840).

²⁾ „Lunzen“, das unter anderen bei Hans Sachs und Luther vorkommt, hat in den Dialekten unter mancherlei Modifikationen im allgemeinen die Bedeutung: im Halbschlummer müßig liegend ruhen.

in einen Stall vereinigt und in voriger Woche die gewitzigte Menschheit entlassen;¹⁾ ich war nicht dabei, mir gruselt vor der Aufklärung; aber Bildung ist leider gar zu subtil, sie verbreitet sich wie der Gestank der Gasbeleuchtung vor meiner Thür; so mußte ich dennoch einen Teil davon schlucken; da hab' ich erfahren, daß die Hunde aus Lappland stammen, und daß es eine Gattung Affen gibt, die sich schneuzen, und daß die Sterne rund sind und keine Sporen haben. Und so treibt der tiefste Forscher der Naturgeheimnisse sich auf öffentlicher Straße herum, und was hilft's; wenn der König aller Könige der Bisamkatze auch ein Patent gibt; wenn sie ihren Bisam verschüttet, so reibt sich jeder dran, und alle stinken nach Bisam und so weiter.

Guter Ranke, die Sonne des Schiffbauerdammes ist untergegangen; die Nachtlampen der menschlichen Wohnungen entzündeten sich nach und nach, der Horizont ist grau, ich wüßte nicht, was ich bei so kärglich zugemessenem noch viel prestiren könnte. Gestern las ich in der letzten Ausgabe im Goethe die Stelle, da vergiftet sie sich und er erschießt sich, was ist das Tragischste? Wenn der Großmut die Schwingen gelähmt werden, denn sie will sich auch zeigen. Nur die Gewalt aller Gewalten will nichts, bedarf keines Daseins; warum sollte ich's deutlicher sagen? Kann Gott besser erklären als mit seinem Namen, der doch nur ein Klang ist.

Ich bin nicht traurig; der Rasen wird dies Jahr wieder grünen, schon werden die ersten Weilchen zu Kauf gebothen. Es gab eine Zeit, wo ich nie ein Sträußchen kaufen konnte, ich mußte sie alle haben; jetzt kaufe ich keine mehr, aber so oft ich sie sehe, genieße ich die frühere Zeit: „Tage der Wonne, kommt ihr so bald?“ war mein freudiger Gesang dem Frühling entgegen; heute schweige ich, empfinde die menschliche Stimme in meiner Seele, denke nach, ob der himmlische Genius über diesem Gewölk, über diesen Sternen wohl so pfiffiges Gehör hat, um der Gewalt meines Gesanges in meiner Seele zu lauschen; wenn das ist, was braucht er weiter.

Sollten Sie so viel Pietät haben, Beethovens Grab zu besuchen? Nein, er steht ihnen nicht so nah! Aber mir liegt er nah', ja der Züchtigkeit wegen wohnt er mir im Herzen, was die nächste Nähe ist, und darum besuchen Sie sein Grab in meinem Namen;²⁾ kein Blümchen brechen Sie von dem Rasen, der ihn deckt, keinen Seufzer schicken Sie ihm nach, aber über dem, der zu Ihren Füßen liegt, denken Sie an sich selbst, und die Todtenfeier wird seiner würdig sein. Um von Ihren Freunden zu melden: Gestern begegnete ich Barnhagen im Sonnenschein; sein schwarzer Rock war so rein gebürstet, daß er seinem

1) Barnhagen gedenkt der Vorlesungen Alexander von Humboldts in seinem Brief an Ranke vom 3. Februar 1828.

2) Bettine spricht von ihrem Verkehr mit Beethoven in einem Brief an den Fürsten Bückler (Nr. 5 des Briefwechsels — Briefwechsel und Tagebücher des Fürsten Hermann von Bückler-Muskau. Herausgegeben von Ludmilla Ussing. I. Band, S. 90 ff.). — Barnhagen schreibt an Rahel aus Prag am 24. Oktober 1811: Brentano liebt den Beethoven sehr, Bettina rechnet ihn zu ihren liebsten Menschen. (Briefwechsel I. Band S. 173.)

Gewissen alle Ehre machte . . . Wildermeth wird alle Tage größer und schöner; das lasse ich mir sagen; denn ich sehe ihn nicht.¹⁾

Leben Sie wohl, was an Freundschaft in meiner Seele angelegt hat, sei Ihnen geweiht.
Bettine v. Arnim.

Bettine an Ranke.

[Berlin, Mai 1828.]²⁾

Ich könnte Sie bedauern über Ihren katholischen Verdruß, wenn er mir der Maßstab Ihres Glückes wäre; es scheint mir, die erste Fatalität seit Ihrem Ausflug, die noch dazu als Chimäre was Reelles hat; danken Sie Gott, daß es noch ein bloßer Lärm ist, und daß Sie nicht wirklich katholisch geworden, und lernen Sie, daß ein Mann Nichtiges weder beachtet noch empfindet. Ein Geschichtschreiber braucht der Unwahrheit nicht zu widersprechen, er braucht nur wahrhaftig zu sein. Hier können Sie ein Exempel an sich statuiren, wie der Unschuldige von nichts weiß und ohne Hemd unter die Menschheit tritt, weil man im Himmel keines bedarf. So treten Sie ohne Panzerhemd unter Ihre Feinde; und die Bosheit Ihrer Widersacher wird über Ihrem Zutrauen zu Grunde gehen. — Durch Schickung Gottes kam ich in eine Gesellschaft von hundert Personen; man forderte mich auf zu bekennen, daß Sie katholisch geworden; ich gab meine Ehre, die unter Gelichter ein Muster ohne Wert ist, zum Pfand, daß es nicht wahr sei; dies alles ist schon zu viel, Strohköpfe konnten es glauben und solche lassen sich nicht belehren; denn sie begreifen ihre Dummheit am wenigsten. Guter Ranke, es ist alles möglich. Unlängst hat ein Reiter in der Nacht seine Reithosen verloren; er stieg vom Pferd, band es an einen Baum, und suchte und fand glücklich seine Hosen. Nicht wahr, es ist kaum möglich? Und wenn man fragt, was ist wahrscheinlicher, daß Ranke katholisch wird oder daß er seine Beinkleider beim Reiten verliert, so würde man das erstere weit eher zugeben als das letztere. Ich aber weiß, wie die Geschichte passend ist,

¹⁾ Von Wildermeth, damals Major im großen Generalstabe, war in der zweiten Hälfte des Februar 1828 aus Paris nach Berlin zurückgekehrt. (Barnhagen, Blätter aus der preußischen Geschichte, Bd. V. S. 34; 20. Februar 1828.) — Barnhagen erwähnt ihn als Günstling Bettinens in seinem Brief an Ranke vom 8. November 1827 und führt ihn als solchen in der „Briefwechsel und Tagebücher des Fürsten Hermann von Bückler-Muskau, herausgegeben von Ludmilla Uffing.“ I. Band (Hamburg, 1873) S. 105 als Note zu dem Brief Bücklers an Bettine abgedruckten Aufzeichnung auf. Von Bettinen besaß er Briefe aus der Zeit von 1822—24. (Aus dem Nachlaß Barnhagens von Enje. Briefe von Stagemann, Metternich, Heine und Bettine von Arnim, nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von Barnhagen von Enje. Leipzig, 1865, S. 264.) Herr von Wildermeth starb zu Ende des Jahres 1829 am Lazarettfieber in Adrianopel. (Barnhagen, Blätter aus der preußischen Geschichte V. Bd. S. 263; 19. Januar 1830).

²⁾ Ueber das Gerücht, mit welchem sich Bettine in ihrem Schreiben vornehmlich beschäftigt, — man ersieht aus diesem, wie verbreitet dasselbe in Berlin war — daß Ranke zum Katholizismus übergetreten sei, vergleiche man dessen mitzuteilende Briefe an Rabel und Barnhagen vom 25. und 26. April 1828 und den in den S. W. Bd. 53—54 S. 199 ff. abgedruckten von ihm an Heinrich Ritter vom 30. April. — Es kann kein Zweifel sein, daß Ranke darüber auch an Bettine geschrieben hatte.

und wenn man mich über Ihren Religionswechsel fragt, so sage ich, daß Sie nicht katholisch geworden sind, aber daß einer seine Hosen beim Reiten verloren, und dann schreien die Leute und wollen beides nicht glauben; ich aber löse ihnen ganz einfach die Geschichte der Hosen, aber über Sie gebe ich keine Auflösung. Man hält uns beide für sehr gute Freunde und glaubt uns in einer sehr vertrauten Korrespondenz. Gott weiß, daß ich kein Wort schreibe, welches einer guten Feder Ehre macht und nicht eben die Reise nach Wien unterlassen könnte. Ich bin auch keineswegs geeignet, großen Vorteil von Ihrer Bekanntschaft zu ziehen, ausgenommen, daß ich etwas zu Ehren komme, von einem so großen Kopfe geachtet zu sein; denn Ancillon sagt's und der Kronprinz sagt, daß Sie einer sind. Warum? Ist es denn ein so großes Wunder, daß Sie dies Buch geschrieben haben? Oder hätten Sie zufällig ein schlechteres schreiben können? Letzteres werden Sie verneinen; nun, was macht man Ihnen also für ein Verdienst daraus? — Müssen Sie sich nicht selbst zugestehen, daß es noch ganz mit menschlichen Kräften im Verhältnis.

„Unser Thun ist Stückwerk.“ Der Thau, welcher das junge Grün vom Staube reinigt, beschämt unsere Anstrengungen; in fruchtbarem Boden schlägt die Saat an, aber wer weiß, was in unfruchtbarem die Tiefe verbirgt und einstens ausbrütet. Konfuzius. „Beschatte mich mit Deinem Vorbeer, verzehre meinen Geist mit Deiner Blut,“ sagte der Weisheit liebende Tempeldiener Apollon. — Man hat Sie katholisch gemacht, ich will Sie noch zu einem höheren Grade einreihen und zum Beichtwater machen. Sie könnten sonst glauben, weil ich Sittensprüche austreue, ich glaube an meine eigene Vortrefflichkeit; wenn ich aber je Gelegenheit gehabt habe, die Untüchtigkeit menschlicher Natur gewahr zu werden, so ist es an mir selber. Alles Geschickte ist leicht, Ungeschickte schwer, doch bin ich ungeschickt. Absichtlos ist unschuldig. Absicht ist verführbar, doch bin ich voll geheimer Zwecke; ich weiß, daß das Rauschen des Windes, das Ziehen der Wolken, die ganze bewegte Natur ein heilig Gespräch mit dem einsamen Menschen führt, doch ist die geringste Zerstreuung mir lieber; ich habe keine Gewalt, mich über Geringfügiges zu erheben; ich weiß, daß mir keiner was schuldig ist, doch mache ich Ansprüche, aber hier bin ich unterbrochen worden, sonst hätte ich Ihnen eine lange Vitanei herbeten wollen, nur damit Sie sehen, wie ich unmöglich zugeben kann, daß Sie besser seien als ich; da Hopsen und Malz an mir verloren, so brauchen Sie sich nicht zu schonen, sondern können sich immer aufs Geratewohl dem Winde überlassen, er wird Sie schon in Hafen bringen.

Sie werden jetzt durch Herrn von Stapfer, Hausfreund von Savigny, ein paar Zeilen von mir in Händen haben; thun Sie an diesem, was Sie von sich erwarten, wenn Sie selbst rekommandirt würden. Sie sehen, daß Barmhagen Sie auch nach Kräften auf Ihre italienische Reise versorgt,¹⁾ und seien Sie in

¹⁾ Das bezieht sich auf die Empfehlungsschreiben, die Barmhagen, allerdings fast ein halbes Jahr später, als Einlage zu seinem Brief vom 7. November an Ranke überschiedt hat.

der Zuversicht, daß Sie sich durch Ihr Buch einen Freund an ihm erworben, recht glücklich; — kommen Sie zurück, so weiß ich gewiß, daß wichtigere Bekanntschaften das Interesse an mir im Zaum halten wird,¹⁾ und ich bescheide mich gern, Sie frischer, munterer Geselle, der in manchen hinein sieht, was nicht drin ist, und in manchem nicht sieht, was drin ist. Adieu!

B. v. Arnim.

Ranke an Bettine.

Rom, den 10. Oktober 1829.

Warum wollen Sie denn aber schlechterdings für mich todt sein, da ich doch weiß, daß Sie wohl auf sind, zuweilen zu Frau von Barchan gehen und da notgedrungen an mich denken und den rühmlichen Gedanken fassen, an mich zu schreiben. Für mich wird sich bald ein Nachfolger gefunden haben, ich aber muß ihnen gestehen, daß ich, soweit ich auch herumziehe, eine Frau von Arnim nirgends wieder auffinden kann. Obwohl Ihr Haar, Ihre Farbe, Ihre Augen, — für eine Italienerin muß ich Sie erklären.²⁾

Mir geht es so so. Ich armer Mensch habe eine so weitläufige Geschichte auf meine Schultern genommen, und gehe mit Wahrnehmungen so bepackt umher, daß mir nur wohl wird, wenn ich mich ganz in eins oder etwas anderes vertiefe; aber nicht, wenn ich es im Ganzen übersehe und das Lückenhafte vereinigen will. Sie sind glücklicher. Sie malen sich eine Welt im Ganzen, aus dem Ganzen. Eine neue Theorie will von Apoll und Laokoon nichts mehr wissen; sie läßt geschehen, daß der Bildhauer dem Leibe mehr Rippen gibt, als er wirklich hat, sie will nicht sowohl Richtigkeit, als anschauliche Wahrnehmung, sie erkennt ägyptische Formen an³⁾ und erbaut sich allein an den Abgüssen aus dem Pantheon.

Ich wollte gern hören, was Sie sagen würden, wenn Sie einen Kursus im Vatikan machten. Erziehen Sie ihre Kinder, und machen Sie noch einmal, wenn Sie älter sind, diesen Kursus.⁴⁾ Gott behüte Sie indes, und vorher sehe

1) Der Vater Bettinens, Pietro Antonio Brentano, war ein aus dem Mailändischen nach Frankfurt am Main eingewandter Kaufmann (s. Achim von Arnim und die ihm nahe ständen, von Reinhold Steig und Hermann Grimm. I. Band: Achim von Arnim und Clemens Brentano. Bearbeitet von Reinhold Steig. (Stuttgart, 1894.) S. 10 ff.

2) Der Sinn der Worte soll doch wohl der sein, den ich oben in der Einleitung angegeben habe, obwohl die Konstruktion damit in Widerspruch steht.

3) Wenn Rahel ein halbes Jahr vorher sich über die ägyptische bildende Kunst aussprach (an Barchan, 15. März 1829, Briefwechsel VI. Bd. S. 357) und Ranke hier dasselbe Thema berührt, so hatten sie dabei wohl den nämlichen Anlaß.

4) In Bettinen war der Wunsch, Italien zu besuchen, in ihrer Jugend vornehmlich auch durch Abbildungen dortiger Landschaften erweckt worden. (Bettine an ihren Bruder Clemens am Neujahrstage [1802], Clemens Brentanos Frühlingstranz, aus Jugendbriefen ihm geflochten. Erste Ausgabe [Charlottenburg, 1844] S. 134.) Zur Erfüllung dieses Wunsches ist es indessen niemals gekommen. — In dem von Löper verfaßten Artikel über Bettine von Arnim in der „Allgemeinen deutschen Biographie“ wird gesagt, daß die Alten ihr fremd geblieben seien. Das kann im strengen Wortsinn nicht für richtig gelten. Bettine hatte viel im Homer gelesen (Frühlingstranz S. 171), wie sich versteht, in deutscher Ueber-

ich Sie noch, und ehe ich Sie sehe, schreiben Sie mir noch. Das ist, was ich
zunächst will. L. Ranke.

An Herrn von Savigny und Herrn von Arnim ausdrückliche Empfehlung
und Grüße.



Aus dem Leben im Harem.

Von

Kérimée-Hanoum.

Der Orient! Ein Harem! oder der Sultan in seiner Häuslichkeit!

Unter diesen Titeln treten oft geheimnisvolle Bilder vor unser geistiges Auge, Bilder, die leider zum größten Teil falsch sind, und durch die nur die Phantasie leichtgläubiger Leser angeregt und gereizt werden soll. Sie sind ebenso in das Reich der Fabeln und Märchen zu verweisen wie die meisten Haremsbilder, die von Malern ausgestellt werden, welche niemals einen wirklichen Harem gesehen, geschweige denn betreten haben oder gar darin malen durften!

Der Koran verbietet, daß ein weibliches Wesen in der Türkei den Schleier von ihrem Antlitz vor einem andern als ihrem eigenen Manne heben darf. Ein Bild von einer Türkin oder gar dem Harem muß daher naturgemäß erfunden sein.

Selbst einer Malerin würde es nur unter ganz exzeptionellen Bedingungen gestattet werden, doch kommt dies zuweilen vor. Niemals jedoch wird in Wahrheit ein vornehmer Harem jene wenig bekleideten Wesen enthalten, wie die jungen Künstler sie so gerne in pikantester Weise dem Publikum zu Gesichte bringen.

Der Harem ist das Reich, wo die Frau herrscht. Ein geheimnisvoller Zauber umwebt ihn, und keines fremden Mannes Auge wird jemals dort hineinblicken dürfen!

Wenn ich heute, nachdem ich selbst viele Jahre in der Türkei leben durfte, naturgetreue, wahre Bilder vom dortigen Frauenleben zu geben versuchen will, so geschieht es nicht aus jener albernen Eitelkeit, sich gedruckt sehen zu wollen oder als Blaustrumpf gelten oder als „Emanzipirte“ für die Emanzipation der Türkinnen als deren Apostel auftreten zu wollen.

setzung. — Wenn ihr ihr Bruder Clemens die griechische Götterlehre von Philipp Moritz zum Studium übersendet (S. 38) und ihr die Lektüre von Barthelemy's Reise des jungen Anacharsis zur Lektüre empfiehlt (S. 109), so zeigt das, daß er bei ihr Interesse für das Altertum voraussetzte. — Man begreift auch nicht, wie Bettine, der Kenntnis desselben völlig entbehrend, in der Weise, wie es der Fall gewesen, mit den deutschen literarischen Größen hätte verkehren können. — Die Angabe Löpers, Bettine sei des Französischen unfundig gewesen, erscheint mir zweifelhaft, da man doch erfährt, daß sie Mirabeaus Briefe gelesen hat (Frühlingskranz S. 16). Allerdings lag die Stärke ihrer Bildung auf einem andern Gebiet.

Nein, ich will nur für die Wahrheit sprechen. Ich will eine Lanze brechen für die Wahrheit, für die türkischen Frauen, welche trotz ihrer Abgeschlossenheit oft auf einer höheren Stufe von Herzens- und Gemütsbildung stehen, mehr Takt, Geist und vornehmeres Empfinden haben als manche Europäerin.

Ich will versuchen, über das Leben der Frauen, von ihren Pflichten, ihren stark ausgeprägten vornehmen Charaktereigenschaften zu sprechen, ich will mit einem Worte versuchen, ihnen gerecht zu werden und jene Märchen zu widerlegen, jene ungerechten Urtheile, die von Unwissenden verbreitet werden.

Heute möchte ich vorerst mein Augenmerk auf einen Artikel richten, der mir jüngst in die Hände fiel und der betitelt ist: „Der Sultan in seiner Häuslichkeit“. Mittheilungen eines Arztes von Dr. Christaphides, aus dem Französischen von D. Schütte, und der eine solche Menge unrichtiger Schilderungen enthält, über den Sultan, dessen Hof, dessen Harem und so weiter, daß es zur Pflicht wird, solche märchenhaften Erzählungen dahin zu verweisen, woraus sie hervorgegangen sind — in das Reich der Erfindungen.

Mag es an der Uebersetzung liegen oder im Original so heißen, jedenfalls befindet sich gleich zu Beginn eine Unrichtigkeit.

Es wird von Seiner Majestät dem Sultan stets als von Seiner Hoheit gesprochen. Selbst die kaiserlichen Prinzen und Prinzessinnen sind „Kaiserliche Hoheit“ und führen diesen Titel, was allbekannt ist. Der Sultan kann nie mit Hoheit angeredet werden. Es darf daher wohl von Anfang an angenommen werden, daß der Schreiber dem Hofleben sehr fern gestanden hat und daß die Quellen unzuverlässig sind, aus denen er diesen Titel geschöpft hat.

Ferner habe ich während der langen Dauer meines Aufenthaltes in Konstantinopel niemals gehört, daß ein Derwisch dem Sultan prophezeit habe, Seine Majestät werde an der Cholera sterben, und daß nur deshalb Seine Majestät die umfassendsten Maßregeln treffen ließ, dieser schrecklichen Krankheit zu wehren. Nein, welche Krankheit auch auftreten möge, der Sultan mit seinem großen guten Herzen, seinem Wohlwollen für jeden, der leidet — an welcher Krankheit es auch sei — wird stets seine helfende Hand öffnen, wird stets zu mildern, zu heilen versuchen.

Das beweisen jetzt wieder die umfassenden Maßregeln, als die Pocken in Konstantinopel und Umgegend grassirten.

Der Hauptbeweggrund zu solchen weitgehenden Befehlen ist nicht persönliche Furcht, wie der Schreiber des beregten Artikels sagt, sondern stets nur die umfassendste Menschenliebe und der Wunsch, allüberall zu helfen und zu heilen.

Zu den falschen Schilderungen gehören auch die ferneren Erzählungen dieses Artikels. Der Sultan präsidire einem Ministerconseil hinter einer durchlöcherten Wand, rauche Tschibuk, erzöge seine Söhne zu würdigen Nachfolgern seines Thrones.

Der Sultan raucht nie Tschibuk, und die Thronfolge geht nie auf einen der Söhne, sondern stets auf den ältesten Bruder des Sultans über.

Auch von einem Theater in Dolma-Bagdſche, dem der Sultan, sein Harem, seine Gäste und Würdenträger beiwohnten, ist mir nichts bekannt.

Seine Majestät der Sultan befindet sich nie in Dolma-Bagdſche, wohl aber existirt ein hübsches Theater, zu dessen Vorstellungen Seine Majestät öfter einladet, in Nildiz-Kioſt, im kaiserlichen Kioſt ſelbſt.

Der Schluß des Artikels, wo Schreiber von den Fehlern des Sultans und wieder von seiner großen Furcht ſpricht, ist wie ich schon erwähnt habe, ganz zu verwerfen. Solche Beobachtungen müſſen ſich als erfunden erweiſen, da ſie unmöglich von Augenzeugen berichtet ſein können. Aber genug von dieſem Artikel. Er ſollte nur zum Beweiſe für das dienen, was ich im Anfang geſagt habe, nämlich wie falſche Berichte über den Orient in Umlauf geſetzt werden und wie falſche Vorſtellungen man ſich daher von ihm macht.

Und nun zu dem Harem!

Ich habe mir die Mühe gegeben, die Türkinnen zu ſtudiren, und ich habe es reichlich der Mühe wert gefunden. Nicht etwa in indiſkreter Weiſe will ich von ihren Einrichtungen, Gebräuchen und von Dingen ſprechen, die verborgen bleiben ſollen; nein, gewiß nicht; aber ich will durch kleine Erzählungen und Beiſpiele erhärten, wie falſch die meiſten Schriften ſind, die darüber erſcheinen.

Dem ich wiederhole: ſelten wird gegen ein Volk, gegen die Vorſtellung von Harem und Frauentugend ſo geſündigt wie gegen die Türken und ihre Häuslichkeit.

Ich will mit einer kleinen Schilderung des Harems im allgemeinen, ſowie der Vorgänge beginnen, die oft zu falſchen Berichten führen, und dann von einer der ausgeprägteſten Charaktereigenſchaften der Türkin ſprechen: der Treue.

Mich haben die vorſchnellen Urtheile meiner Landsmänninnen und überhaupt der Europäerinnen über den Harem oft verſtimmt, denn nur zu raſch war man mit dem Urtheil fertig: War das langweilig! was ſoll man mit den Frauen reden?

Ja, von was redet man denn bei einer „Viſite“ in zivilisirten Verhältniſſen? Vom Wetter, von Geſellſchaften, von den Toiletten, von Dienſtboten; iſt das amüſanter? Und wie kann man überhaupt urtheilen, wenn man etwas nur einmal geſehen hat, und wenn man aus Unkenntniſ der Sprache gezwungen war, die Unterhaltung durch Vermittlung von Dolmetſcherinnen zu führen? Dazu kommt, daß die Türkin, die vornehme Türkin, ſehr ſchwer und ungern empfängt. In ihrem feinen Gefühl ſagt ſie ſich: Wozu kommt man? Doch nur aus Neugierde, nur — um uns wie eine Menagerie anzuschauen und abzuurtheilen und um dann Gloſſen über uns zu machen. Das macht ſie ſtill und reſervirt. Wenn man wenigſtens ſo gerecht wäre, daran zu denken, wie gaſtfrei eine Türkin ihren Gaſt ſtets empfängt; wie ſie ihr ganzes Heim, alle ihre Sklavinnen zum Empfange ſchmückt, dem Gaſt zu Ehren! Sie iſt nicht neugierig, ſie iſt ſcheu, verlegen, und es macht ihr wenig Spaß, aus ihrer harmoniſchen Ruhe herauszutreten; ſie thut es alſo nur aus angeborener, nicht anerzogener Liebenswürdigkeit, aus Gaſtfreundſchaft und aus Gefälligkeit für eine ſie darum bittende europäiſche Freundin, zu der ſie Vertrauen hat.

Und wie wird ihr das oft gelohnt? Die Meisten, wie gesagt, finden es langweilig oder moquieren sich und vergessen dabei, daß die Türkin schon ohnehin und mit Recht mißtrauisch ist und daß es unter den Damen des Harems stets eine gibt, die englisch, französisch, ja sogar deutsch versteht und die nachher genau berichtet, welche Bemerkungen die Besucherinnen unter einander ausgetauscht haben. Warum schwinden die schönen Originalkostüme mehr und mehr? Weil die Europäerinnen sich staunend darüber moquirten. Jetzt läßt die vornehme Türkin zu solchen Empfängen fränkische Toiletten von Pariser Schneiderkünstlerinnen machen, sie will eben nicht, daß man sich über ihre Kostüme und Gebräuche wundern, aufhalten soll.

Uebrigens möchte ich dabei auf einen großen Irrtum aufmerksam machen. Viele, ja die Meisten, die aus dem Orient zurückkommen und erzählen, wie es in einem Harem aussieht und zugeht, waren in Wirklichkeit nie in einem richtigen Harem; sie wissen das oft selbst nicht, und daher die falschen Schilderungen.

Man muß wissen, wie das im Orient gemacht wird. Die Dragomanen und Kuriere in den Hotels wissen ganz gut, daß das erste, was eine Engländerin oder überhaupt eine Europäerin sehen will, ein Harem ist. Da machen sie dann meistens ein geheimnisvolles Gesicht und sagen: „Es geht nicht, es ist unmöglich; höchstens durch hohe Komnexionen.“ Man bietet die Engländerin Geld. Dann heißt es: „Möglicherweise geht es durch den Doktor oder dessen Gattin; doch sind das Harems, die schon oft empfangen und vorgeführt wurden.“

Das reizt nur noch mehr, und der Wunsch, einen großen, echten Harem zu sehen, wird dringender. Dann erst kommt der Dragoman mit dem Geheimnis heraus, nämlich daß er eine Erzieherin kenne, die in einem vornehmen Harem in Stambul sei. Er wolle hingehen und versuchen, an die ein Briefchen gelangen zu lassen. Doch sei das eine gewagte und kostspielige Sache.

Nach einem Tage des Wartens erscheint dann plötzlich der Betreffende sehr vergnügt und thut ganz geheimnisvoll: es sei Antwort da. Die jungen Damen im Harem wollten ohne Wissen der Eltern die Damen empfangen, aber man müsse dem Eunuchen einen großen Bakschisch (Trinkgeld) geben. Natürlich, mit Freuden! heißt's einstimmig. Und nun thut sich eine kleine Damengesellschaft im Hotel zusammen. Im geheimen wird alles betrieben; nach Sonnenuntergang darf meistens nur hingefahren werden. Der Dragoman läßt sie jedoch nicht vor dem Hotel einsteigen, damit weder der Portier noch sonst jemand von dem Geheimnis und der außerordentlichen Erlaubnis, die er, der Dragoman, erwirkt hat, etwas erfährt.

Fort geht es über die große Brücke nach Stambul und dort durch Gassen und Gäßchen, bis man endlich vor einem großen vergitterten Hause hält.

Jetzt muß alles aussteigen, die Wagen müssen verschwinden, die Damen sich verteilen, damit kein Aufsehen erregt wird. Der Dragoman klopft mit drei Schlägen ans Thor. Geräuschlos öffnet es sich. Einzeln treten die Damen ein. Der Dragoman verhandelt im großen Vorhofe mit dem sogenannten Eunuchen, der finster mit dem Kopf schüttelt, gestikulirt und natürlich in türkischer

Sprache spricht, wovon sie keine Silbe verstehen. Endlich sagt der Dragoman, der Eunuch wolle es nicht riskiren! Er wolle mehr Bakschisch. Er verlöre seine Stellung, wenn es herauskäme. Wir müssen wieder heim. Natürlich ist die Neugierde jetzt erst recht entfesselt. Nein! nein! nein! kommt's aus aller Munde, wie viel will er? Er nennt eine hohe Summe, je vornehmer der Harem, desto höher die Summe.

Die Damen berechnen, wie viel auf jede kommt, sind erstaunt — aber die unverschämte Forderung wird bewilligt.

Das Geld wird gleich eingehändigt, damit die Damen sehen, daß der Dragoman nichts davon hat; er erhält noch sein eigenes Bakschisch — trotzdem der Pseudo-Eunuch natürlich nachher mit ihm teilt — und nun erst, nachdem alles geregelt ist, klatscht der Eunuch wie in einem wirklichen großen Harem dreimal in die Hände, und die Komödie nimmt ihren Fortgang.

Wieder öffnet sich geräuschlos ein Innenthor, und ein verschleiertes schwarzes Frauengesicht erscheint. Der Eunuch ruft ihr etwas zu. Der Dragoman sagt den Damen, jetzt dürfe er nicht weiter mit, sie sollten der Regerin folgen, und sie verschwinden mit derselben im Innern.

Da geht es dann treppauf, treppab, durch Gänge und Korridore bei vergitterten Fenstern vorbei, durch schwere Portièren, über weiche Teppiche; immer neue, wunderbare Wesen mit offenen Haaren und Münzen und Perlen darin nehmen sie in Empfang. Endlich, endlich stehen sie vor einer seidenen Portièrè; sie treten ein. Auf der Erde, auf Diwans liegen dicke, geschmückte Frauen, die rauchen und lachen; aus dem Nebenzimmer tritt eine heraus, in bunte Gewänder gehüllt, mit Diamanten bedeckt, neben ihr eine europäisch gekleidete: die sogenannte Erzieherin und Freundin des Dragomans. Diese macht nun die Dolmetscherin, spricht den Damen die Freude aus, Europäerinnen kennen zu lernen, fragt, womit sie sie unterhalten könnte, ob sie Tänzerinnen sehen möchten, worauf gewöhnlich freudig eine Bitte darum erfolgt.

Als Tänzerinnen erscheinen die wunderbarsten Wesen, meistens solche, die herumspringen, türkisch singen und sich wie toll geberden.

Die Damen sehen sich enttäuscht an; man bringt Cigarretten und Kaffee; es wird gelacht, geschwätzt. Die sogenannten Türkinnen erzählen, wie gerne sie heraus möchten, und fragen die unglaublichsten Sachen.

Plötzlich stürzt eine Alte herein. Der Pascha kommt! Der Pascha!

Die Damen werden eiligst expedirt, nachdem sie wieder und wieder gebeten wurden, nichts zu verraten, niemand, aber ja niemand etwas zu erzählen, was zwar versprochen, aber nicht gehalten wird. Nun geht es ebenso geheimnißvoll nach Hause. Stolz erzählen solche Besucherinnen von ihrem Erlebnis; wie oft ist es mir erzählt worden! Ich habe, wenn ich zweifelte, daß es ein wahrer Harem gewesen ist, doch meistens herausgeföhlt, es sei besser, zu schweigen, als aufzuklären. Zu leicht wird solche Aufklärung falsch gedeutet, und man sieht darin zu gerne nur jene Prätention, die wähnt, allein Eingang in vornehme Harems zu haben, während die Fremden für Geld und gute Worte es auch

haben könnten und natürlich weder eingestehen, noch zugeben würden, daß es zweifelhaft war. So entstehen dann die Geschichten und Berichte.

Die betreffenden Damen erzählen von solchem Harem und ahnen oft gar nicht, daß es gar kein Harem war, sondern daß der Dragoman sich die Neugierde der Damen zu nutzen gemacht, eine unwürdige Komödie in Scene gesetzt hat, um Geld zu verdienen, und sie in irgend ein armenisches Haus in Stambul geführt hat, wo Armenierinnen in Kostümen diese Komödie gespielt und sich himmlisch dabei amüsirt haben.

Aber das Urtheil über einen wirklichen Harem ist dennoch fertig und geht in alle Welt. Nach solchen Erfahrungen bilden sich die Ansichten und entstehen Erzählungen vom Harem, die von einem „Augenzeugen“ herrühren und deshalb natürlich geglaubt werden. Sie, die es erzählt, glaubt es ja selbst, sie war ja auch die Dürpirte.

Aber selbst wenn eine Europäerin wirklich in einem Harem war, wie kann sie nach einem einzigen Besuch ein richtiges Urtheil fällen? Findet sie gleich die Saite, die tönt? Gibt sie sich überhaupt die Mühe? Lernt man bei einer europäischen Visite gleich beim erstenmale die empfangende Frau und deren Charakter vollständig kennen? Hat man da gleich ein fertiges Urtheil? Ist das immer wohlwollend? Selten. Und wo nach dem ersten Eindruck geurtheilt wird, ist das immer maßgebend?

Mit dem Urtheil über einen Harem und über die Türkin ist man sogleich fertig, und man spricht's aus und trägt's hinaus in die Welt. Wie ungerecht ist das! Wie ungerecht um so mehr, als die türkischen Frauen sich nicht verteidigen können.

Hat das Sprichwort: *Les absents ont toujours tort* im allgemeinen Gültigkeit, so trifft es hier noch viel mehr zu, wo alles mit einem geheimnißvollen Zauber umweht ist, und wo der Phantasie so viel Spielraum gelassen wird.

Ich habe den Harem meist als ein liebes, freundvolles Heim gekannt, geschmückt durch treue, herzensgute, natürliche Frauen, auf deren Eigenschaften und Tugenden ich später einmal näher eingehen werde. Für den Mann ist der Harem einfach das Paradies; er ist sein friedliches Heim, das meistens eine Frau, liebliche Kinder und schöne Sklavinnen schmücken. Eine vornehme Türkin, die ihren Mann liebt, hat eine gar große, herrliche Auffassung von ihrem Beruf auf Erden, von den ihr obliegenden Pflichten. Sie lebt, webt und sinnt für nichts anderes als für ihr Heim, um den Harem dem Gatten so angenehm zu machen, als es in ihren Kräften liegt.

Wenn der Pascha abends müde, ärgerlich, abgespannt nach bei oft tropischer Hitze verrichteter Arbeit heimkehrt aus seinem Geschäfte, soll er in seinem Heim nur Erholung, Freude, Friede finden. Und Schmach der Frau, die es nicht versteht, ihr Heim dementsprechend herzurichten, deren Gatte gelangweilt, ermüdet und verstimmt seine Vergnügungen, seine Erholung fern vom Harem in der Außenwelt suchen muß.

Vielleicht leidet die Kindererziehung darunter, denn die Kinder werden dem

Vater am Abend der Heimkehr nur als Musterkinder von Artigkeit vorgeführt, und nie verklagt die Mutter vor dem Vater ein Kind und seine Fehler, damit er es strafe, wenn ihre Strafe nicht ausreicht; nein, der Vater soll Sorgen, Aerger, Kummer, alles Schwere draußen lassen; er soll nur Glück, Wohlbehagen, Liebe, Freude in seinem Heim finden und die Ueberzeugung, daß es nirgends, nirgends auf der ganzen weiten Welt schöner ist als bei seinem Weibe, im Schoße seiner Familie.

Heimisch will sie es ihm machen, so heimisch, daß er sich all und überall nur zurücksehnt in sein Heim, in seinen Harem. Ist es da so zu verdammern, wenn sie manchmal in den Mitteln fehlgreift? wenn sie, sich selbst verleugnend, oft alles, alles hintenansetzt, nur um den geliebten Mann an ihr Heim, den Harem, zu fesseln? wenn sie Auge, Ohr, Sinne reizen will, nur beherrscht von dem einen Gedanken, daß er es so schön, so lieb und wohl wie in seinem Hause, in seinem Harem, nirgends auf der ganzen Welt finden soll?

Betrachten wir einmal einen solchen Harem, eine solche Ehe! Leise schweben Sklavinnen in ihren schönen Trachten umher, jedes Winkes des Gebieters oder der Gebieterin gewärtig. Nie ein lautes Wort. Durch Blicke wird der Dienst geleitet, und mit seligen Augen lauscht die Gattin, jeden Abend nur für ihn frisch geschmückt, dem geliebten Mann, wenn er ihr von der Außenwelt, von seinem Leben erzählt. Sie glaubt ihm alles, eine Lüge würde sie nie verzeihen; sie bewundert ihn, sie sucht ihm die Sorgen zu verschrecken, sie ruht nicht eher, als bis er wieder lächelt, wenn er traurig war, bis sie die Falten geglättet hat, wenn solche seine Stirn durchfurchten.

Und dazu ist ihr alles willkommen und recht. Sei es eine schöne Sklavin — häßliche Sklavinnen dem Manne zu bringen, verachtet sie — die sie zu Gesang oder Tanz ruft, sei es ein Tanz der Kinder, sei es selbst ein Lieblingsgericht, das sie selbst bereitet. So müde, so nachlässig sie tagsüber fast beschäftigungslos lebt, so frisch, sprudelnd, lebhaft ist sie am Abend.

In der Liebe zum Gatten, zum Kinde, zum Harem spielt sich ihr Leben ab, sie kennt nichts Höheres als diese Liebe, als ihr Heim, als den zu beglücken, zu dem sie aufschaut, den sie liebt.

Sie begehrt keine Gesellschaft als die seine, sie will keinen Puz als nur für ihn; für ihn will sie sich puzen, schön sein, ihm gefallen, ihm ganz allein.

Das nennt sie ihre Lebensaufgabe, und das füllt ihr Leben aus. Selbst wenn die Türkin den Mann nicht liebt, leitet sie ein sehr stark ausgebildetes Pflichtgefühl. Die Erfüllung ihrer Pflichten geht ihr über alles, und deshalb versteht eine echte Türkin auch nie, warum man sie bedauert und für eingesperrt hält. Nur die Reformtürkinnen fühlen anders.

Die modern erzogenen Türkinnen sind unzufrieden, weil sie Sachen lesen, die ihre Phantasie reizen und erhizen, weil sie ihren wahren Beruf aus dem Auge verlieren, sich nutzlosen Träumereien und Schwärmereien hingeben, wodurch sie das Gleichgewicht verlieren. Deshalb sagt der wahre Muselman auch mit Recht, diese Zivilisation taue ihnen nicht, sie zerstöre ihre Seelenruhe, verpflanze

sie in unbekanntem Boden und entferne sie von den alten muhamedanischen Sitten. Dadurch rechtfertigt sich auch die Scheu der Türken vor solcher Zivilisation. Sie zerstört ihre Illusionen, ihren Frieden und ihr Paradies, den Harem. Der Harem hat viel mehr sittlichen Wert, als ihm die meisten zugestehen.

Ich möchte hier eine kleine Geschichte erzählen von einer Frau, die aus Liebe zu ihrem heimgegangenen Gatten und aus Sehnsucht nach ihm starb.

Ich habe diesen Engel von einer Frau gekannt, und niemals werde ich sie vergessen.

Sie war schön, wie ich kaum je wieder ein weibliches Wesen gesehen habe, mit Haaren und Augen von so seltener Pracht, wie sie nur ein begeisterter Kunstjünger auf die Leinwand zu bannen vermöchte. Dabei gut, von einer Herzensbildung, Reinheit und Tiefe des Gemüths, wie sie selten in unserer überbildeten Welt vorkommt, wo die Herzensbildung oft vernachlässigt wird über der Geistesbildung.

Er war Gesandter in R . . . , sie weilte in einem kleinen Städtchen an der Grenze, um, soweit es das Gesetz erlaubte, in seiner Nähe zu sein. Und alle Freitage — dem Sonntage der Türken — fuhr Suleiman zu seiner „Melek“ (Engel). In dem Vorgärtchen des kleinen Hauses, unter der duftenden Rosenlaube stand dann Melek mit ihrem schon vierzehnjährigen Töchterchen, und sehnsüchtig schauten die beiden unter dem weißen Schleier hervor, nach ihrem „Glück“, nach dem Schiff, das den geliebten Gatten und Vater bringen sollte.

Drinne im Harem glitten schöne Sklavinnen wie Schemen hin und her, es ward mit heiligem Holze geräuchert, und der feine Duft, der durch die offenen Gitter drang, webte einen Glorienschein um die Häupter der beiden Frauen.

Endlich kommt das Schiff in Sicht. Ein Schrei des Entzückens, und die beiden Frauen eilen hinein, sich der Sitte gemäß vor den ankommenden Männern zu verbergen. Drinnen aber ist alles festlich geschmückt zum Empfange des Gebieters, bis auf Indje, das Hündchen.

Des Paschas Lieblingscigarretten stehen auf dem Rauchtisch neben dem schwellenden Diwan mit den weichen Kissen; sein Bad ist gerichtet. Sklavinnen stehen bereit mit dem bequemen Hausrock, alles ist des Augenblicks seiner Einklehr gewärtig. Und als er dann eintritt! Da ist kein Ende der Aufmerksamkeiten, der Liebesbeweise; die Tochter küßt seine Hände, er hält das schöne Gesicht der Gattin mit einer Hand zurückgebogen und schaut ihr in die großen, wunderbar feucht schimmernden Augen, küßt sie wieder und wieder und streicht kosend über das braune Seidenhaar, sie Djanym (seine Seele) nennend und sie fragend: Quefiniz nass'l dir, Djanym? (Wie geht es Dir, meine Seele?) Worauf sie beide nur eine Antwort haben: „Gut, wenn Du bei uns bist.“ Dann geht es an ein Bedienen, Essen, Erzählen ohne Ende.

Er liegt rauchend auf dem Diwan, glücklich anzuschauen; Melek sitzt zu seinen Füßen, die Tochter und eine Sklavin singen, und er erzählt in den Pausen von seinem Leben, von seiner Welt da draußen. Sie lauschen still und selig. Zwei Tage darf er bleiben, dann geht es wieder fort in sein Amt.

Im Fortgehen aber freut er sich schon wieder auf die Rückkehr in sein trautes Heim; sie zählt die Stunden, bis er wieder kommt. Kein Brief, keine Nachricht spricht ihr von seiner Treue, von seinem Gedenken da draußen! Sie glaubt an ihn, für sie gibt es nichts Lieberes auf der weiten Welt als ihn und sein Kind.

Aber der Tag kam, da das Schiff anlangte und Suleiman fehlte! Der alte Eunuch stürzte wehklagend herein und erzählte von einer bösen Krankheit, die der Pascha habe. Melek stand da wie vom Donner gerührt. Dann Bitten, Flehen von ihrer Seite, Verweigern von des Eunuchen Seite. Schließlich verschwand sie, um als Bauer verkleidet wieder zu kommen. So konnte sie es wagen, hinzureisen zum kranken, geliebten Manne.

Zaide blieb allein zurück mit Wärterinnen und Sklavinnen. Bange acht Tage vergingen für die arme Zaide in einsamem, qualvollem Warten.

Da endlich, endlich kam das Schiff. Aber weder der Vater noch die Mutter waren zu sehen. Verborgen spähte Zaide mit den Sklavinnen nach dem Landungsplatze.

Da endlich kam Hassan, der Eunuch. Finster, traurig trat er ein, und ohne auf die angstvolle Frage Zaides zu antworten, sprach er: „Vater und Mutter erwarten Dich am Schiff. Das Schiff verläßt in zwei Stunden, wenn es aus- und eingeladen hat, den Hafen und geht nach Konstantinopel. Du sollst die Kalfu (älteste und vornehmste Sklavin) mitbringen. Ich werde Dich begleiten. Die anderen Dienerinnen mit Hadji, dem zweiten Eunuchen, werden packen und in acht Tagen folgen. Geh und verliere keine Zeit!“ — „Und der Vater?“ fragte Zaide, „wie geht es ihm?“ — „Geh, beeile Dich, das wirst Du schon sehen.“

Kurze Zeit darauf war Zaide am Schiff und stand — am Sarge, der die sterblichen Reste des geliebten Vaters barg. Tot! entrissen den liebenden Herzen für immer! Die Mutter saß zusammengekauert daneben. Der Kapitän hatte sie nicht entfernen können und wollen; sie wünschte im dunklen Raume neben der geliebten Leiche die Wache zu halten.

Auf die Fragen Zaides antwortete sie, daß er schon am Sterben gelegen, als sie gekommen sei, daß die Aerzte die Krankheit für Lungenentzündung erklärt hatten und für unheilbar, da seine Lungen ohnehin schwach gewesen seien und er an Werrem (Schwindsucht) gelitten hätte!

Dann fuhr sie fort: „Wir werden ihn jetzt begraben auf dem stillen Friedhof in Stambul, gegenüber dem Hause Deiner Tante — seiner Schwester!“

„Und dann, Mutter?“ fragte Zaide. — „Und dann?“ flüsterte Melek, „werde ich ihm folgen, bald — bald.“

„Und ich? Hast Du mich nicht mehr lieb, Mutter?“ — Melek sah die Tochter lange an, die vor ihr niedergekniet war, und sagte leise: „Du bist sein Vermächtniß an mich; ich habe Dich nächst ihm am liebsten auf der Welt, aber ich kann und werde nicht leben ohne ihn. Allah wird Dich trösten.“

Zaide, die mir später alles erzählt hat, konnte nur bittere Thränen weinen.

Sie kannte ihre Mutter, sie wußte, daß sie Waise geworden war, daß sie mit dem Vater auch die Mutter verloren hatte.

Vier Monate waren seitdem vergangen, als eines Tages ein berühmter Arzt aus Stambul zu mir kam und mich bat, zu einer Sterbenden zu kommen, die nach mir verlangte. Wohin? Wer?

„Ich werde mir erlauben, Sie heute in meiner Mouche (kleines Schiff) abzuholen und hinüber zu führen zu Suleimans Frau, Melek.“ Dann erzählte er mir, die arme Frau habe sich vollständig zu Grunde gerichtet; sie habe tagelang jede Nahrung verweigert, heiße türkische Bäder genommen und sich dann dem Zug ausgesetzt; sie habe die Nächte durchweint, die Tage auf dem feuchten Grabe Suleimans gefessen, und nun sei sie unrettbar verloren.

Zwei Blutstürze haben den zarten Körper so weit aufgerieben, daß sie nur noch Tage leben werde. Die Stimme fehle, das Fieber zehre sie auf, sie selbst sei glücklich, daß es bald zu Ende gehe und sie dann zu ihm kommen werde.

„Jetzt fällt's ihr schwer auf die Seele, daß sie für Zaide sorgen muß, und darum will sie Sie sprechen.“ — Mir that das Herz weh.

Am Eingang des alten Hauses verließ mich der Arzt. Weinend kam mir Zaide mit dem treuen Hündchen entgegen und hing sich an meinen Hals; schweigend begrüßte ich die alte Tante, schweigend stiegen wir die Treppen hinauf. Alles düster, traurig.

Im Mittelsaal saß, in weiße Gewänder gehüllt, Melek, die Sclavin Scharpa zu ihren Füßen. Sie sah so überirdisch schön aus, daß ich, als sie mir lächelnd die mageren, abgekehrten Hände entgegenstreckte, vor Thränen kaum sprechen konnte.

Ihre großen, glänzenden Augen waren gleichfalls von Thränen verschleiert, die herrlichen Haare zu einer Flechtenkrone um das feine Haupt geschlungen; die Wangen glühten im Fieber, und dies Fieber hatte trügerische Rosen auf die durchsichtige Haut gezaubert; sie versuchte zu sprechen, doch es fehlte ihr an Luft, und die Stimme versagte ihr; sie vermochte nur schwach zu husten. Dann deutete sie auf den Stuhl neben sich, nahm meine Hände und sagte mühsam und leise:

„Bald, bald ruft mich Allah. Du begreifst: was sollte ich allein ohne Suleiman hier?“ — „Und Zaide?“ — „Um ihretwillen bat ich Dich, zu kommen. Hier!“ dabei reichte sie mir mit zitternder Hand Papiere, „hier hat Suleiman alles aufgeschrieben; schicke das seinem Bruder, der in Rom ist, er wollte es so; Zaide ist reich, sie ist gut,“ — sie hustete stärker — „sie wird glücklich werden.“ Ich sah sie wohl ängstlich an, sie zitterte und rang nach Luft.

„Geh jetzt,“ flüsterte das engelhafte Wesen weiter, „geh! Ich danke Dir, vergiß Suleiman und Melek nicht, und vergiß auch nicht unser Grab, und daß ich wieder glücklich, ach! so glücklich sein werde.“

Sie schloß die schönen Augen und atmete mühsam. „So geht's schon seit acht Tagen,“ sagte Zaide. Ich beugte mich über sie und küßte sie. Sie sah mich selig an und flüsterte: „Hast Du keine Angst? Aber mein Herz ist kränker

als die Lunge, und Du brauchst nichts zu fürchten.“ Dann schlang sie ihre Arme um mich und sagte:

„Ihr alle, alle seid arm, wißt nicht, was Glück ist, denn euch hat Suleiman nicht geliebt, und so wie Suleiman gibt es keinen zweiten im Himmel und auf Erden.“

Ich war so ergriffen, daß ich mich willig und leise von Zaide hinausführen ließ. Das arme Kind that mir so leid.

Noch einen Blick warf ich von der Thüre aus zurück. Melek saß aufrecht im Sessel und verfolgte mich mit ihren leuchtenden Augen, lächelte und winkte mit dem Schleier.

Nie, nie werde ich dies engelgleiche Wesen mit diesem überirdischen, lieblichen Ausdruck vergessen.

Ich habe sie nicht wieder gesehen.

Noch in derselben Nacht war sie heimgegangen zu ihm, den sie so über alles geliebt hatte.

Das ist Treue des Herzens, sagte ich mir, und jede Liebe ohne Treue ist doch eine Täuschung des Herzens. Bei Melek war mit solcher Treue die Wahrheit eines reinen Herzens verbunden und jene unendliche Liebe, die sie ihr eigenes Ich vergessen ließ, weil sie nur in dem geliebten Wesen lebte und leben konnte.

Zaide ist längst verheiratet, eine stille, nie frohe Frau.

Vom ersten Sonnenstrahl geküßt, vom letzten Abendrot beleuchtet, unter süß duftenden Hecken und hohen Cypressen liegt freundlich auf bergiger Höhe Meleks Grab. Neben ihr manche dunkle, geheimnisvolle Gruft.

Vorüber, was der thörichte Wahn eines Menschen ersehnt; vorüber, was hienieden erreicht und errungen wird; vorbei jeder Kampf, alles Streben irdischen Daseins.

Lebe wohl, Melek!

Nun liegt dein Grab wohl einsam,
Wenn nicht des Vogels Lied,
Wenn nicht der Strahl der Sonne
Darüber kosend zieht.

Das ist die Geschichte von Melek, einer einfachen Türkin, und ihrer Treue.



Was ist aus dem deutschen Bürgertum geworden?

Von einem Fraktionslosen.

Jahrhundertlang bestand ein Kampf um die freie Entwicklung des deutschen Bürgertums. In Kunst und Wissenschaft, im Handel und Gewerbe, in allen Rechten und Freiheiten sah sich der deutsche Bürger nur zu oft gehemmt und bedrückt. Und er kämpfte — kämpfte mit Heldenmut für seine Befreiung!

Trotz vielseitiger Bedrückungen aber, trotz innerer Zerrissenheit und schwerer Kämpfe kamen immer wieder innerhalb der bürgerlichen Kreise Kräfte zum Vorschein, welche in Zeiten geistiger Finsternis und politischer Bedrängis, dem deutschen Volke Licht, Leben und neuen Halt gaben. Es läßt sich nicht leugnen, daß das deutsche Bürgertum einer der Hauptträger der Kultur war, ihm verdanken wir die Buchdruckerkunst, die Reformation und die freie Forschung in den Wissenschaften.

Wie hoch stand einst auf allen Gebieten das deutsche Bürgertum vor allen Völkern da! War nicht der Heldenmut deutscher Bürger zu bewundern, welche trotz Bann und Acht Luther folgten und für die Reformation, für Glaubens- und Gewissensfreiheit in den Tod gingen? Hatte das Bürgertum die deutsche Kunst nicht zu hoher Blüte gebracht? Wir brauchen nur an die Meister Albrecht Dürer, Hans Holbein, Hans Sachs und an das deutsche Kunsthandwerk zu erinnern, welches vielfach noch unübertroffen ist. In der Wissenschaft hatten sich Kopernikus und Kepler unsterblichen Ruhm erworben, und im Handel war es die bürgerliche Hanse, welche eine Weltmacht auf dem Meere begründete, wie sie kaum eine andere Nation früher besessen hatte.

In späteren Jahrhunderten drangen die unvergänglichen Geisteswerke vieler anderer großer deutscher Bürger weit über die Grenzen des deutschen Reiches hinaus, vor allem aber waren es die Heroen in der Literatur, die Bürgerlichen Lessing, Schiller und Goethe, welche das ganze deutsche Volk begeisterten und die Freiheits- und Einheitsgedanken, die wahre Vaterlandsliebe tief in alle deutschen Herzen pflanzten!

Sind dies alles nicht erhabene Leuchten und unvergängliche Ruhmesbilder des deutschen Bürgertums und strahlen sie nicht in alle Welt hinaus und noch mächtig in unsere Zeit hinein? — Durch die große Vergangenheit, durch schwere Geisteskämpfe und durch seinen Heldenmut auf den Schlachtfeldern hat das deutsche Bürgertum seine Freiheit und die deutsche Einheit erkämpft und verdient. —

Was die Dichter gesungen, die Besten der Nation erträumt, wofür Legionen den Heldentod gestorben sind, das steht nun vor uns als ein heiliges und schwer errungenes Vermächtnis unserer Vorfahren. Wir sind berufen, auf dem Boden weiter zu bauen, welcher mit so teurem Blute errungen, wir haben die Pflicht, Großes und Edles auf deutscher Erde zu pflanzen! Uns wurde die ernste Aufgabe, das Erbe unserer Vorfahren hoch zu halten, das deutsche Bürgertum zu stärken, seine Rechte zu verteidigen, seine freie Entwicklung zum Ruhme Deutschlands und zum Wohle der ganzen Nation zu fördern. Es liegt dies nicht nur im Interesse des Bürgertums selbst, sondern auch in dem des ganzen Reiches, dessen stärkste Säule zu sein es berufen ist. Jeder weise Staatsmann wird seine Macht auf diesen Kern des Volkes stützen müssen, er wird wohl daran thun, seine ganze Kraft dafür einzusetzen, daß der Zwiespalt der Parteien, der das Bürgertum zu zerreißen und zu vernichten droht, gemildert wird, und daß es zur Eintracht, zum Frieden, zur schaffenden politischen Arbeit zurückkehrt. Denn

wie das Bürgertum jetzt zum großen Teil gestaltet ist, liegt es schwer krank darnieder! Seine Herzen schlagen nicht mehr so warm für das Hohe und Ideale, der Kampf um persönliche und kleinliche Interessen, das niedrige politische Strebertum, die Sucht nach äußerem Glanz, der Parteihader, der Ehrgeiz selbstsüchtiger Parteiführer, die Charakterlosigkeit, der Mangel an Festigkeit in dem, was wahr und recht ist und der Servilismus haben das einstige charaktervolle deutsche Bürgertum tief geschwächt und leider auch zum Teil sittlich verdorben. — Wenn unsere großen Staatsmänner, Dichter und edlen Freiheitshelden, welche einst ihr Alles für das deutsche Volk geopfert haben, auf unser heutiges politisches und bürgerliches Leben hinabblicken könnten, welches traurige Bild müßte sich ihnen darbieten!

Da folgt eine Schar von Bürgern gedankenlos einigen stets schwankenden politischen Führern, Jüngern des Polonius vergleichbar, welche in jedem Moment aus persönlichen Rücksichten bereit sind, sich zu jeder Ansicht bekehren zu lassen, gleichviel ob darunter das Gemeinwohl leidet. Mit Sophistik und mit allen Künsten der Dialektik wird der deutsche Michel von solchen Politikern bearbeitet, oft zum Narren gehalten und ein Teil des Bürgertums selbst zur politischen Charakterlosigkeit und Unselbständigkeit gebracht. Und weshalb geschieht das alles? Sicher nicht darum, um dem Vaterlande zu dienen, nein, sondern meistens nur, um als Volksvertreter zu scheinbaren Ehren zu gelangen, um persönlichen Einfluß zu gewinnen oder Carrière zu machen. Da ist das Junkertum doch noch charaktervoller, und jedenfalls mutiger, denn es kämpft mit bestimmten, wenn auch mittelalterlichen Grundsätzen, und verfolgt mit Festigkeit seine Ziele. Wie soll aber das deutsche Bürgertum seinen Stolz, seine Manneswürde, seine Ehre und sein Rechtsgefühl sich bewahren, wie soll es zu einem Adel der Gesinnung gelangen, welcher ihm und dem Vaterlande noththut, wenn es sich freiwillig charakterlosen Politikern ins Schlepptau gibt? — — —

Einst war es der Stolz der Bürger, mit reinen Mitteln, mit einem wahren und edlen Patriotismus den politischen Gegner zu bekämpfen, — heute sieht man oft mit den niedrigsten Leidenschaften die unsaubersten Elemente in die politische Arena treten und Schuldlose der öffentlichen Verleumdung preisgeben.

Wenn in einem Volke die Lüge und gewissenlose Selbstsucht, wenn falscher Ehrgeiz und Beschränktheit im politischen Leben zur Macht gelangen, da ist es Zeit zur Umkehr! Der einzelne achte und ehre in sich selbst den Deutschen, um damit dem Ganzen die Würde, den Begriff von nationalem Ehrgefühl zurückzugeben, der im Kampfe mit selbstsüchtiger Interessenwirtschaft, mit Servilismus und beschränktem Bürger Sinn verloren zu gehen droht.

Daraufhin muß die Erziehung in jedem Hause gerichtet werden, darauf muß die Gesellschaft mit allen Kräften wirken, daß reine Sitten, eine von Fanatismus, Scheinheiligkeit und von Intoleranz freie Religion und wahre Vaterlandsliebe keine leeren Worte bleiben, sondern die Nation zu edlen Thaten erheben.

Nicht auf Aeußerlichkeiten, nicht auf scheinbare Ehren muß der Sinn der

bürgerlichen Jugend gerichtet werden; man bewahre sie vor Eitelkeiten, vor Auswüchsen der Mode und vor Nachäffen anderer Kreise in Sprache und Manieren. Es ist jetzt ein Junker- und Proletariat in die bürgerliche Jugend hineingekommen, welches oft weit schlimmer und roher als das frühere Junkertum geworden ist. Wie der Affe sich vom Menschen durch ungeschicktes Nachäffen unterscheidet, so ist aus der Nachahmung des Junkertums ein Gigerltum entstanden, welches eine wahre Schande für die Jugend geworden ist. Leider richtet sich in der Jugend der Charakter und die Moral auch nach Neußerlichkeiten. Wenn ein Jüngling oder eine Jungfrau durch Schuld der Eltern und Erzieher der Mode zum Opfer fällt, wenn die Jugend sieht, wie Vater und Mutter ohne inneren Fonds und in oft entwürdigender Weise nach scheinbaren Ehren sich sehnen oder sich gar darnach drängen, wie soll dann ein Idealismus erblühen, das Herz für alles Hohe und Schöne noch in der jungen Brust sich erwärmen, wie sollen dann solche Jünglinge selbständige Männer, solche moderne Jungfrauen verständige Gattinnen und gute Mütter werden? Eine solche bürgerliche Jugend ist ein Drohmentum und ist ein nationales Uebel ebenso wie diejenigen Eltern, welche bei allem Ueberfließen von üblichen loyalen und religiösen Phrasen oft keine Spur von wahrer Vaterlandsliebe, von Nächstenliebe, Pflichtgefühl und von wahrer Religiosität trotz ihrer Kirchenbauansammlungen und ihrer Mithilfe an wohlthätigen Vergnügungsbazars besitzen.

Eine zu Charakterlosigkeit, Scheinvornehmheit und geistiger Dede herangebildete Jugend ist eine Gefahr für Staat und Gesellschaft. Der einfache, arbeitssame Bürger, der Handwerker, der kleine Kaufmann, der fast ausnahmslos wenig bemittelte Beamte und Gelehrte, gibt seinen Kindern, mit großen Opfern, meist eine bessere und jedenfalls gediegenere Erziehung als viele reiche Leute, denen alle Mittel zu Gebote stehen. Jener gute und gesunde Kern im Volksleben muß möglichst gefördert werden. In dieser Jugend ruht oft die stärkste Kraft, die höchste Intelligenz und damit die Zukunft des Volkes. Aus diesen Kreisen sind bedeutende Männer hervorgegangen, aus ihnen stammen unsterbliche Dichter und Denker. Auch heute haben wir noch oft Gelegenheit, mit Stolz auf solche Männer zu blicken, welche, von einfachen bürgerlichen Eltern erzogen, Zierden der Wissenschaft, Kunst und Literatur, sowie der Industrie geworden sind. Wir brauchen nur auf die Namen Justus Liebig, Robert Bunsen, Helmholtz, Virchow, Richard Wagner, Raulbach, Piloty, Lenbach, Siemens, Krupp, Borsig und andere hinzuweisen.

Das deutsche Volk ist glücklicherweise auch jetzt nicht arm an solchen Männern. Sowohl in der geistigen wie in der wirtschaftlichen Arbeit steht die deutsche Nation auch heute noch durch den geistig und wirtschaftlich vorwärts strebenden Teil des Bürgertums an der Spitze der zivilisirten Völker. Den Hut ab vor solchem Bürgertum! Da ist ein Ehr- und Pflichtgefühl, ein unermüdlicher Fleiß, eine hohe Rechtlichkeit, wie in keiner anderen Nation zu finden. Wie erhaben steht diese festeste Säule des Vaterlandes dem Strebertum und dem Philistertum gegenüber, welches in den Salons der eleganten Welt und auf den Bierbänken

den wahren Wert des Lebens entweicht, oft geistig und moralisch versumpft und das Hohe und Ideale in den Staub zieht!

So brav und tüchtig, so unermüdlich fleißig aber auch viele Bürger in ihrem Berufe sind, so wenig wissen sie oft von dem, was unserem Vaterlande nothut; sie gehen zu sehr in ihrem Berufe auf und verlieren dadurch den Blick für die Gesamtheit. Es ist nicht selten, daß bedeutende Gelehrte, Künstler u. a. nur so viel von den öffentlichen Dingen wissen, als sie gerade flüchtig in ihren Zeitungen lesen, ohne darüber selbständig nachzudenken. Gewiß, es fehlt ihnen bei ihrer schweren Tages- und Nachtarbeit an Zeit! Zugegeben, aber ein Stündchen müßten und könnten sie täglich im eigenen und allgemeinen Interesse den Dingen weihen, welche die Welt bewegen. Man hört oft von Männern, welche Hervorragendes in ihrem Berufe leisten, politische Urtheile, die über das Niveau des gedankenlosen Alltäglichen nicht hinausgehen. Dadurch werden solche Größen politische Kinder und stehen wie Schulknaben der Oeffentlichkeit und ihren Anforderungen gegenüber. Das ist ein trauriges Zeichen unserer Zeit und insbesondere unseres Vaterlandes. In England beschäftigt die Politik ernstlich und eingehend jeden, Männer und Frauen jeden Alters und jeder Lebensstellung. Bei uns ist fast das Gegentheil der Fall. Wären es nur Einzelne, welche sich teilnahmslos dem öffentlichen Leben gegenüber stellen, so hätte das keine Bedeutung. Wenn aber ein großer und begabter Kreis des Bürgertums, dessen Stimmen in der Wahlurne gewichtig zu sein bestimmt sind, sich dennoch gedanken- und thatenlos in den wichtigsten Ereignissen und Krisen des Vaterlandes zeigt, was Wunder, wenn dann extreme Elemente von rechts und links an das deutsche Bürgertum mit einer gewissen Verächtlichkeit, ja mit Zumutungen herantreten, welche kaum in einem andern Lande gewagt werden könnten.

Unser Vaterland leidet daran, daß es jetzt in den Parlamenten, in der Presse und im sozialen Leben an großen, festen und edlen Charakteren mangelt. Der Interessenkampf beherrscht alles, er hat nicht nur das politische, sondern auch das ethische Leben der Nation in heftigsten Zwiespalt gebracht. Einer für alle und alle für einen, das wäre heute mehr am Platze denn je! Ist der Gedanke denn nicht fortreißend, begeisternd und tief beglückend zugleich, daß ein Morgen anbrechen soll und muß, an dem das ganze deutsche Volk die Fahne des gemeinsamen Vaterlandes wieder über die Parteiflagge erhebt? Ist denn Einigkeit nur in Kriegsgefahr möglich? Das deutsche Volk hat glänzend gezeigt, wie es ein Mann, ein Wille, ein Gedanke zu sein vermag, wenn die Brandfackel eines Krieges seinen Herd zu vernichten droht! Warum strebt, ringt und arbeitet es denn nicht im Frieden in geschlossener Reihe? Ist denn deutsche Bruderliebe, deutsche Treue nur ein Phantom, vom Schicksal als Wunderblume vor uns aufgepflanzt, um nichts als den Stachel des Unerreichbaren im deutschen Herzen zurück zu lassen?! — —

Möge das deutsche Volk im Auge behalten, daß alle Gegensätze der heutigen Parteien verschwindend klein sind im Verhältnis zu der großen sozialen Gefahr,

welche nicht nur die Freiheit der Bürger, sondern auch ihre materielle Existenz auf das bedenklichste bedroht. Zerfällt das deutsche Bürgertum durch Partei-hader, durch Charakterlosigkeit, durch Servilismus, durch Interessenkampf und Uneinigkeit, so wird der Sozialdemokratie in unverantwortlicher Weise in die Hände gearbeitet! Die Zeit würde dann kommen, wo unser Vaterland in geistiger und materieller Beziehung schwer zu leiden haben würde!

Eine weise staatsmännische Politik muß deshalb ihre Hauptthätigkeit darauf richten, ein starkes und charaktervolles Bürgertum zu schaffen, denn ohne ein solches ist der Kampf gegen die Sozialdemokratie erfolglos und alle Mittel bleiben immer nur Palliativmittel. Eine schwere Krankheit sucht man durch Stärkung des geschwächten und leidenden Organismus zu beseitigen, — nur dadurch ist eine dauernde Heilung möglich. — Wenn das Bürgertum schwach und krank ist, so leidet darunter der ganze Organismus — der Staat und die Gesellschaft. Jeder Staat ist groß und mächtig zu nennen, der sich auf ein Volk von freien und edlen Bürgern stützt.

Darin liegt die Größe, der höchste Ruhm und die Zukunft der konstitutionellen Monarchien, daß sie nicht wie die despotischen Staaten, welche fast alle mit der fortschreitenden Kultur selbst in Asien zu Grunde gehen, über Unterdrückte und Sklaven, sondern über freie Männer herrschen. Wie der Römer einst sein „civis romanus sum“ mit Stolz vor aller Welt verkündete, so muß auch der deutsche Bürger wieder mit Manneswürde, Stolz und Charakterfestigkeit seinen Namen tragen.



Ein Gespräch mit José Benlliure.

Von

Hermine von Preuschen.

In der Via Margutta, wo die alten Häuser stehen, mit den Atelierhöhlen und Winkeln und den malerischen Treppengärten am Pincio empor, da steht auch, fast am Eingang der alten Künstlergasse, die in allen römischen Malerromanen eine Rolle spielt, der große Palazzo Patrizi. Und darin haust nebst vielen anderen auch mein Freund José Benlliure. — Wie oft sitz' ich bei ihm, (er läßt dann sein Modell ausruhen) und wir plaudern von unserem Ehrgeiz, — ach, der seine fand schon reiche Befriedigung — von unserem Streben und Wünschen und neuen großen Bilderplänen. Wie weiß er mir zu raten, mich zu ermutigen, von seinem Leben zu erzählen. Er ist noch jung (für einen Mann) — nur zwei Jahre älter als ich — und was hat er erreicht. Freilich, was hilft mir das große Wollen ohne gleiches Können! Es bohrt den Stachel nur tiefer. Aber ist auch Benlliure der Große, ich nur ein armer Zwerg an seiner

Seite, — etwas Gleiches haben wir — die Friedlosigkeit im Alten, Gewohnten, das Weiterstreben nach neuen, größeren, tieferen Aufgaben.

Benlliure haßt seine Verkaufsbilder, wie sie alle Kunsthändler von ihm begehren, die Kirchenintérieurs und venetianischen Genrescenen à la Gallegos und Konforten — er haßt sie fast so sehr wie ich die „Blumenbilder für den Verkauf“ — und er malt sie doch — für den Erwerb.

Aber er brütet stets über Neuem; in seinen Augen glüht manchmal ein mystisches Licht, dann erkennt man unter dem glatten Weltmann den Maler der Kolosseumsvision.

Sein Atelier, oder vielmehr seine Ateliersflucht, ist herrlich und sonderbar zugleich. Es bergen sich Schätze darin, von den rhodischen Emailmajoliken, den goldgestickten Stoffen, silbernen Waffen und Geräten, Fellen und spanischen Kostümen, bis zu den malerischen Ciocciarenlumpen seiner Modelle herab, die auf den altperischen gelben Teppichen auf perlmutterglänzenden antiken Brunnensesseln herumliegen — fast anlagend in all der Pracht.

Überall duften frische Blumen. Das Licht ist etwas gedämpft, wie in spanischen Kirchen. Man fühlt sich allem Tagestreiben entrückt; dennoch streit' ich oft mit ihm, weil ich wenigstens einen hellen „Pleinairraum“ haben möchte. Er versichert mir dann lachend, ich wäre ihm zu modern, er liebe „geschlossene Wirkung“. Doch Benlliures Atelier allein könnte, trotz meiner Vorliebe für Farbe und Glanz und Glut, mich nicht locken. — Sind wir hier doch gewöhnt an die Prachtateliers gar mancher spanischen, italienischen und deutschen Faiseurs, die die taumelnden Fremdencharen als echte, echte Bauernfänger blenden wollen wie das Licht die Motte.

Die mir die Opposition in die Seele geschleudert und mich einen weißgetünchten, blendend hellen Raum zum Atelier erwählen ließen. Benlliure aber hat all das Schöne nur für sich geschaffen, er hat auch keine „Empfangsstunden“ bei malerischen „Arbeitsblusen“.

Man stört ihn eigentlich immer.

Und eben darum störe ich ihn so oft und freue mich an ihm und lerne von ihm — und wir schimpfen zusammen über die Not der Zeit und den Kitsch.

Dann kommt manchmal seine schöne Frau, von der er vier Kinder hat (das älteste ist schon dreizehn Jahre), und dann lachen wir zusammen — er sieht dann so glücklich aus — und vergessen allen Zorn und Groll. Benlliure beweist, daß ein großer, ringender, rastloser Künstlergeist auch vorwärts kommen kann — trotz einer glücklichen Ehe, ein Faktum, das alte Jungfern beiderlei Geschlechts so oft bezweifeln.

Im Sommer haust er mit seiner Familie in Assisi in seiner kleinen Villa und malt und malt bis in den November hinein. Herrliche Studien bringt er dann mit nach Rom.

Nach der großen internationalen Ausstellung in Venedig schickt er das Porträt eines Alten. Eine Welt von Kummer und Lebensqual lagert auf dessen vergrämten Zügen. Das Ganze hat einen wundervollen Silberton und der

Künstler ist einmal ausnahmsweise mit sich selber zufrieden. Außer diesem Bild aber sendet er noch eine Genrescene: vor einer Suppenanstalt sitzt und steht eine Reihe von Bedürftigen.

Der tote Franziskus von Assisi ist von München her bekannt, ebenso dessen Auferstehung mit dem Gefolge der Märtyrerinnen. Beide Bilder vernichtete er nach ihrer Rückkehr von der Ausstellung. Sie vermochten ihm beim Wiedersehen künstlerisch nicht mehr zu genügen.

Wie viel hängt und steht in den hohen Atelierräumen! — Wie viel aber hab' ich schon darin entstehen und in alle Welt hinaus verschwinden sehen; im vorigen Jahr noch die große Weinprobe, eines von Benlliures technisch interessantesten Werken.

Mir aber ist er trotz allem immer nur der Maler der Kolosseumsvision, als den ich ihn zuerst kennen lernte, dem ich mich bedingungslos — begeistert beugte. So rasch er arbeitet, den Plan zu diesem großen Bild, das ihn „mit einem Schlag berühmt machen sollte“, trug er trotzdem viele Jahre mit sich herum.

Von seinem diesjährigen Assisianaufenthalt hat er wieder Studien und Entwürfe zu einem gleich großen Bild mitgebracht, das ihn über den Kolosseumsraum hinausgewachsen, in seiner vollsten Kraft und Eigenart zeigen soll.

Auf dem eminent malerischen „Milieu“ des unterirdischen Domes in Assisi will er in Riesenformat uns wildbewegte Gruppen von verzückten Wahnsinnigen vorführen. Benlliures größtes, sein bestes Zukunftsbild soll heißen: „Die Flaggellanten“.

Im Entwurf liegt eine Kühnheit und Leidenschaft, die wahrhaft überwältigend sind.

Möchte das Bild alle Erwartungen, die höchsten Wünsche des Künstlers, des Freundes erfüllen!

Etwas Fortreißendes liegt im großen Streben eines großen Genius. Es gibt den vernichtenden Maßstab für die Kleinlichkeiten, das Unwürdige des Alltagslebens.

Billegas' Worte fallen mir wieder ein. „In unseren Tagen ist die Kunst (mit wenigen Ausnahmen) „affare di commercio“.

Weh uns, daß dem wirklich so ist! Wie viele von uns müssen für das Linsengericht des täglichen Brotes ihre Seele verkaufen. Aber: „Was hülf' es uns, wenn wir die Schätze der ganzen Welt gewannen und nähmen doch Schaden an unserer Seele?!“ Und ist nicht die Sünde gegen den heiligen Geist der Kunst, den Gott in der Künstlerbrust, ein Verbrechen, größer als Mord und Totschlag?

Ein Verbrechen, das so viele mit sich herumschleppen, weil sie doch „leben müssen“.

Warum aber müssen wir leben, wenn das Leben uns zwingt, unser Bestes und Heiligstes zu verleugnen, wie ein fattes Tier im Staub zu kriechen und Erde zu fressen und Kitsch zu malen? — Und da Riese und Zwerg das nicht wollen, darum sind sie Freunde.

Und neulich hat mir der Riese von seinen ersten Anfängen, seinem Entwicklungsgang erzählt, und daß er fände, es stünde einem Künstler besser an, seine Stellung zur modernen Kunst durch Thaten zu beweisen, statt durch Worte. Und daß ein wahrer Künstler keines andern Kommentares bedürfe, daß nichts lauter, überzeugender von seinem Innersten, seinem Intimsten reden könne denn seine Werke.

Und wer Augen und Ohren hat, der lese also im Kolosseumstraum, und einst in den „Flagellanten“, die ganze große Künstlerseele eines Zeitgenossen von fin de siècle und décadence.

Es war beinahe dämmerig in dem kleinen orientalischen Mittelraum. Benlliure lehnte sich bequem in die blaßblauen Seidenkissen mit den goldgestickten Drachen.

— Fast eintönig begann er:

„Ich bin im schönen Valencia geboren im Jahr 1855.

„Auch mein Vater war Künstler, Lithograph und Maler. Ich fühlte schon früh Leidenschaft für die Kunst, fast noch bevor ich sie in Worten ausdrücken und meine wirren Ideen verständlich machen konnte. Als ich neun Jahre alt war, zeichnete ich Schlachtgetümmel, Stierkämpfe, Karnevalszenen, überhaupt alles, was ich sah. Meine Mutter, die einen Kultus treibt mit den Erinnerungen aus den frühesten Jugendjahren ihrer Kinder, bewahrte diese Blättchen auf, aus denen sich fast von Tag zu Tag die Geschichte meiner ersten künstlerischen Entwicklung verfolgen läßt. Das, was noch keine Kunstausstellung abgeben würde, ward für die von mir angebetete alte Frau ein Museum der Empfindung, aus den ersten Schöpfungen ihrer Kinder zusammengestellt. —

„Denn auch meine drei Brüder wurden Künstler.

„Zum Malen bediente ich mich der Farben, die abends auf meines Vaters Palette zurückblieben. — Ich verewigte damit meine Brüder. — So hab' ich mit diesen Andenken, die in meiner Familie noch erhalten sind, zugleich die Zeugen meiner ersten Schritte auf dem Kunstpfad und die Erinnerung an meine ersten Modelle.

„Noch heut betrachte ich sie mit Vergnügen, bringen sie mir jene glücklichen Zeiten ins Gedächtnis zurück, in denen die Kunst mir noch ganz Illusion war, mich noch keine einzige Enttäuschung hatte fühlen lassen.

„Von meinem elften bis zum vierzehnten Jahr besuchte ich das Atelier von Francesco Domingo, wo ich in Gemeinschaft vieler anderen Schüler von ihm meine ersten Malversuche unter Anleitung eines Meisters anstellte. Gleichzeitig war ich auch Schüler in der „accademia di San Carlos“ meiner Vaterstadt, in der ich die Klassen der Antike, des Naturzeichnens und Malens zugleich besuchte. Da die Mittel meiner Eltern sehr spärliche waren, mußte ich vom Beginn meiner Studien an aus der Malerei selber meine Mittel zu meiner Weiterbildung mir verdienen. Dies erreichte ich dadurch, indem ich in meinen kurzen Mußestunden kleine Bildchen malte, die ich dann für zehn bis zwölf Lire verkaufte.

„Abnehmer fand ich immer — ich malte eben einfach die Porträts von

Flickschneidern und Flickschustern', die mehr auf die Aehnlichkeit ihrer Bildnisse als wie auf deren künstlerischen Wert sahen.

„Inzwischen hatt' ich so viel von unserem Nationalmuseum, dem Prado in Madrid, gehört, daß mein Wunsch, es zu besichtigen, einfach unwiderstehlich ward.

„Endlich gab mein guter Vater mir die Erlaubnis dazu, daß ich mit einigen seiner Freunde mich auf die Reise machte. — Jedoch ging ich dahin ohne alle Mittel, außer dem knapp gemessenen Geld für die Reise und drei oder vier kleinen Bildern, die ich in Madrid zu verkaufen hoffte.

„Kaum war ich dort angelangt, so galt mein erster Gedanke den genauen Adressen sämtlicher Kunsthändler. Ich begab mich zu ihnen allen und bot ihnen meine Arbeiten an. Sie wollten aber nicht glauben, daß der vierzehnjährige Knabe, der noch bei weitem jünger aussah, sie selber gemalt habe. Da mußte ich's ihnen denn beweisen — ad oculos demonstriren, indem ich in Gegenwart dessen, der meine Eigenliebe am stärksten gekränkt, ein kleines Bild malte, das ich in einem Tag aus dem Gedächtnis fertig brachte.

„So waren sie endlich überzeugt und kauften dieses Bildchen und die übrigen; für zwei davon erhielt ich dreihundert Franken, für andere noch mehr pro Stück.

„Der materielle Erfolg dieses Versuches gab mir Seelenruhe zu regelmäßigen Besuchen des Prado, in dem ich einige größere Kopien einiger der herrlichen Bilder unseres Velasquez begann, besonders die prachtvollen ‚Piccinini‘. So vergingen mir in angestrengtester Arbeit friedlich und glücklich eine Reihe von Jahren. Ich verkaufte meine Kopien, noch ehe sie fertig waren, meist von der Staffelei. In der Zwischenzeit malte ich eigene Kompositionen, die ich ebenfalls mit Glück absetzte. Ich hatte also immer Brot. Da schwoollen mir Mut und Sehnsucht. Ich hatte so viel von Rom gehört, hatte bald keinen glühenderen Wunsch, als auch dorthin zu ziehen, und all seine Wunder selber in Augenschein zu nehmen. Spanische Künstler, die von Italien zurückkehrten und von seinen Herrlichkeiten schwärmten, schürten das Feuer meiner Begeisterung bis zur unbezwinglichen Flamme. Ich mußte dahin abreisen mit dem schmalen Beutel und all der Schwierigkeiten voll bewußt, die des armen, des Italienischen unfundigen Fremden dort harrten — voll bewußt auch des um so größeren Schlachtfeldes, auf dem meine künstlerisch zu erstrebenden Siege sich künftig zu vollziehen hätten.

„Im Beginn des Jahres 1879 zog ich also arm an Geld, um so reicher an Illusionen, nach der ewigen Stadt, in der ich, um nur zu leben, anfangs das alte Leben und Malen fortsetzen mußte. Die Zeit, die mir vom Erwerb für die größte Lebensnotdurft übrig blieb, wollt' ich auf ein großes Bild verwenden, das ich schon seit Jahren im Geist mit mir herumtrug. Aus jener Zeit stammt mein glühender Haß gegen die ‚Kitschmalerei‘. Mit allen Gedanken, mit allem Sehnen, mit allen Pulsen bei dem großen Zukunftsbild, das mich mit einem Schlag den ersten anreihen sollte, konnten meine Hände nicht genug thun, allen Anforderungen der Kunsthändler nachzukommen, alle Genrescenen, die man bei mir bestellte, mit Fleiß und Geschmack auszuführen. Nachts, wenn ich vor

Aufregung überhaupt schlafen konnte, träumt' ich nur von meinem Bild, dem einen, das mir auf der Seele brannte. Ich schämte mich all der, wie ich meinte, so unwürdigen kleineren Bestellungen. Doch ich führte sie aus, ich wollte ja mein Glück gründen, meine Geliebte heimführen.

„Jahr um Jahr hatte ich über all diesem meinen großen Bilderplan, ‚Die Entdeckung Amerikas‘, unausgeführt gelassen. Ich durfte ja keine Bestellung unausgeführt lassen. — Ein fremder Bilderhändler, Mr. Martin Coluaghi, hatte ein paar meiner kleinen Bildchen auf den Londoner Kunstmarkt gebracht. Sie gefielen dort so sehr, daß er mir den Vorschlag machte, ihm hundert, sage hundert, ähnlicher kleiner Motive zu liefern. Ich unterschrieb den Kontrakt, der mir einen nicht unbeträchtlichen, sicheren Gewinn brachte. Den durft' ich nicht verscherzen. Und wieder ward mein großer Bilderplan zurückgeschoben in den hintersten Winkel meiner Seele, die ich nun wieder für so und so viele Jahre an den Meistbietenden verkauft hatte. Ich malte und malte und malte, suchte noch das Beste daraus zu ziehen, zu lernen, mich frei zu machen für mein großes Zukunftswerk. — Wieder vergingen Jahre im Dämmer all der Kirchen- und Straßenleben für den Londoner Kunstmarkt. Mein Geschmack aber ward allmählich ein anderer. Unter dem Einfluß des römischen Himmels und meiner eigenen geistigen Entwicklung wandelte sich langsam die Entdeckung Amerikas zur Entdeckung meiner eigensten Seele. Aus der papierenen Realität der Historie entstieg mir die Wahrheit und Macht der Phantasie. In einer Vollmond- sommernacht im Kolosseum erstand mir mein Bild, das Bild aus meinem Wesen und Sein — die Kolosseumsvision — der Kampf des Christentums gegen die Gewalt des römischen Kaiserreichs. Endlich konnte ich mein Bild beginnen.

„In einem Jahr war es beendet. Ich schickte es zuerst in die große Ausstellung nach Madrid, dann nach München. Und der Erfolg, der geistige Erfolg, übertraf meine kühnsten Erwartungen. Ich ward dadurch wirklich mit einem Schlag berühmt, wenn ich so sagen darf, erwarb mir zwei große goldene Medaillen und Aufträge und Anerbieten jeder Art. Es ward auch angekauft für die heimische Staatsgalerie. Freilich war der Preis kaum nennenswert gegenüber meinen enormen Unkosten. — Aber auch das focht mich nicht an. Ich hatte es mir ja durch jahrelange Frohnarbeit schwer und heiß errungen, endlich einmal ein Bild nach meinem Herzen malen zu dürfen. So war ich fast froh über den rein idealen künstlerischen Erfolg. Darnach aber mußte ich mich wieder an Bestellungen und Aufträge halten, die mir schier unerschöpflich zuströmten, die sich wie ein Berg vor mir türmten, der scheinbar niemals ganz erstiegen werden konnte. Aber das Glück an der Seite meiner Frau, die Geburt unserer Kinder entschädigten mich dafür. — Wir konnten uns ein kleines Haus in Assisi kaufen, und wie ich einst im Zukunftserfolg meines ersten großen Bildes schon jahrelang vorher schwelgte — so leb' und träum' ich jetzt bei Nacht und Tag vom Zukunftserfolg meiner ‚Flagellanten‘.

„Aber wenn ich mein Künstlerleben überdenke, das, wie ich wohl sagen kann,

fast mein ganzes bisheriges Leben umfaßt, — wie viel ehrliche Arbeit, wie viele durchgeführte Bilder liegen hinter mir! Die meisten davon befinden sich in Staatsgalerien und Privatsammlungen von Deutschland, England und Amerika.

„Und wie ich ja schon sagte — so lang ich denken kann, hab' ich nur von meiner Arbeit gelebt, mich niemals um Staats- oder Privatpensionen beworben. Ich bin stolz hierauf, denn ohne jede Uebertreibung darf ich mir sagen: Ich verdanke mein Glück meiner Beharrlichkeit, meinem Glauben an mich und die Kunst, meiner Begeisterung für sie, der seit nun dreißig Jahren jeder Gedanke, jeder Atemzug gehören.

„Freilich muß ich hinzufügen, wenn ich nicht undankbar sein will, auch mein gutes Glück und die Gunst des Publikums haben mich treulich durch mein Leben hin, von Anfang bis heute, geleitet.

„Ich bin glücklich jetzt, zuzeiten, doch der Friede, in dem ich mit aller Welt lebe, die Freude und Seligkeit bei den Meinen, oft werden sie durch einen Schatten getrübt, der schwarz und groß mir alles Licht verdunkelt — die Angst, nicht dahin zu gelangen, wo alle Größten stehen.

„Denn dahin zu gelangen, das ist heute mein einziger Wunsch, mein glühendes Sehnen, mein verzehrender Ehrgeiz.

„Möchten meine Flaggellanten mich diesem höchsten Ziel meines Lebens ein gutes Stück näher bringen. Ich hoffe, das Bild im nächsten Jahr nach München senden zu können, um so einen Teil der großen Dankeschuld abzutragen, die ich für jene Stadt hege, die mich mit Ehren und Aufmerksamkeiten geradezu überhäuft.

„Was aber soll ich Ihnen von der Antike sagen, meine Freundin? Die Kunst dort hat eine solche Vollendung erreicht, daß die Modernen bis heute sie noch nicht zu übertreffen vermochten, sie vielleicht überhaupt niemals übertreffen können. Die antike Malerei wird nur von der Archäologie verstanden — einer Wissenschaft, die mir völlig fern steht. Und darum erlaube ich mir auch kein Urteil über diese Malerei. Aus der Zeit der Renaissance bewundere ich all die herrlichen Werke all der großen Künstler jener Epoche.

„So oft ich Gelegenheit dazu finde, studire ich mit Eifer und Begier alle Arbeiten dieser erlauchten Geister.

„Was ich aber von der modernen Kunst halte? — Die Zeit der Bewegung, des Kampfes und der ständigen Wandlung, in der wir uns befinden, reflektirt sich deutlich in den heutigen Schöpfungen. — Außer diesem einen aber, daß ja alle sehen, vermag ich Ihnen nichts anderes darüber zu sagen, da es mir, dem so stark Mitbetheiligten, doch wohl kaum ansteht, ein Urteil über den jetzigen Stand der Kunst abzugeben. Uebrigens bin ich auch tief davon durchdrungen, daß ich kaum im stande wäre, ein solches Urteil zu fällen.

„Außerdem wiederhol' ich immer wieder: Ein bildender Künstler soll nicht durch Worte, er soll durch seine Thaten zu uns reden. Dann erwächst uns aus seinen Werken der Gradmesser für die Bedeutung seiner Zeit. Warten wir ab, ob meine ‚Flaggellanten‘ dazu im stande sein werden.

„Was an mir liegt, das soll dazu geschehen.“

Es war fast dunkel geworden. Wieder glomm der fanatische Schimmer aus den Augen des Visionenmalers.

So bin ich zuletzt von ihm geschieden. Warten wir es ab, ob sie uns eine Antwort geben über den Stand der modernen Kunst — José Benlliures „Flagellanten“.



Einige Aeußerungen über die Umsturzvorlage.¹⁾

Von

Theodor Mommsen, Gabriel Marx und Hans Thoma.

I.

Ein Brief von Theodor Mommsen.

Geehrter Herr!

Wenn Sie mich um einen Schutz für die Freiheit der Wissenschaft bitten, so ist die Adresse nicht recht gewählt; ich vermag darüber so wenig wie über Regen und Sonnenschein. Aber es will mir auch scheinen, daß unter den vielen bedenklichen Konsequenzen des sogenannten Umsturzgesetzes die Gefährdung der Wissenschaft mehr nebensächlich ist. Es ist wahrscheinlich, wenn es Gesetz wird, daß einem oder dem andern Professor übel mitgespielt wird, so weit es zur Anwendung kommt, und daß, soweit es abschreckend wirkt, Menschenfurcht und Heuchelei namentlich bei den Theologen dadurch noch weiter gefördert werden. Aber die Verfolgung der Entschlossenen sowohl wie die Beseitigung der Halben haben der Wissenschaft immer noch mehr genützt als geschadet. In dieser Hinsicht wird die Schande größer sein als der Schaden.

Die schlimmsten Folgen des Gesetzentwurfs liegen auf anderen Gebieten und berufenere Federn, als die meinige sein könnte, haben rechtzeitig gewarnt. Der Gesetzentwurf ist, wie Freunde und Feinde einräumen, eine verschämte, aber nicht verbesserte neue Auflage des Ausnahmegesetzes gegen die Sozialdemokratie und wird in den Umbildungsprozeß dieser gemeinschädlichen Partei in eine mit dem Gemeinwesen verträgliche, mit der Zeit vielleicht gemeinnützige Arbeiterpartei auf das störendste eingreifen. Das Gesetz wird ferner unsere Gerichte in ihrem Wert und in ihrem Ansehen deterioriren. In politischen und religiösen Fragen ist niemand unparteiisch als die Null oder der Lump, und auch der Richter kann und soll es nicht sein. Darum aber soll man diese Fragen, soweit es irgend möglich ist, aus dem Strafprozeß entfernen und, soweit es nicht möglich ist, den

¹⁾ Diese Aeußerungen werden vielleicht noch vor ihrer Veröffentlichung durch eine rasche Entscheidung über die Umsturzvorlage überholt, dann würden dieselben aber auch für die Zukunft nicht ohne Wert sein. Die Redaktion der „Deutschen Revue“.

Thatbestand so formuliren, daß der gewissenhafte Richter objektiv urteilen kann. Diese Vorlage aber gibt dem richterlichen Ermessen einen solchen Spielraum, daß jeder derartige Prozeß zum Tendenzprozeß werden muß und je nach der Zeitströmung und der Individualität die Rechtspflege schwanken wird und schwanken muß. Es ist nicht bloß eine Thorheit, sondern eine ernste Gefahr, fromme Wünsche, die man als solche teilen kann, in die Form von Strafgesetzparagraphen zu bringen.

Ich habe auf Ihre Frage nicht schweigen wollen, da dies mißverstanden werden könnte; aber ich bin mir vollkommen bewußt, daß auf meine und ähnliche Reden nichts ankommt. Die Gesetze unseres Volkes müssen sich eben erfüllen.

Ihr Mommsen.

Charlottenburg, 14. Januar 1895.

II.

Kunst und Umsturz.

Jener Weltweise, den man vielleicht am liebsten von allen nennt, wenn man sich auf einen Vertreter dessen berufen will, was in mannigfachem Sinn als „Idealismus“ gerühmt wird, der Grieche Plato, hat bekanntlich das Musterbild eines Staates entworfen, der ihm den Zweck des Staates, das ist nach ihm die Verwirklichung des Guten, am besten erfüllen sollte. Darin ist unter anderem die Erziehung so sehr bis ins einzelne vorgeschrieben, daß er sogar über die Tonweisen, Rhythmen und Instrumente, die er in seinem Staat geduldet und nicht geduldet wissen will, genaue Vorschriften gibt: er verwirft zum Beispiel die Flöte und Harfe als zu weichlich und erlaubt nur die mehr kräftigen, kriegerischen Instrumente Leyer, Zither und Pfeife. Auch Homer und Hesiod mit ihren unwürdigen und unsittlichen Götter- und Heldengeschichten dürfen nicht gelesen, weder Tragödien noch Komödien dürfen aufgeführt werden, da die Tragödie die Gemüter entnervt, die Komödie Behagen am Gemeinen erweckt. Maler und andere bildende Künstler dürfen nichts Schlechtes und Unsittliches darstellen, die Jugend muß in gesunder und reiner Luft aufwachsen. Aenderungen und Neuerungen in den einmal eingeführten Dichtungen und Tonweisen, sowie in den gymnastischen Uebungen, sind nur mit größter Vorsicht zuzulassen, weil mit ihnen auch Veränderungen der Sitten und der ganzen Sinnesart entstehen, welche am Ende zur Auflösung des Gehorsams gegen die Gesetze und damit zum Umsturz aller Ordnung führen. (Nach der in Schwegler-Röstlins „Geschichte der griechischen Philosophie“ gegebenen Zusammenstellung.)

Wer in unseren Tagen so theoretisirte, würde wohl ausgelacht werden; möglich, daß seine Anweisung als eine Karikatur des von diesen oder jenen geträumten Sozialstaates der Zukunft Beifall fände. Die Gründe, warum man Derartiges nicht mehr ernst nehmen mag, sind in der Hauptsache zwei. Erstens ist man heute über die frühere Schätzung sogenannter Staatsutopien oder Staatsromane hinaus; nicht durch ein Vorzeichnen noch so schöner Ideale sei die

Menschenwelt vorwärts zu bringen, sondern einzig durch ein kritisches Beobachten der Thatfachen, ein sorgsames Erlauschen ihrer Entwicklung und ein einsichtiges Fördern ihrer bevorstehenden Weiterbewegung. Zweitens aber erkennt man, daß die gesellschaftlichen Güter, die innerhalb des Staatsrahmens zur Entfaltung kommen sollen, oder wenigstens viele von ihnen und zum allermindesten die Kunst nur dann fruchtbar gedeihen, wenn sie frei aus sich selber heraus wachsen, statt von außen her, durch fremdartige Mächte gezogen zu werden. Die Musik wird schon von sich selbst aus wissen, ob sie zu irgend einer Zeit und an irgend einem Ort mehr die Flöte und Harfe als die Leyer und andere Instrumente zur Geltung zu bringen hat; die Dichtkunst wird aus eigenem bestimmen, ob ihr die Benützung oder vielmehr die Verdeckung von *parties honteuses* paßt; die Kunst überhaupt wird sich selber und nicht andere fragen, ob ihre bisherigen Formen noch lebensfähig oder bereits so überreif sind, daß sie anderen zu weichen haben.

Als vor mehr als zwei Jahren ein neues Stück Staatsutopie, diesmal jedoch nicht in der Theorie, sondern in der Praxis an der Tagesordnung war, als die sogenannte *lex Heinze*, die Gesetzesvorlage gegen die „Unsitlichkeit“ in der Literatur und so weiter, den deutschen Reichstag und das Gemüt der Deffentlichkeit beschäftigte, erhielt eine Gruppe jüngerer Dichter zu München, die sich an der Abwehr solcher Versuche beteiligten, von dem Künstler *Gabriel Max* folgende Worte als Unterstützung ihres Bemühens:

„Alle schönen Künste gedeihen nur in der größten Freiheit; das weiß ja jeder halbwegs gebildete Mensch.“

Fürwahr, es ist fast allzu trivial, was hier erst mit Aufgebot aller Verteidigungskunst gesagt werden muß. Und dennoch sind die Verteidiger gezwungen, es immer weiter zu wiederholen, gezwungen durch die modernen Utopisten, die das in der Theorie lang Ueberwundene in der Praxis von neuem herrschend zu machen suchen. Seit einiger Zeit sind abermals Reichstag und öffentliches Gemüt mit einer solchen Utopie beglückt, die den labilen Namen „Umsturzvorlage“ führt, und der wir durch eine Anführung ihrer authentischen Texte wohl zu viel Ehre anthun würden; vermag doch jeder ungefähre Kenner deutscher Verhältnisse die Weise, den Text und die Herren Verfasser nötigenfalls unbesehen anzugeben.

Was an dieser Vorlage auch schon ohne Rücksicht auf radikalen Unmut, selbst von besonnenster Seite her ausgesetzt werden kann und in der That ausgesetzt wird, ist ihre Dehnbarkeit, Unsicherheit, Labilität, ihr Umsturzcharakter, durch den sie, auf bestimmte Ziele gerichtet, in jedem Augenblick umgewendet und auf andere Ziele gerichtet werden kann. Sie soll nicht die Kunst treffen; allein ihrer jetzigen Ordnung droht in jedem Augenblick der Umsturz zu Gunsten einer anderen Ordnung ihrer Ziele und Richtungen. Wer Angriffe auf Religion, Familie, Ehe und so weiter finden will, wird sie auch in künstlerischen Darstellungen finden; in der Karikatur am leichtesten, in der Plastik und Malerei nicht schwer und zur Not auch in einer Architektur, die, zu hoch in den Himmel bauend, Gott verhöhnt, die durch Aehnlichkeiten mit dem Kirchenbau die Religion

verspottet, die vielleicht gar durch allzu viele Thüren im Innern der Gebäude dem geheiligten Institut der Ehe Konkurrenz machen läßt. Was dem antiken Plato an Homer und Hesiod nicht recht war, wird dem modernen Plato an den demokratischen Elementen der deutschen Kunst zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts, zum Beispiel an dem Totentanz Holbeins oder an den gemalten Kritiken der Gesellschaft, wie sie im achtzehnten Jahrhundert aufkamen, zum Beispiel an Hogarths „Heirat nach der Mode“, kaum billig sein. Oder wenn er für die Vergangenheit gelten läßt, was er der Gegenwart und Zukunft verwehren will, dann möge er sich fragen, was aus der deutschen Kunst geworden wäre, wenn ihrer Reformation eine Art Gegenreformation durch solche „Vorlagen“, besser „Vorlagerungen“, gedroht hätte. Ohne Zusammenhang mit dem heimischen, nationalen Leben in seinem ganzen Umfang, es prüfend auf „Herz und Nieren“, wäre sie zum wenigsten keine nationale, einheimische Kunst geworden, als die wir sie heute besitzen. In diesem Sinn ist, wie wir meinen, eine Aeußerung zu verstehen, die uns anläßlich der neuesten Gegenreformation von demselben Künstler Gabriel Max vorliegt. Sie lautet:

„Da mich von den drei Zeitabschnitten Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft der Gattung Mensch die erstere weniger interessirt, so bin ich der faulste Zeitungsleser und besitze über Politik kein anderes Urtheil als jenes Schopenhauers, kenne mich also in der Umsturzvorlage wenig aus. Sollte aber die Ausstellungsdirne ‚moderne Kunst‘ in Deutschland noch mehr auf öffentliche Jahrmärkte angewiesen werden (als wie bisher) durch etwaige Folgen der Umsturzvorlage, so werden bald nur Engländer und Franzosen eine nationale einheimische Kunst besitzen. Viel darf mit dem niederflackernden Flämmchen ‚Deutsche Kunst‘ nicht mehr vorgenommen werden, ohne daß es im Fabrik- und Pulverqualm der ‚Kultur‘ auslischt.“

So verwunderlich diese Worte für den ersten Blick auch sein mögen, so selbstverständlich klar und elementar offenbaren sie sich doch dem eindringenden Verständnis. Ihrem Sprecher war es darum zu thun, auf solche Daseinsbedingungen zu verweisen, wie sie für die Kunst schlimmer beinahe nicht mehr gedacht werden können; ist ihm schon das Ausstellen überhaupt anscheinend ein Mittel, die Kunst zu erniedrigen, so wären öffentliche Jahrmärkte gerade das, was ihr zu allerlezt taugte; ja es ist schon genug, wenn man von solchen Jahrmärkten nur spricht, um die Kunstausstellungen zu parodiren. Der Gedanke aber, daß die Kunst in dieser Richtung, in der Richtung lärmender und massiger Oeffentlichkeit dahintreiben würde, mußte gerade einem Künstler höchst abstoßend sein, dessen Werken sich das vielgebrauchte Wort „intim“ so gut anpaßt. Und der Gedanke, daß die materiellen Interessen, voran Industrie und Militarismus, unsere geistigen Anliegen überwältigen könnten, daß sozusagen der Qualm der Fabriken und Gewehre, der die Luft gegenwärtig erfüllt, das auslöschen sollte, was kaum noch als letztes Flämmchen flackert, mag wohl dem Künstler ganz besonders bedrohlich vorkommen, der wie Max vor anderen Künstlern einerseits das Geistige malerisch darzustellen liebt, andererseits unabhängig von augen-

blicklichen Interessen der Gegenwart so schafft, wie er auch zu anderer Zeit, an anderem Ort, in anderer „Kultur“ schaffen würde — als praktischer Künstler die Gegenwart der Gattung Mensch nicht minder kühl betrachtend als in seiner theoretischen Aeußerung und in seinen theoretischen Liebhabereien.

Indessen wird ein Max der letzte sein, der sagen würde: Die Kunst hat mit der Gegenwart nichts zu thun, kann also auch eine Umsturzvorlage mit aller Ruhe an sich herankommen lassen. Denn gerade ein Künstler, der es so erfolgreich verstanden hat, das Gebiet der Kunst zu erweitern und in diese Erweiterung auch Satirisches mit einzuschließen, wird jeder anderen Erweiterung der Kunst, möge ihre Richtung zur Zeit auch noch gar nicht abzusehen sein, die Bahn ebenso frei geöffnet wissen wollen. Für keinen Meister der Kunst ist ein Werk der Schönheit dazu da, um irgend welchen theoretischen oder praktischen Zwecken, die außerhalb der Kunst liegen, zu dienen, um, kurz gesagt, Tendenz zu machen; allein jeder darf beanspruchen, daß der Kunst keine Hindernisse vorgelagert werden, wann einmal ihre eigenen Bedürfnisse und ihre Schöpfungen, zur Befriedigung dieser Bedürfnisse geschaffen, mit etwas zusammentreffen, was außerhalb ihres Kreises die Gestalt politischer oder sonstiger Tendenzen besitzt. In unabsehbarer Weise sind Plastik, Malerei und Zeichnung mit dem praktischen Leben verbunden, heute ihm freundlich, morgen ihm feindlich; je mehr sie sich auf dieses stützen, desto besser kann es für dieses wie für jene sein. Ist es da zu verwundern, wenn sie auch einmal tiefer eingreifen und einschneiden, sei's auch nur zum Beispiel, um Christi Trost an die Ehebrecherin künstlerisch wieder aufleben zu lassen und dadurch vielleicht einem Umsturzparagraphen zu verfallen?

Unter den Umsturzparagraphen würden besonders bedeutende eigenartige Künstler zu leiden haben, deren Kunstwerke im ersten Augenblick den allgemeinen Anschauungen und dem Geschmack gänzlich zu widersprechen scheinen, später aber, wenn ihre Eigenart erst richtig verstanden ist, um so größere Teilnahme und Bewunderung erwecken. — Als ein solcher Künstler ist gewiß vielen Kunstfreunden Hans Thoma (in Frankfurt a. M.) erschienen. Für die Hingebung, mit welcher wir den anfangs oft so befremdlichen Eindruck seiner malerischen Schöpfungen überwinden, belohnt uns eine Eigenart, die zwar vielleicht unter engen eigenen Grenzen, kaum aber unter einer Beschränkung durch unselbständige Abhängigkeiten leidet. Auch von diesem Künstler liegen uns über das Verhältnis solcher Bestrebungen, wie sie in der lex Heinze und der Umsturzvorlage hervortreten, zur bildenden Kunst einige Worte vor, die nicht bloß für diese Angelegenheiten sondern auch für die Individualität dessen, der so spricht, bezeichnend erscheinen.

Thoma will sich nicht erlauben, ein allgemeines Urteil darüber zu geben; „ich kann nur davon sprechen und daran denken, ob meinem eigenen künstlerischen Schaffen dadurch ein Hemmnis werden könnte. Da komme ich allerdings zu dem Schlusse, daß ich vergnügt weiter malen würde, wenn auch das Malen nackter Menschenkörper vollständig verboten würde. — So viel ich von dem Gesetz gehört habe, handelt es sich aber nur um Einschränkung der öffentlichen Schaustellung bei einem Teil des Publikums Aergernis erregender, die sittlichen

Gewohnheiten verletzender Werke. — Von diesen sind ein Teil Kunstwerke, ein großer Teil davon sind keine, sondern sie sind wirklich im Dienste gewinnbringender Sinnlichkeit gemacht worden, und es läge am allermeisten im Interesse der Kunst selbst, wenn der biedere Gendarm eine Handhabe hätte, solche Schaustellungen zu untersagen. — Ein Bild in Lebensgröße, ich glaube es hieß ‚Wonne-
traum‘, wurde in vielen Städten gezeigt — ich sah es in extra arrangirter Beleuchtung, daß es ja täuschend wie die Natur wirken sollte, und es war von einer ganz eigentümlichen Art von Kunstfennern umlagert. — In einer Meßbude wäre die Sache nicht gestattet worden und mit vollem Recht — warum denn in einer Kunstbude?

„Ein größter Teil des Publikums sieht in der Kunst nur den dargestellten Gegenstand, kommt nicht über ihn hinaus zu einem künstlerischen Empfinden der Darstellung — die Anregung geht vom Gegenstand aus, ob der schön, häßlich, angenehm, aufregend und dergleichen ist. — Wie dieser Teil des Publikums den künstlerischen Darstellungen nackter Körper gegenübersteht, ist leicht zu denken, so daß eine gewisse Vorsicht und Einschränkung des Ausstellens solcher Sachen nicht so unbedingt als philisterhaft verworfen werden sollte.

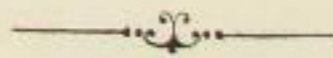
„Es ist ja wohl möglich, daß durch ein strenges derartiges Gesetz unschuldige, herrlich künstlerische Darstellungen auch einmal getroffen würden; das wäre wohl schlimm — aber große Angst braucht nach meiner Meinung die Kunst nicht zu haben vor einer Umsturzvorlage und lex Heinze — es gibt viel schlimmere Dinge, die ihr drohen, zum Beispiel wenn dieselbe, die das freieste Spiel des Menschengestes sein soll, sich in irgend welche Dienste begeben muß, sei dies nun gefallsüchtiger Publikumsdienst, Luxusdienst, Staats-, Erziehungs- und Erbauungsdienst, Sinnlichkeitsdienst oder sogar Schönheitsdienst.

„Ja, ich gestehe es, wegen einer Umsturzvorlage und dergleichen mache ich mir gar keine Sorge um die Kunst; eher würde ich Befürchtungen haben vor einem Gesetz, welches die Kunst von Staats wegen fördern und in Flor zu bringen suchte.“

*

So weit Thoma. Eine Erläuterung seiner Aussprüche würde wahrscheinlich ihren scharfen Eigenklang abstumpfen. Genug an dem Hinweis auf die Freude, die gewiß sehr viele Freunde der Kunst an den schließlichen Verwahrungen dieses Künstlers haben werden, und an der doch wohl allgemeinen Ueberzeugung, daß selbst aus Thomas Unparteilichkeit noch lange kein Bedürfnis nach irgend welchen Einschränkungen rein künstlerischen Schaffens vernünftigerweise gefolgert werden darf.

Wenn uns dereinst die Reider der Kunst so weit gebracht haben sollten, daß wir statt solcher selbständigen, eigenrichtigen Köpfe, wie der eben gehörte Redner es ist, staatlich gezogene Kunststöcke haben, wird der rückschauende Blick nicht ihn, sondern vielleicht gerade die unselbständigsten Köpfe unserer Zeit dafür verantwortlich machen.



Der kaiserliche Hof von Japan einst und jetzt.

Von

Alexander Freiherrn von Siebold.

Lange hielten sich auf Japan, unter einem unbekanntem Namen, Gäste aus „Dats, der Tatarei, auf; sie lebten zerstreut in den Landschaften und führten, „vom Fischfang lebend, ein rohes Leben, bis Dsin-Muu-Tei, ein Zeitgenosse des „Stifters des römischen Reiches, ein Fürst, allen an Geistes- und Körpervorzügen „überlegen, unter den Seinigen ein Reich gründete.“ (Kaempferi, Amoenitatum exoticarum Fasc. II, pag. 491.) So schildert Kämpfer, einer der ersten Erforscher Japans, den Anfang der kaiserlichen Dynastie. Die japanische Geschichte erzählt die Entstehung des Kaiserhauses etwas anders: Nachdem sieben Dynastien der Götter des Himmels im Weltall aus sich selbst entstanden und das Land der acht Inseln geschaffen war, Berge, Quellen, Flüsse sich gebildet hatten, wurden von den göttlichen Ahnen Izanagi und Izanami die fünf Dynastien der Götter der Erde gegründet, von denen die Beherrscher der Menschen abstammen. Der letzte von den Göttern der Erde hatte mit der Prinzessin Niujin vier Söhne gezeugt, von denen der jüngste ebenso durch Vorzüge des Körpers als Geistes sich auszeichnete. Dieser wurde der Ahnherr der jetzt noch regierenden kaiserlichen Dynastie und erhielt nach seinem Tode den Namen „Sin mu ten no“, ins Deutsche übersetzt: „Der göttliche Krieger; der himmlisch verklärte Herrscher.“ Seine Regierung fällt in die Jahre 660 bis 585 vor Chr. Geb., und der jetzt regierende Kaiser ist der 121. Nachfolger in derselben Linie; er bestieg den Thron im 2527. Jahre nach Sin mu ten no.

Die japanische Mythologie und Urgeschichte, wie wir sie aus den Ueberlieferungen und Sagen kennen, liefert das Material zu dem eigentümlichen Heroendienst, welchen wir in der Shintoreligion verkörpert finden. Während der Buddhismus das ganze Reich erobert hatte und selbst kaiserliche Prinzen zu Priestern geweiht wurden, blieb es ein konsequent durchgeführtes Staatsprinzip, daß der Kaiser, der Abkömmling der alten Götter, sich vom Shintoismus nicht trennen durfte. Es war dies eine absolute Notwendigkeit, weil mit der kaiserlichen Würde auch die höchsten Funktionen des Ahnen- und Heroenkultus zusammenhingen. Wenn auch der Kaiser selbst keinen eigentlichen priesterlichen Charakter besitzt, so leitet er doch persönlich die religiösen Handlungen, welche an gewissen Gedenktagen die Verehrung der göttlichen Ahnen zum Zwecke haben. Es ist dies ein Vorrecht der kaiserlichen Geburt und der Abstammung von den Kamis, (das ist den Gottheiten des Shintoismus), zu denen der Kaiser auch nach seinem Tode heimgeht. Wir finden in der Mythologie Japans und in seinem Heroendienst unzweifelhaft Anklänge an das Religionsystem der alten Griechen. Auch in Japan finden wir die Götter mit menschlichen Eigenschaften

begabt. Als solche werden Nationalhelden verherrlicht; die Gesetzgeber der Vorzeit, die Begründer des Staats und Stifter des kaiserlichen Hauses, sowie die getreuen Mannen der dunklen Vorzeit werden sämtlich als Heroen vergöttert.

Im dem Volksmunde wird diese Verschmelzung des Ueberirdischen und des Menschlichen, welche in der Person des Kaisers zum Ausdruck kommt, durch den Titel Ten-shi, „Sohn des Himmels“, bezeichnet. In dieser mystischen Eigenschaft und Abstammung liegt eben das Geheimnis der außerordentlichen Macht der Krone in Japan und auf ihr beruht die Stabilität des Thrones, welcher allen Stürmen getrotzt hat. Es ist eine Verbindung des Cäsarismus mit einer Theokratie, welche selbst die Aufklärung nicht im Stande ist, zu erschüttern.

Der Titel Mikado, unter welchem die Europäer den Kaiser von Japan bezeichnen, ist insofern inkorrekt, als es bloß eine indirekte Bezeichnung der Würde ist. Mikado, wörtlich übersetzt, bedeutet die kaiserliche Pforte, hat also einige Analogie zu dem deutschen Ausdruck „der Hof“. Der eigentliche offizielle Titel des Kaisers ist: Tenno Heika, oder Seine Majestät der himmlische (respektive göttliche Kaiser). Es gibt jedoch noch eine Reihe von anderen Bezeichnungen, welche, weil sie sämtlich mit chinesischen Schriftzeichen ausgedrückt werden, sich wörtlich übersetzen lassen. Die Bezeichnung Kotei, welches einfach mit Kaiser sich übersetzen läßt, wird auch viel gebraucht, auch spricht man vom Kinri, dem kaiserlichen Palais, wörtlich „dem verbotenen oder unnahbaren Platz, das Allerheiligste“.

Während keine Dynastie Europas ihren Stammbaum so weit zurückführen kann wie die japanische, ist noch der Umstand bemerkenswert, daß es in Japan überhaupt nur eine Dynastie gegeben hat. Freilich finden wir in den Reichsannalen manchmal zwei, sich bekämpfende, Kaiser erwähnt, aber dies waren immer Mitglieder einer und derselben Familie, welche sich dann später wieder zu einer einzigen Linie verbanden. Es gab Zeiten, wo die kaiserliche Macht zu einem Schatten herabgesunken war, wo die Shoguns, gleich den Maires du Palais unter den Merowingern, die Regierung führten, aber die kaiserliche Souveränität wurde nie in Frage gestellt; und selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen während der Herrschaft eines Hideyoshi oder eines Iyeyasu blieb stets der Ten-shi der Born aller Autorität und der Spender aller Ehren.

Wir müssen diesen Rückblick auf die Entstehungsgeschichte des kaiserlichen Hauses vorhergehen lassen, um manches im Hofleben und der Stellung des Monarchen zu erklären.

Wenn auch im Mittelalter die Abgeschlossenheit des Mikados nicht so konsequent durchgeführt wurde wie in der Neuzeit, so brachte es die Heiligkeit seiner Person doch mit sich, daß er sich fast nie den Augen der Sterblichen zeigte. Wenn er Audienzen erteilte, so war der obere Teil der Figur durch eine herabhängende Gardine verhüllt. Gleichsam hinter einem Schleier nur konnte man das Antlitz des Herrschers mehr erraten wie erkennen, während selbst die höchsten Reichsgrößen sich nur knieend, in unterwürfiger Haltung nähern durften. Gegenüber dem in den meisten orientalischen Ländern üblichen Luxus und Ver-

schwendungsucht herrschte fast zu allen Zeiten am Hofe der Mikados große Einfachheit und in den letzten Jahrhunderten, infolge der niederträchtigen Behandlung durch die Shoguns, fast Armut. Die Zivilliste des Mikados war vor der Restauration kaum genügend, um dem Unterhalt des Hofes und des Hofadels zu genügen. Viele Höflinge waren gezwungen, durch Malerei und andere künstlerische Nebenverdienste, für ihr täglich Brot zu arbeiten. Während am Hofe des Shoguns alles in Waffen starrete und mit Vorliebe militärische Kampfspiele getrieben wurden, war der Hof der Mikados der Pflege der Kunst und Wissenschaft gewidmet. Die japanische Nationalliteratur hat ihre Hauptunterstützung am Hofe von Kioto gefunden. Unter den Kaisern und Prinzen gab es schon frühzeitig namhafte Dichter; Musik und Malerei wurden stets am Hofe gepflegt. Im Mittelalter war auch in Kioto die strenge gesellschaftliche Scheidung zwischen den Männern und Frauen noch nicht eingeführt, die Frau hatte den gleichen Rang wie der Mann, ihre Herabsetzung trat erst später ein, infolge der Lehren des Buddhismus und der Philosophie des Konfuzius. Wenn man den alten Schriftstellern Glauben schenken kann, so muß das Leben im sonnigen Kioto zu alten Zeiten wirklich idyllisch gewesen sein. Die Frühlingstage und Herbstnächte wurden bei fröhlichem Tanz und Spiel verbracht. Die Blütezeit der verschiedenen Bäume und Blumen wurde zu Festlichkeiten und Gelagen benützt. Zuerst feierte man die Pflaumenblüte, dann folgten die Lotosblumen, die Blüte der Hagipflanze und des Chrysanthemums. Partien zu Wasser wechselten mit Spaziergängen zu Lande ab. Namentlich aber die Dichterkränzchen, von denen es nicht weniger wie vier Arten gab, je nach der poetischen Richtung, wirkten günstig auf die Entfaltung der Literatur. Auch die Tänze, wobei man nicht gerade an unsere Ballvergnügen denken muß, denn es waren darunter auch gottesdienstliche und historisch-dramatische Tänze, wurden eifrig geübt. An Gesängen und Gesangsvereinen existirte ebenfalls kein Mangel; auch gymnastische Spiele gab es wie: Fußball, Ballspiel zu Pferde und so weiter. Ferner wurde das Schachspiel und eine Reihe anderer Gesellschaftsspiele eifrig betrieben, dabei auch mitunter komische Vorträge und Kraftübungen, wie Ringkämpfe und Wettrennen ausgeführt. Wenn auch die allerhöchsten Herrschaften diesem Getreibe persönlich sich fern hielten oder höchstens von weitem zusahen, so waren doch diese gesellschaftlichen Vergnügungen für den Ton der Hofgesellschaft und des Hofadels in Kioto maßgebend. Die japanischen Schriftsteller der Militärkaste beklagen sich allerdings bitter, daß dieses Leben die Jugend verweichlicht und die Sitten und Gebräuche verdorben hätte. Ihre Partei fand in der allmählich durch den Einfluß des Buddhismus und der Philosophie des Konfuzius verursachten gesellschaftlichen Trennung der Geschlechter das einzige Remedium gegen den überhandnehmenden Leichtsin, wie sie es zu nennen beliebte. Sie übersahen aber dabei, daß gerade das Heranziehen der Frauen an den Hof zu Kioto veredelnd und mildernd auf die Sitten wirkte und sie viel dazu beitrugen, die Nationalliteratur durch die Pflege der alten Yamatosprache in ihrer Reinheit zu erhalten. Viele Frauen spielten damals eine große Rolle als

Schriftstellerinnen. Sie schrieben meistens Romane und Gedichte. Wir finden aber auch darunter Geschichtschreiberinnen wie die berühmte Murasaki, deren Werke sich bis auf die Gegenwart erhalten haben.

Doch die Bürgerkriege der Minamoto- und Taira-Periode machten bald dem friedlichen Leben zu Kioto ein Ende; das rauhe Kriegshandwerk, die Ambition der Heerführer zerstörte die Poesie des Lebens. Wiederholt wurde selbst der kaiserliche Palast in Asche gelegt, und als endlich nach langen Kämpfen im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts Ruhe und Friede eingetreten waren, da befand sich der kaiserliche Hof unter dem Druck eines mächtigen Reichskanzlers, der diese Würde in seiner Familie erblich zu machen wußte und dem Kaiser nur den Schein seiner früheren Herrlichkeit zurückließ. So dauerte es über dreihundert Jahre und trotz der patriotischen Anhänglichkeit des Volkes blieb der Monarch fast gänzlich isolirt, und erst die Ankunft der Fremden in Japan, die Eröffnung des Landes und die offenbare Unfähigkeit des Shoguns das Land zu regieren, änderte die Situation. Eine Revolution, gleichzeitig von oben und unten, fand statt und der direkte Nachkomme des Jim mu ten no, der jetzt regierende Kaiser Mutsu Hito, übernahm die Regierung als absoluter Herrscher im Jahre 1868. Wohlweislich war seine Politik nicht eine der Reaktion, sondern des Fortschritts. Von diesem Moment an begann das Werk der Konsolidation und der Reform, welches zur Begründung der nationalen Einheit mit der Abschaffung des Feudalsystems anfang, und mit der Einführung einer Verfassung und einer Volksvertretung das Werk krönte. Der kaiserliche Hof hat während dieser Zeit große Wandlungen durchgemacht. Allmählich mußte die alte Hofetikette den modernen Anschauungen weichen. Der Eintritt Japans in den internationalen Verkehr bedingte auch die Annahme von europäischen Formen des Hoflebens. Wenn man jetzt den japanischen Hof sieht, welcher so musterhaft unter der Leitung von Männern wie Hofmarschall Prinz Nabeshima und dem Zeremonienmeister Sanomiya eingerichtet ist, und dem der preußische Kammerherr von Mohl den letzten Schliff gab, glaubt man kaum im entferntesten Punkt Ostasiens sich zu befinden. Die Gesandten werden zu den Audienzen in eleganten Hofequipagen abgeholt. Die Hofbeamten und Lakaien sind in europäischen Uniformen und Livreen gekleidet, die Hofdiners sind exquisit, die Speisen nach französischer Mode zubereitet und die Weine aus den besten Kellern des Westens bezogen. Nach Tisch halten die Herrschaften Cercle wie bei uns und spielt abwechselnd die Kapelle des Garderegiments oder der Marine. In einem sind die Japaner noch nicht so weit gekommen wie die europäischen Höfe: es gibt kein Hoftheater und infolge dessen auch keinen Hoftheaterintendanten. Hoffänger und Ballet gibt es auch nicht, obgleich es in Tokio eine vorzügliche staatliche Musikschule gibt, welche nicht nur die europäische Musik vertritt, sondern sich sehr verdient gemacht hat durch die Wiederbelebung der japanischen Musik, welche, was Melodie anbelangt, viel Reiz bietet. So ist zum Beispiel die japanische Nationalhymne aus nationalen Motiven entstanden, welche ein deutscher Kapellmeister für das Orchester komponirt hat.

Das Leben des Kaisers ist höchst einfach, aber auch sehr anstrengend. Er steht früh auf und zieht bald seine Uniform an, dann präsidiert er den Sitzungen des Kabinetts, erteilt Audienzen, wobei immer der Hausminister assistiert. Jetzt, während des Krieges, soll Seine Majestät bis nachts elf Uhr ununterbrochen arbeiten und sich persönlich über alle Ereignisse Vortrag halten lassen. Die Kaiserin, welche sich bei öffentlichen Gelegenheiten europäisch kleidet, hat besonders das weibliche Erziehungswesen unter ihre Obhut genommen und übt das Patronat über mehrere Erziehungsanstalten, unter anderen auch über ein adeliges Fräulein-institut aus. Besonders für Werke der Barmherzigkeit und der Menschenliebe ist Ihre Majestät stets hilfreich bereit. Gemeinschaftlich mit dem Kaiser hat sie die japanische Gesellschaft vom roten Kreuz ganz besonders unter ihre Obhut genommen und dieselbe mit großen Mitteln ausgestattet. Seit Ausbruch des Krieges arbeitet die Kaiserin mit den Damen ihrer Umgebung an der Anfertigung von Verbandmitteln, und große Ballen von Material zur Pflege der Verwundeten werden regelmäßig vom Palais auf den Kriegsschauplatz geschafft. Die an sich nicht bedeutende Zivilliste des Kaisers (denn in Japan ist das Rechnungswesen der Staatswirtschaft streng vom Hofe getrennt) schmilzt noch bedeutend durch die großen Opfer zusammen, welche infolge der Weigerung der Kammern genügende Mittel für die Flotte zu bewilligen, freiwillig vom Kaiser gebracht wurden; dabei erhalten die Offiziere sämtlich kaiserliche Zulage und unterstützt der Kaiser öfters hohe, verdiente Staatsmänner, welche aus politischen Gründen sich von der Staatscarrière ohne genügende Pension zurückziehen müssen. Für gewöhnlich versteht man auch am Hof Sparsamkeit mit Ordnung zu verbinden, nur bei Gelegenheit eines fremden fürstlichen Besuchs, die viel öfter, als man glaubt, stattfinden, wird die altjapanische Gastfreiheit in vollem Maße an den Tag gelegt. Der knauernden Volksvertretung gegenüber war es dem Premierminister Graf Ito eine große Satisfaktion, als er auf kaiserlichen Befehl die Mitteilung machen konnte, daß der Kaiser lieber sich einschränken wollte, und lieber einen bedeutenden Bruchteil seines Einkommens für die nationale Verteidigung, namentlich für die Flotte hergeben, als die Sicherheit des Vaterlandes bedroht zu sehen. Die Erfolge der Schlachten am Yalu und in der Mandschurei hat die Opposition tief beschämt, und es ist nicht zu wundern, wenn jetzt das Abgeordnetenhaus eine Resolution gefaßt hat, die Regierung möge nach freiem Ermessen thun und anordnen, was sie für gut halte, und in Hinsicht auf die finanziellen Bedürfnisse ganz frei und unbehindert über die Hilfskräfte des Landes verfügen.

Selten hat ein Monarch, selbst Peter der Große und Joseph II. während seiner Regierungszeit so viel Großes und Gutes ausführen können und vollziehen sehen, wie Kaiser Mutsu Hito seit der Restauration; aber die Erfolge des Fortschritts und der Aufklärung, welche die Meiji-Ära bezeichnen, knüpfen auch ein festes Band zwischen dem Ten-shi und seinem Volk, und während früher die mythische Abstammung und die historischen Rechte des Kaiserhauses die Grundlagen des Thrones bildeten, ist jetzt ein neues Band dazu gekommen, welches

das Volk und die Krone verbindet, es ist das Gefühl der Dankbarkeit, daß nicht nur das japanische Volk unter ihm einig und frei geworden, sondern daß es auch die Stellung sich errungen hat, für welche es seit der Restauration gekämpft hat.



Der Franzose.¹⁾

Ich habe die paradoxe Behauptung aufstellen hören, daß es wohl ein England und Engländer, ein Deutschland und Deutsche, ein Rußland und Russen gebe, aber nur ein Frankreich und Normannen, Provençalen, Picarden, Lothringer, Gasconner und so weiter.

Zweifelsohne hat Frankreich sich aus einer Mehrheit von Völkern gebildet, aber weil es Leute aus der Champagne gibt, Burgunder, Leute aus dem Languedoc, Bretagner, gibt es darum nicht auch Franzosen? Man sagt: französischer Geist, französisches Genie, französische Galanterie, furia francese, aber man sagt auch: französische Leichtfertigkeit. Wer hat dann aber dieses französische Genie begründet, wer diese französische Galanterie geschaffen, wer vor allem auf so und so vielen Schlachtfeldern diese furia francese bewiesen? Sind das nicht Picarden, Normannen, Provençalen und Burgunder gewesen?

Nicht minder ist man in Verlegenheit, wenn man sagen soll, was denn der Franzose eigentlich ist. Welches sind die Ursprünge dieses Stammes? Was für einen Teil haben an diesem Volke die Mischungen und Kreuzungen, was ist dem Einflusse der Eroberungen und Einwanderungen zuzuschreiben? Sind wir Iberer, Ligurer oder Gallier? Und zunächst die Gallier, sind sie Kelten? Hat die römische Eroberung oder die germanische Invasion uns das meiste neue Blut in

¹⁾ Henry Houffaye, der Verfasser dieses Artikels, wurde kürzlich mit 28 von 30 Stimmen zum Mitglied der französischen Akademie erwählt; er ist am 24. Februar 1848 zu Paris geboren. Er widmete sich anfangs dem Studium des griechischen Altertums und veröffentlichte: „L'histoire d'Alcibiade“, „Athènes, Rome, Paris“, „La loi agraire à Sparte“, „Aspasia“, „Cléopâtre“, „Théodora“ und so weiter. Er war der Nachfolger Ernest Renans auf dem Präsidentenstuhl der Société des études grecques. Er ließ auch eine Reihe kritischer und kunstgeschichtlicher Artikel in der „Revue des Deux-Mondes“ und im „Journal des Débats“ erscheinen, die später in den Sammelbänden „L'art français“ und „Les hommes et les idées“ herauskamen. Was aber seinen Ruf hauptsächlich begründet hat, waren die beiden großen Werke über den Sturz des ersten Kaiserreichs „1814“ und „1815“. Diese beiden Kapitalwerke hatten einen ganz außerordentlichen Erfolg und wurden jedes in mehr als 20 000 Exemplaren verbreitet. Sie haben Houffaye in die erste Reihe der lebenden Geschichtsschreiber gestellt. Interessant dürfte sein, daß Houffaye den Krieg von 1870 als Offizier der Mobilgarde mitgemacht hat und mit dem Orden der Ehrenlegion „für bewiesene Tapferkeit“ decorirt worden ist.

die Adern gegossen? Sind wir ein nordischer oder ein südlicher Volksstamm, ein eingeborenes Volk oder als Eroberer eingewandert?

Wenn man bloß nach der Ähnlichkeit des Charakters urteilen wollte, wäre man versucht, in dem Franzosen den Gallier der alten Schriftsteller wieder zu erkennen, den Gallier Cäsars, „hervorragend gesellig und nach Neuerungen begierig“, „die eitlen Aufstände liebend“, von äußerster Beweglichkeit in seinen Entschlüssen, von schrankenloser Leichtigkeit des Charakters, „ebenso hoffnungsfreudig wie leicht zu entmutigen“; den Gallier des Livius, den beherzten Soldaten, „schlecht auf seine Hut bedacht“, „den Kriegslisten abhold“, „Berwegenheit für Mut nehmend“; den Gallier des Strabo, „kriegstoll“, „niemals zögernd, den Feind anzugreifen, wie auch dessen Zahl und Stellung sein möge“, und stets bereit, „den Unterdrückten“ beizustehen. Klingt das nicht wie später „Frankreich ist der Krieger Gottes“ und ebenso: *gesta dei per Francos*?

Andererseits können wir nicht verkennen, daß die Kelto-Gallier durchaus nicht die einzigen volksbildenden Elemente der französischen Volksmischung sind. Die Paläontologie deckt in Frankreich menschliche Skelette aus der Diluvialzeit auf und Menschen, die der jüngeren Steinzeit, der Bronze- und Eisenzeit angehören. Die Anthropologie weist bei den heutigen Franzosen ariische Langschädel, ligurische Kurzschädel, den vorstehenden Riefer des ural-altaischen und den aufrechten des kaukasischen Typus auf. Die Geschichte endlich weiß von einer keltogallischen Zivilisation, von den Kolonisationen der Phönizier und Griechen, von der römischen Eroberung, der Invasion der Franken, den Einfällen der Germanen und Normannen und den langjährigen Besitzergreifungen der Engländer und Spanier zu berichten.

Wir wissen daher wohl, daß wir zu Vorfahren eine Vielheit von Völkern haben, aber wir wissen nicht, wie die französische Nationalität sich mit ihrem Charakter, ihren Vorzügen und Mängeln gebildet hat. Ist das durch das andauernde Vorherrschen eines dieser Völker geschehen? Der eine Volksstamm vermehrt sich mit jedem neuen Geschlechte, der andere erlischt aus Mangel an Nachkommen, wie die alten Spartiaten. Dieses Volk widersteht sich dem fremden Einflüsse, jenes läßt ihn über sich ergehen, ein anderes wieder verhält sich weder abweisend noch entgegenkommend, sondern nimmt ihn in sich auf, um ihn durch seinen eigenen zu ersetzen. — Oder ist das Gegenteil der Fall und hat eine Zuchtwahl stattgefunden, wie sie ähnlich bei den Tieren und Pflanzen vorkommt, welche die überflüssigen Formen und niedrigeren Varietäten abstoßen? Sollten die Völker nicht unbewußt ihre Zuchtwahl treffen, wie die Tierrassen und Pflanzengattungen?

Die moderne französische Regierung ist ein Abbild der französischen Nationalität. Zusammengesetzt aus Picarden und Hochburgundern, die so grundverschieden von einander sind, aus Bretaguern und Gascognern, den verkörperten Gegensätzen, aus Normannen und Provençalen, die sich so fremd gegenüberstehen wie Deutsche und Italiener, bildet sie doch, wenn auch aus durchaus verschiedenen Elementen gemischt, ein vollkommen gleichartiges Ganzes. Was verschlägt es,

daß in ihr Picarden, Bretagner oder Gasconner der Zahl nach vorherrschen? Es ist weder eine picardische, noch eine normannische, noch eine gasconische, sondern eine französische Regierung. Ganz genau so verhält es sich mit Frankreich. Söhne der Gallier, der Latiner, der Franken, sind wir doch keine Gallier, Latiner oder Franken, sondern Franzosen. — Wenn aber die französische Bevölkerung vielleicht mehr Mischungselemente in sich aufweist als irgend eine andere der Welt, so darf man daraus nicht auf ihre Minderwertigkeit schließen. Blei ist ein reines Metall, Bronze aber eine Mischung.

Henry Houssaye,
Mitglied der französischen Akademie.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Sprachwissenschaft.

Ueber die Verwendung von Fremdwörtern im Deutschen.

Ihre Aufforderung, in Ihrer Zeitschrift meine Ansicht über die Verwendung von Fremdwörtern im Deutschen darzulegen und zu begründen, ist mir natürlich sehr willkommen; aber ich habe diesen Gegenstand bereits eingehend in dem neunten und zehnten meiner „Deutschen Sprachbriefe“ (11. Auflage, S. 189—192 und S. 220—222) behandelt, so daß ich Ihrer Aufforderung nur nachkommen kann, wenn mir gestattet wird, das dort Gesagte verkürzt in einem möglichst gedrängten Auszuge zu wiederholen.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, — habe ich a. a. O. gesagt, daß unter allen Bildungsvölkern fast allein die Deutschen neben dem Wörterbuch ihrer Sprache noch ein eigenes Fremdwörterbuch bedürfen, ja daß eigentlich nur das letztere als ein wirkliches Bedürfnis von vielen Deutschen, welche sich wenigstens selbst zu den Gebildeten zählen, anerkannt wird, während sie eines deutschen Wörterbuches entraten zu können glauben. Durch die falsche Anwendung, Aussprache, Schreibweise eines Fremdwortes würden sie fürchten, sich eine Blöße zu geben und einen Mangel an Bildung zu verraten, von dessen weit stärkerem Hervortreten in dem willkürlich regellosen Gebrauch und in der Verwahrlosung der Muttersprache sie nicht einmal eine Ahnung haben.

Diese eigentümliche Erscheinung hängt — wofür ich Zeugnisse von Du Bois-Reymond und von Ernst Moritz Arndt angeführt habe — einerseits zusammen mit dem wenig ausgebildeten Sinn der Deutschen für sprachliche Formvollendung, andererseits aber ist sie in der Eigenartigkeit unserer deutschen Schriftsprache selbst begründet, die — und zwar nur allzu leicht und allzu reichlich — Fremdes in sich einströmen läßt, aber doch meist nur etwa wie Del ins Wasser, ohne sich damit zu vermischen und es in sich aufzunehmen. Die Fremdwörter bleiben zumeist in ihrem Wesen und Kern unverändert; nur in der Endung und Biegung erfahren sie eine leichte, äußerliche Umformung insoweit, daß sie sich wenigstens einigermaßen in das Gefüge deutscher Rede einordnen lassen. Aber immer bleiben sie dann für das deutsche Ohr und Gefühl etwas Fremdes und Fremdartiges und finden deshalb mit Recht keine Aufnahme in dem eigentlichen deutschen Wörterbuch, sondern erfordern bei ihrem nur zu häufigen und reichlichen Vorkommen ein eigenes „Fremdwörterbuch“. Völkern

freilich, denen in ihren aus älteren Sprachtrümmern hervorgegangenen und zusammengeschmolzenen Sprachen das Gefühl und Bewußtsein eines ureigenen Grundstocks im Wortsatz abgeht, genügt statt der innern Gleichartigkeit, welche der Deutsche für die als deutsch anzuerkennenden Wörter fordert, für die ihren Sprachschatz bildenden Wörter schon eine äußere Gleichförmigkeit in der Aussprache, Endung und Biegung. Unsere ältere Sprache, wie noch die Volkssprache in den Mundarten, setzte der eindringenden Fremdwörterflut einen stärkeren Damm entgegen als unsere heutige Schriftsprache, namentlich aber duldete sie nicht leicht etwas Fremdartiges in sich; vielmehr strebte sie, wenn einmal Fremdes unabweißlich eingedrungen, dies in seinem Kern und Wesen umartend sich anzuähnlichen, um es sich dann wirklich zu eigen zu machen und einzuverleiben. Solche durch anartende Umformung dem Deutschen vollkommen angeeignete Wörter erklingen nun ganz wie heimische und gelten im allgemeinen Volksbewußtsein auch für echt deutsche.

Wie ganz anders muten sie den deutschen Hörer an als die bis etwa auf einigermaßen deutsche Zustufung der End- und Bildungssilben noch unverändert übernommenen, im deutschen Volksbewußtsein immer als undeutsch und fremdartig empfundenen Fremdwörter! Wem das Gefühl für Einheit und Reinheit der Sprache nicht ganz abhanden gekommen, dessen Ohr muß durch die Einmischung des Fremdartigen, auch wenn er den Sinn vollkommen versteht, empfindlich verletzt werden. Dazu ist aber für die fremder Sprachen unfundige große Masse des Volkes zugleich alles Undeutsche auch etwas Undeutliches, Unverständenes und Unverständliches; und so entsteht durch die Einmischung des Fremdartigen nicht bloß eine das feinere Sprachgefühl beleidigende Ungleichartigkeit und Buntschedigkeit, sondern auch geradezu ein die Volksverständlichkeit schwer beeinträchtigendes Kauderwelsch.

Ich will, weil in solchen Fällen Beispiele am anschaulichsten und eindringlichsten wirken, aus einer 1797 erschienenen Schrift von Friedrich Schlegel einen Satz hier einrücken, der unter achtundvierzig Wörtern sechzehn (also ein volles Drittel) undeutsche enthält, mehr, als Luther in seiner ganzen Bibelübersetzung gebraucht hat. Es ist das derselbe Schlegel, der später (1812) in einem Aufsatz über die Verwahrlosung unserer Muttersprache aus Selbsterfahrung und hoffentlich auch aus reiner Selbsterkenntnis „das Ding oder Wesen, wie man es sonst nennen will“, das viele unserer Schriftsteller schreiben, als „ein unnatürliches Zwitterwesen“, „einen widerartigen Mischling aus dem Abfall aller anderen Sprachen“ bezeichnet. Der erwähnte Satz von Friedrich Schlegel lautet:

„Ehe ich diese interessante Komposition moderner Anmaßung, raffinirter Mißverständnisse und barbarischer Vorurteile in ihre ursprünglichen Elemente analysire, muß ich einige Worte über die einzigen gültigen objektiven Prinzipien des ästhetischen Tadelns voranschicken. Dann wird es nicht schwer sein, den subjektiven Ursprung der konventionellen Prinzipien dieser pathetischen Satire zu deduziren.“

Man vergleiche damit in reinem Deutsch etwa:

„Ehe ich diese geistreiche Verquickung neuzeitlicher Anmaßung, ausgeflügelter Mißverständnisse und ungebildeter Vorurteile in ihre ursprünglichen Bestandteile auflöse, muß ich einige Worte über die einzig gültigen gegenständlichen Grundsätze des Tadelns in Bezug auf das Kunstschöne voranschicken. Dann wird es nicht schwer sein, den unsachlichen Ursprung der nur hergebrachten Grundsätze dieser hochtrabenden Spottrede darzuthun.“

Allerdings mag eine solche rein deutsche Darstellung dem Schriftsteller, zumal dem bisher darin ungeübten, mehr Mühe kosten als die lotterige Weise, wonach er jedesmal das ihm zuerst in den Gedanken oder in die Feder kommende Wort niederschreiben zu dürfen glaubt, ohne auch nur darüber nachzudenken, ob nicht die reiche Fülle des deutschen Wortschatzes ihm einen vollgültigen Ersatz für das Auszudrückende darbietet. Aber wer diese Mühe scheut, sollte auch nicht Anspruch auf den Namen eines deutsch Schreibenden, am wenigsten auf den eines deutschen Schriftstellers erheben dürfen. An der nötigen Schulung und Selbstzucht in Beziehung auf die Richtigkeit und namentlich auch auf die Reinheit des

Ausdrucks haben es viele Deutsche bisher immer noch fehlen lassen. Man mache es sich nur einmal streng zum Gesetz, Fremdwörter in der Rede und namentlich in der Schrift niemals anders als mit dem vollen Bewußtsein ihrer Unentbehrlichkeit und Unerseßlichkeit zu gebrauchen, und bald wird man selbst mit Staunen wahrnehmen, für wie viele der nach der bisherigen lässigen Uebung massenweis sich zudrängenden Fremdlinge bei reiflichem Nachdenken schon der anerkannte deutsche Wortschatz bequemen und vollgiltigen Ersatz darbietet. Freilich, ganz ohne Fremdwörter auszukommen, ist in einer Bildungssprache weder möglich noch rätlich; und wohlmeinende, aber unverständige Freunde einer rein deutschen Sprache haben durch ihren das Kind mit dem Bade ausschüttenden Uebereifer der guten Sache vielleicht nicht minder geschadet als die gegen die Reinheit der Sprache Gleichgiltigen, welche aus lässiger Bequemlichkeit allem andrängenden Fremden ohne Auswahl Thor und Thür geöffnet.

Auch schon unsere ältere Sprache hat manches unverähnlichte Fremdwort in sich aufgenommen, das nun trotz der undeutschen Betonung und Aussprache durch den langjährigen und häufigen Gebrauch so tief ins Volksbewußtsein eingedrungen ist, dort Wurzel geschlagen und sich in Ableitungen und Zusammensetzungen so verzweigt hat, daß man notgedrungen auf Grund der Verjährung es zwar nicht als eingetretet, doch als eingebürgert und unwiderruflich zum Wortschatz gehörig wird anerkennen müssen, zum Beispiel Natur (mit natürlich), Figur (mit figurlich), Musik (mit Musiker, Musikant), Fabrik (Fabrikant), Person (persönlich), Religion &c.

Die um- und eingedeutschten und solche ganz volksüblichen und volksverständlichen Fremdwörter aus dem deutschen Wortschatz streichen zu wollen, kann nur unverständigen Uebereiferern einfallen. Im Gegensatz zu diesen hat schon der bedächtige Leibniz die Notwendigkeit erkannt, gewisse noch gleichsam zwischen deutsch und fremd hin und her flatternde Wörter ein für allemal für deutsch zu erklären; und es versteht sich ferner auch wohl von selbst, daß bei der Besprechung ausländischer, von unseren deutschen abweichender Verhältnisse die genaue fremdländische Bezeichnung nicht aus thörichter Deutschtümelei durch ungenaue oder gar durch falsche und schiefe Verdeutschungen ersetzt werden dürfen, wie denn zum Beispiel auch die über die Gleichartigkeit und Reinheit ihrer Sprache so eifersüchtig wachenden Franzosen in solchen Fällen naturgemäß und unbedenklich die fremden Bezeichnungen anwenden.

Dazu kommen dann noch die bis auf geringe Abweichungen der Aussprache und Biegungsendungen fast in allen Bildungssprachen übereinstimmenden Kunstausdrücke, wenigstens für die streng fachmäßige und wissenschaftliche Behandlung; denn für die allgemeinere, zumal in Volksschriften, wird man wohl thun, zur Erklärung und Verdeutlichung wenigstens bei der ersten Einführung jedes Kunstwortes, soweit es irgend möglich, eine treffende Verdeutschung beizufügen und vielleicht damit auch späterhin nach Bedarf abzuwechseln.

In dem angegebenen Umfange werden meines Erachtens bedächtige, von engherziger und dumpfgeistiger Beschränktheit sich frei erhaltende Freunde der Sprachreinheit fremdher stammende und fremde Wörter als berechtigt in der deutschen Sprache anerkennen; aber auch außerhalb dieser Begrenzung wird man noch gar manches von einem feineren Ohr als störende und fremdartige Entstellung der reinen Sprache empfundene Fremdwort einstweilen dulden müssen und an der gehörigen Stelle mit dem vollen Bewußtsein es selbst verwenden. Es ist eben nicht möglich, das seit Jahrhunderten auf dem Felde der deutschen Sprache wuchernde, teilweise sogar gehegte und gepflegte Unkraut mit einemale auszujäten und die dadurch entstandenen Lücken sofort mit guten heimischen Anpflanzungen genügend und vollständig auszufüllen. Der ebenso bedächtige wie feinfühligte Lessing hatte sich bekanntlich zu eigenem Gebrauch eine Sammlung von guten, aber wenig üblichen Ausdrücken angelegt, die ihm zur Ausfüllung einer Lücke geeignet schienen und von denen er dann auch manche durch den Gebrauch in Umlauf gesetzt. In diesem Verzeichnis finden wir denn

zum Beispiel die hergehörige sehr beachtens- und beherzigenswerte Bemerkung, daß er in seiner *Emilia Galotti* an einer Stelle statt *Kopie* hätte *Abbild* setzen können, „wenn es im Dramatischen“ (und dies gilt ebenso zum Beispiel für *Romane* u.) „nicht mehr darauf ankäme, der Person eher angemessene als gute Worte in den Mund zu legen.“

Vergleichen wir mit diesem Verfahren Lessings das zweier anderen um unsere Sprache hoch verdienten Männer, die aber beide, der eine durch Mißachtung der Sprachreinheit, der andere durch Uebereifer für diese, das Richtige verfehlt zu haben scheinen.

Unser größter Schriftsteller, Goethe, von dem wir uns durch den Glanz und das Gewicht seines Namens, wie durch das von uns bereitwillig anzuerkennende und anerkannte Wahre über das Irrige und Falsche nicht blenden lassen dürfen, hat einmal geäußert:

„Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern ist das Geschäft der besten Köpfe. Reinigung ohne Bereicherung erweist sich öfter als geistlos; denn es ist nichts bequemer, als von dem Inhalt absehen und auf den Ausdruck passen. Der geistreiche Mensch knetet seinen Wortstoff, ohne sich zu bekümmern, aus was für Elementen er besteht; der geistlose hat gut rein sprechen, da er nichts zu sagen hat. Wie sollte er fühlen, welches kümmerliche Surrogat er an der Stelle eines bedeutenden Wortes gelten läßt, da ihm jenes Wort nie lebendig war, weil er nichts dabei dachte. Es gibt gar viele Arten von Reinigung und Bereicherung, die eigentlich alle zusammengreifen müssen, wenn die Sprache lebendig wachsen soll. Poesie und leidenschaftliche Reden sind die einzigen Quellen, aus denen dieses Leben hervordringt, und, sollten sie in ihrer Heftigkeit auch etwas Bergschutt mitführen, er setzt sich zu Boden und die reine Welle fließt darüber hin.“

Ein Schriftsteller wie Goethe hat nur allzu reichlich Gelegenheit gehabt, aus dem nergelnden Tadel gegen viele Fremdwörter und besonders aus vielen dafür ungeschickt genug als Verbesserung vorgeschlagenen Verdeutschungen sonnenklar zu erkennen, daß mancher übereifrige Sprachreiniger von der vollen Bedeutsamkeit und Inhaltsfülle des getadelten Ausdrucks gar keinen rechten Begriff hatte und eben deshalb statt eines vollgiltigen Ersatzes einen kümmerlichen und dürftigen Nothbehelf darbieten zu können vermeinte. Erklärt sich daraus Goethes derber Ausfall gegen ungeschickte und geistlose Sprachreiniger, so hat er in seinem Unmut doch offenbar weit über das Ziel hinausgeschossen, wenn er es gleichsam als eine berechtigte Eigentümlichkeit geistreicher Personen hinstellt, die Rücksicht auf die Reinheit der Sprache ganz außer Augen zu setzen und in ausschließlichem Hinblick auf den Inhalt ihren Wortstoff aus den fremdartigsten Bestandteilen zusammenzukneten, während doch zum Beispiel die geistreichsten französischen Schriftsteller ein solches Vorrecht für sich auf Kosten ihrer Muttersprache niemals beansprucht haben und beanspruchen werden.

In den entgegengesetzten Irrtum ist Johann Heinrich Campe verfallen. Er hat für manche Fremdwörter deutsche Neubildungen vorgeschlagen und in Umlauf gebracht, die — als vollgiltiger Ersatz in vielen Fällen — allgemeine Anerkennung gefunden haben und nun vollständig und unwiderruflich dem deutschen Wortschatz einverleibt sind, zu dessen verdienstvollen Mehrern er dadurch unbestritten gehört. Sein den Spott und den Widerspruch so sehr herausfordernder Irrtum bestand darin, daß er sein, des einzelnen, unbestreitbares Vorschlagsrecht zu Neubildungen mit dem nur dem gesamten Volk zustehenden Anerkennungs- und Bestätigungsrecht verwechselte, wie er denn auch die ganze massenhafte Spreu seiner nicht allgemein anerkannten Wortgebilde nicht etwa im Winde verwehen lassen wollte, sondern sie ebenso wie die als kernhaft anerkannten Fruchtkörner darunter in das von ihm veranstaltete deutsche Wörterbuch eintragen ließ. Ein neues Wort zu bilden, das ihm als eine glückliche Bereicherung des deutschen Sprachschazes erscheint, hat der Einzelne nicht nur das Recht, sondern er erfüllt damit auch eine vaterländische Pflicht und es ist ihm auch durchaus nicht zu verdenken, wenn er das von ihm neugeprägte Wort durch wiederholten Gebrauch an passender Stelle in Umlauf zu setzen, zu verbreiten und dafür nach Möglichkeit Anhänger zu werben sucht. Mehr steht aber auch gewöhnlich nicht in der Macht eines einzelnen; anders dagegen verhält es sich z. B. mit größeren Körperschaften, besonders mit Behörden, Regierungen und

gesetzgebenden Gewalten, die für die Einführung und Verbreitung neuer Ausdrücke so ganz andere, mächtigere, nachhaltigere und wirksamere Hilfsmittel besitzen als der einzelne. Man denke an das, was der Staatssekretär des deutschen Reichspostamts, Excellenz Dr. Heinrich von Stephan, auf dem Gebiete des Postwesens für die Reinigung und Säuberung der Sprache von überflüssigen Fremdwörtern geleistet hat durch Einführung guter deutscher Ausdrücke, die in gründlicher Beratung von sach- und sprachkundigen Männern mit Geschick und Umsicht festgestellt sind und daher auch so ungemein schnell in den weitesten Kreisen freudige Auf- und Annahme gefunden haben.

Ich freue mich, hieran einen Hinweis auf ein jüngst erschienenenes Buch¹⁾ knüpfen zu können, infolge dessen über sechzig hervorragende Handelshäuser Hamburgs an die dortige Kaufmannschaft einen Aufruf gerichtet haben, an der Reinigung der deutschen Handelsprache mitzuarbeiten, woran voraussichtlich die gesamte deutsche Handelswelt sich rege beteiligen wird.

Auf die Wirksamkeit des allgemeinen deutschen Sprachvereins, der die Fremdwörter nicht überhaupt in unserer Sprache ausmerzen, sondern sie nur beschränken, aber da zulassen will, wo sich dafür kein vollgiltiger, allgemein verständlicher deutscher Ersatz bietet, glaube ich nicht erst noch besonders hinweisen zu müssen.

Möge jeder, der dieser Ansicht zustimmt, sie ohne Ueberstürzung mit Bedacht und Stetigkeit bethätigen.

In dem Vorwort zu meinem Fremdwörterbuch habe ich vor vierundzwanzig Jahren gesagt, was ich hier wohl wiederholen darf: „Nicht dringend genug kann das Streben nach möglichster Reinheit des deutschen Ausdrucks empfohlen werden, nicht heiß genug gebrandmarkt die Verunreinigung unserer Muttersprache durch Sudler, die namentlich beim Uebersetzen aus fremden Sprachen und in Zeitungen oft die Mühe scheuen, den richtigen, guten deutschen Ausdruck zu suchen, zuweilen aber sogar thöricht wännen, durch den Gebrauch von Fremdwörtern in deutscher Rede sich den Schein höherer Bildung zu geben“ — und hieran möchte ich zum Schluß eine Mitteilung knüpfen als Beleg dafür, wie thöricht so manche Deutsche förmlich in Fremdwörtern schwelgen und sich darin gar nicht genug thun können.

Vor ganz kurzem ging mir von einem solchen Schwärmer für Fremdwörter die folgende Mitteilung und Anfrage zu:

„Le chrysargire“ (impôt d'or et d'argent). Vergleiche Les „Postes Romaines“ von Lucien Maury, S. 110, Z. 9 von unten. Das Wort steht nicht in dem großen französischen Wörterbuch von Sachs-Billatte.

„Kann man nicht auch im Deutschen sagen: ‚Die Chrysargire?‘“

Ich habe darauf geantwortet, daß französische Leser, wenn ihnen das Griechische bekannt ist, allerdings erkennen würden, daß es sich bei dem Worte um „Gold“ und „Silber“ handle, aber nicht, daß von einer „Steuer“ auf Gold und Silber die Rede sei; ferner, daß nach dem Griechischen, wie in der ersten Silbe, auch in der dritten ein η (nicht ein i) stehen müsse; ferner, daß kein Grund vorliege, das von dem französischen Schriftsteller als männliches Hauptwort gebrauchte Wort in ein weibliches umzuwandeln, und endlich (was die Hauptsache sei) gefragt, warum denn ein so mehrfach tadelhaft gebildetes Fremdwort ins Deutsche eingeschmuggelt werden sollte, da man doch deutsch allgemein verständlich und vollkommen richtig sagen könne: „Steuer auf Gold und Silber“.

Ob der Anfragende darnach Abstand davon genommen hat, den deutschen Wortschatz mit dem Fremdwort „die Chrysargire“ zu bereichern, weiß ich nicht; aber ich möchte es fast bezweifeln.

„So'n bißchen Französisch,
Das ist doch ganz wunderschön.“

Altstrelitz (Mecklenburg).

Dan. Sanders.

¹⁾ Fremdwörter der Handelsprache von F. W. Eitzen in Hamburg. (Leipzig, G. W. Häßel.)

Geschichte.

Beiträge zur Charakteristik Friedrichs des Großen. Nach Breslauer Archiven.

Selten wohl läßt eine der großen Persönlichkeiten, welche einem ganzen Zeitalter den Stempel ihres Geistes aufgeprägt haben, aus jeder einzelnen Willensäußerung so deutlich den Nerv ihrer Eigenart herausfühlen wie Friedrich der Große. Bei allen Regierungshandlungen, allen Verordnungen blickt unverkennbar der Korporalstock des großen Königs durch. Besonders scharfe Umrisse zeigt seine Herrscherindividualität auf dem dunklen Hintergrunde der früheren österreichischen Verwaltungsweise in dem neugewonnenen Schlesien.

Einige besonders charakteristische Züge, die wir dem bisher — unseres Wissens — noch unbenutzten Aktenmaterial des Breslauer Staats- (M. R. und P. N.) und des Stadtarchives (R. N.) entnehmen, mögen dies beleuchten.

Das Erste und Wichtigste, worauf Friedrich sogleich nach der Besetzung Schlesiens sein Augenmerk richtete, war die Regelung der Rechtsverhältnisse in der Provinz, welche unter dem früheren Regiment in arge Verwirrung geraten waren. Bereits in dem „königlich preußischen Notifikationspatent wegen Stiftung zweier zur Wohlfahrt des Landes wohl eingerichteten Kriegs- und Domänenkammern in Niederschlesien“ vom 25. November 1741 (St. P. N. III 9a vol. 1. fol. 43 fg.) heißt es: „Demnach der göttlichen Vorsehung es gefallen, Unsere gerechte und wohlgegründete Ansprüche auf einige der vornehmsten Fürstenthümer und Herrschaften in Schlesien durch Unsere siegreiche Waffen dergestalt zu segnen, daß wir nunmehr dieses Uns angestammte und rechtmäßig erworbene Eigenthum von Nieder-Schlesien in völligen und ruhigen Besitz genommen, und Uns dadurch dasjenige Recht und Genugthuung verschafft, welche Unserm Kgl. und Churfürstl. Hause so lange Jahre her, zu Unserm empfindlichsten Schaden vorenthalten und geweigert worden; Und dannenhero nichts mehr übrig ist, als diesen durch Gottes Gnade erhaltenen Landen und Unterthanen die Würdung eben derjenigen Landes-Väterlichen Vorsorge genießen zu lassen, welche alle andere Unseres Königreichs und Landen gewohnt sind...“ (S. 45) so haben „Wir nun bey diesen Landes-Collegiis die hinlängliche Verfügung gemacht, daß sowol die sämtl. Nieder-Schlesischen Landes-Revenuen . . . mit aller Treu, Ordnung und Richtigkeit verwaltet, die sonst wohl dabey gewöhnlich gewesene Reihe-Haushaltung, überflüssige Geldfressende Ausgaben abgestellt . . . Hiernächst auch alle die dahin gewidmete Geschäfte und Sachen mit der größten Sorgfalt und Zuverlässigkeit, sonder alle Weitläufigkeit, Aufenthalt und Geldschneiderey bearbeitet, die Supplicanten und Interessenten, so dabey zu thun, ohne Unterschied des Standes oder Religion in ihren Angelegenheiten, abgefertiget und beschieden, dabey auch weder Eigennutz, Absichten, noch andere Menschlichkeiten Platz gegeben wissen wollen.“ Wenige Jahre darauf (4. Apr. 1744. R. N. XV 38 N. 47) erläßt Friedrich die Verordnung, „daß kein Inquisit ohne allerhöchste Confirmation soll torquirt werden.“ Seine nächste Kundgebung in dieser Richtung eröffnet eine Reihe von Maßregelungen, welche schließlich zu einer energischen Abstellung des gerügten Gebrechens in der Handhabung des Rechtes führen sollten. Am 20. Dezember 47 (R. N. I 37. f. 40) spricht er nämlich sein Mißfallen daran aus, „daß bei Processen die Unterthanen . . . auf eine unverantwortliche Weise gedrückt und um das Ihrige gebracht werden.“ In demselben Sinne richtet sich ein Reglement vom 1. August 50 (St. P. N. III 9a vol. 2. f. 2) gegen das „interessirte Betragen vieler Advocaten und Sachwalter . . . als welche nicht selten bey einer Instanz einen Proceß anfangen, und hiernächst, wenn solcher etwa zur helffte gediehen, zu Verewigung desselben solchen wieder bey einer anderen einzuleiten suchen.“

Am 22. April 54 (R. N. XV, 16 f. 40) fordert der König wieder „Beschleunigung der Prozesse“, und unter dem 2. Mai 68 (R. N. XV 62 vol. 3) wendet er sich „aus Uns angestammten Gerechtigkeits Ehyer . . . gegen die Plackereyen und Gelderpressungen einiger gewinnsüchtiger Advocaten.“ Auch die in Accise- und Zollsachen bestellten Richter ermahnt ein Reglement (11. Juni 72. R. N. XII, 15 f. 85) „darin kurz, schleunig, ohne Ansehen

der Person mit Schärfe und nach den Gesetzen, nicht willkürlich zu verfahren.“ Trotz alledem dauert das Unwesen fort, die Klagen mehren sich (vgl. R. A. XII, 15. f. 69.). In einem Handschreiben Friedrichs an den Großkanzler von Fürst vom 23. Juli 77 (R. A. XII, 15 f. 179 und ebd. XV 62 vol. 4 Nr. 75) heißt es: „Da ich ersehe, daß die Prozesse wieder anfangen, gar sehr zu trainiren, so kan Euch mein Mißfallen darüber nicht verhalten.“ Er erinnert die Richter an ihre Pflicht, „sonsten Sie mit mir Händel kriegen werden . . . Es ist ja höchst unverantwortlich, daß die Sachen zehn und mehrere Jahre bei denen Richtern zum Spruch vorliegen . . . Wenn Meine wiederholten Ordres hier unter keine Parition geleistet wird, und die Richter die Prozesse dennoch fortfahren zu trainiren und zu verschleppen, so werde einen dergleichen Richter, ohne erst eine weitläufige Untersuchung anzustellen, sofort cassiren und nach der Bestung schicken, um ein Exempel zu statuiren.“ Bald darauf zeigte Friedrich, daß es ihm mit dieser Drohung sehr ernst war. Wir hören (XII, 15 f. 247) von einem „Von Sr. kgl. Maj. höchstselbst abgehaltenen Protokoll (den 11. Dez. 1779) über die drei Cammer-Gerichts-Räthe Friedel, Graun und Kansleben . . . Se. kgl. Maj. werden daher in Ansehung der . . . höchst ungerechten Sentenz, ein nachdrückliches Exempel statuiren, damit sämtliche Justiz-Collegia, in allen Dero Provinzien, sich daran spiegeln . . . Denn sie müssen nur wissen, daß der geringste Bauer, ja was noch mehr ist, der Bettler, ebensowohl ein Mensch ist, wie Se. Majestät sind, und dem alle Justiz muß wiederfahren werden, indem vor der Justiz, alle Leute gleich sind, es mag seyn, ein Prinz der wider einen Bauer klagt, oder auch umgekehrt, so ist der Prinz, vor der Justiz, dem Bauer gleich: Und bey solchen Gelegenheiten muß nur nach der Gerechtigkeit verfahren werden, ohne Ansehen der Person.“ Falls die Gerichte dagegen handeln, „so sollen sie es mit Sr. kgl. Maj. zu thun kriegen. Denn ein Justiz-Collegium, das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher und schlimmer wie eine Diebesbande, vor die kann man sich schützen, aber vor Schelme, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre üble Passiones auszuführen, vor die kann sich kein Mensch hüten, die sind ärger wie die größten Spitzbuben, die in der Welt sind, und meritiren eine doppelte Bestrafung.“ Unmittelbar darauf sagt eine „Instruktion für sämtl. Justiz-Collegien“ vom 28. Dez. 79 (ebd. f. 251): „Se. kgl. Maj. haben . . . auch insbesondere auf die Administration einer prompten, soliden und unpartheyischen Justiz, wovon die Ruhe und Wohlfahrt aller Particuliers abhängt, jederzeit eine ganz vorzügliche Aufmerksamkeit zu verwenden geruht.“

Es ist ferner zu bemerken, daß bereits Friedrich die Entschädigung unschuldig Verhafteter zum Prinzip erhoben. In einer „Neuen Verordnung die Prozesse zu verkürzen“ vom 15. Jan. 76. (R. A. XII 15 f. 160 ff.) heißt es (§ 9): „Ist eine des Verbrechens verdächtige Person in Untersuchung gerathen, und ist, weil sie nicht überwiesen werden können, von fernerer Untersuchung abgestanden worden, so soll, wenn im Verlauf der Zeit, durch nachherige Begebenheiten, die völlige Unschuld dieser Person entdeckt wird, solche nicht nur vollkommene Restitution der Kosten, sondern auch aus der Sportel-Casse desjenigen Collegii, wo die Untersuchung geschwebt, eine nach Bewandniß der Umstände und der Verschiedenheit des Standes, billig mäßig zu arbitrirende Vergütigungssumme erhalten, damit die nachher entdeckte Unschuld, wegen allen bey der ersteren Untersuchung erlittenen Ungemachs, schadlos gestellet werde.“ Der § 7. dieser Verordnung fordert auch „die Eidesleistungen so viel als möglich zu vermeiden.“ Selbst an dem Tone, in welchem die Landes-Collegien mit einander verhandelten, hatte der König Ausstellungen zu machen. (19. Aug. 50. St. P. A. III 9 a vol. 2), daß sie nicht, „wie wohl zeithero geschehen,“ „eine unanständige und Unserm allerhöchsten Dienst nachtheilige Correspondance führen.“

Mit gleichem Eifer, wie die Ordnung der Rechtspflege, ließ sich Friedrich die Besserung der Lage der ländlichen Bevölkerung angelegen sein. Schon am 30. Mai 44. (R. A. XV 38 Nr. 57 IX.) wird „den Beamten . . . ernstlich untersaget, keinen Unterthan, wann er gleich in flagranti ertappet wird, zu prügeln.“ Stets soll der Delinquent erst „nach vorhergegangener Untersuchung mit der ordentlichen Straffe belegt werden.“ Von einem weiteren

ähnlichen „Edict vom 10. Dez. 1748“ sowie von „verschiedenen aus dem Grund desselben in der Folge ergangenen Circulair-Verordnungen“, in denen „aufs nachdrücklichste unter-
saget worden, daß eine Herrschaft ihren Unterthanen die Erlassung von der Erb-Unter-
thänigkeit zur Ungebühr versagen, oder difficil machen soll,“ spricht ein Erlaß vom 12. Aug.
63 (R. N. XII. 15 f. 16). Demungeachtet, heißt es hier weiter, müssen wir dennoch zu
unserem äußersten Mißfallen bemerken, daß „jezo mehr, denn sonst von einem und dem
anderen Dominio fortgefahren wird, denen Unterthanen von beyderley Geschlechts“, wenn
sie „sich anderwärts etabliren und ihr Glück zu machen Gelegenheit finden“, mehr als das
„edictmäßige Lytrum“ abzufordern. Dadurch werden Fremde abgeschreckt, sich in Preußen
niederzulassen, die von Friedrich nach Kräften geförderte „Peuplirung“ des Landes vereitelt
und die Unterthanen verhindert, „ad meliorem fortunam zu gelangen“. Ein trauriges
Licht auf die damaligen schlesischen Zustände wirft auch das Edict vom 29. Juni 64 (R. N.
XV. 62, vol. 2. N. 17), „daß die Unterthanen in Schlesien ferner nicht an die Regimenter
und Garnisons von den Grundherrschaften zur Militärbestrafung abgeliefert werden, die
Grundherrschaften aber mit ihren Unterthanen vernünftig und mit der gehörigen Moderation
umgehen und über selbige nicht tyrannisiren sollen.“ Der Hebung des Handwerks, zu
welchem übrigens (vgl. R. N. XII., 15 f. 35, vgl. f. 64 f.) vor dem vierundzwanzigsten
Lebensjahre niemand zugelassen werden sollte, der das Militärmaß hatte, gilt der Erlaß vom
16. Juli 64 (R. N. XII. 15 f. 6): „Ob Wir zwar nicht vermutet, daß diejenige Verfügung,
wodurch denen Dominiis aufgegeben worden ihre Unterthanen zu mehrere gute Professionisten
im Land zu bekommen, zu Erlernung nützlicher Professions und Handwerke einiges Bedenken
haben können, so vernehmen wir dennoch, daß hin und wieder in Ansehung der solchen
Unterthanen zu erlassenden Unterthänigkeit, ohne welche die Städtische Professionisten solche
Fürsorge nicht aufdingen wollen, und des dafür zu entrichtenden Lytri verschiedener Schwierig-
keiten und Bedenklichkeiten, welche die heilsame Intention pro bono publico und deren
Befolgung an unterschiedenen Orten hemmen gemacht worden.“

Auch verlangt der König von den Domainen unter dem 1. Juli 65 (R. N. XII. 15
f. 12), „das Gehrathen ihrer Unterthanen und Hofgesindes in keiner Weise zu behindern,
noch schwer zu machen“, auch dies zur „Peuplirung des Landes“. Einen andern „unver-
antwortlichen“ Mißstand in dem Verhältnisse der Herrschaften zu ihren Unterthanen, „mit
deren Schweiß“ jene „wuchern“, „als wodurch der Endzweck der Landespeuplirung zu
befördern, offenbar vereitelt wird“, will die Verordnung vom 8. Januar 66 (R. N. XII. 15
f. 22b) beseitigen. Andererseits weiß Friedrich aber auch am rechten Ort die Domainen
vor Schaden zu schützen (ebd. f. 28 fg., vgl. f. 185), „da dieses Unserer allerhöchsten In-
tention schnurstracks entgegenläuft, und solche vielmehr dahin gehet, daß beydes Domina
und Unterthanen conserviret werden.“

Hiermit hängen auf das engste des Königs Bemühungen um Abstellung der Leibeigen-
schaft zusammen. In einem Circular an die Landräte vom 19. April 56 (St. R. N. II. 15 a,
vol. 1 f. 19) lesen wir: „Es hat Unserer allerhöchsten Verohn jederzeit zum großen Miß-
fallen gereicht, daß in Schlesien noch an vielen Orten beynah eine sogenannte Leibeigen-
schaft existirt, und die Bauern so wenig als andere Unterthanen etwas eigentümliches
besitzen, woraus denn für die Grundherrschaften so gewiß viel Nachteil entstehen muß, als
im Gegenteil die Unterthanen davon nicht den geringsten Vorteil oder Nutzen haben.“ Diese
Angelegenheit wird Friedrich nun nicht müde, mit der größten Strenge und Ausdauer zu
ordnen (vgl. ebd. f. 91 127). Am 17. September 64 (ebd. f. 163) schreibt Schlabrendorf:
„Es haben Seine Königliche Majestät bey dero Hiersehen abermahls, so wie vorhin jederzeit
auch geschehen, mit mir sowohl privatim über das Sujet der abzustellenden Leibeigenschaft
gesprachen, als auch in Hundsfield über öffentlicher Tafel sich darüber weitläufig heraus-
gelassen, daß Sie auch nicht den geringsten Schein von dergleichen Leib-Eigenschaften in dero
Landen weiter dulden, sondern alle Güter der Unterthanen durchaus erblich haben wollten.“
(vgl. ebd. f. 199, 299, 342, 357.) Die Hauptschwierigkeit bereiteten die Unterthanen selbst,

indem sie die Liegenschaften gar nicht übernehmen wollten, bevor sie gehörig in stand gesetzt seien (ebd. f. 322, vgl. 377). Doch drang zuletzt des Königs Wille durch.

Bei alledem war es Friedrich hauptsächlich um die Erhaltung, beziehungsweise Schöpfung, eines tüchtigen Bauernstandes zu thun. So heißt es in einem Edikt vom 19. März 65 (R. A. XII. 15 f. 8):

„Es solle kein Bürger in Zukunft einen Bauernhof besitzen, inmaßen der Bürger ebenso wenig zugleich Bauer seyn, als dem Bauern erlaubt werden kann, eine Profession zu treiben, weiln solches schlechte Bürger oder Handwerker und schlechte Bauern geben würde.“ Ferner unterstützt der König den durch die Kriege sehr heruntergekommenen Ackerbau durch Vorschüsse zur Saat (ebd. f. 83) und anderweitige Zuwendungen (ebd. f. 203). „Zu besserer Erhaltung der Feldfrüchte“ wird ein bestimmter Preis auf den Kopf jedes erlegten Sperlings ausgesetzt (R. A. XV. 38 R. 52). Mit großer Strenge wird der „Kartoffelanbau“ eingeführt, „dieser sehr ergiebigen, und für Menschen und Vieh besonders nutzbaren Frucht“ (R. A. XV. f. 2), wofür es einen heftigen Kampf gab mit dem „Eigensinn des Gesindes, welches die Kartoffeln zu essen sich weigert, aus dem Grunde, weil ihre Vorfahren solche nicht gegessen“ (ebd. f. 19). Besonders hatten die niederen Klassen der Bevölkerung unter der ungleichen Verteilung der Steuerlast zu leiden gehabt. „Wir haben,“ so sagt Friedrich in einem Edikt vom 23. April 43 (R. A. XV. 38 R. 10), „aus ganz besonderer vor Unserem Souverainen Erbherzogthum Schlesien hegenden Gnade und Väterlichen Vorsorge, seit dem Antritt Unserer, Gott gebe! allezeit glücklichen Regierung, hauptsächlich Unsere Gedanken und Vorsorge dahin gerichtet, wie dasselbe, ohngeachtet der noch fast in ganz Europa gegenwärtig weit aussehenden Conjunctionen, dennoch beständig nicht nur in guter Sicherheit und Ruhe erhalten, sondern auch zu noch mehrerer Aufnahme und immerwährenden Flor gebracht werde. In dieser Absicht sind wir Allergnädigst gesonnen, alle diejenigen Abgaben, so Unsere getreue Stände, Vasallen und Unterthanen, denen natürlichen und göttlichen Rechten auch hiesigen Landes-Verfassungen nach, zur allgemeinen Sicherheit und Bestem beizutragen verbunden sind, einzig und allein zu Erreichung dieses Landesersprißlichen Zwecks beständig zu widmen. Weil Wir aber gleich anfänglich wahrnehmen müssen, daß bishero die allgemeinen Landes-Notdurften, wider alle Billigkeit, ja gar zur offenbahren Unterdrückung eines Standes und Unterthanen für den andern, mit keinen gemeinen Schultern getragen worden, so ist Unsere erste Sorge gewesen, das Contributionswesen ohne aller Zeitverlust in bessere Ordnung und billige Gleichheit zu bringen. Wir haben uns in dieser Absicht selbst, und zum Besten Unserer Schlesiischen Lande gefallen lassen, Unsere eigene Domainen der Contribution zu unterwerfen.“ In diesem Geiste ist auch das Marschreglement gehalten (ebd. R. 5), wodurch „eine gute Einigkeit unter dem Soldaten- und bürgerlichen Stande, welche zusammen das Wohl des Landes ausmachen, befördert werde.“ § 1. „Weil überhaupt Unser vornehmstes Augenmerk bey allen Unternehmungen auf die Glückseligkeit und Zufriedenheit des Landes, und eines jeden Unterthanen insbesondere gerichtet; so ist Unser ernstlicher Wille, daß Unsere getreue Unterthanen allemahl, insonderheit aber auf Marchen, geschonet und die Bauern mit aller Gelindigkeit und nicht so hart, wie bishero geschehen, tractiret werden.“ § 2. „Am allerwenigsten wollen Wir verstaten, daß Unsere Land-Räte und Magisträte in den Städten übel begegnet, und gleichsam als unter der Bothmäßigkeit der Offiziers Stehende angesehen werden, welches Wir bishero oft mit dem größten Mißvergnügen wahrnehmen müssen.“ Eine Landplage war ferner das „bishero so sehr überhand genommene Betteln auf den Straßen und Häusern“ (XII. 15 f. 231, vgl. f. 301 308). Zur Beseitigung des „liederlichen Gesindels“, welches meist straflos umherlief, „weilen an den meisten Orten die Behältnisse nicht sicher genug eingerichtet, oder auch die Bewachung der Inquisiten zu kostbar, und denen Bauerngemeinden zu beschwerlich gefallen“ (R. A. XV. 16 f. 12), wird sowohl die Polizei auf dem Lande geregelt als auch hie und da, wie in Creutzburg, ein Arbeitshaus eingerichtet (R. A. XII. 15 f. 231), wohin nicht nur landstreifende Soldaten „wegen des Unserer Armee so nachteiligen und unanständigen Bettelns“, ferner „alle,

so auf Brand-Briefe bettelnde Studenten, bettelnde Musikanten, bettelnde getaufte Juden,“ sondern auch Umstürzler geschafft wurden. So heißt es in einem Edikte vom 13. Dezbr. 80 (ebd. f. 280), daß „unter denen wegen unbefugter Schriftstellerey, Aufwiegelung der Unterthanen und dabey verübten Plackereyen zur Untersuchung und Strafe zu ziehenden Personen sich öfters Leute befinden werden, welche nach ausgestandener Strafzeit zu diesem verbotenen Metier abermals greifen und solchergestalt die Absicht der Strafen an ihnen vereiteln dürften, weil sie aus Unwissenheit oder Faulheit sich auf andere erlaubte Art in der Welt nicht fortzubringen wissen. Wenn sie bei der Freilassung sich nicht zu was anderem ausweisen, sind sie ans nächste Garnisonkommando oder ins Arbeitshaus zu schaffen, ihren Kräften entsprechend.“

Andererseits war aber Friedrich auch auf die Erhaltung eines tüchtigen Adels wohl bedacht. Am 27. Dezember 65 (R. A. XV. 62, vol. 2 R. 44) wendet er sich „wider die allzu ungleichen oder schändlichen Heyraten derer von Adel, die sich zu niederträchtigen Ehen bewegen lassen; und da Wir dergleichen zu Verkleinerung und Nachtheil unseres getreuen Adels, an dessen Ehre und Wohlstand uns selbst ausnehmend gelegen ist, ein reizendes Unwesen zu dulden nicht gemeinet“ sind, so soll „keiner von Adel oder höherem Stande befugt seyn, außer seinem Stande, Bauern oder geringer Bürger Töchter oder Witwen, weit weniger solche Personen, so vorher in offener Schande gelebet, zu heyraten.“

„Ein solcher Edelmann aber soll seines Geschlechts, Schildes und Helms, auch der Fähigkeit zur Erbfolge verlustig gehen.“ Ausgenommen sind allein die Ehen „mit reichen und vornehmen Bürgerstöckern, oder wenn der Adelige sich aufhelfen will durch eine solche Geldheyrat.“ Ein Edikt vom 5. Mai 67 (R. A. XII. 15 f. 32) richtet sich gegen den Verfall des Adels und das Verschleudern der adeligen Güter. Ein anderes (ebd. XV. 62, vol. 3) besagt, „welchergestalt die Söhne adlicher Güterbesitzer, bürgerlichen Standes, der Erhöhung in den Adelstand, wenn sie Lust zu Militärdiensten bezeigen, sich gewärtigen sollten.“ „Den Auswärtigen vom Adelstande“, welche sich in Schlesien anzuniedeln gedenken, sichert ein Patent vom 5. Januar 70 (ebd. R. 25) dieselben Rechte, wie den einheimischen Vasallen, zu.

Aus dem gleichen Bestreben, jedem Stande möglichst in den ihm durch Beruf und Abstammung gezogenen Grenzen aufzuhelfen, erklärt sich auch am besten Friedrichs Verfahren gegen seine jüdischen Unterthanen. Die Juden vermittelten hauptsächlich „das polnische und russische Negotium“, und hierauf legte der König großes Gewicht.

Er befiehlt im August 50 (P. A. II. 15 a, vol. 1 f. 9) „zu Beförderung des vorteilhaften Polnischen Vieh- und anderen Handels mit selbiger großmüthigen Polnischen Nation im Lande allenthalben willfährig und höflich umzugehen“ und alle Straßen, besonders die welche nach Polen führen, gehörig in stand zu halten (ebd. R. 3), da „ein einzig Stück böser Weg bisweilen vermögend ist, den ganzen Kreiß in des Königes Ungnade zu versetzen.“

Auf ihre Verdienste um diesen Handel konnten sich denn auch die Breslauer Juden berufen, als sie die christliche Kaufmannschaft in den Augen des Königs herabzusetzen suchte. Schon am 1. August 41 (P. A. II. 45 a, vol. I. f. 1 fg.) erinnert diese in einer Petition an Friedrich an die Judenvertreibungserlasse der weiland böhmischen (im Jahr 1455) und der österreichischen (im Jahr 1738) Regierung und bittet um die Erneuerung derselben. (Vgl. f. 5, 20b, 32, 39.) Es wird nun auf königlichen Befehl ein genaues Verzeichnis der zurzeit in Breslau wohnenden Juden, ihrer Familienverhältnisse, Berufsarten und so weiter aufgenommen (f. 47, 59). Inzwischen blieben die Juden selbst nicht müßig. In einem Gesuche an den König vom 1. November 41 (f. 89) berufen sie sich darauf, daß sie „hauptsächlich das Polnische und Russische Negotium mit ihrem Golde und Kredit auf ganz augenscheinliche Weise befördert.“ Sie wünschen Aufenthaltrecht, eine Synagoge, einen Friedhof, „überhaupt aber eben dergleichen Rechte und Freiheiten“, welche denen in Berlin und anderen königlichen Städten wohnhaften Juden „allermildest angegönnet worden.“ Dafür versprechen sie „nach dem Exempel derer Berliner Juden das ihrige zu den allgemeinen bürgerlichen Oneribus willigst beizutragen.“ Der König entschließt sich daraufhin

(f. 104. 18. Januar 42), die Stellung der Juden ein für allemal so zu reguliren (vgl. f. 109, 111, 118, 79, 145, fg. 192, 218, 247), daß nur die Schutzjuden, die jüdischen Kultusbeamten und die polnischen und russischen Negotianten geduldet, dagegen alles läuderliche Gefindel beseitigt werde. Allein damit gab sich die Breslauer Kaufmannschaft noch nicht zufrieden. Sie wandte sich mit Umgehung der nächsten Instanz, der Kriegs- und Domainenkammer, unmittelbar an die Person des Königs, was ihr sogleich in scharfem Tone gerügt wird (f. 251).

„Wir können nicht begreifen,“ so heißt es in dem Bescheide, „was die hiesige Kaufmannschaft oder vielmehr einige unruhige Köpfe unter ihnen bewegen können, Ihre königliche Majestät mit einer so ridiculen Vorstellung zu behelligen, in welcher sie nicht allein einen wunderbaren Vergleich zwischen Prag und Breslau machen, mit denen alten Privilegiis, so doch ohne Ihre königlichen Majestät Conformation so viel als nichts gelten, sehr prahlen, sondern, was das Schlimmste ist, sich gar unterstehen, Ihre königliche Majestät mit Unwahrheit zu behelligen, und werden Wir nicht unterlassen, nach Unserer Pflicht die Judensachen dergestalt zu untersuchen, daß dem Commercio und Publico kein Nachtheil dadurch zuwachse, eigennützig und eigensinnige Commercianten aber ihren Endzweck zum Nachtheil des Publici auch nicht erreichen sollen.“ Man könnte die Kaufleute zwar bestrafen, wolle aber „aus angebohrner Landesväterlicher Gnade und Huld diesen Unfug dieses Mal ungeahndet hingehen lassen“ (26. April 42 vgl. f. 263, 301, 315, 317 und N. N. XV. 1 vol. 1).

In der That verleugnet sich auch hier ebenso wenig wie sonst, die Gerechtigkeitsliebe des großen Königs, der beiden Parteien gleich sein Ohr lieh. Er bestimmte schließlich (P. N. II. 45 a, vol. I. f. 320), es solle den Juden „eine Synagoge“ . . . zwar erlaubt werden, jedoch nur zur Miethe, und sollten sie bei 100 Reichsthaler Strafe sich nicht unterstehen, einen Bann oder andere Actus Jurisdictionis in der Synagoge vorzunehmen, ohne vorher bey der hiesigen Kriegs- und Domainenkammer Anfrage dieserhalb gethan zu haben. Zum Begräbnis wollte man Ihnen erlauben, einen Ort vor der Stadt hierzu zu verkaufen, jedoch würden sie sich gefallen lassen müssen, vor die Erlaubniß von jeder Leiche . . . „an die königliche Casse zu bezahlen, worüber Sie um so viel weniger Ursache sich zu beschweren haben würden, da es Ihnen bis dato viel mehr gekost, weil Sie alle ihre Leichen nach Pohlen bringen müssen.“ Diese Privilegien wurden im einzelnen, trotz der ungeminderten Unzufriedenheit der Kaufmannschaft, noch erweitert; jede Prellerei der Juden auf das strengste untersagt (f. 330, 345, 371, 373, 399, 421, 447, 453, 463). Doch alles fremdländische „unnütze Judengefindel“ sollte mit aller Strenge aus der Stadt verwiesen werden, wobei aber zugleich auch die religiösen Rücksichten dieser Juden geachtet werden (N. N. XVI. 5, 16. Mai, 10. August und 22. Dezember 44). Um die Juden „in stand“ zu setzen, „über die Bergehungen, weshalb einer vor den anderen stehen muß, einander zu beobachten, und durch Anwendung gehöriger Aufmerksamkeit der sie treffenden Vertretung auszuweichen,“ wird die Einsetzung von Judenältesten angeordnet (15. Juni 47 und 13. Oktober 77, N. N. XII. 15 f. 201). Gelegentlich wird den Gerichten auch in Erinnerung gebracht, daß „die Juden wie die Christen geurtheilet werden müssen“ (Spec.-Bef. 13. April 75, N. N. XVI. 5, vol. 4 f. 51). Ferner sucht Friedrich dem Uebertritte der Juden zum christlichen Glauben aus unlaunteren Motiven zu steuern (9. August 74, vgl. N. N. XVI. 1, vol. 1 f. 19 und f. 63, 8. Oktober 78.)

Gewisse Beschränkungen werden damit begründet, daß „die in Schlesien tolerirte Juden sich lediglich mit dem Commercio und Handlung beschäftigen sollen“ (8. März 80, N. N. XII. 15 f. 270).

Selbst in die inneren Angelegenheiten der Judenschaft sehen wir hier und da des Königs Stock dreinfahren. Zur nachdrücklicheren Beitreibung der Gemeindeabgaben stellt er den Gemeindevorstehern einen Unteroffizier zur Verfügung. Den über einen Juden verhängten Bann hebt der König auf, allerdings nicht ohne das „besoffene Subjekt“ zur Strafe für den dabei erregten öffentlichen Tumult einsperren zu lassen (14. Mai 48, N. N.

XVI., vol. 1 f. 118). Als Friedrich gemeldet wird, daß Juden „mit ganz abgeschorenen Bärten, um nicht für Juden zu passiren“, bei Diebstählen ertappt worden, befiehlt er, „daß künftighin kein Jude, der des Alters und geheyrathet ist, ein Baart zu tragen, sich denselben soll ganz abscheeren lassen, wie bei den Christen zu geschehen pflegt, sondern eine Marque davon behalte, damit er erkannt werden könne“ (28. Juni 48 ebd.).

Ein Erlaß vom 20. Juli 67 (ebd. f. 161) befiehlt, eine Frau aus Hundsfeld, welche „unkoscheres Fleisch eingeschmuggelt und an Juden verkauft“, des „vornehmlich wieder die gesetzliche Verfassung der jüdischen Religion gröblich anlaufenden Frevels halber zu ihrer wohlverdienten Strafe und andern zur Warnung mit vierwöchentlichem Gefängnis in hiesiger Frohnveste, halb bei Wasser und Brodt zu bestrafen, nicht weniger in denen ersten beyden Wochen ihres Gefängnisses, wöchentlich zwei Mahl an der Thüre der Judenschule währenden Gottesdienst, mit einer Tafel auf der Brust und der Aufschrift: Strafe gewinnsüchtigen Verkaufs unkoscheren Fleisches, andern zum Abscheu auszustellen.“

So erstreckt sich selbst auf eine damals nicht einmal staatlich anerkannte Glaubensgemeinschaft der Schutz unbeschränkter Glaubens- und Gewissensfreiheit, welchen Friedrich sogleich bei seinem Einmarsch in Schlesien allen Unterthanen zugesichert hatte. Noch deutlicher zeigt sich dies, wie zu erwarten, in der Regelung des gegenseitigen Verhältnisses der katholischen und protestantischen Kirche und ihrer Mitglieder, welches unter österreichischer Herrschaft nichts weniger als friedlich gewesen. Bereits am 28. Juni 41 (R. N. XV. 37, N. 19) befiehlt der König, „bloß zur Consolation der Landesinwohner, und damit aller Zwietracht und Schein der Partheylichkeit in den Städten vermieden werde, in denen Raths-Collegiis, welche bishero bloß aus Römisch-Katholischen Subjektis bestanden, auch zwey der Augspurgischen Konfession beygethane Mitglieder beyzusetzen.“

Zur Sicherung des religiösen Friedens erläßt am 28. August des nächsten Jahres (R. N. XV. 37, N. 87) Kardinal von Sinzendorf folgende Verordnung: „Welchermaßen Ihre königliche Majestät zu Preußen von Anbeginn der glorreichsten Beherrschung des Herzogthums Schlesiens alle dero Unterthanen, dero höchsten königlichen Schutzes und ungeschränkter Gewissensfreiheit allergnädigst versichert haben, dero Sie auch besonders Ihre katholische Unterthanen bisanhero theilhaftig gemacht . . . Es ist aber Ihre königlichen Majestät allergerechteste und christliche Intention, Willensmeinung und Befehl, daß sämtliche dero Unterthanen (was sie nur vor einer Religion zugethan seyn mögen) mit einander in christlichem und bürgerlichem Fried und Einigkeit leben, ihr eigenes und allgemeines Wohlsiehn, zu Ihrer königlichen Majestät und des Landes Bestem gemeinschaftlich befördern, und wie allen Werken und Worten sich enthalten mögen, wodurch einiger Zwiespalt, Haß und Widerwillen in Religionsfachen erwachsen könne. Obgleich wie nun unter diesen das Wort Kezer oder Kezerey auf eine verfängliche ja schimpfliche Ausdeutung versetzt zu werden pfleget, dessen zu geschweigen, daß Ihre königliche Majestät selbst dieses Wort zu Dero Höchsten Beleidigung ausdeuten, und ihre sammentlichen Unterthanen (was sieley Religion sie seyn mögen) alle Treu und Gehorsam dergestalt zu leisten schuldig seynd, daß der Unterschied der Religionen an dem Ihre schuldigen Gehorsam und Treu weder einigen Abbruch noch Unterschied machen kann. Als ergeheth hiermit unser ernstlicher Befehl an alle Katholiken christlichen Standes, daß sie sich aller schimpflichen, gehässigen und unglimpflichen Ausdrückungen gegen andere Religionsgenossen enthalten.“

Am 22. Dezember läßt sich (ebd. N. 107) Friedrich vernehmen: „Was maßen Uns der hochwürdige hochgebohrne Fürst, Herr Phil. Ludw., der Römischen Kirchen Priester Kardinal von Sinzendorf, unterthänigst zu vernehmen gegeben, welchergestalt dieselben zu Beförderung und Befestigung der guten Harmonie zwischen den Geistlichen von beyden in Schlesien üblichen Religionen, bey dem Römisch-Katholischen Clero die Verfügung gemacht, daß die Parochi denen im Bezirk Ihrer Pfarretheyen wohnenden evangelischen Pastoren und Predigern hinführo keine Taxam Stolae abheischen.“ Dasselbe gilt auch umgekehrt für die evangelischen Geistlichen. Ein Bericht vom 13. April 43 (R. N. XV. 38 N. 9) meldet, „daß

Ihro königliche Majestät die Herrenhutter in Ihre Spezialprotektion genommen und sie in ihren Conventiculis nicht sollen gestört werden.“ In einem Edikt vom 8. August 50 (R. A. XV. 62, vol. 1 N. 5) wird „festgesetzt, daß nach der von Ihro königlichen Majestät sämtlichen Unterthanen verliehenen Gewissensfreiheit einem jedweden, wes Standes oder Religion derselbe sey, unverwehrt bleibe, die Katholische Religion anzunehmen. Es müssen daher so wenig die weltlichen Kollegia, Konistoria und andere Richter, als auch die Geistlichkeit beyder Religionen selbst demjenigen, der sich auf eine ungezwungene Art zu einer anderen Religion bekennen will, darunter das Geringste in den Weg legen, oder ihm einige Weise daran hinderlich seyn.“ Bei Ehen zwischen Mitgliedern verschiedener Konfession sollten „die Söhne in der Religion des Vaters, die Töchter aber in der Religion der Mutter die nötige Unterweisung bekommen.“ Schließlich heißt es hier: „Da sich auch die katholische Geistlichkeit darüber einen Skrupel machen wollen, daß denen evangelischen Predigern bisher erlaubt worden sey, bey Begrabung derer evangelischen Leichen die katholischen Kirchhöfe zu betreten, und des Herrn Bischoffs Liebden sich ausdrücklich erkläret, daß sie darein zu willigen vor sich nicht im stande wären, Seine künigliche Majestät aber dieses alles als eine Sache, welche absolute wider die eingeführte reciproque allgemeine Gewissensfreiheit und freyes Religionsexercitium laufet, ansehen. Als soll sowohl denen evangelischen Geistlichen die katholische, als auch denen katholischen die evangelischen Kirchhöfe bey denen Begräbnissen derer Leichen ihrer Religion zu betreten und solchen Actum darauf zu verrichten, unverwehrt seyn.“ Bald darauf, im Dezember 50 (R. A. II. 15 a, vol. 1), wird ein Patent vom November publizirt, „das allerweiseste königliche Abkommen, mit des Fürst-Bischoffs Liebden zu Breslau, wornach sich beyderseits Religionsverwandten Geistliche sowohl im ganzen Lande genau achten, als sammt und sonders auch die Einwohner differenter Religion sich billig mitsammen als Christen und Brüder in allem betragen sollen.“ Ähnlich wird in einem Spezialbefehl vom 7. Oktober 52 (R. A. XV. 62, vol. 1 26 a) von des Königs „Intention“ gesprochen, „zwischen Unseren Protestantischen und Römisch-Katholischen Unterthanen in Schlesien eine vollkommene Egalität zu beobachten.“

Einige Jahre später wird (3. März und 28. Dezember 58) „die Entrichtung des Decems an die Pfarrer oder Parochos von unterschiedener Religion“ aufgehoben (R. A. XII. 15 f. 195, vgl. f. 76). Ein anderes Edikt (R. A. XV. 62, vol. 2 N. 21) betont die ungefränkt verstattete Gewissensfreiheit in der Religion, in der ein jeder geboren, zu verbleiben, oder auch zu einer andern, jedoch aus eigener Bewegung ohne fremde Ueberredung und Anlockung, zu treten.“

Vielfach schnitt auch das neue Regiment tief in die bisherigen religiösen Verhältnisse ein. So sucht ein königliches Edikt vom Juni 53 (R. A. XV. 62, vol. 1 N. 28) den „Vermächtnissen an geistliche Stifter“ ein Ziel zu setzen, „indem bekannt ist, daß einfältige, schwache und superstitieuse Gemüther von ihren Geistlichen, insonderheit auf dem Krankenbette, durch allerhand Intrigues und Persuasionen dazu inducirt werden.“ Ein bestimmtes Maximum kann nach Friedrichs Dafürhalten den katholischen Geistlichen für die Seelenmessen genügen, „weil wir in der Vermuthung stehen, daß ihnen die Wohlfahrt der Seelen mehr als das zeitliche Interesse angelegen sey.“ Doch mildert der König nicht lange darauf diese Verordnung (12. März 54, ebd. N. 31), da „Uns Unsere bekannte höchste Tendungsart von all demjenigen, was einem Gewissenszwang ähnlich, oder selbigen nach sich zu ziehen scheinen mögte, weit entfernet.“ In einem Edikt von demselben Datum (ebd. 32) heißt es: „Nachdem aus der täglichen Erfahrung mehr als offenbahr, daß durch die große Anzahl der Feyer- und Festtage derjenige Endzweck, wozu sie eigentlich gewidmet sind, nicht erhalten, vielmehr, da selbige außer der narigen zum öffentlichen Gottesdienst ausgesetzten Zeit, mehrentheils mit Müßiggang, Spielen und Leppigkeit zugebracht, und von manchem gemeinen Manne dasjenige oft in einem Festtage verzehret wird, was er in einer Woche erwerben können; hiedurch aber einestheils so wenig die Erbauung und Besserung der Gemüther verschafft, als auf der andern Seite die Unterthanen in ihrer Nahrung durch unterlassende

Arbeit und unnöthigen Aufwand auf eine doppelte Art zurückgesetzt werden. So ist aus dieser sich durchgehends äußernden Bedenklichkeit in verschiedenen sowohl der Römisch-Katholischen als Evangelischen Religionen zugethanen Ländern die Reduktion die Feiertage nöthig erachtet, und hin und wieder veranstaltet worden,“ und Friedrich selbst schließt sich für sein Land dieser Bewegung an.

In demselben Sinne heißt es in einem Edikt vom 28. Januar 73 (R. N. XV. 62, vol. 4): „Was maßen wir erwogen, daß so löblich auch die Absicht derjenigen gewesen ist, welche die Feyerung besonderer Festtage in der christlichen Kirche veranlaßet haben, doch die Erfahrung gelehret, wie die Menge dieser Festtage, dem Endzweck ihrer Einsetzung vielmehr hinderlich geworden ist, inmaßen die allerwenigsten Menschen diese Tage dem Nachdenken über ihre Pflichten und der Religion widmen, sondern dieselbige vielmehr mit unchristlichem Müßiggang und öfters in Leppigkeit und Schwelgerey zubringen. Die öffentliche gottesdienstliche Handlungen und deren häufige Beywohnung sind auch an sich selbst noch keine Gottseligkeit, sondern nur Mittel, die Gemüther dazu zu erwecken, und sie beweisen hauptsächlich ihren Nutzen darin, wenn diese Gottseligkeit sich in den übrigen Tagen in wirklichen Handlungen der Rechtschaffenheit, des arbeitsamen Fleißes, der Menschenliebe, der Treue gegen Gott und gegen die Obrigkeit, und in einer geduldigen Ertragung der Beschwerclichkeiten dieses Lebens, äußert. Wir sind von dem Werth der Religion und ihrer Nutzbarkeit zu sehr überzeugt, als daß wir derselben Grenzen zu setzen gemeynet seyn sollten. Wir wollen nur verhindern, daß sie nicht ein Anlaß entgegenstehender Folgen werden, und da wir uns versichert halten, daß diejenigen Prediger, die sich das wahre Beste der ihnen anvertrauten Gemeinen angelegen seyn lassen, in den eingesetzten Sonntagen und übrig bleibenden Festen Gelegenheit genug haben, ihren Zuhörern die zur wahren Religion und Frömmigkeit gehörigen Belehrungen zu geben. So haben wir uns entschlossen, folgende allgemeine Verordnung deshalb zu erlassen . . . § 3. Weil aber Unsere Absicht keineswegs dahin gehet, Unseren Unterthanen des platten Landes dadurch eine neue Last aufzulegen, so setzen Wir hierdurch ausdrücklich veist, daß an denjenigen Orten, wo die Unterthanen zu angemessenen oder alltäglichen Diensten verpflichtet sind, ihnen diese abgeschafte Feyer- und Festtage dergestalt zu gute kommen sollen, daß sie ihren Guthsherren . . . keine Hofdienste . . . zu leisten schuldig sind . . . § 7. Da durch diese Einschränkungen der Feiertage den Predigern eine merkliche Erleichterung verschafft wird, so erwarten Wir um so mehr, daß sie die ihnen übrig bleibende Zeit zum Besuch der ihrer Aufsicht anvertrauten Schulen, auch zum selbst eigenen Unterricht der Jugend und zur bessern Anweisung der Schulmeister dergestalt anwenden werden, damit den Kindern eine deutliche Erkenntnis von Gott und von ihren Pflichten beygebracht, und sie zum thätigen Christentum mit mehrerm Fleiß als Wir zeithero verschiedentlich bemerkt, angewiesen werden.“ Ferner heißt es (ebd. N. 6): „Nachdem in Folge der von Uns allerhöchst gepflogenen Communication mit dem Päpstlichen Stuhl in Rom“ die Anzahl der Feiertage beschränkt worden, so befiehlt der König: „Diejenigen Katholischen Geistlichen, welche darunter im geringsten manquiren sollten, habt Ihr zur ohnfehlbaren Bestrafung, und befindenden Falls zu verfügenden Remotion ab officio, bey eigener Verantwortung sofort anzuzeigen.“ Eine strenge Ueberwachung der Geistlichen hielt Friedrich auch sonst für erforderlich. In einem Erlasse vom 16. Mai 60 (R. N. XV. 62, vol. 1 N. 84) lesen wir: „So großen Einfluß die Prediger und Schullehrer in dem Staat haben, wenn solcher von redlichen und wohlgesitteten Menschen geleistet wird, so viel Uebel entstehet daraus, wenn in dergleichen Aemtern sich solche Personen befinden, welche selbst sich allerley Lastern ergeben.“ Diesen Einfluß der Geistlichkeit weiß der König auch an geeigneter Stelle politisch zu verwerthen. Als er „auf mehrere Bevölkering der Provinz“ und „auch das Land an wohlgestalteten Einwohnern volkreich zu erhalten“, die Impfung verordnet (13. April und 11. Mai 70, R. N. XI. 45 f. 14), fordert er den Klerus zur Unterstützung auf. „Ob nun wohl die Geistlichkeit hauptsächlich dazu beruffen ist, das Hehl der Seelen bey den ihr anvertrauten Gemeinen zum eigentlichen Augenmerk zu haben. So wird dieselbe

es gleichwohl auch zu ihren Pflichten rechnen, der zeitlichen Wohlfahrt ihrer Kirchfinder hülfreiche Hand zu biethen, ihnen das Leben und die Gesundheit zu erhalten zu suchen, durch guten Rath, freundliches Zureden und glimpfliche Benennung der wider die hierzu dienliche Mittel gefaßte Vorurtheile der betrübten Beraubung der Eltern von ihren Kindern, und der Entvölkerung des Landes, so viel bey Ihr beruhet, vorzubeugen. Um aber die Geistlichkeit dieser ihrer Pflicht eingedenk, und zum gemeinen Wohl hierbey mitwirkend zu machen, befehlen Wir auch allergnädigst, derselben in eurem Sprengel förderksamst zu eröffnen: daß es Unser Landesväterlicher Wille und Allergnädigster Befehl sey, daß sie beyde Eltern und Kinder liebevoll belehren sollen, daß die Einimpfung der Blattern ein wirklich heilsames Mittel sey, den Kindern das Leben und einen gesunden Leib bey einer Krankheit, der nur wenig Menschen überhoben bleiben, zu erhalten. Da auch überhaupt öfters bey Menschen die Beyspiele mehr als Vernunftschlüsse vermögen, so wird in dieser Sache die Anführung der Exempel der höchsten gekrönten Häubter, Thronerben . . . nicht ohne großen Eindruck und Wirkung seyn (f. 16). Und wenn endlich hier oder da sich gar bey Eltern Gewissensscrupel darüber äußern sollten, daß sie durch Veranlassung der Blatter-Einimpfung ihren Kindern eine Krankheit selbst zuzögen, oder sich damit eines Eingriffs in die göttlichen Fügungen anmaßten, so wird hierbey das eigentliche Amt der Geistlichkeit es mit sich bringen, dergleichen guten aber furchtsamen Gemüthern dieses Vorurtheil zu benehmen . . . Es ist Uns nicht unbewußt, daß es seine Schwierigkeit habe, Vorurtheile und Zweifel auszurotten und zu heben, und dagegen deutliche Begriffe, Ueberzeugung und Entschlossenheit dem gemeinen Manne absonderlich bezubringen; desto mehr aber soll sich die Geistlichkeit dieses ins Werk zu richten bemühen.“ Um sich eine möglichst ergebene und patriotische Geistlichkeit heran zu ziehen, schloß Friedrich Ausländer von den geistlichen Benefizien aus (R. A. XII. 335). Andererseits verbot er auf das strengste den Einheimischen, ausländische Schulen zu besuchen (R. A. XV. 62, vol. 1 R. 19, vgl. R. 16).

Aus demselben Motive, wie die Einschränkung der Feiertage, floß auch die Verkürzung der Trauerzeit durch Friedrich. „Was maßen Wir mitleydentlich angemercket,“ so heißt es in einem Edikte vom 2. Mai 42 (R. A. XV. 37 R. 72), „daß in Unsern zu Niederschlesien gehörigen Herzogthümern und Landen der Aufwand und die Verschwendung bei Trauerfällen so hoch gestiegen, daß dadurch nicht so wohl das Andenden der Verstorbenen Christmässig verehret, als vielmehr auf eine unzeitige eitele Pracht und Hochmuth dabey abgezielet werde, und folglich immer einer es dem andern in diesem Stück zuvor zu thun sich bemühe. Wodurch dann Viele, welche ohnedem von ihren Verstorbenen öfters in Trübsal und Armuth zurück gelassen werden, vollends verarmen, und solchergestalt ganze Familien, zumahl zu diesen annoch beklemnten und schlechten Zeiten, ruinirt werden,“ so sucht er diesem Unwesen zu steuern.

Religiöse Fragen streifen ferner vielfach des Königs Erlasse in Ehesachen. Er sucht die Eheschließung auf jede mögliche Weise zu erleichtern. Am 29. April 45 erteilt er einem Arzte den Dispens, sich zu Hause „ohne geistliche Beystände copuliren zu lassen“. Jede Beeinflussung durch Eltern oder Geistliche wird entschieden untersagt (22. April 47 R. A. XV. 62, vol. 1 R. 76, vgl. ebd. XII. 15 f. 12). Ein Edikt vom 17. November 82 (R. A. XII. 15 f. 308, 317) eifert „gegen die Mißbräuche der überhand genommenen Ehescheidungen“, „da nun durch eine solche übertriebene Leichtigkeit bey den Ehescheidungen der öffentliche Wohlstand beleidigt, die Zügellosigkeit der Sitten, und der Hang der Gemüther zur ungescheuten Verletzung der heiligsten Verbindungen bestärkt, und die dem Staate so nachtheilige Ehelosigkeit noch mehr befördert“ werde.

Wiederholte Edikte wenden sich ferner mit Entschiedenheit gegen den Kindermord und ähnliche Verbrechen (R. A. XII. 15 f. 19 XV. 62, vol. 3 R. 71, 72 XV. 71). Man suchte dem ersteren Uebel durch Anlegung von Findelhäusern vorzubeugen. Friedrich sagt (20. Juli 47, R. A. XII. 125 f. 5b) auf einen dahin gehenden Vorschlag hin seine Unterstützung zu, „so wie meine Umstände es leiden werden“, und am 8. März 51 schreibt er an Münchow:

„Ich gebe sehr gerne meinen Consens dazu, und wird es mir recht lieb sein, wenn Ihr in solcher sehr guten und nützlichen Stiftung reussiren werdet.“ Auch sonst sucht er das Leben seiner Unterthanen möglichst zu schützen. So gilt ein Erlaß vom 25. November 75 (R. A. XV. 62, vol. 4 N. 45) „schleuniger Rettung der durch plötzliche Zufälle leblos gewordenen Personen.“ „Wie Wir nun des Endes,“ so heißt es hier, „zuvörderst die aus alten Zeiten und Gebräuchen herrührende, einer gesunden Vernunft und Religion entgegen laufende lieblose Vorurtheile des gemeinen Mannes, daß nemlich die von einem oder andern dergleichen verunglückten Personen zu leistende Beyhülfe derselben Ehre einen Nachtheil verursache oder zuziehe, hiermit gänzlich abzustellen nöthig finden.“

Wie auf die Erhaltung des Lebens, war Friedrich auch auf den Schutz des Vermögens seiner Unterthanen auf das peinlichste bedacht. So sehr er redliche Arbeit und wahre Kunst zu schätzen wußte, indem er sogar den ausländischen Künstlern und Fabrikanten, die sich in Preußen ansiedeln wollten, alle Rechte der Unterthanen in Aussicht stellte, ferner „freyes Vorspann von der Schlesiſchen Grenze an bis an den Ort seines im Lande gewählten Domicilii, sowohl vor seine Familie als Effekten“ und Ersetzung der Reisekosten (R. A. XV. 62, vol. 3 N. 25), so streng verurteilte er andererseits jeden Schwindel, der den Leuten das Geld aus der Tasche lockte (vgl. R. A. XV. 38 N. 75). Um dem „übermäßigen Wucher einiger gewinnſüchtiger Gemüther“ zu steuern, wird in Breslau ein königliches Pfandhaus angelegt (6. November 43 ebd. N. 33). Das Spielen, besonders der Soldaten, welches traurige Folgen gezeitigt hatte, wird streng verboten (R. A. XV. 38 N. 75. XV. 37 N. 19).

Was die Sorge Friedrichs um das geistige Wohl seiner Landeskinde betrifft, so ist die Stiftung von Regiments- und Armeſchulen (R. A. XII. 43 f. 9), sowie die Zuſicherung des Königs zu erwähnen, die Gründung einer Mädchenschule in Breslau in jeder möglichen Weise fördern zu wollen (R. A. XII. 51 f. 1 13).

Nur ein Fürst wie Friedrich, dem das Wohl seines Landes über alles ging, durfte sich, gestützt auf die Liebe seines Volkes, wenn man ihm diese zu entziehen suchte, so zuversichtlich wie er an das freie Urtheil seiner Unterthanen wenden. So heißt es in einem Edikte vom 2. November 56 (R. A. XV. 1, vol. 2 f. 3): „Es ist weltbekannt und durch die untrügliche Beweise nunmehr dargethan worden, daß Wir die Waffen gegen den Wienerischen Hoff aus keiner andern Ursache ergriffen, als um die von demselben gegen Uns geschmiedete und auf den Ausbruch gestandene gefährliche Anschläge zu hintertreiben, und denenselben zuvor zu kommen, daß Wir Uns also lediglich im Stande einer abgedrungenen Nothwehr befinden.“ Man suche ihm sogar die Unterthanen untreu zu machen. „Dieses an sich so unkräftige als gesehwidrige Verfahren halten Wir zwar um so weniger der geringsten Achtung würdig, als Wir von dem getreuesten Attachment und Devotion Unserer Unterthanen ohnedem genugsam versichert sind, daß sie sich“ durch solche Frechheit „nicht abwendig machen lassen werden.“ In seiner „Anzeige der Ursachen, welche Seine königliche Majestät bewogen haben, der Römisch Kaiserlichen Majestät Hülfsvölker zuzusenden“ (R. A. XV. 38 N. 87) sagt Friedrich: „Seine königliche Majestät finden nöthig, ganz Europa bekannt zu machen, wie Sie, nach allen nur ersinnlichend doch vergebens angewandten Bemühungen zur Güte, die fortwährende, das wehrte Deutsche Vaterland zu Grunde richtende Unruhe nicht länger mit gleichgültigen Augen ansehen können . . . Diese Prinzessin, (die Königin von Ungarn) „und Ihre Miiirten haben den Absichten des Ehrgeizes keine Grenzen gesetzt, dessen verderblicher Endzweck gewesen, die Deutsche Freyheit auf ewig in Fesseln zu schlagen, worin, seit länger als einem Jahrhundert, das Hauptaugenmerk der östereichischen gefährlichen Staatslehre bestanden hat. Deutschland ist mit fremden Kriegsvölkern überschwemmet worden. Dem gesamten Deutschen Staat das Garaus zu machen, welcher aus so vielen Souverainen Ständen bestehet, und sich einzig und allein durch seine Einigkeit, gegen so viele gewaltige Anfälle, die ihn so oft und vielfältig erschüttert, bishero erhalten hat, Alle diese Gewaltthaten, und alle diese Zunöthigungen, welche dem Ruhm und der Ehre des Deutschen Rahmens offenbar entgegen lauffen. Dergleichen wiederrechtliches

Unterfangen länger zu dulden, würde der Ehre und Würde eines jeden Churfürsten des Reichs verkleinerlich seyn. Allein indem Sie“ (Maria Theresia) „die Teutsche Freyheit ansieht, erwecket Sie derselben auch Vertheidiger. Das Bluth der alten Teutschen, die Ihr Vaterland so viele hundert Jahre, und dessen Freyheit gegen die ganze Macht der ehemaligen Römischen Monarchie beschützet haben, ist noch vorhanden, und wird dieselbe auch anjeko gegen alle diejenigen, die sich daran zu vergreifen beygehen lassen, zu vertheidigen wissen. Seine königliche Majestät haben Sich zu Ihnen“ (den zu Frankfurt verbündeten Kurfürsten) „geschlagen, weil Sie es vor die Pflicht und Schuldigkeit eines jeden Reichsgliedes halten, die Grundfeste desselben zu vertheidigen. Seine königliche Majestät halten davor, daß der edelste und würdigste Gebrauch, der von Gott Ihnen anvertrauten Macht, in der Beschützung des Vaterlandes, welchem die Königin von Ungarn Fesseln anlegen will, und in der Rettung der Ehre und Gerechtsame aller Churfürsten bestehe. Es ist allhier von Ihrem eigenen Interesse gar nicht die Frage, sondern Sie greiffen bloß und lediglich zu den Waffen, um dem Teutschen Reiche die Freyheit, dem Kayser die oberste Würde, und ganz Europa den Ruhestand wieder zu wege zu bringen.“ Am offensten aber spricht des Königs Zuversicht zu der Treue seiner Schlesiern aus seiner Erklärung gegen ein Pamphlet der Oesterreicher (19. Dezember 44 ebd. N. 92), welche „auf eine gottlose und indigne Urth auch mit dergleichen Expressionen, so bishero unter gekrönten Häuptern und gesitteten Völkern ganz ungewöhnlich gewesen“, um sich werfen. Die Oesterreicher hätten doch einst den Schlesiern Unrecht genug zugefügt, „insonderheit aber die der Evangelischen Kirche zugethane, dem klaren Buchstaben des Westphälischen Friedens, und der Alt-Kanstädtischen Convention schnurstracks zuwider, verfolgt, und mit unendlichen Chicanen beschweret, ja öfters auf eine unchristliche und barbarische Weise mißhandelt, und Ihr Vaterland und Haabseligkeit mit dem Rücken anzusehen gezwungen . . . Dahingegen Wir Uns ohnbedenklich auf Eure eigene Wissenschaft berufen mögen, ob Wir nicht, seitdem Schlesien unter Unserer Bothmäßigkeit gestanden, beyderley Religionsverwandten, ohne auf den Unterschied Ihrer Meynungen einige Attention zu nehmen, überall gleichmäßigen Schutz und Schirm wiederfahren, und Uns eysrigst angelegen seyn lassen, damit die aus der vormahligen confusen Haushaltung erwachsene Beschwerden und Gebrechen des Landes auf einen soliden Fuß renudiret, allenthalben gute Ordnung eingeführet, einem jeden ohne Ansehen der Person recht und gleich administriret, und Niemand von seinem wohl hergebrachten Eigenthum und Gerechtsamen zur Ungebühr verdrenget werden möge.“

Dr. Max Grunwald.



Literarische Berichte.

Fürst Bismarck, Neue Tischgespräche und Interviews. Herausgegeben von Heinrich von Poschinger. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Der unermüdlche und gewissenhafte Bismarck-Biograph Heinrich von Poschinger

liefert uns in diesem Buche neue und wertvolle Beiträge zur Lebensgeschichte und Charakteristik des ersten deutschen Reichskanzlers. Der erste Teil des Werkes lehnt sich an die frühere Veröffentlichung des gleichen Verfassers „Fürst Bismarck und die Parlamentarier“, an und bildet gewissermaßen eine Ergänzung der-

selben. Hier wie dort lernen wir den großen Mann in seiner Häuslichkeit kennen, in seinem ungezwungenen Verkehr mit Freunden und Politikern, und zwar von dem Augenblicke seines ersten öffentlichen Auftretens an bis zur Gegenwart. Als Bundestagsgeandter, als Minister, als Kanzler und als Privatmann tritt uns Bismarck in seinem persönlichen Umgange beständig als der gleiche entgegen; lebenswürdig als Wirt, geistprühend in seinen Gelegenheitsreden, voll tiefen Ernstes, wo der Anlaß des Gespräches es fordert, neben seiner eminenten Verstandeskraft stets ein Gemüt von seltener Tiefe verratend. Sehr anziehend ist das, was wir aus dem Buche über die Beziehungen des Fürsten zu dem Amerikaner Motley, seinem alten Universitätsfreunde von Göttingen her, erfahren, ebenso die freilich schon weiteren Kreisen bekannt gewordenen Berichte über den zweimaligen Besuch Crispis in Friedrichsrub. Einen nicht minder interessanten Teil des Buches machen die Berichte über die verschiedenen „Interviews“ des Fürsten aus, die in der That recht schätzenswertes Material zur Bismarckbiographie beibringen. Wie bekannt, verhielt der Fürst, so lange er Reichskanzler war, sich durchaus ablehnend gegen die journalistischen Ausfrage-Besucher, und erst als er sich ins Privatleben zurückgezogen, wurde seine Heimstätte das „Mekka der Journalisten“. Haben die Unterredungen auch nie den Charakter von systematischen Manifestationen gehabt, sondern den von zwanglosen Unterhaltungen, so konnten sie doch das politische Gebiet nicht meiden, und gerade darin liegt ihr eigentümlicher Reiz. Ihre Zusammenstellung ist jedenfalls ein Verdienst, das der Herausgeber des Buches für sich in Anspruch nehmen darf, da sie uns neue und wesentliche Züge zu dem Lebensbilde unseres großen Staatsmannes liefert. f.

Geschichte und Beschreibung der Rassen des Hundes. Unter Mitwirkung der namhaftesten Züchter und Preisrichter und in Uebereinstimmung mit den offiziell anerkannten Rassezeichen der maßgebenden Vereine des In- und Auslandes, herausgegeben von Ludw. Beckmann, Jagd- und Tiermaler in Düsseldorf. In zwei Bänden. Erster Band mit zahlreichen Holzstichen und zwei farbigen Tafeln. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn.

Dieser erste Band des kostbaren Wertes behandelt die zum eingehenden Studium der jetzt bestehenden Hunderassen unentbehrlichen Hilfswissenschaften, wie Anatomie, Exterieur, physiologische und geistige Eigentümlichkeiten, antike Rassen etc. und geht dann über zu einer systematischen Einteilung und Klassifizierung, zunächst der heutigen Rasse-Jagdhunde des In- und Auslandes. — Erst jetzt, nachdem durch langandauernde Revisionen

die Rassezeichen der deutschen Vorstehhunde festgesetzt und auch die Uebersetzung der englischen Rassenpoints offiziell anerkannt wurden, war es überhaupt möglich, ein so umfassendes kynologisches Werk herauszugeben, das die deutschen Hunderassen als vollkommen gleichberechtigt mit den französischen und englischen darstellen konnte. Der rühmlichst bekannte Verfasser hat aber auch ein Prachtwerk geschaffen, das nicht nur äußerlich in größter Opulenz auftritt, sondern das auch durch seine durchaus gediegene textliche Fassung und Ausdehnung auf sämtliche Kulturrasse des Hundes bezüglich ihrer Geschichte und Verwandtschaft, wie ihrer jetzigen äußeren Erscheinung und Bestimmung ein „Standard-work“ bildet, dem kein ähnliches zur Seite gestellt werden kann. Der zweite Band wird die verschiedenen Rassen der Haus-, Hirten- und Lurushunde in Wort und Bild darstellen, auch die Züchtungsprinzipien und Nomenclatur, praktische Züchtung, Erziehung, Behandlung und Abrichtung, Krankheiten und so weiter eingehend schildern. Jeder praktische Züchter und Kynologe, ebenso der Liebhaber und nach gründlicher Belehrung suchende Laie wird das Erscheinen dieses schönen Wertes mit Freuden begrüßen und gewiß großen Nutzen daraus ziehen, zumal die zahlreichen meisterhaften Illustrationen und Farbentafeln das Verständnis ungemein erleichtern. Wir werden nach Ausgabe des zweiten Bandes nochmals auf das Buch zurückkommen. B.

Lehrbuch der allgemeinen Psychologie.

Von Joh. Rehmke. Hamburg, Leop. Voß.

Der von seinen erkenntnistheoretischen Schriften her bekannte Verfasser bietet in diesem Buche eine etwas umständliche, aber gewissenhafte Analyse einiger psychologischen Grundbegriffe. Am raschesten thut er das Seelenleben ab (Denken, Erinnern, Handeln, Persönlichkeit), am ausführlichsten verweilt er bei dem Seelenwesen, für dessen Erklärung der Gegensatz von abstrakt und konkret zu Hilfe genommen wird, und in der Mitte stehen Betrachtungen über das, was Rehmke den Seelenaugenblick nennt. Es dürfte schwer halten, dem Buche in richtiger Weise seine Stellung innerhalb der modernen psychologischen Literatur anzuweisen: es gehört nicht in die physiologische, nicht in die experimentelle und auch nicht in die bloß beschreibende Richtung. Am originalsten sind die Abschnitte über das Zusammen von Seele und Leib und über die Gefühle. Aus ihnen, aber auch aus den anderen Partien des Wertes wird jeder Belehrung schöpfen, der eine sorgsame Lektüre nicht scheut und von der Psychologie mehr als interessante Geschichten oder physiologische Daten erwartet.

M. D.

Korea. Von M. A. Bogio, kaiserlich russischer (sic) Geschäftsträger. Aus dem Russischen von St. Ritter von Urjyn-Pruszhynski. Mit einer Karte von Korea. Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller.

Der Verfasser hat während seiner fünfjährigen Thätigkeit bei der russischen Gesandtschaft in Peking eine Reihe von Notizen über Korea gesammelt, deren Inhalt in dem gegenwärtigen Buche veröffentlicht wird. Der Stoff ist in zwölf Kapitel geteilt, die in einer annähernd folgerichtig durchgeführten Gliederung das ganze öffentliche und private Leben, auch etwas von der politischen Geographie und der Geschichte der Koreaner umfassen. Jedes Kapitel scheint für sich geschrieben zu sein, denn wenn dieselbe Materie, was oft vorkommt, in verschiedenen Kapiteln behandelt wird, so stimmen die Angaben nie scharf mit einander überein, nicht selten finden sich sogar zweifelhafte Widersprüche. Im allgemeinen ist das Buch nicht uninteressant, doch finden sich sehr viele gleichgültige Einzelheiten mit einer Breite behandelt, die um so unerträglicher ist, als infolge des japanisch-chinesischen Krieges sehr viele Veränderungen bevorstehen. Die beigegebene Karte ist ziemlich roh gezeichnet und stimmt nicht immer mit den Angaben des Textes überein. Die Uebersetzung ist recht schlecht. Abgesehen von sehr vielen Ausdrucksfehlern, finden sich nicht nur manche zweifelhafte Sprachfehler, schiefe und falsche Ausdrücke und Redewendungen, sondern, besonders zu Anfang des Werkes, auch eine Anzahl von sinnlosen mechanischen Wortübersetzungen.

K. F.

Opfer und Rebellen. Neue Gedichte von Alfred Baccelli. Rom, Bontempelli 1894.

Schon seit mehreren Jahren ist Alfred Baccelli, der einzige Sohn des italienischen Kultusministers, literarisch thätig. Sehr jung veröffentlichte er vor etwa zehn Jahren Gedichte, welche bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf den jugendlichen Verfasser lenkten. Diese Erzeugnisse einer Erstlingsmuse gefielen so sehr, daß der Verleger eine Volksausgabe für notwendig erachtete, die nunmehr vergriffen ist. Der Titel lautete „Knospen“. Baccelli bewährte sich auch in der Prosa als guter Schriftsteller. In einer Preisbewerbung der jungen römischen Licentiaten bestand er als erster und erhielt die goldene Medaille; und als dieser Aufsatz veröffentlicht wurde, herrschte nur eine Stimme des Lobes über den Verfasser, der bei all seiner Jugend über eine so ausdrucksvolle Sprache verfügte und eine solche Kraft und Tiefe des Gedankens besaß. In einem Band „Literarische Eindrücke“ sammelte er verschiedene kritische Aufsätze, die sehr lesenswert sind. Bald darauf veröffentlichte er ein poetisches Drama, „Sakuntala“, und ein seltsames

Gedicht, „Legende des Herzens“, in dem der Sänger der Natur sich einer höheren Macht, der Liebe, beugt. Das Gedicht behandelt jenen Augenblick, den glücklichsten oder unglücklichsten im Leben, in dem die Seele sich dem Ideal entschleiert und eifrig die Schwesterseele sucht. Schon in der Form ist das kleine Gedicht originell, und bedeutet für den Verfasser einen weiteren Schritt aufwärts; es wurde allgemein sehr günstig aufgenommen. Nicht verdorben durch seine steten Triumphe suchte Baccelli immer neue Lorbeeren zu erringen. Es gibt Dichter, welche aus ihrem eigenen Ich heraus treten können, um mit allen und mit jedem einzelnen zu empfinden und zu leiden, Dichter, die mit der Weltenseele fühlen. Alfred Baccelli gehört zu diesen Bevorzugten. Seine Seele vergißt sich selbst und geht in den Empfindungen anderer auf, so auch in den letzten Gedichten „Opfer und Rebellen“. Das Werkchen zerfällt in zwei Teile. Der erste umfaßt 15 oder 16 Gedichte, denen dieser Titel besonders zukommt und die einzelne packende Momente des Volkslebens schildern, wie z. B. einen Streik, das Elend der Fabrikarbeiter und anderes. Der zweite Teil umfaßt „Verschiedene Gedichte“; verschieden sind sie jedoch nur bis zu einem gewissen Grade, denn alle haben etwas Gemeinsames, die Liebe. So lohnend es auch wäre, so verbietet uns hier doch der Raum, auf jedes einzelne Gedicht näher einzugehen. Wir wollten deshalb an dieser Stelle nur auf das große und seltene Talent hinweisen. Wenn in späteren Jahren der Name Alfred Baccelli als heller Stern am literarischen Himmel Italiens leuchtet, und wenn berufenere Federn diese Perlen der Dichtkunst ins Deutsche übertragen haben, werden wir uns durch den Gedanken belohnt fühlen, die ersten gewesen zu sein, welche Kunde von ihm in Deutschland gegeben und die literarische Welt unseres Landes auf ihn aufmerksam gemacht haben. S. Z.

Ans 'em Lerche-Mescht. Gedichte in schwäbischer Mundart von Adolf Grimlinger. Stuttgart, A. Bonz u. Co. 1895.

Unter den deutschen Dichtern, die eine Eigenart pflegen, ist Adolf Grimlinger vielleicht der eigenartigste. Er, der vornehme, hochbegnadete Künstler, dem es vergönnt war, mit gleichem Erfolge auf drei verschiedenen Kunstgebieten thätig zu sein, steigt als Dichter mit Vorliebe zu dem Volke herab und singt in heimischer Mundart das, was das Volksgemüt bewegt. Freilich, den Mann des feineren Empfindens verleugnet er in seinen mundartlichen Dichtungen nicht und nähert sich darin mehr dem sinnigen Klaus Groth als dem urwüchsigen Fritz Reuter oder dessen süddeutschem Geistesverwandten Friedrich Stolze. Aber ein Volksdichter ist er darum doch, ein Volksdichter, wie ihn einmal

Schiller charakterisirt hat, ein Dichter, der wie Walthar Stolzing unter die Meisterfinger, so sich unter die Menge begibt, um sie durch Verfeinerung des volkstümlichen Empfindens hinaufzuführen zu der Höhe, von welcher er selbst herniedergestiegen. Ganz merkwürdig ist, mit welcher Feinheit und Grazie Grimlinger die mundartliche Sprache zu beseelen weiß; in seinen lyrischen Gedichten tritt uns der schwäbische Dialekt als der anmutigste von allen entgegen, als eine Volkssprache, in welcher die zarteste Regung der Psyche zu ihrem Rechte gelangt und ihren Ausdruck findet. Wir brauchen keine Beispiele anzuführen, denn auf jeder Seite der vorliegenden wie der früheren Sammlungen findet sich der Beleg für unser Wort. Das aber möge erwähnt sein, daß die Stücke der neuen poetischen Gabe den früheren an Schwung und Frische in keiner Weise nachstehen.

h.

Was uns die Kunstgeschichte lehrt.

Einige Bemerkungen über alte, neue und neueste Malerei von Karl Woermann. Dresden, L. Ehlermann 1894.

In dem verwirrenden Kampf der Meinungen über alte und neue Kunst, der besonders auf dem Gebiet der Malerei lebhafter wie je tobt und lärmt, muß ein Wort doppelt willkommen sein, das in den Ergebnissen der Kunstgeschichte einen kritischen Maßstab sucht und findet. Die spekulative Aesthetik hat sich seit hundertundfünfzig Jahren vergebens bemüht, feste, allgemein anerkannte Regeln zur Beurteilung des Kunstschönen zu finden. Tiefere Einblicke in die Gesetze des künstlerischen Schaffens gewährt die von den Naturwissenschaften ausgehende physiologische Aesthetik, und von ihr darf man noch eine Fülle von Aufschlüssen über das Wesen des Kunstschönen erwarten. Bisher hat sie indes nur Bruchstücke zu Tage gefördert, und diese können nur dann allgemeine Anerkennung erhalten, wenn sie durch kunstgeschichtliche Erfahrungssätze bestätigt werden. Woermann formulirt eine ganze Reihe dieser Erfahrungssätze. Vor allem betont er, daß im Gegensatz zu den ästhetischen Lehren, die von dem Grundsatz ausgehen, daß nur Eins das Schöne sein könne, der kunstgeschichtlichen Betrachtungsweise schon beim ersten Blick die ungeheure Verschiedenheit der Kunstwerke auffällt, welche von allen Völkern als die hervorragendsten anerkannt werden. Kann es größere Gegensätze geben als diejenigen zwischen Phidias und Dürer, zwischen Jan van Eyck und Michel Angelo, zwischen Leonardo da Vinci und Rubens, zwischen Holbein und Velasquez, zwischen Rembrandt und Rafael, zwischen Claude Lorrain und Ruissdael? Welches sind nun die gemeinsamen Eigenschaften der großen Meister aller Zeiten und Völker? Nach Woermann fällt es nun sofort auf, „daß sie alle aufs engste mit ihrem eigenen

Volkstum verwachsen, mit den tiefsten Wurzeln ihrem heimischen Boden entsprossen, also trotz ihres internationalen Ansehens nationale Künstler im vollsten Sinne des Wortes sind, — daß sie aber auch alle nicht nur Söhne, sondern auch Führer ihrer eigenen Zeit gewesen sind, deren technische Errungenschaften und geistige Auffassungen sie als kühne Neuerer in ihren Werken verwertet und zum Ausdruck gebracht haben, — und daß sie alle vor allen Dingen, außer in ihrem Volke und in ihrer Zeit, fest in sich selber wurzeln, selbständige Künstlerpersönlichkeiten von ausgeprägtem Eigenleben gewesen sind. Schauen wir ihnen dann noch etwas tiefer in die hellen Künstleraugen, so entdecken wir ferner, daß sie alle der Natur, die das A und O ihrer Kunst ist, gerade ins Antlitz und womöglich in die Seele geschaut, auch keinen andern Vermittler zwischen sich und der Natur als die ihrem eigensten Geiste entsprossene Anschauungsweise in Anspruch genommen oder geduldet haben, — daß sie aber auch alle die Natur mit echten Künstleraugen, d. h. mit anderen, sei es klareren, sei es größeren, sei es feineren, jedenfalls mit tiefer blickenden und durchdringenderen Augen angesehen haben als gewöhnliche Sterbliche, — daß also Natur und Einbildungskraft sich in allen echten Kunststoffbarungen geschwisterlich zu ewigem Bund die Hand gereicht haben, wobei es von örtlichen, zeitlichen und individuellen Strömungen abhängt, ob im einzelnen Werke oder in ganzen Schulen die Naturanschauung oder die Einbildungskraft die Vorherrschaft behauptet.“ Woermann weist darauf im einzelnen nach, daß diese Eigenschaften die größten Künstler in der That zu dem gemacht haben, was sie geworden sind, und sie daher auch zur Richtschnur bei der Beurteilung lebender Künstler und Kunstwerke zu dienen haben. -n.

Historische Zeitschrift, herausgegeben von Heinrich v. Sybel und Friedrich Meinecke. München, K. Oldenbourg. 73. Band, erstes Heft.

Das Heft enthält außer dem reichhaltigen „Literaturbericht“ und den „Notizen und Nachrichten“ drei Aufsätze, die auch den weiteren Kreis der Geschichtsfreunde interessieren dürften. In dem ersten „Friedrich der Große im Jahr 1761“ (als Festrede in der Berliner Akademie der Wissenschaften gehalten) entwirft H. v. Sybel ein Bild der schwersten Zeit, die der große König je durchgemacht hat. „Je drückender Unheil und Not den König auf allen Seiten bedrängten, desto leuchtender hebt sich die Unererschütterlichkeit des einzigen Mannes von dem tiefdüstern Hintergrunde ab.“ Es ist eine der psychologischen Zeichnungen von prägnanter Kürze und feiner Abrundung, wie sie ja dem greisen Geschichtschreiber immer meisterhaft gelungen sind.

Der zweite Aufsatz von Paul Bailen: „Karl August, Goethe und der Fürstenbund“ knüpft an das Buch von Ottokar Lorenz über denselben Gegenstand an, zeigt dessen erhebliche Schwächen und bringt aus bisher unbenutzten Archivalien eine Reihe höchst interessanter Mitteilungen über Karl Augusts und Goethes politische Thätigkeit. An dritter Stelle wird eine Denkschrift Theodor v. Bernhardt's über den polnischen Aufstand von 1863 mitgeteilt, niedergeschrieben auf Wunsch des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und bemerkenswert durch das drastische Bild der polnischen Zustände und durch die politischen Ratschläge mit Preußen, die genau mit Bismarcks gleichzeitigen, aber dem Schreiber offenbar damals noch nicht bekannten politischen Entschlüssen übereinstimmen.

Um die Erde. Eine Reisebeschreibung von Dr. J. Hirschberg, a. o. Professor an der Universität zu Berlin. Leipzig, Georg Thieme.

Der Verfasser ist an der Berliner Hochschule Lehrer der Augenheilkunde, der sich entschlossen hatte, vor herannahendem Alter ein halbes Jahr einer Erdumsegelung zu widmen und bei dieser Gelegenheit auch einmal seine vielen japanischen Schüler aufzusuchen. Er ist dann von diesen in einer Weise aufgenommen worden, die uns vor der Lehrerthätigkeit des Verfassers und der dankbaren Gesinnung des lebenswürdigen japanischen Volkes gleiche Achtung abnötigt und von dem Ansehen, das die deutsche Wissenschaft, besonders die medizinische, in jenem alten Kulturlande genießt, einen sehr hohen Begriff gibt. Er hat hier das ganze Land besichtigt, wobei ihm viele sonst versperrte Wege bereitwillig geöffnet wurden, und hat dann die Reise über Hongkong, Kanton, Ceylon, quer durch Ostindien, den Suezkanal und das Mittelmeer nach Hause fortgesetzt. Die Darstellung steht ihrer Breite nach zwischen der Erzählung und der eingehenden Schilderung, reich durchflochten von geographischen, statistischen, geschichtlichen Notizen, die schon von vornherein reichhaltiger sind, als für das Verständnis notwendig wäre, und in der zweiten Hälfte des Buches so überwuchern, daß für die Schilderung der eigenen Erlebnisse, die hier auch mehrfach zur bloßen Aufzählung herab-

sinkt, kaum noch Raum übrig bleibt. Wer das Buch nur zur Unterhaltung liest, will das alles gar nicht wissen, und wer sich mit den wissenschaftlichen Materien vertraut machen will, greift doch in erster Linie zu anderen Quellen als den Lebenserinnerungen eines Augenarztes. Wo der Verfasser sich aber selbst zu Worte kommen läßt, zeigt er sich als einen feingebildeten, empfänglichen Mann und scharfen Beobachter, vor allem aber als fertigen Deutschen. Die Ausstattung des Buches läßt nichts zu wünschen übrig. Eine kleine Karte läßt den Weg erkennen. K. F.

Perspektiven. Vermischte Schriften von Adolf Friedrich Graf von Schack. Zwei Bände, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt. 1894.

Das vorliegende Werk darf als das Vermächtnis des nunmehr dahingegangenen feinsinnigen Dichters und Forschers an unser Volk betrachtet werden. War es doch das letzte, womit sein reger Geist sich beschäftigte, und lag es ihm so am Herzen, daß er noch wenige Stunden vor seinem Tode die Herichtung der letzten Korrekturbogen übernahm. Wie der Name „Perspektiven“ es andeutet, gewähren uns die beiden Bände Ausblicke der mannigfachsten Art auf das weite und reiche Arbeitsfeld des Entschlafenen, auf sein Erlebtes und Erstrebtes. Geistvollen Aphorismen über das Drama schließen im ersten Bande sich Lebenserinnerungen sowie literarische und künstlerische Skizzen und Charakteristiken an, Streifzüge auf die poetischen Wirkungsfelder fast aller Völker und Zeitalter, während der zweite Band hauptsächlich die beiden bedeutenden Serien von Aphorismen über die Literatur umfaßt. Auf jeder Seite weht uns etwas von dem Geiste und der Eigenart des seltenen Mannes an, der so vielseitig war und uns doch als eine so einheitliche und geschlossene Persönlichkeit entgegentritt. Macht in mancher Arbeit sich auch insofern der Einfluß des Alters geltend, als der Verfasser weniger frohmütig als früher in die Welt sieht, so hat der größere Teil sich doch die Frische und Lebenswürdigkeit der Darstellung bewahrt, die Schack von jeher in allen seinen Hervorbringungen ausgezeichnet hat. h.



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

- Bazan, Emilia Pardo,** Der Grundstein. Roman aus dem Spanischen. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 3. —
- Beck, Dr. Ludwig,** Die Geschichte des Eisens in technischer und kulturgeschichtlicher Beziehung. Zweite Abteilung. Vom Mittelalter bis zur neuesten Zeit. Erster Teil. Das 16. u. 17. Jahrhundert. Siebente Lieferung. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. M. 5. —
- Beckmann, Ludwig,** Geschichte und Beschreibung der Rassen des Hundes. Erster Band. Mit zahlreichen Illustrationen und zwei farbigen Tafeln. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. Broschirt M. 50. —
- Bernays, Michael,** Zur neueren Litteraturgeschichte. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
- Bernhardi, Theodor von,** Die ersten Regierungsjahre König Wilhelms I. Tagebuchblätter aus den Jahren 1860—1863. Leipzig, S. Hirzel.
- Bettelheim, Anton,** Deutsche und Franzosen. Biographische Gänge, Aufsätze und Vorträge. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.
- Björnson, Björnstjerne,** Neue Erzählungen. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von M. von Borch. Paris und Leipzig, Albert Langen.
- Bodt, Annie,** Der Auserwählte. Mit Zeichnung von S. Baluschek. Berlin, Bibliographisches Bureau.
- Boetticher, Ernst,** Troja im Jahre 1894. Enthüllungen gegenüber dem Phantasiestück im Deutschen Reichsanzeiger No. 222. Berlin, E. Boetticher, Genthiner Strasse.
- Böttcher, Karl,** Wegen Pressvergehen! Gefängnis-Studien. Berlin, Bibliographisches Bureau. 75 Pfg.
- Boguslawski, A. v.,** Vollkampf — nicht Scheinkampf. Ein Wort zur politischen Lage im Innern. Berlin, Liebelsche Buchhandlung. M. 1. 50 Pfg.
- Brandes, Georg,** William Shakespeare. Erste Lieferung, mit dem Bilde des Verfassers. Paris und Leipzig, Albert Langen. M. 1. 75 Pfg.
- Briefe eines Vaters an seinen Sohn nach dessen Abgang auf die Universität.** Breslau, Schlesi'sche Verlags-Anstalt (v. S. Schottlaender).
- Brine, Vice-Admiral Lindesay,** Travels amongst American Indians, their ancient Earthworks and Temples. London, Sampson Low, Marston & Co. Ltd.
- Buchheim, C. A.,** German Classics. Volume XII. Goethes Dichtung und Wahrheit. Edited with Introduction, Notes and Index. Oxford, Clarendon Press.
- Colell, Waldemar,** Mein Vaterland. Patriotische Gedichte und Balladen. Leipzig, C. G. Naumann. M. 2. —
- Ego, Liebe.** Vier Novellen. Berlin, Bibliographisches Bureau.
- Gilpen, M. van,** Terminhandel und Börse. Berlin, Hermann Walthers. M. 1. —
- Gamsun, Aant, Van.** Aus Lieutenant Thomas Glahns Papieren. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von M. von Borch. Paris und Leipzig, Albert Langen.
- Seller, D.,** Der Weg zum Frieden. Roman. Berlin, Bibliographisches Bureau.
- Senje Paul,** Melusine und andere Novellen. Berlin, Wilhelm Herz. M. 6. —
- Kauffmann, Max,** Immanente Philosophie. Erstes Buch: Analyse der Metaphysik. Leipzig, Wilhelm Engelmann.
- Krauß, F. A. Karl,** Im Kerker vor und nach Christus. Schatten und Licht aus dem profanen und kirchlichen Kultur- und Rechtsleben vergangener Zeiten. Freiburg i. B. und Leipzig, J. C. B. Mohr.

- Leffler, Anne Charlotte**, Herzogin von Cajanello, Eine Sommergeschichte. Roman aus dem Schwedischen. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 4. —
- Lie Jonas**, Niobe. Roman aus dem Norwegischen. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 3. —
- Lindau, Paul**, Die Gehilfin. Berliner Roman in drei Büchern. Zwei Bände. Zweites Tausend. Breslau, Schlesiſche Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt.
- Loewenberg, J.**, Neue Gedichte. Hamburg, M. Glogau jr. M. 2. —
- Muret**, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Lieferung 14. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. M. 1. 50.
- Müller, G. A.**, Die Nachtigall von Sezenheim. Goethes Frühlingstraum. Ein heiter-ernster Sang vom Rhein. Leipzig, Walther Fiedler. M. 4. 50 Pfg.
- Ortleb, Gebrüder A. u. G.**, Der Petrefakten-Sammler. Nachschlagebuch für Liebhaber und Sammler, enthaltend eine Beschreibung der bekanntesten deutschen Petrefakten nebst 72 Abbildungen. Halle a. S., G. Schwetschkescher Verlag.
- Quinones, Ubaldo Romero**, El Lobumano. Novela sociológica, original. Madrid, Francisco G. Pérez.
- Reuleaux, Carl**, Neue Sonette worunter Bismarcktrilogie. Mit einer Illustration. München, Max Kellersers, Hofbuchhandlung.
- Reuleaux, Carl**, Fabeln, Romanzen und Balladen. Mit einem Anhang „Widmungen“. Zweite, vermehrte, reicher illustr. Auflage. München, Max Kellersers Hofbuchhandlung.
- Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge**, herausgegeben von Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach. Neue Folge. Neunte Serie. Heft 201. Die Faustsage und ihre poetische Gestaltung. Von Dr. J. Roder. Heft 204. Ueber die süd-slawische Goslaren-Epik von Conrad Thuenmel. Heft 206. Athen im Spiegel der aristophanischen Komödie. Von Dr. E. Lange. Heft 208. Luise von François. Von Hedwig Bender. Heft 211. Der dichterische Entwicklungsgang Shakespeares. Von Th. Marx. Hamburg, Verlagsanstalt Richter. à 50 Pfg.
- Scherl, August**, Das Ministerium Eulenburg und das Scherlsche Sparsystem. Ein Beitrag zur Geschichte des geistigen Eigentums. Berlin, August Scherl.
- Seuron, Anna**, Graf Leo Tolstoj. Intimes aus seinem Leben. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Eugen Zabel. Berlin, Siegfried Cronbach M. 2. —
- Spielhagen, Friedrich**, Stumme des Himmels. Roman. 2 Bände. Leipzig, L. Staackmann.
- Tyndall, John**, Fragmente. Neue Folge. Uebersetzt von Anna von Helmholtz und Estelle du Bois-Reymond, Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. M. 8. —
- Tyndall, John**, Das Licht. Sechs Vorlesungen. Deutsch von Clara Wiedemann. Mit einem Vorwort von G. Wiedemann. Zweite Auflage. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn.
- Uslar-Gleichen, Edmund Freiherr von**, Geschichte der Grafen von Winzenburg. Hannover, Carl Meyer. M. 8. —
- Viola, Max**, Blasirt, Roman. Berlin, Bibliographisches Bureau.
- Wilhelmi, Heinrich**, Strife und öffentliche Meinung. Ethische Erwägungen zur sozialen Frage. Güstrow, Opitz u. Co. M. 1. 20 Pfg.

Verantwortlicher Redakteur: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Deutsche Revue

Herausgegeben

von

Richard Fleischer



Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Aus den ungedruckten Memoiren von Barras	129
Franz Suck-Brentano . Die persönliche Freiheit in Frankreich unter Ludwig XIV. u. XV.	147
Eugen Salinger Assessor Mack. Ein Charakterbild. I	154
Heinrich von Poschinger . Erinnerungen an Lothar Bucher I	171
Heinrich von Poschinger . Fürst Bismarck und die Parlamentarier	187
Prinz Heinrich zu Schoenaich-Carolath über die Umsturzvorlage	193
Professor J. Mähly Aus dem Leben Giuseppe Verdis	198
Heinrich Mann Zur Frage über den Ursprung des siebenjährigen Krieges	204
Alfred Kirchhoff Vom Ursprung des Kusses	216
Fritz Lemmermayer Hebbels Anschauungen über Kunst und Religion	219
H. Vámbéry Zur armenischen Frage	228
Berichte aus allen Wissenschaften	245
1. Zeitgeschichte: Prof. Dr. Carl Abel: Aus dem Leben König Karls von Rumänien.	
2. Astronomie: G. Fitger: Olbers' astronomisches Wirken.	
3. Länder- und Völkerkunde: v. Erdert: Das Gebirgsland Pamir.	
Literarische Berichte	256
Württembergische Künstler in Lebensbildern. Von Dr. August Winterlin. —	
Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte. Von Benno Erdmann. —	
Niels Lyhne, Doktor Faust. Eines begabten jungen Mannes Tagebuch. Von	
J. P. Jacobsen.	

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist vollständig erschienen der erste Band von

Lexikon der gesamten Technik

und ihrer Hilfswissenschaften.

Im Verein mit Fachgenossen herausgegeben

von

Otto Lueger.

Solid in Halbfranz gebunden. Rücken und Ecken echt Saffian mit hocheleganter Vergoldung

Preis 30 Mark.

Die Namen der Mitarbeiter dieses Werkes gehören zu den klangvollsten der deutschen Technik und bürgen schon allein für die Gediegenheit, Trefflichkeit und Zuverlässigkeit der von ihnen bearbeiteten und bezeichneten Artikel, so dass in textlicher Beziehung das Werk selbst hochgespannten Erwartungen zu entsprechen wohl geeignet ist. Möge diesem vortrefflichen Unternehmen die Zuneigung aller Fachgenossen und Industriellen beschieden sein.

Deutsche Fabrikanten-Zeitung, München.

Ein Sammelwerk, das in leichtfasslicher Darstellung einen Ueberblick über die Erfindungen und Neuerungen der modernen technischen Wissenschaften gewährt. Zahlreiche Abbildungen und Konstruktions-Zeichnungen ermöglichen die leichtere Auffassung des reichhaltigen Textes. Wer Auskunft über technische Fragen gewinnen will, wird in diesem Handbuch einen willkommenen Ratgeber finden.

Neue Freie Presse, Wien.

Das „Lexikon der gesamten Technik und ihrer Hilfswissenschaften“, herausgegeben von Otto Lueger, erscheint in ca. 5 Bänden mit zahlreichen Abbildungen von zusammen ca. 250 Bogen Lexikonformat. — Preis pro Band in Halbfranz gebunden 30 Mark; das Werk kann aber auch in ca. 25 Abteilungen zum Preise von à 5 Mark bezogen werden. — Ergänzungsbände bleiben dem Bedürfnis vorbehalten — Bestellungen nehmen alle Sortiments- und Kolportage-Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen.

Neues photographisches, alpines Kunstwerk!

Soeben ist erschienen die **erste Lieferung** von

Wanderbilder aus den Dolomiten.

Naturaufnahmen von Theodor Wundt.

Aquarelle von Maler Professor G. Herdtle.

Herausgegeben von der Sektion Berlin des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins.

Vollständig in vier Lieferungen,

enthaltend

16 Lichtdrucktafeln in Imperial-Format, davon 8 in vielfarbigem Aquarelldruck

von M. Rommel & Co. in Stuttgart,

mit erläuterndem illustriertem Text.

Preis pro Lieferung 6 Mark 50 Pfennig.

Alle zwei Monate wird eine Lieferung ausgegeben.

Komplet in künstlerisch ausgestatteter Mappe 30 Mark.

Ein Werk, das nicht nur die Bergsteigerwelt fesseln wird, sondern das auch als eine Festgabe geeignet erscheint, wie sie in Inhalt und vornehmer Ausstattung nicht schöner gedacht werden kann.

Illustrierte Zeitung, Leipzig.

Ein Prachtwerk allerersten Ranges, welches das Entzücken aller Kunstfreunde, insbesondere aber der alpinen Kreise erregen wird.

Mitteilungen des Deutschen und Oesterreich. Alpen-Vereins, Berlin.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen.

Aus den ungedruckten Memoiren von Barras.

Einiges der interessantesten Werke der Memoirenliteratur, die so lange für verschollen gehaltenen Denkwürdigkeiten des ehemaligen Direktoriumsmitglieds Barras, werden demnächst das Licht des Tages erblicken. Der bekannte französische Schriftsteller George Duruy hat die Manuskripte, die nach mancherlei Schicksalen durch eine eigentümliche Verkettung von Umständen in seinen Besitz gelangt sind, gesichtet, in druckfertigen Zustand gebracht und läßt sie nunmehr, mit Einleitungen von seiner Hand versehen, in vier Bänden, zugleich in französischer, deutscher und englischer Ausgabe in Paris, Stuttgart (Deutsche Verlags-Anstalt), London und New-York erscheinen, und zwar so, daß die beiden ersten Bände noch im Mai dieses Jahres gleichzeitig an den genannten Orten herauskommen, die anderen zwei wohl noch in diesem Spätjahr erscheinen werden. Wie immer man über Barras und seinen Charakter denken mag, das wird niemand in Abrede stellen können, daß Aufzeichnungen von seiner Hand über die Ereignisse seiner Lebenszeit dem Historiker wie dem Geschichtsfreunde eine Fülle des interessantesten Materials bieten werden. So verhält es sich in der That, und der Name des Herausgebers, der einen von dem Barras'schen so verschiedenen politischen Standpunkt einnimmt, bürgt allein schon dafür, daß die Denkwürdigkeiten des einst so gefürchteten Revolutionärs als ein Werk von höchster Bedeutung zu betrachten sind. Wir lassen nachstehend aus den beiden ersten Bänden je ein Kapitel folgen, von dem das eine Barras' erstes Zusammentreffen mit Napoleon bei der Belagerung von Toulon und das andere seine Begegnung mit Frau von Staël zum Gegenstande hat.

Die Redaktion der „Deutschen Revue“.

Barras und Lieutenant Bonaparte.

Admiral Hood und General D'Hara, Kommissäre des Königs von England, erklärten am 20. September, ihre Verträge mit Toulon seien von ihrer Regierung genehmigt worden und ihre Eroberungen würden nach Wiederherstellung der Monarchie in Frankreich gegen billige Kriegssentschädigung zurückgegeben werden; drei Tage nachher erklärten sie, da die Einsetzung einer Regentschaft eine europäische Frage sei, könnten sie dem Wunsche des Ausschusses nicht entsprechen und nicht zugeben, daß der Graf von Provence nach Toulon berufen werde, um als Regent zu funktionieren. Immer zweideutig, diese Engländer.

Carteaux wurde in Ollioules durch einen Teil der Truppen verstärkt, die ich in der Umgebung von Toulon aufgestellt hatte; die übrigen wurden nach dem Hauptquartier Lapoypes in La Balette geschickt. Die von der italienischen und Pyrenäenarmee detachirten Truppen ergänzten die zur Bezwingung von Toulon bestimmte Macht.

Ich verhehlte mir die Schwierigkeiten nicht, die es bei der Wiedergewinnung von Toulon aus den Händen der Fremden zu überwinden galt; vielerlei war vorzubereiten, vielerlei zu bedenken; eine genaue Refognoszirung der Küsten der Provence, wo die Feinde möglicherweise Truppen ans Land setzen könnten, schien angezeigt. Ich benötigte dazu einen intelligenten Offizier und wählte einen der jüngsten; er entledigte sich seiner Aufgabe schnell und gut. Mit seinem Bericht zufrieden, sagte ich ihm: „Ich danke Ihnen, Kapitän“; er erwiderte ehrerbietig: „Ich bitte um Verzeihung, ich bin nur Lieutenant.“ „Sie sind Kapitän, weil Sie es verdienen und mir das Recht zusteht, Sie zu ernennen.“ Das war meine erste Zusammenkunft mit Bonaparte.

Ich begab mich in das Lager des Generals Lapoype; es herrschte dort strengste Disziplin. Dagegen berührte mich die Unordnung in der Division Carteaux in Ollioules sehr unangenehm; seine Dispositionen schienen mir schlecht kombinirt; seine Batterien fügten den englischen Schiffen keinen Schaden zu. Die famose Feldschlange, die uns in der Folge so gute Dienste that, war schlecht aufgestellt und verpuffte die Kugeln ohne jeden Nutzen. Kriegsmunition und Mundvorrat wurden verschleudert. Ich sprach mit meinem Kollegen Saliceti darüber. Er war mit mir der Ansicht, man müsse Carteaux so schnell als möglich beseitigen. Wir berichteten an den Wohlfahrtsausschuß; er ernannte den Mediziner Doppet zum Obergeneral der Armee von Toulon. Die Wahl dieses sonst gewiß höchst schätzenswerten Mannes für diesen Posten schien uns keine glückliche, und wir teilten ganz offen diese Ansicht dem Wohlfahrtsausschuße mit; wir hatten an beiden Männern nichts auszusetzen, als daß sie einem so schwierigen Posten nicht gewachsen seien.

Carteaux war das, was man einen braven Mann zu nennen pflegt, wenn man nicht mittelmäßig sagen will; es fehlte ihm an Kriegserfahrung. Er hatte auch eine prätentiose Frau, die sich mit Sachen der Verwaltung und selbst des Kriegs befassen mochte; sie soll sogar die Tagesbefehle verfaßt und in ihrer Naivität oder Reckheit „Frau Carteaux“ gezeichnet haben. Wenigstens behaupteten es einige Militärs wie auch der junge Artillerieoffizier, der freilich damals schon nicht gern Gutes von anderen sprach, noch gern sprechen hörte, und der bei aller Artigkeit gegen Herrn und Frau Carteaux sich über sie lustig machte. Doppet war ein guter Patriot, der zuerst Arzt, dann Advokat war, schließlich zum Militär ging und General wurde. Ich will nicht behaupten, daß sein Vorleben ihn für das Waffenhandwerk untauglich machte, wenn er den Beruf dazu fühlte. Darauf kommt es vor allem an. Während ich mich in Carteaux' Lager aufhielt, unzufrieden mit diesem General, von dem ich keine genügenden Auskünfte bekommen konnte, begierig, ein klares Bild unserer Lage gegenüber dem Feinde zu

gewinnen, besuchte ich die Vorposten. Ich ließ mich von dem jungen Artillerieoffizier begleiten, der seit meiner Ankunft beharrlich meine Gesellschaft suchte. „Alles geht schlecht,“ sagte er zu mir, „ich schulde Ihnen, Bürger Volksvertreter, die Wahrheit über den Stand der Dinge; Ihre Loyalität und Ihr militärischer Rang verbürgen mir eine wohlwollende Aufnahme meiner Bemerkungen; ich bin hier die Zielscheibe der korsischen Fraktion und der Arroganz von Carteaux und seiner Frau; ich glaube als Artillerist einige Kenntnisse zu besitzen. Ich appellire nun an Ihre Einsicht; was immer ich Zweckmäßiges vorschlage — es geschieht nicht. So wollte ich eine Batterie auf eine Anhöhe pflanzen, die der Feind zu besetzen versäumt hat, ein sehr günstiger Punkt, um die Passage zu sperren und das Bataillon unter Victor zu überraschen — es durfte nicht geschehen. Dazu kommt noch, daß von diesem Punkte aus das Feuer unserer Batterie den Feind hinter den Verschanzungen erreichen würde; ich bitte um Ihre Unterstützung; prüfen Sie selbst, Sie werden sehen, daß ich Ihre Unterstützung verdiene.“

Damals bot mir Bonaparte einige Exemplare einer Flugschrift an; er hatte sie verfaßt und in Avignon drucken lassen; er bat mich, zu gestatten, daß er sie an die Offiziere und Soldaten der republikanischen Armee verteile. Er hatte einen dicken Ballen und sagte bei der Verteilung: „Man soll sehen, daß ich ein Patriot bin. Kann man überhaupt revolutionär genug sein? Marat und Robespierre, das sind meine Heiligen!“ Er übertrieb nicht, indem er sein Glaubensbekenntnis aussprach; etwas Ultrarevolutionärer als der Inhalt dieser schändlichen Flugschrift kann man sich nicht denken; heute bildet sie ein Aktenstück zu dem Prozeß, der der Weltgeschichte angehört.

Die Flugschrift, welche Bonaparte so massenhaft verteilte und für deren Druckkosten er bei den Volksvertretern die Bezahlung nachsuchte, — sie wurden auch gezahlt und noch ein Honorar für den Verfasser hinzugefügt — war sein berühmtes „Souper de Beaucaire.“ Viele Jahre später — Bonaparte war Konsul — verlangte die Witwe des Buchhändlers in Avignon von ihm die Druckkosten für sein „Souper de Beaucaire“; er schämte sich und zahlte; seine Einkünfte als General in Italien hätten es ihm erlaubt, die Schuld früher zu tilgen. Wenn er wirklich dieses Geld schuldig blieb — es wurde vielfach erzählt, ist aber nicht bewiesen — so hat er das Geld für sich behalten, das wir ihm für den Buchhändler gegeben. Die nachträgliche Forderung erinnerte übrigens den Konsul an sein Werk, von dem er annahm, es sei von den einen vergessen, von den anderen nicht gekannt. Er erkundigte sich angelegentlich, ob im Lande noch Exemplare davon vorrätig seien, und versprach einen namhaften Betrag für die Beschaffung aller Exemplare, die aufzutreiben wären. Man scheint die Nachforschung sehr eifrig betrieben zu haben, denn als ich mir ein Exemplar verschaffen wollte, war es nicht zu bekommen. Später erfuhr ich, daß die von Bonaparte korrigirten Druckbogen den eifrigen Nachforschungen entgangen waren. Dieses Exemplar befand sich durch einen wunderbaren Zufall im Besitze von Agricole Moureau, der sich durchaus nicht davon trennen wollte. Als Panckoucke 1818 die sogenannten Werke Bonapartes herausgab, wollte er die Jakobiner-

flugschrift, von der er gehört hatte, nicht vermissen; die Höflinge, die in ihrem Kaiser zu allen Zeiten nur das Ideal von Mäßigung sehen wollten, leugneten die Existenz einer solchen Schrift. Moureau vertraute dem Buchhändler sein Unicum von Exemplar an; es fand Aufnahme in die Sammlung und, von den Kompilatoren wiederholt, vielfältige Verbreitung. So genügte ein einziges Exemplar, das in den Händen des Druckers im Departement Vacluse verblieben war, um dieses Denkmal des cynischsten Jakobinismus auf die Nachwelt zu bringen; die Presse läßt nicht leicht etwas zerstören, das die Gesellschaft ein Interesse hat zu erhalten.

Zur selben Zeit, als Bonaparte so schöne Proben seines Bürgerfinnes ablegte, spielte sein Bruder Lucien, Magazinaufseher in Saint Maximin, das er in Marathon umtaufte, dieselbe Komödie wie sein Bruder in dieser Stadt, deren Schrecken er als Volksredner war.

Was er dort an Erzeßten aller Art, in Demagogie und Gottlosigkeit leistete, spottet jeder Beschreibung. In einer und derselben Rede wollte er alle Aristokraten und Pfaffen aufhängen und denselben Gott, den er leugnete, herausfordern und ihm Troß bieten; er that alles das, dessen man die rasendsten Demagogen jener Zeit beschuldigte: Entweihung der Hostien und allerlei Scheußlichkeiten an Monstranzen und Heiligtümern. Aber wir kommen noch auf Lucien zurück; sprechen wir von Bonaparte.

Von meiner ersten Begegnung an überraschte mich seine außerordentliche Thätigkeit. Sein zuvorkommendes Wesen im Dienste machte einen günstigen Eindruck auf mich. Inmitten eines Lebens voller Gefahren knüpfen sich schnell Bekanntschaften. Ich that gern für den jungen Korsen, was er von mir wünschte, auch für ihn persönlich. Ich besänftigte Salicetis Voreingenommenheit, ich gab ihm vor aller Welt Beweise meines Wohlwollens; ich ermächtigte ihn auch, seine Batterie aufzupflanzen. Während der Vorarbeiten für die Belagerung unterhielten wir uns oft mit einander. Ich lud ihn zu Tisch, wo er an meiner Seite saß. Wir neigen im allgemeinen zu Wohlwollen, auch zu einer Art Bewunderung für Leute, die bei schwachem Körper mehr Kraft zeigen, als man ihnen zutraute; ihr Geist scheint uns ihrem Körper überlegen, und wir schätzen sie darum höher. Unabhängig davon — und auch dieses Grundes war ich mir vielleicht damals nicht bewußt — fühlte ich mich durch einen ganz besonderen Umstand, woraus ich kein Geheimnis machen will, zu dem jungen Artillerielieutenant hingezogen. Es war nicht allein die große Thatkraft in diesem kleinen Körper, die Energie und Lebhaftigkeit seines ganzen Wesens vom Kopf bis zu den Füßen — es war seine frappante Ähnlichkeit mit einem der größten Revolutionäre, wenn nicht dem größten, während der ganzen Dauer der Republik. Man wird neugierig sein, den Namen zu erfahren. Mit dem Freimuth und der Naivität, die meine Memoiren beherrschen, stehe ich nicht an, ihn zu nennen. Dieser Doppelgänger von Bonaparte war Marat. Ich hatte ihn oft auf den Bänken des Konvents gesehen und auch früher; ich konnte mich aber nur insoweit von ihm angezogen fühlen, als es bei seinen Gewaltthätigkeiten und seinen Aufreizungen zum Blutvergießen

möglich war; sein System als Publizist will ich nicht verteidigen, aber das teuflische Ungeheuer, das man aus ihm gemacht hat und wohl noch machen wird, vermag ich durchaus nicht in ihm zu sehen, und da die Aehnlichkeit mit einem andern später so berühmt Gewordenen mir ihn in Erinnerung bringt, will ich, was mir gerade einfällt, von ihm, dessen Berühmtheit, wenn auch nicht eine größere, so doch eine frühere ist, erzählen.

Als Louvet gegen Robespierre auftrat, stand Marat unter der Tribüne mit gekreuzten Armen und sprach heftig gestikulirend für den Angegriffenen: „Ich liebe Robespierre nicht, er ist düffelhaft, herrschsüchtig; aber er ist ein guter Republikaner, und als solchen muß ich ihn verteidigen. Ich bin nicht mehr Dantons Freund. Republikaner müssen streng sein. Man thut nichts für das Volk, und nur das Volk kann die Revolution konsolidiren. Die Staatsmänner streiten sich um die Führerschaft, sie dienen nicht der Freiheit und der Republik, sondern nur ihren Leidenschaften und Interessen.“

Marat war Republikaner, glühender, leidenschaftlicher Republikaner; aber seine Leidenschaft kannte keine Grenze; die leiseste Andeutung, wenn gegen die Prinzipien von Freiheit und Gleichheit gerichtet, genügte ihm für die schlimmsten Verdächtigungen; sonst im gesellschaftlichen Verkehr gutmütig und als Mann von Bildung geschätzt. Wenn er den Sieg der Republik erlebte, sagte er, so würde er sich zurückziehen und nur seinen wissenschaftlichen und literarischen Studien leben, und ihm konnte man glauben, was er sagte. Er war nicht wie der andere, der vor und auch noch nach dem 18. Brumaire sagte, er habe kein anderes Verlangen, als sich nach Malmaison zurückzuziehen, Mathematik zu treiben und höchstens Friedensrichter dort zu werden.

Marat kannte kein Bedenken, keine Rücksicht, sobald es sich um das Wohl der Republik handelte oder um das, was er dafür hielt. Auf der Tribüne wie in der Presse griff er den besten Freund an oder verteidigte den Todfeind, je nachdem er einen für freiheitsfeindlich oder -freundlich hielt. So erklärt sich sein Verhalten gegen Robespierre, Danton und alle seine Kollegen im Konvent; oft bewegte er sich übrigens in Sprüngen und erlaubte sich allerlei Unarten und Seltjamkeiten, selbst dann, wenn er sich edel und großmütig zeigte.

Eines der bekanntesten Frauenzimmer im Jahre 1789, das auch nachher nicht ruhig blieb, Fräulein Théroigne, stadtbekannt in Paris, durch demokratische Gesinnung besonders, wurde des Abfalls verdächtigt, vom Pöbel ergriffen, mit „An die Laterne!“ umheult und vor den Auschuß geschleppt. Die Menge wurde immer größer, lauter, drohender, so daß die Auschußmitglieder nicht wußten, wie die arme Amazone retten. Da kam Marat, gerade als die Gefahr am größten war, auch für die Mitglieder des Ausschusses, die sie auszuliefern zögerten. „Ich werde sie retten,“ sagte er, nahm die Théroigne bei der Hand und wandte sich an die wütende Menge mit den Worten: „Bürger, ihr wollt an das Leben einer Frau rühren! Wollt ihr euch mit einem solchen Verbrechen beflecken? Nur das Gesetz hat das Recht, sie zu treffen; verachtet diese Buhlerin, besinnt euch auf eure Würde!“ Die Worte des Volksfreundes besänftigten die

Menge. Marat benützte die Ruhepause, um die Théroigne wegzuführen, und brachte sie in den Sitzungsaal des Konvents; sie war gerettet. Ich war einmal Zeuge eines ähnlichen Vorfalles in der Straße St. Honoré. Das Volk hatte einen Mann ergriffen, der schwarz gekleidet und nach Art des „ancien régime“ gepudert und frisirt war. „An die Laterne!“ schrie man von allen Seiten, „an die Laterne mit dem Aristokraten!“ Man wollte ihn gerade aufhängen, als Marat sich durch die Menge drängte. „Was wollt ihr mit dem elenden Aristokraten? Ich kenne ihn,“ sagte er, griff nach ihm und gab ihm einen Fußtritt auf den Hintern. „Das ist eine gute Lektion für ihn.“ Das Volk klatschte mit den Händen, und der Aristokrat lief, so schnell er konnte, davon.

Selbst den Tod, sagten seine Verteidiger, dankte Marat einer edelmütigen Regung: Charlotte Corday verlangte ihn zu sprechen; man sagt ihr, er sei im Bad und krank; sie läßt ihm sagen, eine unglückliche Dame wolle seinen Schutz und seine Humanität anrufen; darauf läßt Marat sie eintreten und begrüßt sie mit den Worten: „Das Unglück, Bürgerin, hat Rechte, die ich nie verkannt habe; nehmen Sie Platz!“ Darauf erdolchte ihn Charlotte Corday. Vielleicht wäre er einige Tage später an seiner Krankheit gestorben. Wie ganz anders wäre alles gekommen, wenn sie Robespierre den Vorzug gegeben hätte! . . .

Marat gab den Armen alles, was er besaß; er war insolvent, als er starb; alles, was ihm seine Schriften und Zeitungen, die einen ungeheuren Absatz fanden, eingetragen, ging in Wohlthaten auf. Es ist schwer zu fassen, wie derselbe Mann, zeitweilig so gut und mitleidig, Worte sprechen und schreiben konnte, die Mit- und Nachwelt schaudern machen.

Die Ähnlichkeit Bonapartes mit Marat brachte mich darauf, über letzteren einiges aus meiner Erinnerung zu erzählen. Man wird später Gelegenheit finden, die Parallele fortzusetzen. Jedenfalls war Marats Grausamkeit, wenn auch heftiger oder unverhüllter, weniger persönlich und uneigennütziger als die Bonapartes; man wird, wenn man die Thaten beider zusammenzählt und einander gegenüberstellt, urteilen können, welcher sich mehr und intensiver gegen die Menschheit versündigt, der Gesellschaft und der Freiheit am meisten geschadet hat.

Meine Vorliebe für Bonaparte brachte seine Feinde zum Schweigen. In dessen hatte der Wohlfahrtsausschuß unsere Bemerkungen gegen Carteaux und Doppet begründet, gefunden und beide durch den General Dugommier ersetzt. Bonaparte war zugegen, als dieser das Kommando übernahm. Dugommier war der richtige Mann für den schwierigen Posten, militärisch befähigt, außerdem tapfer, loyal und hochherzig. Meinem „kleinen Schützling“, wie er Bonaparte nannte und wie dieser sich selbst gern nennen ließ, schenkte er volles Vertrauen; Bonaparte mißbrauchte es bald und sprach in anmaßendem Tone; das mißfiel dem General. Dugommier war kein Mann, den man beherrschen konnte; er entwarf seine Pläne selbständig und ließ sich nichts dreinreden. Bonaparte kommandirte provisorisch die Artillerie in Abwesenheit des Generals Léblé und des Kommandanten Donmartin, den eine schwere Verwundung gezwungen hatte,

sich nach Marseille zurückzuziehen. Dieses wichtige Kommando war ihm noch nicht genug, er mußte sich daneben mit allem und jedem beschäftigen. Seine fortwährenden Bemerkungen und Andeutungen, abwechselnd schmeichlerisch und heftig, wurden Dugommier unangenehm, so daß dieser ihm sagte, er möge sich um das ihm zugewiesene Kommando kümmern; es geschah dies in einem Tone, der jeden Widerspruch verstummen machte.

Besuch der Frau von Staël.

In dem Augenblicke, wo die Möglichkeit eines Ministerwechsels in das Publikum drang, wurde überall der Ehrgeiz der Kandidaten rege. Derjenige des Herrn von Talleyrand hatte sich seit seiner Rückkehr aus Amerika schon bei allen Gelegenheiten bethätigt. Er wußte, daß der Zufall keine Stirnlocke hat und daß man ihn im Augenblick ergreifen muß. Er hatte sich in die Akademie geschlichen, um einen Vorwand zu haben, sich zu zeigen und zu sprechen; er hatte den Cercle constitutionnel gegründet, um in demselben Reden zu halten und Reden halten zu lassen und zu agitiren. Er hatte dort mehrere wirkliche Patrioten zu seiner Verfügung, deren leichtgläubige Rechtschaffenheit in dem ehemaligen Bischof von Autun alles zu sehen liebte, was er sie sehen lassen wollte, das heißt einen großen Freund der Revolution.

Indem er in diesem Cercle jedem nach seiner Stellung und seinen Neigungen schmeichelte, sagte er den Konstitutionellen, daß er stets der erste von ihnen sei, der Bischof von Autun, der Freund Mirabeaus; den Girondisten, daß er Girondist gewesen; den Dantonisten, daß er immer noch Dantonist sei, daß er Danton in der Zeit des 10. August sein Leben zu verdanken gehabt habe; den Anhängern Robespierres sagte er nicht weniger positiv, aber vielleicht etwas leiser und ins Ohr, daß Robespierre gute, ja vortreffliche Seiten habe; daß er alles in allem der Mann sei, den er „achte“ und den man „am meisten von der Revolution achten müsse“. Unter den Personen, deren Talleyrand sich bei all seinen vertrauten Schritten bediente, hat man seit langem einen Abbé Des Renaudes gesehen, seinen früheren Generalvikar, der ihm mit dem Abbé Louis (später Finanzminister) bei der Messe gelegentlich des Bundesfestes vom 14. Juli 1790 als Ministrant gedient hatte. Dieser Abbé Des Renaudes war, wie man sagte, ein vortrefflicher Elefantenföhrer, dem nur der Elefant fehlte; aber in der Politik war er schon etwas abständig geworden, er genoß aus verschiedenen Gründen kein sonderliches Ansehen und war nur in häuslichen Angelegenheiten Talleyrands zu verwenden, da er ihn politisch durch seinen Einfluß nicht unterstützen konnte. Talleyrand hatte thätigere Adjutanten nötig; er hatte eine recht gute Wahl getroffen, als er diese Funktion Herrn Benjamin Constant übertrug. Dieser junge Publizist, der infolge eines gründlichen gesunden Menschenverstandes gelegentlich mit großem Scharfsinn gar manches rasch zu erfassen vermochte, verfügte noch nicht über die durch nichts zu ersetzende Erfahrung; er glaubte an die Wahrheit des Wortes, an die Wirklichkeit des Geföhls, an die Ritterlichkeit der Gesinnung,

und bis zu einem gewissen Grade sogar an die Gemeinsamkeit der Interessen, die allenfalls ein Band sein können bei Leuten, für die das Geld ein Mittel zum Leben und nicht der Zweck des Lebens ist! Benjamin Constant besaß den ganzen Freimuth und, wie man wohl hinzufügen kann, die ganze Einfalt junger Denker. Es ist möglich, daß sogar bei seiner Freundschaft für Talleyrand ohne sein Wissen einige unschuldige Berechnungen mit unterliefen, daß er sich ganz im stillen sagte: „Wenn Talleyrand Minister des Aeußern wird, befinde ich mich naturgemäß in seinem Schlepptau;“ es ist wenigstens gewiß, daß, wenn Benjamin Constant sich das nicht selbst sagte, Talleyrand es ihm verschiedenemal ganz offen und ausdrücklich erklärt hat. Frau von Staël hatte in der möglichen Ernennung Talleyrands zum Minister einen doppelten und vortrefflichen Vorteil erblickt; ihr früherer Freund Talleyrand Minister; Benjamin Constant, ihr gegenwärtiger Freund, Unterminister! Das genügte in ihren Augen zur Rettung der Republik; das ist ja die Verblendung der Leidenschaften, daß man, wenn man ein Sonderinteresse verfolgt, sich dabei so häufig einbildet, nur für das allgemeine Wohl zu arbeiten. Frau von Staël hatte anfangs Benjamin Constant Talleyrand geliebt, jetzt vollendete sie das Opfer und — schenkte ihn ihm. Benjamin Constant hatte sich also Talleyrand mit dem naivsten Herzen der Welt schenken lassen. Er sah nur ihn und hatte mir davon ganz stolzerfüllt bei der Ernennung der Botschafter zu Velle gesprochen. Talleyrand war damals durchgefallen, aber er hatte sich nicht für geschlagen gehalten, saß Tag für Tag morgens früh vor sechs Uhr am Bette Benjamin Constants, um ihn zum Aufstehen zu treiben, ihn für sich in Thätigkeit zu setzen und ihn mit seinem Stachel anzutreiben. So erhielt ich denn in dem Augenblicke, wo die Gerüchte von dem Ministerwechsel sich verbreiteten, folgenden Brief von zwei Freunden, die ich unmöglich verkennen konnte:

„Meine Anhänglichkeit an Ihre Person ist unveränderlich. Sie allein haben mich den Entschluß fassen lassen, Ihnen nützlich zu sein.

„Ich verbinde mich mit jemand, der Ihnen nicht unbekannt ist, er ist mit meinen Schritten einverstanden. Es ist ein Mann von entschlossenem Geiste, wagemutig, aber flug; wir haben uns gegenseitig gelobt, uns ganz und gar Ihrem Schicksale anzuschließen.

„Wir verlangen weder Stellen noch Geld; nur der wirklich geleistete Dienst möge unsern Anspruch auf Ihre Erkenntlichkeit begründen.

„Zwei Leute, denen es weder an Geist noch an Mitteln gebricht, weihen sich unabänderlich Ihrem Schicksale. Möchten sie nur einmal auf die Probe gestellt werden!“

Man sieht, daß Talleyrand stets von Wohlwollen und Ergebenheit für diejenigen überfloß, von denen er etwas haben wollte. Wie vielen Leuten ist jedesmal, wenn er es nötig hatte, diese Persönlichkeit zur Verfügung gestellt worden, von der man heute ganz gut weiß, daß er sie nur sich zur Verfügung haben wollte!

Nachdem Talleyrand mich von allen Seiten, direkt und indirekt, wo er eine

Gelegenheit zu eripähen glaubte, hatte umzingeln lassen von Beamten und von Privatpersonen, die in Verkehr mit mir standen, stieg er bis zum letzten meiner Dienstleute herab, um mir in jeder Weise den Ausdruck seiner stets gerühmten Ergebenheit und Verehrung zukommen zu lassen. Ich war mehr als ermüdet von diesem ewigen Gewäsche, als Talleyrand, nachdem er aus den Männern alles herausgezogen, was er aus ihnen herausziehen zu können vermeinte, glaubte, er müsse jetzt „die Frauen aufmarschiren lassen“. (Es ist das ein Ausdruck Talleyrands, den man von ihm bei allen möglichen Gelegenheiten, so verschieden und verschiedenartig sie auch waren, immer und immer wieder hören konnte, so neulich noch, als er, von Rovigo wegen Ermordung des Herzogs von Enghien angegriffen, nichts Angelegentlicheres zu thun hatte, als sich wieder mit dem Hofe zu versöhnen, und er auch bei dieser Gelegenheit zur richtigen Zeit wieder einmal die Frauen aus dem Faubourg St. Germain ausrücken ließ.) Und wirklich sah ich als eine der ersten aus der weiblichen Schutztruppe Talleyrands diejenige aufmarschiren, die sich schon durch gar manches Ungewöhnliche berühmt gemacht hatte, worunter ich nicht einmal ihre Werke anführe, die es gewiß sind und es stets bleiben werden. Frau von Staël, die sich mir schon mehr als einmal während der Sitzungen des Nationalkonvents vom 9. Thermidor bis zum 13. Vendémiaire hatte vorstellen lassen, war auf das Direktorium gekommen, sobald die Möglichkeit gegeben war, sie dort zu empfangen. Nachdem sie anfangs nur allgemeine Interessen zur Sprache gebracht und wiederholt ihre Begeisterung für die Sache der Freiheit erklärt hatte, kam sie einige Tage darauf mit dem Ersuchen, ihren Vater Necke aus der Liste der Emigranten streichen zu lassen. Damals standen allerdings befreundete Persönlichkeiten in der unsinnigsten Weise auf derselben. Bis dahin war nur von kindlicher Liebe, von allem Heiligen und Schönen die Rede, jetzt aber wollte Frau von Staël einen Minister gemacht haben, und nach dem, was man über die besondere Art des Interesses jagte, das sie an ihren Kandidaten nahm, muß sie es mit ihren ehelichen Pflichten nicht allzu genau genommen haben. Frau von Staël wurde mir also von Talleyrand zugeschickt; und man muß gestehen, er hatte sich einen recht thätigen Agenten gewählt, der vielleicht nur etwas hübscher und weniger leidenschaftlich hätte sein können. Ich wußte wohl, daß die Frauen in Gefühlsjachen des Außersten fähig sind, wenn das eigene Herz dabei ins Spiel kommt, aber ich wußte nicht, bis zu welchem Punkte sie sich darin hinreißen lassen können.

Frau von Staël hatte mir mehreremale von dem früheren Bischof von Autun gesprochen, von Talleyrand, der, vor kurzem aus Amerika zurückgekehrt, eine Stelle nötig habe und der, seiner Existenz wegen und mehr noch, wie sie sagte, um „die Ehre zu haben, der Republik zu dienen und seine Unabhängigkeit an die Sache der Freiheit an den Tag zu legen“, mit jeder zufrieden sei. Sie hatte mich dann darum ersucht, mir ihren Schützling vorstellen zu dürfen. Ich hatte die Bitte höflich abgelehnt und ihr erwidert, das sei nicht nötig, ich sei meiner Unabhängigkeit sicherer ohne Beeinflussung durch den Gesuchsteller; die ihrige reiche schon dazu hin; sie könne, soweit die Erleichterung seiner Lage

in Frage komme, auf mich zählen, ob ich ihn vor mir sehe oder nicht; ein gewisses inneres Gefühl heiße mich vorsichtig sein gegen diesen aufs Trockene gesetzten Mann und hemme mich in dem Entschlusse, ihn mit seinem Hinfefuße das Luxembourg betreten zu lassen. Frau von Staël drängte so, daß ich ihr gestattete, mir Talleyrand vorzustellen. Seine Beschützerin ruft, ohne eine Minute zu verlieren, aus: „Wohlan denn, wollen Sie ihn heute abend um neun Uhr empfangen.“ — „Schön, diesen Abend, da es Ihnen angenehm ist.“

Sie ließen nicht auf sich warten, die beiden. Man meldete sie an: sie traten zusammen ein. Frau von Staël, daran gewöhnt, den Ehrenkavalier derjenigen zu machen, welche sie einführte, ging voran, Talleyrand folgte mit seinem Hinfefuße. Ich hatte bis jetzt diese Persönlichkeit nicht gesehen, die sich schon unter zwei Regierungen berühmt gemacht hatte und es noch unter vielen anderen werden sollte. Ich habe schon bei der Erzählung meines Zusammentreffens mit Robespierre vor dem 9. Thermidor darauf aufmerksam gemacht, wie viele Züge schlagender Aehnlichkeit zwischen ihm und dieser häßlichen Persönlichkeit sich mir in der Folge aufgedrängt, und versprochen, sie später den Zeitgenossen zu überliefern, denen es daran gelegen sei, sich historische Charakterköpfe zu sammeln. Ich gebe demnach hier meine Beobachtungen wieder, nachdem ich sie nochmals sorgfältig geprüft und sie mir mit peinlichster Genauigkeit vergegenwärtigt habe. Als ich Talleyrand bei mir eintreten sah mit seinem bleichen, nichtsagenden, leichenhaften Gesicht und den leblosen, starren Augen, glaubte ich, Robespierre selbst wieder vor mir zu sehen. Noch mehr frappirt wurde ich, als ich ihn genauer betrachtete: diese vorspringenden Backenknochen, dieser kurze Schädel, diese aufgeworfene Nase, dieser abscheuliche Mund mit den trockenen Lippen; und dazu das, was die Kunst den natürlichen Zügen hinzugefügt; die weißgepuderten Haare, die starre und unbewegliche Haltung, ganz wie bei ihm.

Ich wurde durch diese frappante, sich vom Kopfe auf den Schulteransatz, den Rumpf und die Beine erstreckende Aehnlichkeit so außer mir gebracht, daß ich mich nicht enthalten konnte, Frau von Staël beiseite zu nehmen und ihr meinen Eindruck mitzuteilen. Sie mußte über den Vergleich lachen, ohne seine Richtigkeit zu bestreiten, und sagte mir: „O, ich versichere Sie, die Aehnlichkeit ist keine vollständige.“ Sie begann indes ihren Mann aufmerkamer anzublicken und sagte mir, die Physiognomie Robespierres sei ihr von der konstitutionirenden Versammlung her noch vollständig gegenwärtig, auch seine gepuderte Frisur und sein trockener und hochmütiger Ton. „Ja ganz gewiß, es ist etwas Aehnlichkeit mit Robespierre vorhanden, er hat sogar sehr viel von ihm, aber ich gebe Ihnen die Versicherung, wenn die Natur sich in einem unglücklichen Wechselspiel gefallen, ist das in moralischer Hinsicht nicht der Fall und Talleyrand ist weit mehr wert. Robespierre zum Beispiel hatte ganz und gar kein Gefühl für Freundschaft und kannte ebenso wenig die Empfindung der Dankbarkeit; es gibt keinen besseren und treueren Freund als Talleyrand; ich werde es Ihnen beweisen; er ist ein Mann, der das Herz auf der Hand hat, und der Ihnen persönlich ergeben sein wird: er wird durch das Feuer für Sie gehen.“

Da ich sah, daß Talleyrand uns sehr ernsthaft zuhörte, und um ihn nicht länger in Verlegenheit zu lassen, wendete ich mich wieder nach ihm zurück. Frau von Staël tritt einen Schritt vor, ergreift ihn bei der Hand und sagt, indem sie mir ihn zuführt: „Ja, Bürger Talleyrand, wir haben von Ihnen gesprochen; ich fürchtete nicht zu übertreiben, wenn ich sagte, Sie seien ein vortrefflicher Freund, ein von den zartesten Empfindungen durchdrungenes Wesen; Dankbarkeit sei nicht das, was Ihrem Herzen Kummer mache.“ Talleyrand, der etwas zurücktrat, um seiner Verbeugung mehr Schwung zu verleihen, neigte sich tief und stotterte nur diese Worte hervor: „Ergebener Diener, gehorsamer Diener! Ganz Freundschaft, ganz Ergebenheit! Werde mehr als glücklich sein; aus vollstem Herzen mich erkenntlich zeigen; von tiefster Achtung erfüllt; nur das Gefühl der Bewunderung könnte dem der Ehrfurcht und Dankbarkeit gleichkommen.“ . . . Das war alles, was er in unbeholfener Weise vorzubringen wußte, und dazu schienen die Worte alle mühsam aus dem Brustkasten zu kommen, und das bei einem Mann, dem man so erstaunlich viel Geist und eine so schlagfertige Rednergabe nachgerühmt hat, der durch seine zahllosen glücklichen Einfälle eine ganze Gesellschaft zu unterhalten im Stande gewesen sein soll. Freilich, das alles hat er vielleicht selbst in Umlauf setzen helfen, wie ja bei Erwerbung von Ruf und Vermögen alles darauf ankommt, daß man die Hauptarbeit selbst übernimmt. Es ist erwiesen, daß in allen diesen Beziehungen die Ähnlichkeit Talleyrands mit Robespierre noch frappanter war, und daß von diesen beiden Dioskuren der Revolution keiner den andern um etwas zu beneiden brauchte, was er selbst nicht gehabt hätte. So verlief meine erste Zusammenkunft mit Talleyrand. Frau von Staël ergriff, nachdem sie diese ersten Worte hingeworfen und damit in meiner Brust die Saat zu allen guten Ideen gelegt zu haben glaubte, deren Früchte sie gern Talleyrand zugewendet hätte, diesen bei der Hand, um sich zu verabschieden. Talleyrand, der immer noch von seinem Gefühle der Achtung und ewigen Dankbarkeit sprach, sagte mir, er wisse, daß ich früh zu Bette gehe, er wisse auch, daß ich als der erste in der Republik auf den Beinen sei, er wolle meine Ruhe nicht stören. Das Vaterland bedürfe meiner und es sei ein Vergehen, wenn man mich demselben einen Augenblick entzöge. Frau von Staël flüsterte mir beim Fortgehen mit leiser Stimme zu: „Ich habe Ihnen noch nichts von dem Bürger Talleyrand gesagt: — ich würde seine Bescheidenheit verletzt haben; ich kann Ihnen von ihm nur sprechen, wenn er nicht dabei ist. Ich werde morgen allein wiederkommen; ich bitte um eine volle Audienz für mich.“

Frau von Staël kommt am andern Morgen wieder, und kaum ist sie eingetreten, kaum hat sie sich gesetzt, als sie sofort von ihrem Gegenstande anfängt; sie fühlt das Bedürfnis, mir in meinem Bestreben, die volle Wahrheit kennen zu lernen, entgegen zu kommen; es darf mir nichts verhohlen bleiben über die Persönlichkeiten, für die man mich interessieren will und die es zu würdigen wissen, wenn sich die Regierung ihrer annimmt, denn nur mit Rücksicht auf das allgemeine Interesse und das meiner Person hält sie es für nötig, die am Tage zuvor begonnene Unterhaltung fortzusetzen. Frau von Staël ließ an meinen Augen

eine ganze Reihe von Szenen vorübergehen, die für mich der Beweis dessen waren, was der Ehrgeiz in seinem Uebermaß zu leisten vermag. Sie hatte mir anfangs Talleyrand als einen für die Freiheit, die Republik und sogar die Revolution leidenschaftlich eingenommenen Mann dargestellt: er sei niemals Priester aus Ueberzeugung gewesen, jagte sie mir; er glaube nicht einmal an Gott, was sie in keiner Weise billige. Sie vergebe es ihm auch kaum, aber sie entschuldige ihn doch, weil man tolerant sein müsse. Generalagent des Klerus vor der Revolution, habe er seine ganze Umgebung stets durch seine ernste Haltung, die er in seinem Bischofskleide schuldig zu sein geglaubt, irre geführt; nachdem er dann später dieses Kleid abgelegt, das bischöfliche Chorchemd und das geistliche Mäntelchen von den Schultern geschüttelt, habe er allen ein Schnippchen geschlagen. Bevor er aus der Kutte gesprungen, wie es nachher geschehen, habe er vorher noch die konstitutionellen Bischöfe geweiht, um den Anfang mit der Desorganisation der katholischen Religion zu machen. Als Mitglied der konstituierenden Versammlung sei er für alle Gesetze eingetreten, welche darauf abgezielt, die Desorganisation der Kirche zu einer vollständigen zu machen, und es sei ihm gelungen. „Was diese katholische Kirche betrifft, gegen welche ich, als Protestantin, vielleicht etwas voreingenommen bin, so jagte er einmal, als eines Tages ihre Verteidiger in meiner Gegenwart zugeben mußten, daß es Mißbräuche in ihr gebe; lebhaft: ‚Es gibt bei dem katholischen Klerus nicht nur Uebelstände, sondern der ganze Klerus selbst ist nichts als ein einziger Uebelstand.‘ . . . Dieses Witzwort, eines derer, wie ich sie ab und zu in die Gesellschaft werfe, war ziemlich glücklich, aber schließlich war es doch nichts weiter als ein Witzwort; Talleyrand hat es sich in außerordentlich geschickter Weise angeeignet, indem er es später so ausführte, als ob es von ihm stamme. Er hat damit sein Ziel erreicht. Ich weiß recht gut, daß man ihm auch sonst vieles zugeschrieben hat, was er sich eigentlich nur selbst zugeschrieben, denn er verfügt nur über die geistigen Mittel eines vornehmen Adligen, über eine Erziehung, wie sie damals in Frankreich vorherrschend war, das heißt er besitzt keine soliden Kenntnisse, versteht wenig von Literatur und ist überhaupt von sehr mäßigem geistigem Zuschnitt; aber er hat sich an Leute gehalten, die darin besser gestellt waren, und er hat seinen Vorteil daraus zu ziehen gewußt.“ Er habe es verstanden, mit Mirabeau auf einen intimen Fuß zu kommen und sogar einer seiner Testamentsvollstrecker zu werden, nicht, weil eine sonderliche Geistesverwandtschaft zwischen diesen beiden Männern vorhanden gewesen wäre, von denen der eine aus Feuer und der andere aus Eis bestand, sondern weil Mirabeau in Talleyrand so viel Gefügigkeit gefunden, daß er seine Dienste nicht habe zurückweisen können; er habe sich von ihm die Orgelbälge treten lassen. Diese Rolle des Bälgetreter's, die für Talleyrand bei Mirabeau hingereicht, biete Gewähr für das dar, was er bei einem so überlegenen Direktor, wie mir, sein werde. Frau von Staël versicherte mir, daß ich das in der That sei, wegen meines Mutes, wegen meiner Charakterstärke und, wie sie hinzufügte wegen meines so hervorragenden Rechtlichkeitssinnes und meiner militärischen Kenntnisse.

Ich wußte wohl, was ich von alledem zu halten hatte. Da ich mich nie einer Täuschung über das Wesen und die Tragweite meiner Mittel hingegeben hatte, war ich mir bewußt, daß es mir nicht an Mut, Entschlossenheit, etwas Geistesgegenwart, etwas Menschenkenntnis, wie Lebenserfahrung fehle. Ich sah daher ganz genau, wohinaus Frau von Staël mit ihrer Schmeichelei wollte. Ich sagte ihr nicht: „Sie schmeicheln mir, Sie lügen, aber fahren Sie nur fort;“ sie fuhr fort, ohne daß ich sie dazu aufforderte oder ihr Erlaubnis dazu gegeben hätte.

Nachdem sie mir alle Gründe dargelegt, aus denen es sich empfehle, Talleyrand eine Anstellung bei der republikanischen Regierung zu geben, wollte Frau von Staël vor allem, daß das wegen seiner Anhänglichkeit an meine Person geschehe; sie gab mir die Versicherung, daß er „schwärmerisch für mich eingenommen sei“. Das Gefühl, das so viele Wunder vollbringt, vermochte viel über Talleyrand, da nun aber Talleyrand nach Frau von Staël ein abgöttischer Verehrer meiner Person war, so könne, sagte sie mir, dieses übertriebene Gefühl der Zuneigung zu mir, dem Oberhaupte der Republik, ganz besonders zur Entwicklung seiner von Natur etwas beschränkten Fähigkeiten beitragen und ihn in den Stand setzen, der Republik die größten Dienste zu leisten. Er könne das um so mehr, fuhr Frau von Staël, immer wärmer werdend, fort, als er eine genaue Kenntnis von alle dem habe, was sich während der ersten Revolutionszeit zugetragen. Die Geheimnisse der Personen, Männer wie Frauen, die sich am meisten hervorgethan, kenne er auswendig. Ludwig XV. hatte ein besonderes Gedächtnis für das Aussehen und die Namen sämtlicher Jagdhunde in seinen Hundeställen bis zur Zahl von sechstausend: Talleyrand habe gleichfalls ein „Hundegedächtnis“; dann aber habe er sich in schwierigen Verhältnissen der mannigfachsten Art bewegt und habe sich immer zu behaupten gewußt; er habe immer mit der größten Leichtigkeit den Uebergang aus einer Lage zu der andern zu finden gewußt. . . Er besitze die glücklichste Geschmeidigkeit, das geschickteste Anpassungsvermögen; er ist immer das, was Sie wollen. „Er besitzt,“ sagte mir Frau von Staël in dem Tone wirklicher Begeisterung, „er besitzt alle Laster des alten und des neuen Regimes: er hat und wird stets einen Fuß in allen Parteien haben; Sie können gar keinen geschickteren Agenten finden. Was Sie betrifft, Bürger Direktor,“ wiederholte sie mir, „so hat er für Sie stets eine derartige Verehrung gehabt und Sie stets so hoch geschätzt, daß er Sie als etwas Uebermenschliches betrachtet; Ihnen persönlich will er dienen, ich lege Ihnen alle seine Gefühle dar, weil ich sie selbst mindestens teile. Was gibt es Besseres und Größeres als Sie? Sie sind ein großer Politiker und wollen es nicht einmal sein; Sie sind ein großer Krieger, denn Sie haben es zu Toulon und zu Paris bewiesen, in Schlachten, die in ganz anderem Grade schrecklich waren als die im Grenzgebiete, und vor denen sich selbst ein Turenne und ein Condé gefürchtet hätten. Sie sind in entscheidenden Augenblicken ein mächtiger Redner gewesen; Sie sind weiter ein wirklicher Staatsmann, vor allem aber sind Sie ein einfacher und bescheidener Mann, der sich dessen nicht rühmt, was ihm

am meisten eigen ist! Barras, Sie sind nicht nur groß, sondern Sie sind schön, Sie sind wie der Apollo von Belvedere, vom Scheitel bis zur Fußsohle. . . ." — „Wollen Sie wohl aufhören?“ erwiderte ich Frau von Staël, denn ich konnte wirklich nicht absehen, bis wie weit sie noch gehen würde. „Wo wollen Sie hinaus?“ sagte ich schließlich zu ihr, außer mir über ihre Hartnäckigkeit; „erklären Sie sich: zu was wollen Sie, daß wir den lieben Herrn Talleyrand machen sollen?“ — „Zunächst,“ sagte sie, „zum Minister, mindestens zum Minister des Aeußern, nach dem, was ich Ihnen von seinem Berufe und seiner Fähigkeit für eine derartige Stellung gesagt habe.“ — „Wohlan denn,“ antwortete ich ihr, um sie los zu werden, „ich werde das, so bald ich kann, in Betracht ziehen.“ So wurde ich Frau von Staël los, die mich gleichwohl noch nicht loslassen wollte.

Ich sprach wirklich mit meinem Kollegen darüber, ob es angängig sei, aus Opposition gegen das alte Regime Talleyrand, der von diesem wie kein anderer gehaßt und verabscheut worden war, eine Stelle zu geben.

Ich muß es meinen Kollegen zu ihrer Ehre nachsagen, daß bei ihnen nur ein Gefühl des Widerwillens und des Abscheus vorhanden war.

Frau von Staël wollte mich in zwei Tagen wieder besuchen; ich hatte es ihr gestattet, und selbst wenn ich das nicht gethan hätte, würde sie nichtsdestoweniger mich zu finden gewußt haben, denn für sie gab es unter keinem Vorwand geschlossene Thüren, und sie wußte sie, wenn diese Redewendung erlaubt ist, stets einzutreten, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Sie kommt thatsächlich nach zwei Tagen wieder und tritt mir entgegen mit einer Sicherheit, als ob es sich um eine beschlossene Sache gehandelt hätte. Ich sehe immer noch ihre großen, mit einem zärtlichen, ja fast wollüstigen Ausdrucke auf mich gerichteten Augen, denen es indes nicht an einem gewissen gebieterischen Etwas fehlte. „Nun,“ sagte sie zu mir, „wir haben jetzt ohne Zweifel einen Minister, denn De Lacroix ist kein Minister; er ist nur ein altes schwangeres Weib, wiewohl er behauptet, jüngst niedergekommen zu sein.“ (Frau von Staël spielte auf die Operation an, der sich kürzlich der Minister Lacroix wegen einer kolossalen Unterleibsgeschwulst unterzogen, und die ihm das Aussehen einer mindestens im neunten Monate schwangeren Frau gegeben hatte). Ich wußte nicht, wie ich mich zu dieser lebhaften Interpellation verhalten sollte, auf deren Beantwortung Frau von Staël mit einer Ungeduld wartete, welche ich ihr aus den großen und, wie mir schien, immer größer werdenden Augen ablas. Sie trat ganz nahe an mich heran, an meinem Kamin, und es war unmöglich, ihr wie bei dem Fechten durch eine geschickte Seitenwendung auszuweichen. Ich entschloß mich, mich durch die ganz einfache Erklärung der Wahrheit zu retten. „Einstweilen haben wir noch nichts weniger,“ sagte ich, „als einen Minister nach Ihrem Wunsche; derjenige, den Sie mir vorgeschlagen haben, begegnet dem einmütigen Widerstand und der einmütigen Verachtung fast aller Mitglieder des Direktoriums. Ich stehe mit seiner Verteidigung zu vereinzelt da, als daß ich seine Ernennung durchsetzen könnte. Alles ist gegen ihn.“

Ich glaubte, Frau von Staël würde niedergeschmettert sein, wie ich es selbst

gewesen wäre, und ich bildete mir ein, sie würde nunmehr von einer weiteren Verfolgung ihrer Idee abstehen; wer hätte auch gedacht, wer hätte auch ahnen können, daß sie das alles nur zur Weiter spinning ihrer Pläne benützen würde! „Ihre Kollegen sagen, daß sie Talleyrand verachten,“ entgegnete sie mir, „gut denn, sei es so, sie sollen ihn nur auch hassen; desto besser sind Sie daran, Barras, denn für mich sind nur Sie auf der Welt vorhanden. Gerade weil Talleyrand mit allen Ihren Kollegen schlecht stehen wird, wird er mit Ihnen um so besser stehen. Da für ihn alles von Ihrem guten Willen abhängen wird, wird er sich in die Nothwendigkeit versetzt sehen, um so mehr zu Ihnen zu halten, als Sie ihm, wie August dem Cinna, sagen können:

„Es ist um dich geschehen, zieh' ich zurück die Hand,
In der bisher dein Glück die einzige Stütze fand.“

Dieses Gefühl allein wird ihn veranlassen, sie unaufhörlich auszuspioniren, und Sie werden dadurch die besten Aufschlüsse über ihre geheimsten Gedanken erhalten und speziell über das, was sie in Betreff Ihrer denken. Talleyrand wird sie bewachen wie ein guter Schäferhund; er ist buchstäblich der treueste Hund, den Sie sich denken können. Er liebt Sie bis zur Unterwürfigkeit, wie eine Geliebte, auf die man eifersüchtig sein könnte, ohne den Mut zu haben, ihr je eine Scene zu machen.“ Ich sah in allen diesen Worten der Frau von Staël nichts, was mich hätte sonderlich ermutigen können, mich einem Mann anzuvertrauen, zu dessen Gunsten nichts sprach als seine Verderbtheit, sein Wankelmut und seine beständige Verrätherei. Ich sagte zu Frau von Staël, ich ersuche sie, mich für den Augenblick in Ruhe zu lassen, man müsse alles, was man für das politische Weiterkommen Talleyrands thun könne, vertagen.

Trotz allem, was Frau von Staël für Talleyrand gethan hatte, scheint ihr das noch nicht genug gewesen zu sein und sie sich zu dem Ausspruche Cäsars bekannt zu haben, der „nichts gethan zu haben glaubte, wenn ihm noch etwas zu thun übrig blieb.“ Er hatte in seiner unerschütterlichen Freundin noch nicht Unerschütterlichkeit genug gefunden und hezte sie fort und fort auf mich. Frau von Staël kommt andern Tages wieder, ganz außer sich, noch vernachlässigter in der Toilette als gewöhnlich, mit aufgelöstem Haar, wildblickenden Augen und in einem wirklich beunruhigenden Zustande, als ob sie einen Nervenanstfall gehabt hätte oder im nächsten Augenblicke einen bekommen würde. Nachdem sie eingetreten, wirft sie sich in einen Lehnstuhl, zieht mich heftig an sich und beinahe über sich und sagt dann, meine beiden Hände ergreifend, außer Atem: „Barras, mein Freund, ich zähle in dieser Welt nur auf Sie; ohne Sie sind wir verloren, ganz und gar verloren. Wissen Sie, o nein, Sie wissen es nicht, denn Sie würden mich alsdann nicht in einer so grausamen Verlegenheit lassen. Wissen Sie,“ fährt sie mit einer von Schluchzen unterdrückten Stimme fort, „wissen Sie, was er mir gesagt und was er mir soeben noch wiederholt hat?“ — „Wer denn, um was handelt es sich?“ — „Barras, mein Freund,“ wiederholte sie, mir noch stärker die Hände drückend und wie eine Epileptische die Augen verdrehend, „o mein Gott, ich spreche Ihnen von unserem armen Freunde

Talleyrand. Wissen Sie, was ihm passiert ist?" — „Was denn?" — „Ich habe ihn soeben verlassen; vielleicht befindet er sich schon nicht mehr unter den Lebenden; er hat mir gesagt, er werde sich in die Seine stürzen, wenn Sie ihn nicht zum Minister des Auswärtigen machten. Er hat alles in allem nur noch zehn Louisd'or." — „Hat er keine anderen Hilfsquellen? Seine Freunde?" — „Ach, seine Freunde. Ich, die ich sicher dazu zähle, habe ihn bis jetzt unterstützt. Er hat nicht viel ausgegeben, da er sich seit seiner Rückkehr nicht einmal einen Remijewagen hält. Er fährt zu all seinen Geschäften und Besorgungen in einem Cabriolet aus, er, der unter dem alten Regime an so viele Bequemlichkeiten gewöhnt war; und heute kein Haus, immer bei mir oder bei den anderen kampirend! Wenn man nichts Zuverlässiges, wenn man kein einträgliches Geschäft und dazu noch Schulden hat, ist das eine mehr als peinliche Lage; man muß ihn daraus erretten! Mein lieber Barras, wir sind verloren; Talleyrand geht ins Wasser, es ist um ihn geschehen, wenn Sie ihn nicht zum Minister machen. Sollten Sie endgiltig über das Ministerium des Auswärtigen verfügt haben, so geben Sie ihm ein anderes, er wird sich in der gleichen Weise dazu eignen: er hat eine glückliche Geschmeidigkeit; er ist zu allem fähig; er ist übrigens, wie ich Ihnen schon gesagt habe, ein vortrefflicher Patriot, er ist ein Mann, der seiner politischen Gesinnung nach zu den Entschiedensten zählt; er wäre gern Mitglied des Nationalkonvents geworden; man hätte dort seine ganze Energie kennen lernen können; in freiheitlichen Dingen kann man ihm gar nicht weit genug gehen; er bedauert, daß er nicht in dieser Versammlung gewesen ist, um in derselben mit Ihnen zu stimmen. Hat er sich übrigens in der Zeit des 10. August nicht in einer ganz bestimmten Weise ausgesprochen, hat nicht er auf der französischen Botschaft zu London alles gethan, obgleich damals nur der Name Chauvelins genannt wurde? Hat nicht Talleyrand die Adresse an die auswärtigen Mächte über die Ereignisse des 10. August redigirt, um das Recht des Volkes und das gesetzmäßige Vorgehen der Republikaner bei dem Sturze des Thrones und der hinsichtlich Ludwigs XVI. getroffenen Entschlüssen darzuthun? Ich sage Ihnen nicht, daß ich ihm darin beigepflichtet habe oder das noch thue. Talleyrand hatte mehr als ich mit der Politik zu thun; aber wenn seine Stellung als die eines früheren Bischofs ihm schließlich nicht gestattet hat, Mitglied des Nationalkonvents zu werden, so muß man ihm wenigstens Dank wissen für die Ansichten, die er in demselben vertreten haben würde. Er hat alles, was er konnte, für die Revolution gethan; keiner hat eine bessere Gewähr geboten; keiner kann, wenn man ihn fragt: „Was hast du gethan, um gehenkt zu werden?" mit dem gleichen Rechte wie er sagen, daß er „alles dafür gethan hat". Nun wohl denn, Barras, würden Sie einen so interessanten Mann sich heute in die Seine stürzen lassen, weil er seinem Lande nicht dienen kann? Nein, mein Freund, das würden Sie nicht zugeben; Sie müssen energisch mit Ihren Freunden sprechen, Sie müssen sich aufs hohe Pferd setzen, Sie müssen die Zähne zeigen, Sie müssen Charakter beweisen, Sie müssen Talleyrand zum Minister machen, sonst weiß ich nicht mehr, was ich anfangen soll; ich bin hin, ich bin des Todes!"

Es war wirklich ein krampfhafter Zustand, in dem sie sich befand, und es hatte den Anschein, als ob eine Katastrophe folgen sollte. Der Schaum stand ihr fast vor dem Munde, als Frau von Staël so zu mir sprach. Ich wurde von zwei ganz verschiedenen Gefühlen bewegt: zunächst fast von dem des Mitleids und der Furcht, in diesem aufgeregten Zustande eine Frau zu sehen, die man so bei mir hätte finden können, ohne daß es mir möglich gewesen wäre, eine irgendwie wahrscheinlich klingende Erklärung dafür zu geben. Wer würde wohl geglaubt haben, daß eine derartige Situation eine derartige Ursache gehabt? Andererseits hätte ich hellauf lachen und dabei doch etwas wie Schreck empfinden können. Eine Frau, die bei mir in epileptische Krämpfe verfällt, weil ich einen ihr befreundeten Mann nicht zum Minister machen kann: und dieser Freund, ein Abbé, ein ruinirter ehemaliger Bischof, droht, in das Wasser zu gehen, wenn er nicht Minister der Republik, Agent eines aus fünf Königsmördern zusammengesetzten Direktoriums werde: es lag in diesem Melodrama eine Mischung von finsternem Ernste und toller Spaßhaftigkeit, an die ich heute mit ihren Einzelheiten kaum noch denken kann, ohne nur noch toller zu lachen; aber dieses Lachen kann mit Recht einen bitteren Beigeschmack bekommen, wenn wir, an das Vorhergegangene uns erinnernd, uns das vergegenwärtigen, was darauf gefolgt ist.

Die Zungenfertigkeit und das Ungestüm Frau von Staëls hatten mir nicht gestattet, ihren Redestrom mit einem Worte zu unterbrechen. . . . Den Augenblick benützend, wo sie, von Müdigkeit erschöpft, mir Gelegenheit dazu gab, sagte ich: „Ich bedaure auf das höchste und bitte Sie um Vergebung, wenn ich bei der Förderung Ihres Interesses nicht mehr Erfolg gehabt habe.“ Frau von Staël, die wieder zu sich zu kommen schien und, wie sie sagte, nur noch süße Hoffnungsthränen vergoß, fuhr, mich immer noch bei den Händen haltend, fort: „Wohl! denn, mein Freund, thun Sie das; Sie werden uns alle retten. Ich mache in der Person dieses armen Talleyrand Ihnen und der Republik ein wertvolles Geschenk; ich büрге Ihnen dafür mit meinem Leben.“ Frau von Staël konnte kein Ende finden; ich war aufgestanden, um sie selbst zum Aufstehen zu veranlassen und mich von ihr zu befreien, indem ich ihr Lebewohl sagte; aber vor mir stehend, hielt sie mich immer noch derart mit beiden Händen fest, daß es mir nicht möglich war, eine Schelle zu ergreifen, um jemand kommen zu lassen. In meinem Vorzimmer war eine Menge von Leuten versammelt, die seit zwei Stunden auf eine Audienz warteten. Was werden wohl alle diese Personen sagen, wenn sie eine Frau in so aufgeregtem Zustand und in einer derartig derangirten Toilette, die sich seit ihrem Eintritt nur noch verschlimmert hatte, an sich vorbei gehen sehen? Ich glaube, wenn ich für die Beförderung Talleyrands eine persönliche Bedingung, und zwar der intimsten Art, gestellt hätte, so würde Frau von Staël, die mir alles auf der Welt und selbst das, was sie ihr Leben nannte, anbot, sich meiner Bitte gegenüber nicht spröde erwiesen haben; aber ich schwöre, daß ich nicht daran gedacht habe, irgend eine Bitte an sie zu richten, daß meine Rolle in dieser Hinsicht wohl eher eine defensive als eine aggressive gewesen sein würde, und daß alle diejenigen, welche Frau von Staël

in einer derartigen Aufregung haben von mir gehen sehen und dieser Aufregung einen gewissen Grund untergelegt haben, sich thatsächlich getäuscht und mich durchaus verleumdet haben. Niemals bin ich, wenn es sich um Dinge dieser Art handelte, aus einer ähnlichen Versuchung unschuldiger und reiner hervorgegangen . . .

Trotz des äußerlich Demonstrativen und wirklich Außerordentlichen, das in dem Schritte der Frau von Staël lag, und das man für eine einstudirte Rolle und die Scene aus einer sorgsam vorbereiteten Komödie hätte halten können, um mich noch wohlwollender zu Gunsten desjenigen, den sie meinen Schützling nannte, zu stimmen, bin ich fest überzeugt davon, daß Frau von Staël sich ihrer Erregung selbst nicht vollständig bewußt werden konnte, daß sie es aufrichtig meinte und, ohne es zu wissen, ein Opfer ihres aufgeregten Zustandes wurde. Es kommt das bis zu einem gewissen Grade ja auch bei leidenschaftlichen Schauspielern vor: sie identifiziren sich mit ihrer Rolle und erheben sich bis zu den Persönlichkeiten, die sie darstellen; sie haben den Kothurn, die Toga oder den Turban angelegt, und in der Erregung des Spiels bilden sie sich ein, daß sie das sind, was sie darstellen. Ihr Spiel durchdringt sie, berauscht sie und bringt sie außer sich; ist nicht dem großen Schauspieler Le Kain in einer Vorstellung des „Mohammed“, in der er bewundernswerter als je spielte, ein Blutgefäß in der Brust geplatzt und er daran gestorben?

Wenn Frau von Staël ein wirklich sensibles Naturell besaß, dessen sämtliche Folgen sie auf sich nehmen mußte, gab es jemand, der diese Sensibilität noch viel weniger theilte als ich. Es war das derjenige, der sie hervorgerufen hatte. Während Frau von Staël bei mir weinte, zitterte und mich mit der ganzen Gewalt ihrer Leidenschaft bestürmte, weiß ich, daß der phlegmatische Talleyrand auf sie in ihrem Wagen wartete, den sie vor meiner Hausthüre hatte stehen lassen. In dem Augenblicke, als ich sie herausbegleitete, sagte sie mir noch: „Ich werde ihn sprechen, was soll ich ihm zu seiner Beruhigung sagen? Würden wir uns je trösten können, wenn wir es verschuldet, daß er ins Wasser gegangen?“ — „Gut denn,“ antwortete ich zum Schluß Frau von Staël noch einmal, „glauben Sie nur, daß ich alles das, was Sie mir gesagt haben, nicht vergessen und außer acht lassen werde. Veranlassen Sie nur Ihren Freund, daß er nicht ins Wasser geht, denn alsdann würde es nicht mehr möglich sein, irgend etwas für ihn zu thun. Wir werden in Erwägung ziehen, wie wir seine Talente für die Republik und seinen guten Willen für uns verwerten können.“



Die persönliche Freiheit in Frankreich unter Ludwig XIV. und Ludwig XV.

Die „Lettres de cachet en blanc.“

Von

Franz Fund-Brentano.

Jedermann weiß, was man in Frankreich vor der Revolution unter einer „lettre de cachet“ verstand. Es war eine vom König unterzeichnete und von einem Minister gegengezeichnete Verfügung, durch welche ohne jede weitere prozessualische Formalität jemand in das Gefängnis geworfen oder in die Verbannung geschickt wurde. Der mit einer lettre de cachet Bedachte blieb so lange im Gefängnisse oder in der Verbannung, bis ein anderer, unter denselben Umständen erlassener Brief des Königs seiner Strafe ein Ende machte. Der Name „lettre de cachet“ kam daher, daß der Brief mit dem königlichen Siegel verschlossen war im Gegensatz zu den lettres patentes, die offen zugestellt wurden.

So war es um die eigentlichen lettres de cachet bestellt. Es muß hinzugefügt werden, daß der König sich derselben auch noch in anderen Fällen bediente, und man kann sagen, daß das im allgemeinen stets dann geschah, wenn er im Königreiche seinen persönlichen Willen zur Kenntnis und zum Vollzug gebracht wissen wollte. So wurden im Jahr 1789 die Generalstaaten durch eine lettre de cachet einberufen. Eine interessante Bemerkung wurde in dieser Hinsicht von Malesherbes, dem berühmten Minister Ludwigs XVI., gemacht: die lettre de cachet sei für den König das einzige Mittel gewesen, seinen Willen im Königreich zur Geltung zu bringen. Nimmt man die lettre de cachet fort, so sagt er, so benimmt man dem König jedes Regierungsmittel. Wir können diese Bemerkung noch durch eine weitere ergänzen: Ludwig XIV., der absoluteste Monarch, den Frankreich je gesehen, konnte trotz seiner Allgewalt seinen Willen nur vollstreckt sehen, wenn die Verfügung, die er erließ, von einem Staatssekretär gegengezeichnet war, ebenso wie er eine die Regierung betreffende Entschlie-ßung nur fassen konnte „estant en son conseil“.

Wie man sieht, haben die lettres de cachet eine der wichtigsten Einrichtungen der alten französischen Monarchie gebildet, und diese Wichtigkeit erhöht sich in den Augen des Historikers noch durch die Rolle, die sie bei der Vorbereitung der revolutionären Bewegung gespielt haben, eine Rolle von höchster Bedeutung. Man kann sagen, die Abschaffung der lettres de cachet sei, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, das politische Stichwort für die Abgeordneten gewesen, welche die Generalstaaten des Jahres 1789 bildeten.

Trotz der Wichtigkeit dieser Einrichtung weiß man wenig von ihr; sie ist noch nicht Gegenstand eingehender Arbeiten gewesen, und die moderne Wissenschaft stützt sich immer noch auf die wohl sehr beredt geschriebenen, aber von der

stärksten Parteilichkeit beeinflussten Werke des berühmten Mirabeau. Und wie in allen Teilen der Geschichte, welche von der wissenschaftlichen Forschung noch nicht geklärt sind, herrschen in allem, was über die lettres de cachet gesagt und geschrieben wird, die Legenden vor, und wenn sie auch noch so abgeschmackt sind. Eine dieser Legenden beschäftigt sich mit dem, was selbst die Historiker die „lettres de cachet en blanc“ nennen.

Eines der in den gebildeten Kreisen am meisten verbreiteten Pariser Blätter, der „Figaro“, brachte zum 1. Januar die folgende Notiz: „Wieder ist der Augenblick des Jahres genah, in welchem unter dem ancien régime die Damen des Hofes und der Stadt von den Ministern und Grandseigneurs zum Neujahrs-geschenke lettres de cachet erhielten mit nicht ausgefülltem Namen, die es ihnen gestatteten, sich gegebenen Augenblicks eines Gatten oder einer beliebigen andern unbequemen Persönlichkeit zu entledigen.“

Das ist im allgemeinen die Ansicht, die man von dem hat, was die Geschichte die „lettres de cachet en blanc“ genannt hat. Michelet schreibt in seiner Geschichte der Revolution: ¹⁾ „Alles das aus Gutmütigkeit! Der König war zu gutmütig, um einem vornehmen Herrn eine lettre de cachet zu verweigern. Der Intendant war zu liebenswürdig, um einer ihn darum bittenden Dame eine abzuschlagen. Die Schreiber im Ministerium, die Maitressen dieser Schreiber und die Freunde dieser Maitressen erhielten, verschenkten oder verliehen aus Dankbarkeit, aus Eigennutz oder aus einfacher Höflichkeit diese schrecklichen Verfügungen, durch die man lebendig begraben wurde.“ In seiner „Geschichte der französischen Zivilisation“ ²⁾ schreibt Rambaud: „Jede beliebige Persönlichkeit erhielt lettres de cachet, in denen die Stelle des Namens offen gelassen war, und ließ den seines persönlichen Feindes, den seines Rivalen oder den seines Gläubigers hineinsetzen. Der Minister La Brilliére ließ Handel damit durch die Gräfin Langeac treiben; er ließ sie sogar durch seine Lakaien verkaufen; man brauchte nicht mehr als fünfundzwanzig Louisd'or anzuwenden, um jemand verhaften zu lassen.“ Einer der hervorragendsten Geschichtsschreiber unserer Zeit, Duruy, wiederholt zu diesem Punkte in seiner „Geschichte Frankreichs“ ³⁾ nach den Memoiren de Ségurs das pikante Geschichtchen von der Frau, die sich eine lettre de cachet gegen ihren Mann verschaffte; dieser aber hatte die gleiche Idee gehabt und die nämliche Summe bezahlt, „und so ließ an einem und demselben Tage jeder der beiden Gatten den andern einsperren.“ Wir brauchen übrigens nur ein beliebiges Geschichtswerk über jene Periode nachzuschlagen, um das Gleiche zu finden.

Es war das die allgemein verbreitete Ansicht, als mir vor zehn Jahren das französische Unterrichtsministerium den ehrenvollen Auftrag erteilte, den Katalog der auf der Pariser Arsenal-Bibliothek aufbewahrten Archive der Bastille anzufertigen. Es muß bemerkt werden, daß diese Archive nicht nur die

¹⁾ Band 1, Seite 79.

²⁾ Band 2, Seite 97—98.

³⁾ Band 2.

Altentstücke über die in dieser berühmten königlichen Feste Inhaftirten enthalten, sondern auch diejenigen über die in den sonstigen Detentionshäusern — Gefängnissen, Festungen, Hospitälern, Klöstern und speziellen Einrichtungen der Pariser Generalität — Untergebrachten. Seit zehn Jahren sind mir sechzigtausend Altentbündel durch die Hände gegangen. Ich habe sie alle, Stück für Stück, untersucht. Gewiß, es haben sich in denselben Spuren von Mißbräuchen gefunden, von denen weiter unten die Rede sein wird; — es muß nämlich bemerkt werden, daß die Archive der Bastille die Geheimarchive des königlichen Hauses und der Pariser Polizeilieutenantschaft waren, die in der Bastille als dem sichersten Ort des Königreichs Unterkunft gefunden hatten. Man hat sich aber in dieser ganzen kaum übersehbaren Menge von Briefen, wie sie zwischen den Ministern, den Polizeilieutenants, den Direktoren der Detentionshäuser, den offiziellen oder Geheimagenten des königlichen Hauses ausgewechselt worden sind, in diesem kolossalen Haufen von Gesuchen um Erlangung oder andererseits um Rückgängigmachung von lettres de cachet, in den von den Gefangenen oder deren Freunden verfaßten Briefen und Denkschriften zur Wiedererlangung ihrer Freiheit nicht eine Zeile oder auch nur ein Wort gefunden, welches darthäte, daß — wir wollen nicht sagen, eine nicht ausgefüllte lettre de cachet ausgefolgt worden sei — sondern daß es sich auch nur darum gehandelt habe, eine solche zu verabfolgen.

Dagegen haben sich Altenthefte über Privatleute gefunden, die zum Tod verurteilt und hingerichtet wurden, weil sie falsche lettres de cachet angefertigt hatten; woher sich folgende Bemerkung aufdrängt: „Wenn die lettres de cachet so leicht zu erlangen waren, warum hat man dann wohl falsche angefertigt? Sollten sich wirklich so verrückte Leute gefunden haben, die, um fünfundzwanzig Louisd'or zu ersparen, sich der Gefahr aussetzten, aufgetröpft zu werden?“ Hier, nach den Altent der Bastille,¹⁾ etwas aus einem Prozesse gegen einen Jean Alexandrin Bourges de Couloung, Sohn eines Procurators, der fälschlich eine königliche Ordonnanz angefertigt hatte, um ein Fräulein Richard verhaften und nach dem Ursulinerinnenkloster zu Les Andelys bringen zu lassen. Er fand einen verwegenen Burjchen Namens Julien Brudhomme, mit dem Spitznamen Sanct Julian, der sich thatsächlich des Mädchens bemächtigte und es auf Grund der falschen lettre de cachet in das Kloster von Les Andelys stecken ließ. Bourges de Couloung wurde verhaftet und nach der Bastille gebracht in Gemäßheit einer Verfügung vom 14. Februar 1736; und am 21. Juni desselben Jahres gab die Kammer folgendes Urteil ab: „Die Kammer hat erklärt und erklärt die in Frage kommende lettre de cachet für falsch und in betrügerischer Absicht hergestellt, erklärt besagten Jean Alexandrin Bourges de Couloung in der Form Rechts für überführt, die Unterschrift Phéliepeaux unter erwähnter lettre de cachet in betrügerischer Absicht gefälscht zu haben, wofür sowie für verschiedene andere sich aus dem Prozeß ergebende Fälle der Verurteilte aufgehängt

¹⁾ Pariser Arsenal-Bibliothek, Manuskript 11,311, Faszikel Bourges de Couloung.

werden und so lange aufgehängt bleiben soll, bis der Tod erfolgt, und zwar an einem Galgen, der zu diesem Zwecke auf dem Grèveplatz zu errichten und an seiner Vorder- und Hinterseite mit einer Inschrift folgenden Wortlauts zu versehen ist: „Anfertiger einer falschen lettre de cachet.“ Das Urtheil kam noch an dem nämlichen Tage zur Vollstreckung.

Nachdem ich sorgfältig die Geschichte der im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert nach der Bastille verbrachten Gefangenen durchgegangen, habe ich zwei Fälle gefunden, in denen erwiesenermaßen Privatleute in das königliche Gefängniß gesperrt wurden — aber nicht auf eine in blanco ausgefertigte lettre de cachet hin — sondern aus Gefälligkeit für eine hochgestellte Persönlichkeit. Am 23. Dezember 1732 schrieb der Polizeilieutenant Hérault an den Gouverneur der Bastille:

„Ich empfangen einen Brief des Herrn Le Maître, der mir anzeigt, daß er in strenger Haft gehalten wird; da seine Verhaftung nur aus Gefälligkeit für einen hohen Herrn erfolgte, so können Sie ihm alle Freiheiten lassen, die in dem Schlosse oder von der Regierung gestattet sind, und ihm kund thun, daß sein Abenteuer nicht von langer Dauer sein wird.“¹⁾

In dem andern Falle handelt es sich um einen Pariser Bürger Namens Martin. Der Kutscher der Herzogin von Noailles hatte ihn überfahren und er war von den Hufen der Pferde übel zugerichtet worden; da wandte der Kutscher sich gegen ihn und überhäufte ihn obendrein, wie sich das ja gehörte, noch mit Schimpfworten. Allein es zeigte sich, daß Martin über ein paar kräftige Fäuste verfügte; er sprang auf den Bock und ließ dem Kutscher eine derbe Züchtigung angedeihen. „Leider,“ heißt es in einer polizeilichen Note,²⁾ „saß die Herzogin von Noailles in dem Wagen, und ihre Würde gestattet es nicht, daß ihr Kutscher ungestraft so behandelt würde, wenn an sich auch mit Fug und Recht.“ Um ihr zu einer Gemugthung zu verhelfen, mußte Herr Martin sich nach der Bastille begeben.

Aus dem Gefängnisse schrieb der wackere Mann an den Polizeilieutenant:³⁾

„Geehrter Herr!

„Ich habe mich in Gemäßheit der königlichen Verfügung zu der mir von Ihnen freundlichst bestimmten Stunde nach der Bastille begeben. Ich hätte nie geglaubt, daß eine Sache wie die meinige, in der das Recht so sehr auf meiner Seite war, mir ein derartiges Schicksal zuziehen könnte. Die Frau Herzogin von Noailles darf mit der ihr gewordenen Gemugthung zufrieden sein. Diese Haft wird meiner Ehre in den Augen der Welt keinen Abbruch thun, sobald man ihren Anlaß erfahren wird. Ich schreibe der Herzogin von Noailles, daß ich dem Befehle des Königs gehorcht habe.

1) Pariser Arsenal-Bibliothek, Manuskript 12,487, S. 244.

2) Arsenal-Bibliothek, Manuskript 10,936, Seite 56.

3) Ebenda, Seite 58—59.

„Ich bitte Sie, mir gütigst Ihren Schutz angedeihen zu lassen, damit ich wieder von hier fortkomme

gez.: Martin.“

Martin hatte sich freiwillig nach der Bastille begeben, wie ein Edelmann, ohne von einem Polizeibeamten begleitet zu sein. Er blieb einen Tag in derselben. Der Minister ordnete in derselben Verfügung, in welcher er seine Haft bestimmte, auch seine Entlassung an. In diesem kleinen geschichtlichen Zuge spiegelt sich die Physiognomie der französischen Staatsverwaltung im achtzehnten Jahrhundert recht deutlich wider; man gewahrt in demselben die Mißbräuche der Regierung, aber auch die hübsche Art, wie man sie auszugleichen suchte.

Uebrigens wäre, wenn man annehmen wollte, daß man so weit gekommen sei, eine Person auf eine in blanco ausgestellte lettre de cachet hin verhaften zu lassen, in diesem Falle die Haft nicht von langer Dauer gewesen. Die Inspektionen des Polizeilieutenants, die an die Direktionen der Detentionshäuser gerichteten monatlichen Berichte und die alljährlich von einer Parlamentsabordnung abgestatteten Besuche in allen Häusern, in denen sich, abgesehen von der Bastille, auf Grund einer lettre de cachet hin verhaftete Personen befanden, würden bald der Ungerechtigkeit ein Ende gemacht haben.

Ich behaupte indes nicht nur, daß es für eine Privatperson unmöglich gewesen ist, sich einer lettre de cachet en blanc zu bedienen, sondern auch, daß die Erlangung einer lettre de cachet an fest geregelte Formalitäten geknüpft war, welche der Polizeilieutenant Héroult in dem nachfolgenden unter dem 21. Februar 1731 an eine hohe und einflußreiche Dame, die Herzogin de Lorges, Tochter des ersten Parlamentspräsidenten Jean Antoine de Mesmes, gerichteten Briefe recht klar belegt:

„Geehrte Frau!

„Bevor ich die Verfügung zur Inhaftirung des Sohnes Ihres Intendanten, um die Sie mich ersuchen, erlangen kann, muß die Familie dieses jungen Mannes mir eine Beschwerdeschrift einreichen, in welcher sie im einzelnen alle die Gründe anführt, welche ihr Veranlassung zur Mißbilligung seiner Aufführung geben, und es muß dieselbe von dem Vater und der Mutter, oder, im Falle daß diese verstorben sein sollten, von allen Verwandten väterlicher- wie mütterlicherseits unterzeichnet sein, welche den Zustand sittlicher Verwahrlosung des Herrn Rivary zu bestätigen haben, daß er ohne alles Vermögen und sie unter sich die Mittel nicht aufbringen können, eine Pension in St. Lazare für ihn zu bezahlen; alsdann werde ich diese Eingabe durch einen Staatsbeamten in schonender Weise auf ihren Inhalt prüfen lassen und auf dessen Bericht hin dem Herrn Cardinal de Fleury Vortrag erstatten; gerne würde ich, geehrte Frau, auf Ihre Empfehlung hin Umgang von den gedachten Vorschriften genommen haben, allein die Pflichten meines Amtes und das Ansehen der Zusatz binden mich an diese weisen Vorsichtsmaßregeln. Ich zweifle nicht, daß Sie dieselben billigen werden, ebenso wie Sie

von der unbegrenzten Hochachtung überzeugt sein können, womit ich die Ehre habe“ und so weiter.¹⁾

Die Förmlichkeiten, von denen der Polizeilieutenant spricht, waren vielleicht nicht unumgänglich nötig, allein sie waren herkömmlich. Eine gewisse Katharine Randon wurde in dem Hospital der Salpetrière inhaftirt, das gleichzeitig als Gefängniß für Frauenzimmer von schlechtem Lebenswandel diente. Menjol, Auditeur bei der Rechnungskammer, reichte dagegen dem Polizeilieutenant einen Protest ein, dessen Inhalt sich in folgenden Schlußsätzen zusammenfaßt: 1) Bei der Untersuchung über den Lebenswandel der Inhaftirten ist Lemoine, der Hauptmieter des Hauses Rue Bourtibourg, in dem sie seit achtzehn Monaten wohnte, nicht vernommen worden, ebenso keiner der Nachbarn aus derselben Straße; 2) bevor eine lettre de cachet gegen sie erlassen wurde, ist die Inhaftirte nicht vor den Pfarrer von Saint-Paul, in dessen Sprengel sie wohnte, beschieden worden; 3) die königliche Verfügung, die durch den Inspektor Bourgoin hätte ausgefertigt werden müssen, wurde es nur durch einen seiner Angestellten, ohne daß ein Kommissär zugezogen und ohne daß die für ähnliche Fälle erforderlichen Formalitäten erfüllt wurden. Infolge dieses Protestes wurde Katharine Randon in Freiheit gesetzt. — Am 22. Juni 1721 wurde ein Fräulein Leclerc in die Salpetrière gesteckt; sie war vierzehn Tage in Haft, als der Polizeilieutenant ein Gesuch erhielt, dessen Eingangsworte lauteten: „Verehrter Herr! Da es ohne Beispiel dasteht und es gegen die Vorschriften und Regeln, ja selbst gegen die Gesetze ist, eine Frau auf die Aussage eines einzigen Privatmannes hin in Haft nehmen zu lassen, und die Verfügung (lettre de cachet) über diesen Fall Anlaß zu öffentlichem Mergerniß und zur Klage seitens der Nachbarn und selbst des Pfarrers gibt, glaubt man Sie darauf aufmerksam machen zu müssen, daß der Abbé de Maignas Sie zu einem falschen Schritte hinsichtlich der Leclerc verleitet hat...“ Diese letztere wurde in Freiheit gesetzt.²⁾

Von allen Ministern, die in Frankreich unter der Herrschaft Ludwigs XIV., Ludwigs XV. und Ludwigs XVI. auf einander gefolgt sind, hat ohne jede Frage hinsichtlich der Verabfolgung von lettres de cachet keiner sich eines schlechteren Rufes erfreut als Louis Phéliepeaux, Graf de Saint-Florentin, Herzog de la Brilliére.³⁾ Er ist es, der durch die Gräfin de Langeac das Verkaufsgeschäft von nicht ausgefüllten lettres de cachet, das Stück zu 25 Louisd'or, betrieben haben soll. „Der Herzog de la Brilliére,“ schreibt der Graf de Voig d'Anglas in seinem „Essai sur la vie, les opinions et les écrits de M. Malesherbes“,⁴⁾ „hatte die Ueberwachung und die Herausgabe der lettres de cachet zu besorgen, und man kann nur mit Schrecken an die unermessliche Anzahl denken, die er unterzeichnete: er theilte sie zu Tausenden aus; es gab keine Person in irgendwie hervorragender Stellung, keinen Provinzialkommandanten, keinen

1) Arsenal-Bibliothek, Manuskript 11,162, Seite 603.

2) Die Thatfachen in der „Revue des Deux-Mondes“ vom 15. Oktober 1892, S. 826.

3) Minister des königlichen Hauses vom 14. April 1749 bis zum 21. Juli 1775.

4) Band 2, Seite 24.

Intendanten, keinen Bischof, der nicht so viele in blanco ausgefertigte bekommen hätte, als er hätte haben wollen, über die er dann beliebig verfügen konnte.“ Nun hat aber dieser Herzog von La Brillière unter dem 30. August 1770 an Herrn de Blossac¹⁾ den nachfolgenden Brief geschrieben, der gewiß entscheidend ist:

„Gehrter Herr!

„Sie müssen Ihren Subdelegirten anweisen, daß er, falls es ihm gelingen sollte, denjenigen oder diejenige, die sich Aeußerungen gegen die Person des Königs hat zu schulden kommen lassen, zu verhaften, sie, wenn das Gefängnis nicht darnach beschaffen sein sollte, in ein sicheres Haus bringen läßt und Ihnen auf der Stelle Nachricht gibt, damit ich auf den Bericht hin, den Sie mir erstatten werden, Ihnen eine Verfügung zur Verbringung nach der Bastille zustellen kann; es ist mir aber nicht möglich, Ihnen eine in blanco ausgefertigte zuzustellen; es würde das gegen die Regel und gegen den Gebrauch sein, an dem ich unverbrüchlich, so lange ich im Ministerium bin, festgehalten habe. Ich bin“ und so weiter.²⁾

Um dieses Aktenstück nach seinem wirklichen Werte zu beurteilen, muß man beachten, daß der Brief nicht zur Weiterverbreitung bestimmt war; der Urheber desselben hat nicht daran gedacht, in irgend einer Weise die öffentliche Meinung zu beeinflussen; es war ebenso wenig aber auch eine versteckte Abweisung eines unbequemen Gesuchs, das man sich durch einen ersonnenen Vorwand vom Halse geschafft hätte — es war einfach ein vertraulicher Brief, der von dem Minister an seinen Intendanten gerichtet wurde und diesem das Verhalten darlegen sollte, von dem er niemals abgewichen war.

Es erübrigt somit noch, darzuthun, wie die Legende von den nicht ausgefüllten lettres de cachet sich hat bilden und so tief in der öffentlichen Anschauung hat einwurzeln können. Der Hauptgrund dafür liegt jedenfalls in dem Geheimnis, mit welchem die königliche Verwaltung vor der Revolution traditionell alles die Bastille und die lettres de cachet Betreffende umgab; es geschah das bis zu einem derartigen Grade, daß es alsbald in der Vorstellung des Volkes eine andere Gestalt und ungeheuerliche Verhältnisse annahm. Für dieses Geheimnis war ganz gewiß gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts kein vernünftiger Grund vorhanden, zumal es für die königliche Regierung von den traurigsten Folgen begleitet war, von Folgen, welche die Beamten der Bastille selbst um jene Zeit nicht ermüdeten, dem Hof darzulegen. Wenn das Volk anfängt aufzuhorchen — wie es gegen Ende der alten Monarchie in Frankreich der Fall war — wird das Stillschweigen im Munde der Regierung zur fürchterlichsten aller falschen Anschuldigungen. Es muß weiter noch auf einen Umstand aufmerksam gemacht werden, der unter Verhältnissen, wie wir sie dargelegt haben, von größter Bedeutung wurde. Tocqueville hat in bewundernswerter Weise

¹⁾ Paul Esprit Marie de la Bourdonnaye de Blossac, Intendant von dem Poitou von 1750 bis 1783.

²⁾ Pariser Nationalarchiv, Register O¹ 412, Seite 593—595.

gezeigt, wie in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich die königliche Regierung auf den Verwaltungsweg geraten war. Bis zu den letzten Jahren Ludwigs XV. wurden die lettres de cachet ihrer ganzen Ausdehnung nach schriftlich hergestellt. Von da an ließ die Verwaltung Formulare für die lettres de cachet drucken, in denen selbstverständlich die Stelle für den Namen des Adressaten offen gelassen war, ebenso wie die Stelle für die Unterschrift des Königs und der Minister. Im gegebenen Augenblick wurden dann die leeren Stellen schriftlich ausgefüllt. Sah man nun ein derartiges gedrucktes Formular, in welchem die Stelle für den Namen ursprünglich freigelassen und dieser Name erst später schriftlich eingetragen war, so tauchte der Gedanke an eine lettre de cachet en blanc ganz natürlich auf. Ist es uns doch selbst in der ersten Zeit, als wir an der Sichtung der Papiere der Bastille arbeiteten, vorgekommen, daß wir dem Besucher eine derartige lettre de cachet vorwiesen und dann, mit dem Finger auf die von dem Drucker für die Namens eingetragenung frei gelassene später ausgefüllte Stelle deutend, hinzufügten: „Da sehen Sie eine lettre de cachet en blanc!“



Assessor Mack.

Ein Charakterbild

von

Eugen Salinger.

Etwa um die Mitte dieses Jahrhunderts — zu einer Zeit also, da noch die ehrwürdige Postkutsche den Verkehr zwischen den meisten Städten und Ländern zu vermitteln pflegte — lebte in der kleinen, weltberühmten Universitätsstadt G. ein gar wunderlicher Kauz, Assessor Mack mit Namen, unter den originellen Persönlichkeiten, deren es hier eine kleine Anzahl gab, vielleicht die originellste. Er war ein hochaufgeschossener, hagerer, fast dürrer Mann am Ende der sechziger Jahre, mit einem lederfarbenen, verwitterten Gesicht, bartlosen, faltenreichen Wangen und spärlichem Haupthaar, den man stets in derselben unveränderten, altfränkischen Kleidung in der Stadt umherwandeln sah. Schon diese Kleidung war es, welche den Alten, ganz abgesehen von manchen anderen seiner im Laufe der Jahre bekannt gewordenen Eigentümlichkeiten, als einen etwas absonderlichen Menschen erscheinen ließ; denn in der That — er trug sich so, daß er wohl jedem, der ihm zum erstenmale begegnete, sogleich auffallen mußte. Der lange Hals steckte in einer engen schwarzseidenen Krawatte und wurde durch diese, wie durch die steifgestärkten Batermörder gänzlich unsichtbar; den Kopf bedeckte eine Mütze von schwarzer Seide mit einem riesigen

Lederschirm. Der übrige Teil der Toilette vervollständigte das Groteske dieser Figur, vor allem der altmodische dunkelblaue Frack mit den Messingknöpfen und die weiten Hosen von derselben Farbe, die dem Assessor um die Kniee schlotterten, wenn er durch die Straßen der Stadt dahinschritt, vorsichtigen, schlurfenden Ganges, denn infolge einer Lähmung der unteren Extremitäten vermochte er sich, einen der in galoschenartigen Schuhen steckenden Füße behutsam vor den andern schiebend, nur sehr langsam vorwärts zu bewegen, wobei er ein starkes Bambusrohr mit silbernem Knopf als Stütze gebrauchte. Am liebsten promenirte er auf der, das schmucke Städtchen in seiner ganzen Ausdehnung von Nord nach Süd durchschneidenden, breiten und luftigen Hauptstraße — dem „Corso“ von G., der als solcher namentlich an schönen Tagen und Abenden auch den Rendezvousplatz der besseren Gesellschaft bildete; hier war der Assessor fast allen, die ihm begegneten, eine alte, gewohnte Erscheinung, die man sofort vermisst haben würde, wenn sie auch nur einmal gefehlt hätte. Aber wenn gleichwohl die meisten ihn kannten, ließ doch ein jeder ihn ruhig seines Weges ziehen, denn man wußte, daß er eine fast unüberwindliche Scheu vor der persönlichen Berührung mit anderen hatte; mit anderen Worten — man respektirte diese Scheu, indem man den kuriosen, alten Herrn durch keine Anrede behelligte und sich ihm gegenüber höchstens auf einen flüchtigen Gruß beschränkte.

Erschien also Assessor Mack schon durch seine bloßen Aeußerlichkeiten als das, wofür ihn alle Welt hielt, nämlich als ein alter, an gewissen Gewohnheiten hängender Sonderling, so noch viel mehr durch die Art, wie er sich sein sonstiges und besonders sein häusliches Leben eingerichtet hatte. Ueber seinen Vermögensverhältnissen schwebte zwar ein gewisses Dunkel, aber so viel wußte man, daß sie durchaus geordnete seien, und daß der Assessor sein reichliches Auskommen habe. Er bewohnte ein kleines, einstöckiges, inmitten eines etwas verwilderten Gartens und dem Friedhofs gerade gegenüber gelegenes Häuschen vor einem der Thore der Stadt, aber nur wenige konnten sich rühmen, dieses Besitztum und namentlich das Innere des Hauses betreten zu haben. Assessor Mack verließ allmorgendlich sein Heim, um seine gewohnten Promenaden zu machen, verschloß die Haus- und Gartenthür und kehrte erst gegen Abend zurück; in Begleitung hatte man ihn aber nie seine Behausung aufsuchen oder verlassen sehen und Besuche empfing er nicht. Die häuslichen Geschäfte eines Dieners oder einer Dienerin verrichtete er zu Hause selbst; es war stadtbekannt, daß er Stuben und Treppen kehrte, seine Kleider reinigte, seine Schuhe wuschte, sich seinen Kaffee kochte — kurz, allen den für den Betrieb seiner häuslichen Wirtschaft unumgänglich nötigen Hantirungen sich selber unterzog; mittags speiste er in einer bescheidenen, von Studenten stark frequentirten Garfküche der Stadt, und was er sonst für seines Leibes Notdurft brauchte, das kaufte er selber ein und brachte es nach Hause. Diese seltsame Art zu leben, gab den Leuten Veranlassung zu verschiedenartigen Deutungen: die einen erklärten den Assessor schlechtweg für einen alten Geizhals, der zu knauserig sei, sich eine selbst noch so bescheidene Bedienung zu gönnen; die anderen indeß meinten, im Bewußtsein eines ein-

gebildeten oder begründeten Besserwissens, er hüte zu Hause ein Geheimniß, in das er niemand eindringen lassen wolle. Welche Auslegung die richtige sei, blieb lange unentschieden; bis vor etwa einem Jahre in einer etwas stürmischen Herbstnacht durch einen übrigens bald gelöschten Schornsteinbrand im Hause des Assessors Umstände bekannt wurden, welche denjenigen, die hinter der Lebensweise des Assessors ein romantisches Etwas suchten, recht zu geben schienen. In jener Nacht hatte nämlich die Feuerwehr gewaltjam die verschlossene Hausthür gesprengt und war in das Haus eingedrungen, um nicht nur des Feuers Herr zu werden, sondern auch um den schlafenden Assessor zu retten. Dieser aber, infolge des entstandenen Lärms alsbald erwacht, stand im bloßen Hemde in seinem Wohnzimmer, mit ängstlicher Geberde die gegen ihn anstürmenden Feuerwehrmänner beschwörend, von dem Eintritt in das anstoßende Schlafkabinet abzuweichen, da dort nichts wahrzunehmen sei, was mit dem Brande und seiner Ursache in irgend einen Zusammenhang gebracht werden könne. Nun zog sich aber der brennende Schornstein gerade an der Rückwand dieses Kabinetts hinauf, und die wackeren Leute, welche in dieser Beziehung von dem Gefüge des Hauses bessere Kenntniß hatten als sein Besitzer, ließen sich in der treuen Erfüllung ihrer Pflicht nicht irre machen, schoben den zitternden Assessor, da er nicht gutwillig den Platz räumte, beiseite und überschritten zu seinem Schrecken ohne viele Umstände die Schwelle des geheimnißvollen Sanctuariums, in das, außer dem Assessor, vielleicht noch niemand den Fuß gesetzt hatte. Hier war nun freilich auf den ersten Blick nichts Absonderliches zu sehen; nichts Absonderlicheres wenigstens, als was man sonst in einem einfachen Schlafzimmer zu sehen bekommt. Neben einer Kommode und einem alten, wurmfichigen Kleider-schrank von dunklem, fast schwärzlichem Holze, welcher schon den Generationen früherer Jahrhunderte gedient haben mochte, bildete das Hauptstück des Inventars ein ziemlich breites, massives Bett, mit dem Kopfende gegen eine der Seitenwände des Raumes aufgestellt, so daß der im Bette Ruhende — wenn er wachte und geradeaus vor sich hin sah, genau die Mitte der gegenüberliegenden Wand treffen mußte. Hier aber befand sich etwas, was dem Beschauer auffällig erscheinen mochte: eine Draperie von schwarzem Wollzeug, wie man sie etwa als düsteren Schmuck bei Aufrichtung eines Katafalks verwendet, war an der Wand befestigt, oben wie ein Baldachin eine Spanne weit in das Zimmer hineinragend, an beiden Seiten in schwarzen, mit Schnüren zusammengefalteten und zurückgebundenen Vorhängen bis auf den Boden herabfallend. Ueber die auf solche Weise an beiden Seiten flankirte Mitte dieses seltsamen Trauergerüstes senkte sich ebenfalls ein schwarzes Tuch herab, und — zum Unglück für den armen Assessor — war das gerade die Stelle an der Wand, auf welche die Feuerwehrleute ihre Aufmerksamkeit richteten, denn hier zog sich der Schornstein in die Höhe. Ehe er es daher wehren konnte, hatten sich zwei an dem Baldachin zu schaffen gemacht, um die Wand zu untersuchen. Voll Entsetzen wollte sich der Assessor auf sie stürzen, um sie an ihren weiteren Forschungen zu verhindern, aber da hatte der eine schon, wie zufällig, an einer Schnur gezogen, die an der

Seite des die Wand bedeckenden schwarzen Vorhangs herabhing, der letztere rollte sich auf, und was erblickte man? — Das lebensgroße Porträt eines weiblichen Wesens, eines Mädchens oder einer jungen Frau, von einer wahrhaft bestrickenden Anmut und Schönheit. Die Gestalt trug ein lichtblaues Kleid, im dunklen Haar eine blutrote Rose und um den vollen, entblößten Hals einen Schmuck aus Granaten; ihre großen, weit geöffneten Augen schauten träumerisch und wie mit dem Ausdruck einer schmerzlichen Frage gerade in die Richtung nach dem Bette hin, so daß der auf das Bild gerichtete Blick dessen, welcher dort ruhte, unfehlbar ihrem Blick begegnen mußte. Da nun die Feuerwehrmänner auf einer genaueren Untersuchung der Wand bestanden, so mußte das Bild von der Wand genommen werden. Und so geschah es denn auch; der arme, todbleiche Assessor war es selber, der es herunternahm, wie wenn er verhüten wolle, daß durch die Berührung der fremden Männer ein Sakrileg an seinem Heiligtum begangen werde.

Das also war das Geheimnis des Assessors; da und dort war es unter die Leute gekommen, aber man sprach nicht lange davon. Darin war man einig, daß es sich hier um eine teure „Erinnerung“ des Assessors handeln müsse; einige flüsterten sich etwas von einer unglücklichen Liebe, andere sogar von einer unglücklichen Ehe in die Ohren; die meisten waren aber nur auf Vermutungen angewiesen, weil sie Kinder einer neuen Zeit waren, und es nur wenige gab, welche in der Vergangenheit des Assessors besser Bescheid wußten. So kam man schließlich darin überein, daß es sich wohl auch hier um nicht viel mehr als um eine seiner zahlreichen Marotten handle.

*

Es war an einem klaren Septemberabend des Jahres 1855 — also ungefähr ein Jahr nach dem hier erzählten Vorfalle — als in der gemütlichen Gaststube der „Krone“, des ersten Gasthofes der Stadt, an einem sogenannten Stammtisch einige meist jüngere und größtenteils dem Advokaten- oder Richterstande angehörende Herren, die sich um diese Stunde hier fast täglich zu versammeln pflegten, rauchend und Wein trinkend die letzten Tagesereignisse besprachen. Die Entscheidung auf dem Kriegsschauplatz in der Krim, welcher man damals mit der ungeduldigsten Spannung entgegen sah, war endlich gefallen, Sebastopol befand sich in den Händen der Allirten; und einer von den am Tisch Sitzenden trug soeben einen Bericht der zu jener Zeit in dieser Gegend Deutschlands ziemlich stark verbreiteten „Weberzeitung“ vor, welcher in lebhaften Farben die Erstürmung des Malakoff durch die Franzosen schilderte. An diesen Vortrag hatte sich dann eine Debatte über die zukünftige politische Lage Europas geknüpft und man war gerade darüber einig geworden, daß Rußland — der „Koloß auf thönernen Füßen“ — mit seiner Niederlage auch seine Rolle als erste Großmacht so gut wie ausgespielt habe, als ein sehr kleiner, beweglicher Mann in das Zimmer trat, den grauen Cylinder und den Stock ablegte und sich nach kurzer Begrüßung ohne weitere Umstände zu den übrigen Stammgästen

gesellte. Der kleine Herr war kein geringerer als der erste und am meisten beschäftigte Arzt der Stadt; wunderlicherweise trug er — total im Gegensatz zu seiner höchst bescheidenen Körperlänge — den Namen Riese.

„Guten Abend, lieber Riese — willkommen, Doktor — warum so spät heute?“ schallte es dem Kleinen vom Tisch entgegen, und er mußte, bevor er sich setzte, verschiedene ihm dargereichte Hände schütteln. Dann endlich ließ er sich nieder, fuhr mit dem farbigen seidenen Taschentuch über die Stirn, bestellte seinen Schoppen Grünlack und sagte, aus tiefer Brust aufatmend wie jemand, der sich nach einem langen Laufe verschlafen muß:

„Ich habe eine große Neuigkeit für Sie, meine Herren!“

„Eine Neuigkeit?“ riefen mehrere Stimmen zugleich.

„Etwas Politisches?“ forschte ein junger Gerichtsassessor, der inzwischen die vorher von den anderen auf den Tisch niedergelegte Beizerzeitung an sich genommen und darin zu lesen begonnen hatte.

„O nein,“ versetzte Doktor Riese und füllte sein Glas aus der Flasche Roten, die der aufmerksame Wirt vor ihn hingestellt hatte. „Etwas ganz Unpolitisches!“ Er trank, schnalzte mit der Zunge und setzte hinzu: „Aber jagen Sie mir vor allem, ist denn niemand von Ihnen aufgefallen, daß seit einigen Tagen der alte Mack sich nirgends in den Straßen hat sehen lassen?“

„O doch, o doch,“ riefen zwei andere junge Praktikanten vom Gericht wie aus einem Munde. „Was ist's denn mit ihm?“

„Er ist krank, liegt in einem schweren Fieber und ist völlig bewußtlos,“ berichtete der Doktor.

„Oho! Wie? Was?“ erschollen am Tische die Ausrufungen des Erstaunens.

„Ja,“ fuhr der kleine Doktor fort, „völlig bewußtlos! Und wie ich den Zustand des Patienten beurteile, müßte schon ein Wunder geschehen, wenn er davontäme! Die ärztliche Hilfe kommt zu spät, aber daran ist der kuriose Alte selber schuld! Schließt sich ein in seinem verwunschenen Schloß — nun, Sie kennen ja seine Schrulle! Aber jetzt stehen die Dinge anders und das kam so: Als sein Nachbar in dem nebenan liegenden Gartenhause merkte, daß ein paar Tage vergingen, ohne daß der wunderliche Einsiedler sein Haus verließ, hielt er es für seine Pflicht, Anzeige zu machen. Man sprengte gewaltsam die versperrte Hausthür, und das war gut, denn — wie gesagt — man fand den armen Mack in einer erbärmlichen Verfassung. Nachdem man mich davon in Kenntniß gesetzt hatte, machte ich mich — freilich vergingen darüber erst einige Stunden, denn ich war nicht sogleich aufzufinden gewesen — auf den Weg zu dem Kranken, um — sei es selbst gegen seinen Willen — die für seine Behandlung und Pflege nötigen Anordnungen zu treffen. Namentlich aber gedachte ich Vorsorge zu treffen, daß er nicht mehr allein bleibe. Und nun hören Sie und staunen Sie, meine Herren, wie ich hinkomme, finde ich ihn schon gar nicht mehr allein! Denn — werden Sie es glauben? an seinem Krankenbette sitzt eine Dame — eine Fremde, eine mir wenigstens ganz unbekanntere Erscheinung —“

„Eine Dame?! Eine Fremde?! Eine fremde Dame bei Assessor Mack!“ riefen die Stammtischler in höchster Verwunderung durch einander. „Unmöglich! Unglaublich!“

„Hum,“ sagte der Wirt und legte, wie sich besinnend, den Zeigefinger an die Stirn, „vermutlich dieselbe, die heute nachmittag hier mit der Post angekommen, bei mir abgestiegen und sich sogleich nach dem Assessor erkundigen ließ!“

„Eine Fremde! Und sie hat sich nach ihm erkundigt! Das klingt ja immer mysteriöser!“ ließen sich verschiedene Stimmen vernehmen.

„Wie sieht sie denn aus, diese Fremde?“ fragte der einzige Bejahrte in der Versammlung, ein alter Amtmann außer Dienst, indem er den Blick zugleich auf den Wirt und den Doktor richtete.

„Ja, wenn ich das sagen könnte!“ versetzte der erstere. „Sie war mit einem dichten schwarzen Schleier verhummt, als sie kam, und in dieser Verhummung habe ich sie auch bald nach ihrer Ankunft das Haus verlassen und die Richtung nach dem W schen Thore einschlagen sehen!“

„Aber Sie, Doktor, Sie werden uns doch sagen können, wie die geheimnisvolle Fremde aussieht!“ rief einer der Tischgenossen, sich mit gespannter Miene gegen den Doktor wendend, der lächelnd mit dem Kopf nickte. „Also — heraus damit! Ist sie alt oder jung? Häßlich oder schön?“

„Weder das eine noch das andere,“ antwortete der Doktor. „Sie ist eine Frau bei Jahren — vermutlich in den Vierzigern — sie muß einmal eine Schönheit gewesen sein! Ich sage: gewesen und betone das Wort, denn man sieht es dem mageren, etwas eingefallenen Gesichte an, daß die Stürme des Lebens nicht spurlos an ihr vorübergegangen sind! Aber in ihren Augen — in ihren Augen, da hat sie etwas, was noch jetzt — ich möchte sagen — verführerisch wirkt! Dieser Aufschlag — diese Weichheit im Ausdruck, besonders wenn sie vom Weinen so feucht sind, wie ich sie gesehen — wahrhaftig, sie könnte damit noch heute manchem den Kopf verdrehen! Und dann die tiefe, etwas fremdartig klingende Stimme! Sie sprang, als ich kam, hastig auf und zog rasch den schwarzen Vorhang über ein Porträt an der Wand — dem Bette gerade gegenüber — Sie wissen ja wohl alle vom Hörensagen, daß der alte Geheimnisräuber sich da einen ganz absonderlichen Traueraltar für seine Privatandacht hat aufbauen lassen?“

Man bestätigte die letzte Frage und der Doktor fuhr fort: „Nun, ich sah eine leichte Röte über das Gesicht der Frau fliegen — anscheinend wünschte sie nicht, daß ich das Bild betrachte, und doch hatte ein flüchtiger Blick mir genügt, um mich eine gewisse Ähnlichkeit zwischen ihr und der schönen porträtirten Dame erkennen zu lassen! Uebrigens zögerte die Fremde keinen Augenblick, mir über ihre Person die ihr nötig scheinenden Aufklärungen zu geben. Sie sei eine Verwandte des Assessors, habe ihn noch einmal sehen wollen und finde ihn nun zu ihrem Schmerze in dieser traurigen Lage, die ihr selbstverständlich die Pflicht auferlege, die Pflege des armen Kranken selbst in die Hand zu nehmen. Mit ängstlicher Spannung und Sorge beobachtete sie mich, als ich diesen nun

selber untersuchte, und ihre schönen Augen füllten sich mit Thränen, als sie mich die Achseln zucken sah und ich ihr die Bedenklichkeit der Situation nicht verhehlte. Ich verschrieb ein Rezept und traf einige sonstige Anordnungen — sie versprach mit zitternder Stimme, daß dieselben auf das gewissenhafteste befolgt werden sollten, und nannte dann auch, wie mir schien, nach einem gewissen Zögern, ihren Namen — Frau von Milewska.“

„Milewska — Milewska!“ rief hier der alte Amtmann überlaut und schnellste faßt von seinem Sitze empor. „Nicht wahr, ich habe doch richtig gehört — Frau von Milewska, sagten Sie, Doktor?!“

Der Doktor nickte und die anderen sahen voll Erstaunen auf den Amtmann, der die Pfeife wieder an den Mund gesetzt hatte und eine dicke Tabakswolke vor sich her blies. Dann nahm er die Pfeife wieder aus dem Munde und sagte: „Nun, meine Herren — wenn es so ist, so glaube ich, daß ich Ihnen über die fremde Dame nähere Auskunft geben kann!“

„Wir bitten darum!“ riefen die aufs höchste gespannten Tischgenossen wie im Chorus.

„Vor allem eines! Sie sind doch alle viel jünger als ich, und ich glaube kaum, daß der eine oder der andere von Ihnen die Vergangenheit des alten Mack so gut kennt wie ich. Oder kennt sie einer von Ihnen?“

„Wir wissen nur, was alle Welt weiß, nämlich daß der Alte kurze Zeit verheiratet gewesen und daß ihm seine Frau mit ihrem früheren Liebhaber durchgegangen ist,“ sagte einer der jüngeren Stammgäste.

„Ja — und darüber mögen nun wohl schon einige zwanzig Jahre dahingegangen sein,“ setzte ein anderer bestätigend hinzu.

„Halt,“ sagte der Amtmann, „das ist richtig und auch nicht richtig! — Richtig insofern, als der arme Mack wirklich für eine kurze Zeit verheiratet war, nicht richtig, weil ihm die Frau nicht durchgegangen ist, sondern mit seiner eigenen Zustimmung, ja auf seinen Wunsch sich mit ihrem ersten Liebhaber verheiratete! Und nun — ich brauche Ihnen wohl kaum zu sagen, für wen ich die Fremde halte, nach ihrem Namen halten muß: Für Mack's ehemalige Frau! Denn ihr erster Geliebter, ein Pole, hieß Milewski!“

Lebhafte Ausrufe des Staunens wurden wieder laut, der Amtmann aber fuhr fort: „Ja, ich bleibe dabei — die Fremde ist keine Frau! Warum sie hierher kommt und was sie bei ihm sucht — das freilich mögen die Götter wissen! — Vielleicht — doch warum Vermutungen aussprechen? Wir werden es ja bald sehen! Im übrigen, meine Herren, wenn es Ihnen recht ist und da wir nun einmal bei dem Thema sind, erzähle ich Ihnen die seltsame Geschichte von dem alten Mack und zwar genau so, wie sie sich wirklich ereignete und wie ich sie, sozusagen, miterlebte! Ja, miterlebte — das kann ich schon sagen! Denn zu jener Zeit waren wir ja Kollegen beim Gericht — er und ich — und wohl niemand wußte besser Bescheid um ihn als ich, dem er sich, obwohl sonst verschlossen, noch am ehesten anvertraute! — Doch ich muß ein wenig weit ausholen — wenn Sie also Lust haben —“

Alle drangen in den Amtmann, seine Erzählung vorzutragen; nachdem derselbe abermals einen tiefen Zug aus seiner Pfeife gethan, sein Glas geleert und wieder gefüllt hatte, begann er folgendermaßen:

„Zu der Zeit, von der ich zunächst reden will — ein ganzes Vierteljahrhundert ist schon darüber hingegangen — nämlich zu Anfang des Jahres 1830 waltete Kollege Mack zugleich mit mir seines Amtes als Beisitzer beim Landesgericht in Strassachen. Er war ein stiller, ernster, in sich gefehrter Mann, pflichttreu und von einer fast peinlichen Gewissenhaftigkeit in seinem Berufe, den er übrigens, wie ich aus mancherlei Andeutungen von ihm wußte, durchaus nicht aus Liebhaberei, sondern infolge einer durch seine äußeren Lebensumstände hervorgerufenen Nötigung erwählt hatte. Wie so manche hatte auch er sich als junger Mensch auf ein sogenanntes ‚Brotstudium‘ werfen müssen, und da er die Theologie und die Medizin haßte, beide ihm auch geringe Aussichten für die Zukunft zu bieten schienen, so war er auf die Juristerei verfallen, die seinem innersten Wesen freilich im Grunde genommen auch zuwider genug war. Wie sehr sie es war, beweist der Umstand, daß er, als ihm vor etwa vierundzwanzig Jahren eine unverhoffte, nicht unansehnliche Erbschaft zufiel, seinen Beruf an den Nagel hing und als Gerichtsassessor in einem Alter von etwa fünfundvierzig Jahren seinen Abschied nahm. Der beschämende Gedanke, daß er es bei seinen Jahren noch zu keiner höheren Charge in seinem Amte hatte bringen können, mag vielleicht dazu beigetragen haben, ihn in der Abneigung gegen eine Thätigkeit zu bestärken, die ihn — bei der eigentümlichen Beschaffenheit seines Gemüths und bei der besonderen Art seiner sittlichen und rechtlichen Anschauungen nicht nur nicht befriedigte, sondern oft genug in einen förmlichen Konflikt mit den letzteren versetzte. Es war auch für alle, die ihn und die damaligen Verhältnisse nur etwas näher kannten, sonnenklar, daß er nicht der Mann sei, Carrière zu machen; dagegen sprach schon vor allem die Meinung seiner nächsten und höchsten Vorgesetzten, die — bei aller Anerkennung seiner sonstigen persönlichen Eigenschaften — doch darin übereinstimmten, daß er ein etwas verschrobener Kopf sei. Ja, einige gingen sogar so weit, ihn geradezu konfus zu nennen. Aber die so urteilten, thaten ihm bitter unrecht, vielleicht deshalb, weil sie ihn gar nicht verstanden. Denn Mack war nur kein Altwurm, kein Jurist und Richter nach der Schablone; er war vielmehr eine etwas grüblerisch und zweiflerisch angelegte Natur, ein — ich möchte fast sagen — revolutionärer Mensch, der sich mit den starren Normen und trockenen Formeln des bestehenden Rechts nicht so schlecht und recht abzufinden vermochte wie die meisten anderen, sondern seine eigenen, geistigen Wege zu wandeln liebte, durch selbständige Gedankenübung seine eigenen rechtsphilosophischen Ueberzeugungen gewonnen hatte, sich selber seine ethischen Begriffe und Vorstellungen formulirte und dadurch bei Abgabe seiner Stimme, wo es sich um eine schwierige Urteilsfällung handelte, mehr als einmal in einen scharfen Gegensatz zu dem ‚toten Buchstaben des Gesetzes‘ geriet. In dieser Beziehung war er seiner Zeit sogar weit vorausgeeilt; und ich erinnere mich noch aus unserer einstigen gemeinschaftlichen Praxis als jüngste Mitglieder eines Fünfrichter-

kollegiums — wie sie damals noch statt der Geschworenengerichte bestanden und oft genug über Tod und Leben eines armen Sünder's entschieden — mit welchem Grauen ihn, den philosophischen, immer mehr der psychologischen Seite des Falles zugewandten Mitrichter, die bloße Vorstellung eines Justizmordes erfüllte, weil er von allen menschlichen Irrthümern diesen am meisten verabshete.

„War also unser Mack,“ fuhr der Amtmann nach einer kleinen Pause fort, die er nur dazu benützt hatte, um sich wieder ein wenig die Kehle anzufeuchten, „als richterlicher Beamter ein bißchen aus der Art geschlagen, so war er es auch als Mensch in seinem Privatleben. Vor allem zeigte sich die Neigung, sich auf sich selbst zurück zu ziehen, schon in seinen jüngeren Jahren ziemlich stark bei ihm entwickelt. Nötigte ihm auch seine Stellung bis zu einem gewissen Grade die Pflege einzelner gesellschaftlichen Beziehungen auf — es gab ja im Laufe des Jahres immer eine Reihe von Pflichtbesuchen und offiziellen Dinern bei den vorgelegten Herren vom Amte — so suchte er sich doch in diesem Punkte bis aufs Aeußerste zu beschränken. Im übrigen aber gab es auf der Welt außer mir wohl niemand, dem er sich etwas mehr zugesellt hätte. Fühlte er, daß ich sein innerstes Wesen besser verstand und würdigte als alle anderen, oder war der äußerliche Umstand daran schuld, daß wir als gute Kollegen auch noch in einem Hause wohnten — Thür an Thür auf einem und demselben Flur, genug, es bildete sich zwischen uns eine Art von Freundschaft heraus — ich sage, eine Art, weil der Charakter unserer Beziehungen infolge der von ihm damals nie ganz aufgegebenen Zurückhaltung von einer wahren Freundschaft denn doch himmelweit entfernt war. Zudem ereignete sich gar bald etwas, was unseren Verkehr zwar nicht gerade störte, aber doch verminderte: ich stand eines Tages auf Freiersfüßen und der Löwenanteil der Mühe, über welche ich verfügte, fiel nunmehr meiner Braut zu, in deren elterlichem Hause ich von da an fast meine ganze freie Zeit zubrachte. Mack gab übrigens nicht im geringsten zu erkennen, daß er den Verlust meiner Gesellschaft besonders schwer empfinde; er beglückwünschte mich zu meiner Verlobung und zeigte aufrichtige, herzliche Theilnahme, war aber nicht zu bewegen, sich durch mich, wie ich ihm wiederholt anbot, im Hause meiner Verlobten einführen zu lassen. Ich hatte nämlich dabei einen kleinen Hintergedanken: ich wünschte, daß Mack es mir nachthue und sich um die Schwester meiner Braut — ein hübsches, frisches, nur um etwa ein Jahr jüngeres Mädchen — bewerbe. Aber ich hatte meine Rechnung ohne den Wirt, das heißt ohne Mack gemacht, vielleicht war es auch von vornherein ungeschickt und unpolitisch gewesen, ihn überhaupt merken zu lassen, was ich im Schilde führe, denn bei der ersten leisen Andeutung, die ich in dieser Beziehung fallen ließ, schüttelte er energisch den Kopf, und ich erkannte sogleich, daß ich alles verdorben habe. Nun darf man nicht etwa glauben, daß Mack ein Weiberfeind gewesen sei; aber immer, wenn ich schon bei früheren Gelegenheiten einmal bei ihm das Gespräch auf das Heiratssthemata gebracht und dabei sozusagen leise angeklopft hatte, ob er nicht Lust hätte, sich eine Frau zu nehmen, pflegte er zuerst zu lächeln, dann sehr ernst zu werden und die weitere Erörterung durch

die bestimmte Erklärung abzuschneiden, daß er ein Sonderling sei, den man keines Weges allein gehen lassen müsse. Democh geschah sehr bald, was niemand geglaubt hätte: Mack, der ruhige, stille, in sich gefehrte, weltflüchtige Mack, sollte sein Herz verlieren und von einer starken Leidenschaft erfaßt werden, die man am allerwenigsten ihm zugetraut hätte!“

Hier zog der Amtmann einigemale heftig mit den Lippen an seiner Pfeife und bemerkte, daß sie kalt geworden sei; nachdem er sie mittelst eines Fidibus wieder entzündet, hob er von neuem an: „Es war am Tage vor meiner Hochzeit — spät nachmittags — da machte ich mit meinem Kollegen Mack eine kurze Promenade um die Stadtwälle. Mack schritt an meiner Seite daher, ernst und ziemlich einsilbig wie immer; er hatte nach einigem Widerstreben aus besonderer Freundschaft für mich die Einladung zur Hochzeit angenommen. Für die Zukunft aber — darauf war ich gefaßt — konnte ich unter den veränderten Verhältnissen kaum mehr auf eine regelmäßige Pflege unserer persönlichen Beziehungen rechnen; denn Mack war nicht der Mann, Besuche zu machen. Dieser Gedanke kam mir, als wir bei einem der Thore wieder in die Stadt einbogen; und ich muß sagen, ein Bedauern beschlich mich, weil ich den einsamen und eigenartigen Menschen hochschätzte und — trotz seiner vielen Schrullen — nur ungern auf seinen Umgang ganz verzichtete. Da blieb Mack in einer der Straßen, die wir durchwandelten, plötzlich stehen, zog die Uhr und sagte lächelnd: ‚Es fällt mir zur rechten Zeit ein, daß mir für Deinen heutigen Polterabend und für Deine morgige Hochzeit etwas sehr Notwendiges fehlt — ein Paar weißer Handschuhe nämlich! Wäre die offizielle Neujahrsvisite nicht, so brauchte ich das Zeug das ganze Jahr nicht, denn für die wenigen Pflichtbesuche, die ich sonst mache, sind die paar alten braunen, die ich besitze, immer noch gut genug! — Nun, der Not ist leicht abzuhelfen,‘ versetzte ich ebenfalls lächelnd. ‚Komm nur mit um die nächste Ecke auf die Hauptstraße — da sind wir gleich bei der schönen Malwine...‘ — ‚Bei der —‘ er wollte offenbar meine Worte wiederholen, setzte aber statt dessen hinzu: ‚Wer ist das?‘ — ‚Du kennst sie nicht?‘ rief ich laut auflachend. ‚Nun, da sieht man, daß Du erstens wenig Handschuhe brauchst und daß Du zweitens die wenigen selbst nicht einmal da kaufst, wo der Käufer die allerbeste Ware und, wenn er nur etwas für weibliche Schönheit empfänglich ist, noch extra seine Rechnung findet!‘ — ‚Extra — seine Rechnung — was heißt das?‘ sagte er fast barsch. ‚Nun, nun,‘ bemerkte ich begütigend, ‚ich meine — durch den Anblick eines bildhübschen Mädchens!‘ — Er zuckte leise die Achseln und begleitete diese Bewegung mit einem — wie soll ich sagen — wegwerfenden, verächtlichen Blick, sagte aber nichts weiter, sondern folgte mir bis zu dem kleinen, noch nicht geschlossenen Handschuhladen. ‚Nun, sollen wir eintreten,‘ fragte ich noch etwas zögernd, ‚oder willst Du anderswo...‘ — ‚Es ist mir völlig gleichgiltig,‘ versetzte er, worauf ich die Glashür öffnete, auf welcher in mäßig großen Goldbuchstaben zu lesen war: Handschuhgeschäft von Wilhelmine Dingler.

„Frau Wilhelmine Dingler war als Witwe eines subalternen Magistrats-

beamten, wie so viele Witwen von ihrer Lebensstellung, nach dem Tode ihres Mannes in Noth geraten; denn die äußerst schmale Pension, welche man ihr gewährte, reichte auch nicht im entferntesten hin, um den Unterhalt für sie und ihre erwachsene Tochter selbst bei der äußersten Einschränkung zu bestreiten. Da galt es denn, durch irgend einen Erwerb das Fehlende herein zu bringen. Frau Dingler verlegte sich auf das Geschäft einer Büglerin, als welche sie von nun an in verschiedenen Bürgerhäusern der Stadt ihre mühselige und saure Arbeit verrichtete; gab es irgendwo „große Wäsche“, so bestellte man die fleißige Frau, die sich wegen ihrer besonderen Accurateffe bald eines gewissen Rufes zu erfreuen hatte. Ihre hübsche Tochter Malwine, welche nach dem Tode des Vaters gerade die Schule absolvirt hatte, trug alsbald durch ihrer eigenen Hände Arbeit dazu bei, die Einnahmen zu vermehren, indem sie sich durch Weißzeugnähen, Stickereien und dergleichen einen kleinen Verdienst zu verschaffen wußte. Genug — war der Lohn für alle Anstrengungen auch spärlich, so reichte er doch eben hin, um die beiden fleißigen Arbeiterinnen vor wirklichem Mangel zu schützen. Das ging nun so, so lange es ging; aber als nach einigen Jahren Frau Dingler von der Gicht befallen und durch eine in bedenklicher Weise sich mehr und mehr verbreitende Lähmung für immer auf das Krankenlager geworfen wurde, stellte sich die alte Nothlage von neuem wieder ein. Indessen kennen Sie ja alle das gute Sprichwort: „Wenn die Noth am höchsten und so weiter.“ Und das traf hier einmal in besonders glücklicher Weise zu; denn eines Tages trat Malwine, die inzwischen zu einem blühenden Mädchen herangewachsen war, freudestrahlenden Auges vor das Bett der Mutter und sagte: „Mutter, sei guten Mutes, denn wir haben Glück gehabt!“ Und nun berichtete sie, daß sie einen kleinen, heimlichen Sparpfennig dazu verwendet habe, in die Lotterie zu setzen, und daß ihr heute ein Gewinn von baren zweihundert Thalern zugefallen sei. Um aber das gewonnene Geld recht fruchtbringend werden zu lassen, habe sie vor, unter dem Namen der Mutter ein Handschuhgeschäft zu errichten. Gesagt, gethan! Da die Mutter sich einverstanden erklärte, betrieb das umsichtige, aufgeweckte Mädchen alle die zu dem Vorhaben nötigen Vorbereitungen; ein kleiner Laden mit daran stoßender, bescheidener Wohnung wurde gemietet, Verbindungen mit zwei Handschuhfabriken in den größeren Nachbarstädten angeknüpft, welche die Ware lieferten — kurz, es dauerte nicht lange, und das Geschäft war in vollem Betriebe. Ich wiederhole: in vollem Betriebe; denn es ging flotter, als Malwine es in ihren kühnsten Träumen erwartet hatte. Die Frequenz steigerte sich von Tag zu Tag und mit ihr der Gewinn, denn Alt und Jung machte im Bedarfsfalle seine Einkäufe in dem neuen Geschäft. Das Geheimnis dieses unerhörten Erfolges war aber leicht zu erklären; nicht die Ware, obwohl sie gut war, zog die Käufer allein an, sondern viel mehr die überaus reizende Verkäuferin, der zu huldigen bei der jeunesse d'orée der Universität geradezu Mode geworden war. Konnte man es denn auch den jungen Corpsburschen verdenken, wenn sie unter dem Vorwande des Handschuhkaufs die Gelegenheit benützten, mit dem schönen und aufgeweckten Mädchen ein wenig zu plaudern und ihr dabei den Hof zu

machen? — Selbstverständlich — was das letztere betrifft — in allen Ehren, denn Malwine achtete auf ihren Ruf und verstand es, ihre unzähligen Anbeter in den Grenzen der Schicklichkeit zu halten.

„Mack und ich —“ der Amtmann hatte sich hier, um wieder einmal einen Schluck aus seinem Glase zu thun, für einen kurzen Augenblick unterbrochen — „waren also in den Handschuhladen eingetreten. Wir fanden Malwine — den Kopf auf die Hand gestützt — hinter dem Ladentisch, auf dem schon die Lampe brannte, ganz und gar, wie es schien, in die Lektüre eines Buches vertieft. Jetzt aber schob sie das Buch lächelnd beiseite, erhob sich und fragte mit ihrer vollen, tiefen Stimme nach unserem Begehren. ‚Fräulein Malwinchen,‘ sagte ich, — ich durfte sie, da ich sie schon lange kannte, so vertraulich anreden — ‚da bringe ich Ihnen eine neue Kundschafft — mein Freund hier, der Assessor Mack, braucht ein Paar weiße Hochzeitshandschuhe!‘ — ‚Hochzeitshandschuhe,‘ wiederholte sie mit dem allerliebsten Lächeln, das ihr eigen war und das ihr Gesicht noch mehr verschönte, ‚will denn der Herr auch heiraten?‘ — Mack warf mir einen fast grimmigen Blick zu. ‚Nicht doch,‘ verbesserte ich mich, ‚er braucht ein Paar Handschuhe für meine Hochzeit!‘ — Malwine hatte sich inzwischen gegen die Rückwand gekehrt, zog aus einem Gefach einen Karton hervor, stellte ihn auf den Ladentisch, öffnete ihn und fing an, die darin enthaltene Ware vor uns auszubreiten. ‚Welche Nummer haben Sie?‘ fragte sie Mack, der in sichtlicher Verlegenheit etwas in den Bart brummte, was man nicht verstehen konnte; offenbar kannte er selbst nicht die Größe seiner Hand. ‚Erlauben Sie einen Augenblick — Ihre Hand ...‘ sie griff nach Mack’s Hand, der sie, als hätte ihn ein elektrischer Schlag getroffen, fast erschrocken zurückzog — ‚ach, ich sehe schon, es wird wohl Nummer acht sein!‘ — Und nun wählte sie ein Paar von dem bezeichneten Maße aus, weitete es ein wenig und legte es Mack vor. Ich hatte indessen das Buch ergriffen, in dem sie vorher gelesen hatte, schlug es auf — es war ein Band Schiller’scher Dramen. ‚Lesen Sie das gern?‘ fragte ich. ‚O ja,‘ versetzte sie und ein leiser Schimmer von Röthe flog über ihr Gesicht, ‚wenn ich Zeit dazu habe! Ich lese es lieber als alles, was man in der Leihbibliothek bekommt — leider besitze ich nur den einen Band! Wenn ich aber für so etwas Geld übrig hätte ...‘ — ‚So würden Sie sich den ganzen Schiller anschaffen,‘ ergänzte ich lachend. Sie nickte, wandte sich aber sogleich zu Mack, der mit sichtbarem Interesse und einem gewissen Erstaunen unserer Unterhaltung zuhörte und sich inzwischen vergeblich bemüht hatte, einen der Handschuhe über die ungelenteten Finger seiner etwas plumphen Hand zu ziehen. ‚Darf ich bitten,‘ sagte Malwine, ergriff abermals die Hand des Widerstrebenden, der bei ihrer Berührung eine höchst komische Verwirrung verriet, strich, die Falten glättend, geschickt über seine Finger und hatte wie im Nu den ganzen Handschuh über seine Hand gezogen; ‚sehen Sie — er sitzt wie angegossen!‘ Mack erwiderte nichts darauf und zog den Handschuh wieder aus; dann erst fragte er nach dem Preise, zählte das Geld auf den Tisch und nahm die gekaufte Ware an sich. In diesem Augenblick erschienen ein paar junge Studenten als Käufer im Laden;

sie waren offenbar ein wenig angeheitert, und die Galanterie, mit der sie dem schönen Mädchen begegneten, war nicht eben von der feinsten Art. Mack sah und hörte alles, warf einen indignirten Blick auf das übermütige junge Volk und verließ nach einem kurzen, trockenen Gruß, welcher der Verkäuferin galt, mit mir den Laden.

„Mack ging schweigend neben mir her; aber sein nachdenkliches Gesicht verriet mir sofort, daß ihn irgend etwas sehr lebhaft beschäftigen müsse. Schon in jenem Augenblicke war es mir klar geworden: Malwine hatte einen starken Eindruck auf ihn gemacht. Er stand damals etwa im vierundvierzigsten Lebensjahre und schämte sich ohne Zweifel darüber, daß sich — wenn auch ganz leise — in ihm ein Gefühl für ein weibliches Wesen zu regen begonnen hatte, welches ja im Verhältnis zu ihm noch ein Kind zu nennen war. Mit einemmale platzte er mit der Frage heraus: ‚Wie alt ist sie?‘ — ‚Wer?‘ fragte ich mit einer Art von heimlicher Schadenfreude. ‚Nun, wer?‘ brummte er, ‚sie — das junge Mädchen!‘ — ‚Hum,‘ versetzte ich und schmunzelte, ‚sie wird nicht gar weit über die Siebenzehn hinaus sein!‘ — Da zuckte etwas um seinen Mund — wahrhaftig, es sah beinahe aus wie Enttäuschung. ‚Schade um sie!‘ brummte er. — ‚Schade,‘ wiederholte ich, ‚warum? Weil sie jung ist?‘ — ‚Ach was,‘ rief er, ‚weil sie, wie die Dinge liegen, verdorben wird, verdorben werden muß!‘ — Und nun ergoß sich eine wahre Flut von zornigen Schmähworten über die Studenten aus seinem Munde. Ich teilte ihm darauf Näheres von den Lebensumständen Malwinens und ihrer Mutter mit, suchte ihm zu beweisen, daß er übertreibe, daß das Mädchen sich des besten Rufes erfreue, daß es seine Verehrer im Schach zu halten wisse; aber er schüttelte den Kopf und sagte: ‚So ein junges Ding sollte für Schmeicheleien nicht empfänglich sein? — Sie brauchte einen Führer oder eine Führerin, jemand, der sie leitete, über sie wachte und sie beschützte!‘ — ‚Sie hat ja ihre Mutter,‘ wendete ich ein. ‚Bah,‘ rief er, ‚die krank ist und nicht sieht und hört, was im Laden vorgeht! Uebrigens —‘ er warf einen mißtrauischen Seitenblick auf mich, als fürchte er, schon zu viel gesagt zu haben — ‚was kümmert das mich?‘ — Wir waren inzwischen schon bei unserem Hause angelangt und trennten uns gleich darauf, denn es war nun auch hohe Zeit geworden, Toilette für den Abend zu machen. Aber ich hatte so meine eigenen Vermutungen und konnte mich eines Lächelns nicht erwehren, wenn ich an den guten Mack, an seine sittliche Entrüstung in Betreff der Studenten und an die vergeblichen Anstrengungen dachte, die er es sich hatte kosten lassen, um sein Interesse für das Mädchen vor mir zu verhehlen.

„Mehrere Wochen später — ich hatte einen längeren Urlaub erhalten — kehrte ich von meiner Hochzeitsreise wieder hierher zurück, um mein Amt beim Gericht zu versehen. Schon bei meiner ersten Begegnung mit Mack schien es mir, als wenn sich in seinem Wesen irgend etwas verändert habe. Zwar — in sich gefehrt und zurückhaltend war er ja auch selbst mir gegenüber immer gewesen; aber dennoch kam es mir vor, als hätte sich seine Zurückhaltung gesteigert, als habe er eine Art von Scheu, sich auszusprechen, mit einem Wort,

als gäbe es etwas, was er vor mir zu verheimlichen wünschte. Die alten Vermutungen stiegen wieder in mir auf, aber ich war natürlich diskret genug, nicht in sein Geheimnis zu dringen; um so weniger, als ich sehr bald von anderer Seite diejenige Erklärung des Rätsels empfing, die ich ohnehin beinahe vorausgesehen hatte. Ich erfuhr nämlich, daß Mack in der jüngsten Zeit mehr Handschuhe zu verbrauchen scheine als früher in Jahren nicht, denn man könne ihn oft bei der schönen Malwine eintreten sehen, namentlich seit die Mutter derselben gestorben sei. Das also war's! Und die Mutter Malwinens war gestorben! Ich erinnerte mich unwillkürlich meines Gesprächs mit Mack, als wir vor Wochen zusammen ihren Laden verlassen hatten. Jetzt stand sie wirklich ganz allein, und unter den äußeren Verhältnissen, in welchen sie nun einmal zu leben genötigt war, mochte dieses Alleinsein für ein junges Mädchen wie sie immerhin etwas Präzäres und Bedenkliches haben; sollte da der gute Mack — ohne es selbst recht zu wissen, von seinem Herzen geleitet — den Beschützer spielen, von dessen moralischer Nothwendigkeit er so sehr durchdrungen gewesen war?! Nun, ich wollte ihn selber nicht ausforschen, ich achtete sein zartes Geheimnis, nahm mir aber vor, bei der ersten besten Gelegenheit selbst bei Malwinen vorzusprechen, um, wenn möglich, dort meine Neugierde zu befriedigen. Und so geschah es denn auch. Eines Tages — es war kurz vor Schluß der Geschäfte und ich ging absichtlich so spät, um sie allein zu treffen — trat ich bei ihr ein und fand sie in schwarzer Trauerkleidung, die ihr übrigens ganz ausnehmend reizend stand. Nach der ersten kurzen Begrüßung drückte ich ihr natürlich zunächst mein Beileid aus — da füllten sich ihre Augen mit Thränen und sie lispelte mit bewegter Stimme einige Worte des Dankes. ‚Es war eine schwere Zeit — meine arme liebe Mutter!‘ jagte sie seufzend. Aber gleich darauf schien sich ihr Gesicht zu erhellen — etwas, was beinahe einer Begeisterung nicht unähnlich sah, leuchtete in ihren schönen, seelenvollen Augen auf und sie fügte hinzu: ‚Und doch — bei allem Leid habe ich auch Gutes erfahren — ja, sehr Gutes! Denn ich habe in Ihrem Herrn Kollegen, dem Herrn Assessor Mack, einen Freund gefunden! Welch ein herrlicher Mann ist das — wie hat er mir beigestanden — mit Rat und That, als die Mutter starb und ich — in der Verwirrung — und mit der ganzen Last des Geschäfts auf mir — Sie begreifen ...‘ — ‚Das ist ja recht schön von ihm,‘ sagte ich, konnte indessen nur mit Mühe ein Lächeln unterdrücken, ‚aber sagen Sie mir, beste Malwine, wie kam denn das, daß sie so gute Freunde geworden sind?‘ — ‚O,‘ versetzte sie einfach und ohne alle Geziertheit, ‚es war schon bald nach dem Tage, an dem der Herr Assessor zum erstenmale mit Ihnen bei mir erschien — er wollte wieder ein Paar neuer Handschuhe! Da kamen wir in ein Gespräch — er fragte mich über mancherlei aus — ob ich auch noch fleißig läse, wenn ich die Müße dazu fände — und als ich das bejahte, versprach er, mir Bücher aus seiner Bibliothek zu leihen, und bald brachte er eine Menge, die ich mit Vergnügen gelesen habe. Dann kam er auch so ab und zu wieder, lernte auch die Mutter kennen — kurz, er wurde uns bald ein wirklicher Freund, und als dann die Mutter starb,

da zeigte es sich erst recht, was er mir geworden war — ein wahrer Schutzgeist! — Denn jetzt — sie errötete leicht und ich erriet, was sie dachte — jetzt, wo ich so mitterseelenallein in der Welt dastehe, fühle ich es erst, wie vielen Dank ich Herrn Assessor Mack schulde! Aber Sie dürfen es mir auch glauben — ich bin ihm so gut, so von Herzen gut, wie man einem so lieben Manne nur sein kann! — Jetzt mußte ich wirklich über ihre Begeisterung lächeln und schon hatte ich eine scherzhaftige Bemerkung auf der Zunge, aber ich hielt sie noch zur rechten Zeit zurück, weil ich fürchtete, etwas Unstatthafes zu sagen. Denn die ungeschminkte Offenheit und der ehrliche Freimut, mit welchen sie sich mir gegenüber über die Natur ihrer Beziehungen zu Mack ausgelassen, ließen keine andere als eine harmlose Deutung derselben zu — was berechtigte mich also, denselben wenn auch nur scherzweise eine weniger harmlose beizulegen und dadurch die arme Kleine vielleicht in Verlegenheit zu versetzen und zu verwirren? — Ich beschränkte mich deshalb darauf, ihrem Lobe über Mack zuzustimmen, machte meinen Einkauf an Handschuhen und verließ Malwine mit dem Versprechen, ihr auch für die Zukunft meine Rundschaft zu erhalten.“

Hier ließ sich der Amtmann einen neuen Schoppen Wein geben, trank und fuhr dann fort:

„So verging fast das ganze Jahr 1830, ohne daß sich — meines Wissens wenigstens — in dem Verhältnis Macks zu dem Mädchen irgend etwas verändert hätte. Ich vergaß zu sagen, daß das Gericht ihn zu ihrem Vormund bestellt hatte und zwar auf den ausdrücklichen Wunsch ihrer verstorbenen Mutter. Er hatte sich gleich bereit erklärt, dieses Amt zu übernehmen, und so fand ja schon dadurch seine Beschützerrolle eine ganz natürliche Erklärung. Da er mir über das, was er wirklich für das Mädchen fühlte, freiwillig keine Aufschlüsse gab, so blieb ich in dieser Beziehung auf meine Vermutungen angewiesen, bis er eines Tages selber den Schleier eines Geheimnisses lüftete, welches für mich im Grunde genommen eigentlich gar kein Geheimnis war. Bevor ich aber davon spreche, muß ich erwähnen, daß ich ihn damals — außeramtlich — nur höchst selten zu Gesicht bekam; in unserem Amte dagegen ergab sich gerade zu der Zeit, von der ich jetzt rede, die Gelegenheit zu häufigem Zusammensein. Unser Richterkollegium war nämlich einmal wieder in Permanenz, um über eine ganze Reihe von Kriminalfällen abzurteilen, und einer derselben war es ganz besonders, welcher uns Richtern wegen des Dunkels der psychologischen Motive, die hierbei in Frage kamen, viel Kopfzerbrechens bereitete. Wie Kollege Mack sich zu der Sache stellte, werden Sie, meine Herren, nach dem, was ich Ihnen schon über die besondere Art seiner Rechtsanschauungen mitgeteilt, leicht erraten; ich will Sie daher auch nicht durch die Details ermüden und sage nur: Während die Majorität der Richter geneigt war, ein Schuldig über den Angeklagten auszusprechen, bäumte sich Mack mit einer wahren Leidenschaftlichkeit gegen die Zulassung eines solchen Spruches auf, den er als einen furchtbaren Rechtsirrtum bezeichnete, und es kam infolge dessen zwischen ihm und dem Vorsitzenden des Gerichts zu scharfen Auseinandersetzungen, die seine Erregung aber nur zu

einer förmlichen Erbitterung steigerten. Nach der Urteilsverkündung — das Schuldig war wirklich ausgesprochen worden — wankte Mack wie gebrochen nach Hause; die Angelegenheit hatte ihn derart mitgenommen, daß er — wohl infolge seines überreizten Gemütszustandes — erkrankte und viele Wochen das Bett hüten mußte. Er überwand zwar die Krankheit, aber nicht den bis zum Ekel gesteigerten Widerwillen gegen einen Beruf, der ihn so oft schon in die peinlichste Kollision mit seinen Ueberzeugungen versetzt hatte. Und er begrüßte es daher wie eine Erlösung, als ihm gerade jetzt die unerwartete Erbschaft zufiel, von der ich schon früher gesprochen habe. Rasch entschlossen sagte er dem verhaßten Amte Valet, nahm sogleich seinen Abschied, kaufte das Haus, in dem er noch heute wohnt, schloß sich darin ein und fing an wie ein Weltabgeschiedener zu leben.

„Ja, wie ein Weltabgeschiedener! — Und warum? — Das sollen Sie sogleich hören, meine Herren! Dem nun komme ich auf das, was ich sein ‚Geheimnis‘ nannte. Eines Abends — Mack befand sich zwar schon in der Refonvaleszenz, durfte aber noch nicht das Zimmer verlassen — ging ich zu ihm, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen. Ich sah es ihm gleich an, daß etwas Ungewöhnliches in ihm vorgehen müsse, denn er war von einer eigentümlichen Unruhe und Erregtheit und machte auf mich ganz den Eindruck, als wenn er mir etwas sagen möchte und doch nicht den Mut habe, es auszusprechen. Plötzlich faßte er meine Hand — ich saß neben ihm auf dem Sofa — sah mir fest ins Gesicht und seine Stimme klang seltsam bewegt, als er die Worte hervorstieß: Du — ich möchte Dir etwas anvertrauen, was ich sonst niemand anvertrauen will, aber behalte es für Dich! — ‚Du kannst auf meine Verschwiegenheit rechnen!‘ sagte ich. — Er drückte meine Hand und fuhr fort: ‚Sieh, ich wünschte eigentlich nur Deine Meinung zu hören — Deinen Rat — in einer Sache, die — nun, ich trage mich mit einem Gedanken, mit einem Vorhaben, das — vielleicht — eine Thorheit ist! — ‚Also heraus damit,‘ sagte ich, als er zögerte weiter zu sprechen, und eine ganz bestimmte Ahnung stieg in mir auf. — ‚Gut, gut,‘ rief er lebhaft, ‚zu Dir habe ich immer Vertrauen gehabt und ich weiß, Du bist der Mann, mir reinen Wein einzuschenten! Also es handelt sich um eine Idee, um einen Plan, den ich schon auszuführen gedachte, als ich noch im Amte war! Aber ich zögerte immer, weil ich dachte: Ach, es ist doch vielleicht ein Unsinn! Aber jetzt, wo ich in die Lage versetzt worden bin, als unabhängiger Mann zu leben, der nicht nach rechts und nicht nach links zu sehen und sich den Teufel was um die Meinung anderer zu scheeren braucht, jetzt ist die Idee wieder über mich gekommen und läßt mich nicht los!‘ — Er schwieg wieder und über sein erregtes Gesicht flog eine lebhaftete Röte; es war klar, er stand unmittelbar vor dem Geständnis. ‚Nun,‘ redete ich ihm zu, ‚willst Du nicht endlich sagen, was es ist?‘ — ‚In Gottes Namen denn,‘ versetzte er, tief aufatmend, und sah mich fast verstohlen von der Seite an. ‚Du erinnerst Dich — Du hast mir einmal zu verstehen gegeben, daß es das Beste für mich sei, zu heiraten. Damals mochte ich nichts davon wissen. Jetzt —

denke ich anders darüber! — ‚Bravo,‘ rief ich lachend. — ‚Bravo, sagst Du?‘ fuhr er kopfschüttelnd fort. ‚Aber die Sache ist doch nicht so einfach, wie Du denkst! Ich bin bald fünfundvierzig Jahre alt! — ‚Noch jung genug, um heiraten zu können!‘ beruhigte ich ihn. — ‚Auch dann,‘ hob er mit einer gewissen Hast an, ‚wenn die, welche ich meine, im Verhältnis zu mir noch das reine Kind ist? Bedenke nur, sie achtzehn, ich fünfundvierzig! Und dann —‘ wieder schoß ihm eine Blutwelle nach den Wangen und der Stirn — ‚da ist noch ein heikler Punkt! Wenn es sich nur um meine Neigung allein handelte! Aber ich bin nicht einmal sicher, ob sie meine Neigung erwidert — ob sie — einem Antrage von mir —‘ er stockte. — ‚Wer ist es denn?‘ fragte ich, obwohl ich mir die Antwort schon selbst gegeben hatte, und versuchte es, so ernst wie möglich zu bleiben. Er senkte den Blick, kämpfte einige Sekunden lang mit sich, dann sagte er halblaut: ‚Malwine Dingler!‘ — ‚Malwine!‘ rief ich, ein großes Erstaunen heuchelnd. ‚Ja — sie!‘ bestätigte er und starrte mich an. ‚Nicht wahr, es ist eine Tollheit, wenn ein Mann in meinen Jahren — so etwas —‘ er sprach nicht weiter, denn ich war in ein helles, heiteres Gelächter ausgebrochen, das er sofort ganz falsch deutete. ‚Ja,‘ sagte er und ein heftiges Zucken um den Mund begleitete seine Worte, ‚lache nur! Du hast ganz recht, und ich sollte mich schämen! Aber mit Deinem Lachen hast Du mich gründlich kurirt, und ich erkenne jetzt vollständig, daß nichts daraus werden kann! — Nun aber war es an mir, mit meiner wahren Meinung nicht länger zurück zu halten. ‚Was fällt Dir ein?‘ rief ich. ‚Warum solltest Du Dich schämen müssen — warum sollte nichts daraus werden? Erst recht — erst recht soll etwas daraus werden!‘ — Er starrte mich wieder an, er schien seinen Ohren nicht zu trauen. ‚Wie,‘ rief er, ‚ist das wirklich und wahrhaftig Deine Meinung von der Sache?‘ — ‚Mein Wort darauf!‘ beteuerte ich. ‚Und Du denkst also, daß ich —‘ er hielt inne, sah mich noch immer etwas zweifelnd an und schien mich mit seinem Blicke aufzufordern, den unvollendeten Satz zu ergänzen. ‚Ich denke,‘ sagte ich so fest und entschieden, als nötig war, um seine Zweifelucht zu bekämpfen, ‚ich denke, Du machst ihr ohne weiteres Deinen Antrag, und ich wette darauf, daß sie ihn nicht ablehnen wird! Denn ich weiß, wie hoch sie Dich schätzt!‘ Und nun erzählte ich ihm, wie sie sich mir gegenüber über ihn ausgesprochen habe, und ich sah, wie dabei ein Freudenstrahl sein Gesicht erhellte. ‚Ja,‘ rief er, ‚ja — es wäre immerhin möglich! Denn daß sie ein gutes Stück auch auf mich hält, hat sie während meiner Krankheit bewiesen! Unzähligemale ist sie an den Abenden hier gewesen, um nach meinem Befinden zu fragen, aber — wirst Du’s glauben? ich hatte den strengen Auftrag erteilt, sie nicht einzulassen, weil —‘ er stockte wieder und sein Gesicht rötete sich — ‚nun, in ihrem eigenen Interesse, im Interesse ihrer Reputation und um den Leuten nichts zu reden zu geben! Du kennst ja die Menschen! Aber Gott weiß, welch ein Opfer es mich gekostet hat, denn Dir . . .‘ — seine Stimme klang weich und begann bei den nachfolgenden Worten zu zittern — ‚Dir will ich’s nicht verhehlen, ich hatte doch eine recht-schaffene Sehnsucht nach dem lieben Kinde!‘ — ‚Nun,‘ sagte ich gerührt und

ich fühlte, wie sich die Gemütsbewegung des wunderlichen Menschen auf mich selber übertrug, das wäre ja glücklich überstanden! Und jetzt... — 'Jetzt,' fiel er mir lebhaft ins Wort, 'jetzt, nachdem ich mich Deiner Zustimmung sicher weiß, jetzt soll Klarheit kommen in mein Verhältnis zu ihr!' — 'Topp,' rief ich und schüttelte ihm die Hand, 'das heiß' ich wie ein Mann gesprochen! Glück auf zur Bewerbung und meine Gratulation zu Deiner Wahl! Denn sie ist ein prächtiges Geschöpf, brav und lieb und über alle Maßen schön! Aber auch Du bist als tüchtiger, rechtschaffener Mann nicht zu verachten — mit einem Wort, ihr seid einander wert und werdet ein glückliches Paar werden!'

(Schluß folgt.)



Erinnerungen an Lothar Bucher.

Von

Heinrich von Poschinger.

Als im vergangenen Jahre mein Werk über L. Bucher seinen Abschluß fand, war ich mir wohl bewußt, damit nur ein Bruchstück von dem gebracht zu haben, was sich über diesen hingebendsten und treuesten aller Mitarbeiter Bismarcks sagen ließ. Um eine erschöpfende Biographie desselben zu schreiben, müßte man vor allem die Akten des Auswärtigen Amtes benützen dürfen, die für die Zeit von 1865—1886 das vorstellen, was für die Zeit seines Londoner Aufenthalts die Bände der „National-Zeitung“ sind: der Sammelpunkt seines amtlichen politischen Schaffens unter Bismarcks Leitung. Ergänzend müßte man noch Bismarck selbst zu Rate ziehen und die Repertorien aller preussischen Ministerien und Reichsämtler auf Buchersche Korrespondenzen hin durchsuchen, da er Hunderte von Briefen und vertraulichen Schreiben an die Behörden im Original expedirte, ohne von den Angabern eine Abschrift bei den Akten des Auswärtigen Amtes zu hinterlassen. Ein bedeutsames Hilfsmittel würde natürlich der gleichfalls unzugängliche literarische Nachlaß Buchers bilden, nicht zu vergessen seine Tagebücher, welche bis in die Zeit seines Londoner Aufenthalts zurückreichen, also über dreißig Bändchen umfassen. Die Durchsicht der letzteren würde noch verhältnismäßig am wenigsten Mühe machen, wenn die Einträge nicht vielfach stenographirt wären, und zwar durchsetzt mit Siegeln, die selbst der geübteste Stenograph kaum zu enträtseln vermag.

Mündlichen Aufschluß über seinen Entwicklungsgang zu geben, war nicht Buchers Sache. So lange derselbe noch im Amte war, wäre man mit einer solchen Anfrage bei ihm schön angekommen. Als er aber die letzten Jahre seines Lebens nahen sah, wurde er doch mittheilsamer, und er hat mir selbst im Jahre 1889 über sein Wollen und Wirken mehr mitgeteilt, als ich bei seiner angeborenen Verschlossenheit je zu hoffen gewagt hatte. Ich erkläre mir diese Aufgelegtheit

dadurch, daß Bucher damals zeitweise das Gefühl hatte, es wäre gut, das Bild, welches die Nachwelt von ihm erhalten sollte, wenigstens in großen Zügen selbst zu entwerfen. Ich kenne Buchers Absichten aus seinem eigenen Munde und sogar den Plan, der ihm dabei vorschwebte. Eine populär geschriebene Selbstbiographie war ihm ein Greuel, seine Aufzeichnungen sollten überhaupt nicht für das große Publikum bestimmt sein, nur an einen kleinen Kreis ausgewählter Politiker wollte er sich wenden und für diesen eine Art politischen Rechenschaftsberichts schreiben.

Meine Bemühungen, nach Buchers Tode noch einige denkwürdige Materialien über denselben von den ihm nahe Stehenden zu erhalten, sind nicht ohne Erfolg geblieben. Vor allem freue ich mich, daß es mir gelungen ist, Herrn Dr. W. Gittermann zum Sprechen zu bringen, der wie kaum ein zweiter berufen ist, uns eine Schilderung Buchers als Mensch und Politiker zu geben, denn er hat mit seinem berühmten Patienten jahrelang auf das intimste verkehrt, und er ist vielleicht während seiner letzten Lebensjahre, wo sich bei Bucher wirklich eine gewisse Menschenscheu geltend machte, derjenige gewesen, dem er — wenn wir von Friedrichsruh absehen — das meiste Vertrauen schenkte.

Uebrigens hat sich Gittermann bereits in ein paar früheren kleineren Aufsätzen über Bucher als einen so feinfühligem Beobachter und als einen so geistvollen Erzähler eingeführt,¹⁾ daß es nicht nötig ist, noch weitere Worte zu verlieren, um für sein hier folgendes Hauptwerk Stimmung zu machen.

Dr. Wilhelm Gittermanns Aufzeichnungen über Bucher.

Am 5. Juli 1889 wurde mir vormittags gemeldet, daß der Geheime Legationsrat Bucher zur Kur in Bad Laubach eingetroffen sei. Ich war begierig, den berühmten Mitarbeiter des Fürsten Bismarck persönlich kennen zu lernen, und beeilte mich, ihn zu begrüßen. Auf einer Bank vor dem Kurhause, die recht warm von der Julisonne beschienen wurde, fand ich in hellgrauem, weitem Sommerüberzieher einen kleinen Mann, dessen Kopf von einem mächtigen Panama-hut ganz bedeckt war. Er schien in Gedanken versunken, kümmerte sich nicht um die vorübergehenden Menschen und stützte das Kinn auf einen Stock. Auch mich bemerkte er erst, nachdem ich ihn angeredet hatte. Zwei scharfe, blaue Augen sahen mich prüfend einige Sekunden an, dann streckte mir Bucher mit herzlichem Lächeln seine Hand entgegen, und die Bekanntschaft war gemacht. Wir besaßen viele gemeinsame Beziehungen und kamen sogleich in ein anregendes Gespräch, weil wir über eine uns beiden befreundete Familie Erinnerungen auszutauschen hatten. Dieser Umstand trug auch wohl nicht wenig dazu bei, daß der sonst so zurückhaltende Geheimrat in mir nicht nur seinen Arzt sah, sondern vom ersten

¹⁾ Einige sehr wertvolle Mitteilungen über L. Bucher hat Dr. W. Gittermann bereits kurz nach dem Tode desselben veröffentlicht. Vergl. die „Berliner Neuesten Nachrichten“ vom 4. Dezember 1892, Nr. 615, und den Artikel Lothar Bucher. Eine Erwiderung von W. Gittermann in den „Grenzboten“ vom Januar 1893.

Tage an bei mir und meiner Familie freundschaftlichen Anschluß suchte. Im Verlauf seiner vier letzten Lebensjahre haben wir etwa zweihundert Tage fast unter einem Dache gewohnt und während dieser Zeit fast jede freie Stunde gemeinsam verlebt; es war das für mich eine glückliche Zeit, und wer den Toten kannte, wird begreifen, daß mir die Erinnerung daran unvergeßlich ist und bleiben wird.

Bucher war von kleiner, schwächlicher Statur, seine Haltung damals etwas vornüber gebeugt, der Gang schleppend, aber nicht langsam. Der von Haaren fast entblößte Kopf konnte entschieden groß genannt werden und zeigte am Schädel eine walzenförmige Bildung, was schon früher dem damaligen Abgeordneten von Bismarck aufgefallen sein soll. Die Stirn war sehr hoch, kräftig gewölbt und verriet den Denker; die Nase groß, leicht gebogen. Ein starker Schnurrbart verdeckte die immer energisch geschlossenen Lippen. Das Gesicht war schmal, zeigte aber eine gesunde, leicht gebräunte Farbe. Besonders fielen die blauen, klaren Augen auf; meist wurden sie durch die Lider zum großen Teil verdeckt, waren aber von durchdringender Schärfe, sobald sie jemand ansahen. Das ganze Antlitz trug den Stempel geistiger Hoheit und vornehmer, leidenschaftsloser Ruhe.

Er war zurückhaltend und suchte neue Bekanntschaften möglichst zu vermeiden. Geriet er zufällig in einen Kreis ihm bisher unbekannter Personen, dann prallten im ersten Augenblick alle Unterhaltungsversuche wirkungslos von ihm ab. Er saß vielmehr still und mit gesenktem Blick da; von Zeit zu Zeit aber hob er unmerklich die Augen und ein kurzer prüfender Blick traf die in seiner Nähe Sitzenden. Fanden sie Gnade vor seinen Augen, dann nahm er bald an der Unterhaltung teil; wenn nicht, dann wurde seine Zurückhaltung noch eifriger.

Man hat ihn einen Misanthropen genannt, und doch gab es keinen Menschen, der ein wärmeres Herz für alles Unglück besaß als er. Wo es nur anging, half er im konkreten Fall, aber die sogenannten wohlthätigen Sammlungen fanden bei ihm keine sehr reiche Ausbeute. Er erzählte mir, daß man in Berlin recht häufig von wohlthätigen Damen aufgesucht würde, die sich unter dem Deckmantel der selbstlosen Menschenliebe gern hervorthun wollten, und er hätte für solche Sammlungen keine Gaben übrig, weil man ja nie wissen könnte, zu welchen Zwecken die Gelder verwandt würden.

In Laubach hatte er an der Mittagstafel seinen ständigen Platz zwischen meiner Frau und mir, weil er nicht neben Fremden sitzen wollte. Wir kannten seine Eigenheiten und suchten ihn niemals zum Reden zu bringen, wenn er schweigen wollte. An den Gesprächen der Tafel beteiligte er sich selten und wußte Anzäpfungen ebenso höflich wie ablehnend zu beantworten. Wer eine solche Antwort bekommen hatte, versuchte sein Glück nicht so bald wieder. Kam das Gespräch auf den Fürsten Bismarck und die Politik, dann stellte er sich erst recht taub, hörte aber alles, denn sehr oft bat er mich später, irgend einem Herrn gegenüber, der vielleicht unrichtige Dinge erzählt hatte, diese Angaben zu berichtigen. Nur einmal nahm er sehr lebhaften Anteil! Man hatte taktloser-

weise geäußert, daß Fürst Bismarck gezwungen sei, wegen seiner Gesichtschmerzen Morphium zu nehmen. Sofort erklärte Bucher mit erregter Stimme, wie ich sie nie wieder von ihm gehört habe: „Das ist eine Lüge, und jeder Mensch hat die Pflicht, ihr energisch entgegen zu treten; den Herrn, welcher das Gerücht in die Welt gesetzt hat, könnte ich Ihnen übrigens nennen!“

Den Vormittag verbrachte der Geheimrat gewöhnlich allein; er nahm seine Bäder, machte kleinere Spaziergänge und erledigte Korrespondenzen. Nicht selten ging er mit einer großen Botanisirtrommel, um Pflanzen zu sammeln, und auch auf anderen Spaziergängen wurde jedes ihm auffallende Blümchen genau betrachtet und mitgenommen. Nachmittags punkt 3¹/₂ Uhr erschien er bei meiner Familie zum Kaffee; der gemeinsame Kaffeetisch heimelte ihn an, weil er dadurch an die Gewohnheiten seiner pommerischen Heimat erinnert wurde. Er schlürfte mit großem Behagen sein Täßchen Kaffee, stippte nach pommerischer Manier seinen Kuchen ein und war während dieser Stunde sehr gesprächig. Seine Vorliebe für Tiere habe ich schon an anderer Stelle erwähnt; sie zeigte sich auch dadurch, daß er in unserem Familienzimmer meist zwei kleine goldgelbe Teckel auf seinen Knien sitzen hatte. Ich entsinne mich bei der Gelegenheit eines sehr komischen Intermezzos. Es kam eines Tages unerwartet eine Dame zu uns, und Bucher konnte zur Begrüßung nicht aufstehen, weil er die auf seinen Knien eingeschlafenen und mit den langen Rockschößen sorgsam zugedeckten Teckel nicht zeigen wollte. Die Dame trat nun selbst zur Begrüßung an den Geheimrat heran und war nicht wenig entsetzt, als er beim Aufstehen aus seinen Rockschößen zwei Hunde zur Erde fallen ließ, die ein zorniges Gebell ob der Störung hören ließen.

Bei schlechter Witterung wurde die Kaffeestunde ausgedehnt; entweder preßte man Pflanzen für das Herbarium, oder Bucher las aus Fritz Reuter vor. Er verstand die plattdeutsche Sprache vorzüglich wiederzugeben und unterließ niemals, unverständliche Ausdrücke zu erklären. „Ut de Franzosentid“ und „ut mine Stromtid“ wußte er so herrlich vorzulesen, daß er auch vor einem großen Publikum reüssirt haben würde. Aber nur im engsten Familientreis gab er seine Kunst zum besten; war nur ein Gast zugegen, so mußten wir auf den Genuß verzichten. Dann beschränkte er sich auf eine sehr spärliche Teilnahme an der Unterhaltung und streichelte nur immerfort das weiche Fell seiner vierbeinigen Lieblinge, die auf seinen Schoß gewissermaßen abonniert waren. In Gegenwart mehrerer Gäste verhielt sich der Geheimrat vollständig passiv und saß regungslos mit zugekniffenen Augen auf seinem Platz, so daß Nichteingeweihte glauben konnten, er schliefe. Aber bei anscheinender Teilnahmlosigkeit horchte er auf jedes Wort und griff nicht selten ganz unerwartet in die Unterhaltung ein, sobald sie ihn interessirte. Mit Vorliebe brachte man immer wieder das Gespräch auf politische Dinge, in der stillen Hoffnung, etwas von ihm zu erfahren. Eines Tages hatte die Unterhaltung wieder eine solche Richtung genommen, und Bucher blieb wie gewöhnlich ein stiller, anscheinend teilnahmloser Zuhörer, bis der Name eines damals in Süddeutschland thätigen Diplomaten genannt wurde. Da öffnete

er die Augen und sagte mit besonderer Betonung die Worte: „Der Balladen-dichter!“

Bei günstigem Wetter wurde der Nachmittag zu einem Spaziergang benutzt, der meist über die Rheinbrücke nach Horchheim führte. Jenseits des Rheines im Garten des Restaurants Holler war eine von der Nachmittagssonne warm beschienene Bank sein Lieblingsplätzchen; dort konnte er stundenlang sitzen, auf den Rhein und die gegenüber liegenden Berge blicken, schweigen oder angeregt plaudern — je nachdem er gestimmt war. Nicht wenigen mag der kleine Herr im braunen Havelock aufgefallen sein, der von Zeit zu Zeit mit beiden gichtischen Händen vorsichtig sein Glas Bowle an die Lippen führte. Stets begleitete ihn auf diesen Wegen meine Frau, während ich erst später nachkommen konnte. Uns gegenüber war er meistens auf den Ausflügen sehr gesprächig, es kam aber auch vor, daß wir stundenlang ohne jede Unterhaltung neben einander saßen. Bucher war dann in tiefes Nachdenken versunken, oder es gab irgend etwas zu beobachten. Wir kannten ihn und störten nicht, wenn er schweigen wollte, dafür erzählte er später doppelt liebenswürdig. Einstmals ging er mit meiner Frau nach Horchheim, saß 1½ Stunde dort und hatte kein einziges Wort gesprochen. Nach Hause zurückgekehrt, bedankte er sich bei seiner Begleiterin dafür, daß sie ihn hatte schweigen lassen; es wäre ihm etwas eingefallen, das hätte er in seinem Kopf verarbeitet, und er würde sich bemühen, am andern Tag doppelt unterhaltend zu sein. Gelegentlich hatte man auch meinen damals vierjährigen Jungen mitgenommen und mit den in der Bowle schwimmenden Erdbeeren gefüttert. Die Folge war, daß der Junge berauscht wurde und keine Lust hatte, nach Haus zu laufen. Als die Gesellschaft mit Mühe und Not gerade auf der Eisenbahnbrücke angelangt war, ertönte das Signal, daß man wegen Nahen eines Eisenbahnzuges möglichst schnell die Brücke zu verlassen hätte. Erst trug meine Frau den schweren Jungen, dann aber schleppte ihn Bucher. Ich war entgegengegangen und werde das Bild nicht vergessen, wie der kleine, gebückte Geheimrat mit meinem Sprößling auf dem Rücken eiligst über die Brücke daher kam. Lachend antwortete er auf meine Vorwürfe: „Ich habe den Kurt mit Erdbeeren gefüttert und muß daher auch an der Bürde mittragen; mitgefangen, mitgehangen!“

Noch eine andere komische Geschichte ist ihm in Horchheim passiert! Während seines Aufenthaltes in Laubach Mitte der achtziger Jahre hatte sich der Geheimrat noch nicht so vollständig wie später von der übrigen Kurgesellschaft zurückgezogen, er verkehrte sehr gern darin, besonders im Kreise der jüngeren Damen. Er machte auch damals die Bekanntschaft einer jungen Holländerin, welche eifrig Briefmarken sammelte, und deren bester Förderer in Zuwendung seltener Marken er bis zuletzt geblieben ist. Einst hatte er dieser Dame eine besonders wertvolle Marke geschickt und freute sich königlich über das Dankschreiben, worin ihm dieselbe mitteilte, daß sie aus Freude über die Sendung sofort ihre entsetzlichen Kopfschmerzen verloren habe. Bucher erzählte mir die Sache, um — wie er sich ausdrückte — meinen therapeutischen Arzneischatz gegen die Kopfschmerzen der Damen zu bereichern! In Begleitung dieser jungen Dame

min ging er einst nach Horchheim, um seiner Begleiterin eine gute Sorte Rotwein mit aussuchen zu helfen, welchen sie einem in Berlin lebenden Anverwandten zum Geburtstag schicken wollte. Bei dieser Gelegenheit wurde er von Berlinern erkannt und hörte dann bei seiner Rückkehr nach Berlin das Gerücht erzählen, daß er in Begleitung einer Ballettense eine Rheinfahrt unternommen und den Angehörigen seiner Dame sogar Wein zum Geschenk überhandt hätte. Bucher hat sich oft noch köstlich über diesen — wie er sagte — durchaus schmeichelfaften Verdacht amüsirt, meinte aber auch, man erfähe daraus, wie leicht der unschuldigste Mensch in einen schlechten Geruch kommen könne!

Die Abende wurden auf verschiedene Weise hingebracht; konnte ich abkommen, dann wanderten wir nach Koblenz in die Weinstube von Sebastian Tillmann, wo es guten Wein und gutes Essen gab. Dort befand sich über der Mosel eine geräumige Glasveranda, die im Angesicht der alten Römerbrücke eine herrliche Aussicht bot und von der Abendsonne warm beschienen wurde. Das letztere war dem Geheimrat besonders wertvoll, denn er suchte die Sonne auf, wo er sie finden konnte. In den Jahren 1889 und 1890 sah er es nicht ungern, wenn sich uns eine kleine auserwählte Gesellschaft von Herren und Damen anschloß; da ging es denn oft lustig her, und wenn er auch meist Zuhörer war, so konnte er doch herzlich mitlachen. Im Sommer 1890 erfreuten sich zwei Herren seiner besonderen Gunst: ein Schweizer und ein Engländer, die fast immer in unserer Gesellschaft waren. Tillmann, Horchheim und Koblenzer Kasino wurden damals abwechselnd von uns aufgesucht. In letzterem wurde meist eine sehr gute Sorte getrunken; im übrigen zeigte aber Bucher eine große Mäßigkeit. Er trank mit wahren Genuß ein Glas, dann pflegte er mit vorwurfsvollen Blicken seine gichtischen Hände anzusehen, die ihm Enthaltensamkeit auferlegten. Im allgemeinen herrschte damals in unserem Kreise eine lustige Stimmung! Der Engländer war heiter und konnte viele komische Geschichten aus dem Londoner Leben erzählen, dessen Kern so ganz anders ist wie die äußere ehrbare Schale. Bucher sekundirte ihm und berichtete auch mancherlei über Beobachtungen und Erfahrungen, die er in England hatte machen können. Ueber den „alten großen Mann“ ¹⁾ machte er sich mit Vorliebe lustig. In die damalige Zeit fällt auch ein gemeinschaftlicher Besuch des wegen seiner kolossalen Größe und des Inhalts sehenswerten Weinkellers der Firma Deinhardt in Koblenz. Der Geheimrat war entzückt von dem, was er sah! Die endlosen Reihen der gewaltigen Fässer verglich er mit Meereswogen; der alte Feuilletonist wurde in ihm wach, und er flüsterte mir zu: „Was für einen herrlichen Feuilletonartikel könnte man über diesen Keller schreiben!“

Von 1891 an zog er sich ganz zurück, verkehrte aber dafür um so mehr in meiner Familie. Hatte ich Zeit, dann gingen wir abends allein in die Weinstube an der Mosel, wo er mit Appetit Forellen verzehrte und dann träumerisch, ohne zu sprechen, in die untergehende Sonne blickte, solange sie zu sehen war.

1) Wil. Gladstone.

Gewöhnlich begann er dann bald eine lebhafte Unterhaltung, die sich um die verschiedensten Dinge drehte. Spät abends, oft erst nach 11 Uhr, wanderten wir nach Hause.

Unsere gewöhnliche Abendunterhaltung bestand in einer Whistpartie. Bucher war ein eifriger Whistspieler und konnte sehr ungeduldig werden, wenn nach dem Abendessen der Beginn des Spieles durch irgend etwas verzögert wurde. Seine stete Partnerin war meine Frau, der er mit großem Eifer in verschiedenen Lektionen die Hauptregeln beigebracht hatte. Fand sich kein vierter Mann, dann hatte ich den Strohmann zu übernehmen. Die Auswahl des vierten Spielers war übrigens schwierig, denn der Geheimrat zeigte sich in dieser Beziehung äußerst wählerisch und acceptirte selten eine bisher fremde Persönlichkeit. Ein alter, im Ausland lebender, sehr ansehnlicher Herr bewarb sich bei mir wiederholt um die Ehre, als vierter mit von der Partie sein zu dürfen, wurde aber auf meinen Vorschlag stets mit den Worten zurückgewiesen: „Den nehmen wir nicht, ich sehe es ihm an, daß er ein Krakehler ist.“ Eines Abends waren wir beide auf uns allein angewiesen, und Bucher war sehr traurig über den Ausfall der Partie. Wiederum bot sich der Herr an und wurde diesmal als Dritter angenommen. Wir hatten den Herrn, welcher einen durchaus anständigen Eindruck machte, beide nicht näher gekannt, und zu meinem Erstaunen entpuppte er sich richtig als einer von jenen Spielern, die immer recht haben und über jedes beendigte Spiel eine hitzige Debatte eröffnen wollen. Dem Geheimrat, der beim Whist überhaupt kein Wort sprach, war das sehr peinlich. Er hatte vorsichtigerweise den Strohmann übernommen und warf mir während der Rederei des andern triumphirende Blicke zu; bald aber brach er ab und flüsterte mir beim Aufstehen ins Ohr: „Sehn Sie, wie sehr ich recht hatte!“ Bei seinem enormen Gedächtnis war Bucher ein vorzüglicher Spieler und konnte ordentlich verstimmt werden, wenn er mehrere Partien hinter einander verlor. Um Geld wurde niemals gespielt! Als wir im Sommer 1892 in Elster uns zusammen aufhielten, wurde gleich wieder der Versuch einer Whistpartie gemacht; aber es ging nicht, der Geheimrat war schon zu schwach und konnte das Spiel nicht mehr vertragen, welches sonst seine größte Erholung gewesen war.

Im Sommer 1891 hat er sich nur fünf Wochen in Laubach aufgehalten, weil ihn zu Hause viel Arbeit erwartete, die auf jeden Fall fertiggestellt werden mußte. Am 21. September verließ er uns und ging vorerst nach Berlin, um dort die Rückkehr des Fürsten Bismarck nach Friedrichsruh abzuwarten. Nachdem das Weihnachtsfest vorüber war, folgte er dem Fürsten und hat sich ununterbrochen bis Mitte Mai im Sachsenwald aufgehalten. In die Zeit dieses letzten Winters fällt auch mein erster Besuch in Friedrichsruh! ¹⁾

Im April 1892 erhielt ich von Bucher nur die kurze Mitteilung, daß sein

¹⁾ Eine Beschreibung desselben befindet sich im März-Heft der „Deutschen Revue“ und in Heinrich von Poschingers „Neuen Tischgesprächen und Interviews“ S. 199—202.

Appetit andauernd schlecht geworden sei und daß er sich matt fühlte. Am 24. Juli, während ich mich mit meiner Familie in Bad-Elster aufhielt, kam folgender Brief:

„Berlin, 23. Juli 1892, Derfflingerstraße 22.

„Lieber Herr Doktor!

„Sie werden sich gewundert haben, daß Ihr freundlicher Brief so lange ohne Antwort geblieben ist. Ich kann mich so leidlich darüber entschuldigen, will aber zunächst sagen, wie ich die Zeit inzwischen verbracht habe. Ich hatte in Friedrichsruh nachgerade ein lebhaftes Ruhebedürfnis bekommen und flüchtete Mitte Mai vor alle dem Trouble, der dort bevorstand: Besuch der Familie Hoyos, hundertundvierzig Dresdener Liedertafler, sechshundert Radfahrer, riesiges Waldfest der Hamburger u. s. w., zunächst nach Berlin, dann nach Baden-Baden, wo ich von einem Altersleiden befallen wurde. Da ich keinen der dortigen Aerzte kenne, so kehrte ich zurück und machte eine Behandlung im Hause durch, von der Schweningen sich baldigen Erfolg verspricht. Wenn ich von der Beschwerde befreit bin, soll ich irgend wohin in gute Luft gehen. Mit meinem Wunsch, nach Elster zu gehen, da Sie die Sommermonate dort verleben, ist Schweningen einverstanden, hält auch Moor-Stahlbäder für indiziert. Ich werde mich also seinerzeit anmelden. Mit herzlicher Teilnahme habe ich gelesen, was Sie über Mariechen (Bucher's Patentkind) schreiben, und hoffe sie wieder so zu finden, wie sie auf dem Bilde aussieht. Schöne Grüße an die Frau Gevatterin und die Bitte, zu entschuldigen, daß ich ihr nicht schreibe; ich bin sehr, sehr matt und nicht frei von Verstimmung über das Leiden und die Behandlung, mit der ich fast den ganzen Tag zu thun habe.

„Also hoffentlich auf baldiges Wiedersehen Ihr
freundschaftlich ergebener

B u c h e r.“

Schon am 1. August folgte ein Telegramm folgenden Inhalts:

„Komme morgen nachmittag 2 Uhr.

B u c h e r.“

Ich holte den Geheimrat von der Bahn ab und fand ihn zu meiner Freude äußerlich fast unverändert. Das Wiedersehen stimmte ihn heiter, und er atmete mit Behagen die kräftige, frische Gebirgsluft, welche ihn an die Hochalpen erinnerte. Im Hotel „Wettiner Hof“ hatte ich für ihn Logis bestellt, während meine Familie in einer Privatvilla wohnte. Gleich im Zimmer wurde aber seine Stimmung sehr ernst, und er machte mir nähere Mitteilung von seinem traurigen Befinden. Wenige Tage, nachdem der Brief an mich abgegangen war, trat eine Verschlimmerung ein, und er hatte nicht mehr warten wollen, sondern den Drang gefühlt, zu uns zu kommen. Kaum zwei Stunden nach seiner Ankunft erschien er schon in unserer Wohnung, um seinen gewohnten Platz am Kaffeetisch einzunehmen. Den Weg legte er zu Fuß zurück und trug unter dem Arm eine

Pappschachtel, von gut Halbmeterlänge, in welcher eine Puppe für sein Patentkind verborgen war.

Außerlich zeigte er sich unverändert, nur die Augen hatten einen auffallenden, fast überirdischen Glanz. In den nächsten Tagen beobachtete ich ihn genau und mußte mich leider überzeugen, daß die Lähmungserscheinungen, welche ihn am meisten beunruhigten, auf zentrale Störungen zurückzuführen waren. Außerdem bestanden asthmatische Beschwerden und Mattigkeit, bei gänzlich fehlendem Appetit. Bucher selbst machte sich über seinen Zustand keine Illusionen, denn er sagte gleich im Anfang, als er Bericht erstattete: „Vielleicht müssen Sie mich hier begraben lassen.“ Durch zweckmäßige Ernährung und stetigen Aufenthalt in der stärkenden Luft hoffte ich, meinen Patienten wieder etwas hoch zu bringen, und anfangs schien das wirklich zu gelingen, denn selbst Bucher faßte etwas Hoffnung, als sich das stark heruntergegangene Körpergewicht in den ersten vierzehn Tagen um drei Pfund hob. Seine Stimmung wurde besser, und wir konnten jeden Nachmittag gemeinschaftliche Spaziergänge in die freundliche Umgebung machen. Mittags speiste er in seinem Hotel, meist in Gesellschaft der Töchter des früheren Gesandten von Ruserow, die er zufällig in Elster getroffen hatte.

Die Besserung hielt nicht lange vor, vielmehr stellten sich bedrohliche Erscheinungen von seiten des Herzens ein. Der Kranke mußte seine Spaziergänge einschränken, und eines Tages, als er wie gewöhnlich an unserem Tisch erschien, bekannte er, daß er auch den kleinen Weg bis zu unserer Wohnung kaum habe bewältigen können. Auf meine dringende Bitte benützte er am andern Tage einen Fahrstuhl, aber er war tief betrübt und sagte wiederholt vor sich hin: „Wer hätte das gedacht, daß ich mich jetzt fahren lassen muß!“ Alle körperlichen Beschwerden, auch die zunehmenden asthmatischen Anfälle ertrug er mit großer Gelassenheit; er war eigentlich gesprächiger als sonst und sagte mir oft, wenn wir allein waren: „Fragen Sie mich, was Sie noch wissen wollen, ich weiß nicht, wie lange ich Ihnen antworten kann.“ Sein Geist lebte viel in der Vergangenheit; stundenlang konnte er sinnen und die Bilder an seinem Gedächtnis vorüberziehen lassen. Dann begann er oft von selbst zu sprechen und erzählte irgend ein Erlebnis aus seinem reichen Leben. An Friedrichsruh dachte er oft, und er hat mir noch viel von dem großen Kanzler erzählt. Auf meine wiederholte Frage, ob ich dem Fürsten nicht einmal Nachricht geben sollte, sagte er: „Thun Sie das nicht, der Fürst darf sich nicht beunruhigen und er wird es immer noch früh genug erfahren.“ Trotzdem war er sehr verstimmt, als eines Tages aus Berlin ein Brief von Chrysanther nachgeschickt wurde, in welchem Fürst Bismarck ihn bitten ließ, doch recht bald wieder nach Friedrichsruh zu kommen. „Nun haben sie dem Fürsten überhaupt ganz verschwiegen, daß ich krank bin, denn sonst könnte er nicht denken, daß ich jetzt zu ihm reisen soll“ — so äußerte er sich.

Der Fahrstuhl blieb ihm schrecklich, eher verstand er sich noch dazu, einen Wagen zu benutzen. Wir fuhren denn auch in der näheren Umgebung viel umher, und Bucher konnte unterwegs recht heiter sein, weil er sich in der freien

Luft am wohlsten fühlte. Er hatte ein fast noch größeres Wärmebedürfnis als früher und suchte sich zu den verschiedenen Tageszeiten sein Plätzchen so aus, daß er immer den vollen Glanz der Sonne genießen konnte. Als es in dem hochgelegenen Elster anfang, schon empfindlich kalt zu werden, sehnte er sich nach einem südlicheren Klima; bei dem immerhin bedenklichen Zustand wollte ich ihn aber nicht so weit fortlassen und überredete ihn, vorläufig in meiner Begleitung bis Mitte Oktober in Thale oder Süderode am Harz Wohnung zu nehmen, weil am Nordabhang des Harzes der Herbst gewöhnlich sehr schön zu sein pflegt. Ich reiste einen Tag früher, um eine schöne, sonnige Wohnung zu suchen, während der Geheimrat nachkommen sollte. Bei meiner Abreise sagte er in der ihm eigenen bescheidenen Weise: „Suchen Sie eine recht große, sonnige Wohnung, nehmen Sie keine Rücksicht auf den Preis; ich habe kürzlich meine Vermögensverhältnisse durchmustert und finde, daß ich nicht zu sparen brauche, weil ich noch genug hinterlasse.“ Unterwegs schon traf mich eine Depesche, daß der Geheimrat von einem Blutsturz befallen sei. Ich eilte zurück und fand den Kranken in einem recht traurigen Zustand; die Gefahr des Anfalles war wohl vorüber, aber er war gleichgiltig gegen alles und machte einen benommenen Eindruck. Trotzdem erholte er sich nach wenigen Tagen, saß auf der Terrasse vor seinem Hotel im Sonnenschein und hatte wieder Interesse für alles. Nur das Gedächtnis nahm jetzt rapid ab, und es war traurig, zu beobachten, wie sich der helle, scharfe Geist vergeblich abmühte, die Bilder der Vergangenheit festzuhalten. Seine Stimmung verdüsterte sich, und wenn wir ihn aufheitern wollten, pflegte er zu sagen: „Ich fühle ja, es ist bald vorbei, man wird mich bald einscharren, aber lassen Sie mich noch einmal in den Süden fahren, wo ich warme Sonne finde.“ Er hatte früher glückliche Tage am Genfer See verlebt und sehnte sich dorthin. Da auch Professor Schweningen noch brieflich riet, den Winter im Süden zu verleben, so wollte ich von der Reise nicht abreden. Bucher trat sie am 22. September an, und zwar hatte er sich Olion als Ziel ausgesucht, wo er in demselben Hotel Zimmer nehmen wollte, in dem er vor Jahren gewohnt hatte. Meine Begleitung schlug er aus mit dem Bemerkten, daß er das Opfer nicht würde wieder gut machen können; mit Mühe und Not nur konnte ich ihn dahin bringen, daß er wenigstens einen Krankendiener mitnahm, den er aber auch schon auf der letzten Station vor Montreux zurückschickte. Ich durfte ein Stück mitfahren und hatte die Freude, ihn in Leipzig auf der Fahrt zum Thüringer Bahnhof noch einmal recht lebhaft zu sehen. Er erkannte den alten Marktplatz wieder und erzählte von dem Tage wo er vor dreißig Jahren ganz in der Nähe des Platzes in einem großen Hotel zur Schillerfeier die Festrede gehalten hatte. Die letzten Worte, welche ich von ihm beim letzten Händedruck aus dem Eisenbahnwagen heraus hörte, lauteten: „Nun will ich im Süden noch etwas die liebe Sonne genießen, dann werden sie mich dort einscharren.“ Fürst Bismarck, dem ich später einen Bericht über Buchers Krankheit eingesandt hatte, schrieb mir unter anderem: „Ich bedaure sehr, nicht eher von der bedenklichen Lage Nachricht erhalten zu haben; daß der

Verstorbene Benachrichtigung seiner Freunde verbat, steht aber im Einklange mit der Selbstlosigkeit, in der er jede Beunruhigung seiner Freunde zu vermeiden gesucht hat. Auch sein Ende ist für ihn charakteristisch.“

Man hat über die politische Bedeutung des Toten viel geschrieben, und es verdient hervorgehoben zu werden, daß die grimmigsten Feinde die Ehrenhaftigkeit und Selbstlosigkeit seines Charakters anerkennen mußten. Um so mehr hat es mich oft gewundert, von Leuten, die sich noch nicht einmal zu seinen Gegnern rechneten, den Vorwurf zu hören: „1848 und 1849 hat der liberale Bucher die Rechte des Volkes so mannhaft gegen das Ministerium Manteuffel verfochten und 1863 trat er selbst in ein Ministerium ein, welches mit der Volksvertretung im Kampf lag.“ Man vergißt ganz, daß Bucher gelernt hatte, und daß er sowohl wie sein großer Meister zu den Menschen gehören, welche alle Dinge so ansehen, wie sie wirklich sind, und gern eine Ansicht fallen lassen, wenn sie sich durch die Macht der Thatsachen als falsch erwiesen hat. Der aus England zurückgekehrte Bucher war nicht mehr derselbe wie früher; er hatte in der traurigen Zeit der Verbannung eine bittere Schule durchgemacht und sich schon längst von der „dogmatischen, formulirten Demokratie des Jahres 1848“ losgesagt — wie er sich in einem Brief Lassalle gegenüber ausdrückt. Eine so gewaltige Wandlung ist aber gar nicht nötig gewesen, und man hat vielleicht von dem alten Achtundvierziger eine zu schlimme Meinung, weil er von seinem Standpunkt als Volksvertreter konsequent handelte und das offen heraus sagte, was andere vielleicht in viel schlimmerer Weise dachten, aber nicht auszusprechen wagten. Viele, später in Amt und Würden befindliche Männer waren demokratischer als Bucher, und man darf nicht vergessen, daß für den bekannten Steuerverweigerungsbeschluß außer ihm noch zweihundertundeinundfünfzig Abgeordnete stimmten, darunter drei frühere Staatsminister. Der Name „früherer Steuerverweigerer“ paßt daher für recht viele Leute! Auch Moriz Busch nennt seinen alten Freund merkwürdigerweise einen früheren Jakobiner! Fürst Bismarck, mit dem ich über diese Bezeichnung sprach, sagte mir: „Von Jakobiner keine Spur, eher möchte er auf mich in der Kammer den Eindruck eines Nordamerikaners.“

Ich weiß nicht, wodurch Bucher 1848 in den politischen Kampf getrieben wurde, und hörte nur wiederholt von ihm, daß er sich während seiner Thätigkeit am Landgericht zu Stolp, wo er als Patrimonialrichter viel auf dem Lande zu thun hatte, von dem Treiben des Adels und der Geistlichkeit sehr wenig angezogen fühlte. In einem 1886 erschienenen Buch „Am Hofe des Kaisers“ findet sich der anonyme Verfasser bewogen, allerlei, und zwar meist unwahre Dinge, von Bucher zu erzählen. Der Geheimrat las die Broschüre gelegentlich durch und gab sie mir, mit sehr drastischen Randbemerkungen versehen, zurück. Wo seine früher „revolutionäre Thätigkeit“ besprochen wird, schrieb er an den Rand: „Falsch abgeschrieben aus einer anonymen Broschüre von 1850.“ Die Besprechung seiner Persönlichkeit schließt mit den merkwürdigen Worten: „Es war die unglückliche Liebe zu einer Jüdin in seiner Heimat Hinterpommern, welche Lothar Bucher aus seiner juristischen Carrière in den Strudel politischen Lebens warf.“

Diese Behauptung darf als vollständig erfunden bezeichnet werden, denn Bucher war auch früher nicht der Mann, der sich durch rein persönliche Erfahrungen in den Strudel politischen Lebens werfen ließ. Ob überhaupt ein wahres Wort daran ist, kann ich nicht sagen, möchte aber nicht unerwähnt lassen, daß der Verstorbene niemals ein Freund des Judentums gewesen ist.

Wenn er irgend eine Zeitperiode oder Persönlichkeit näher skizziren wollte, pflegte er Anekdoten zu erzählen; folgende, welche auf die Zeit vor 1848 Bezug haben, mögen hier Erwähnung finden:

Ein adeliger Mann durfte nur dann ein bürgerliches Mädchen heiraten, wenn die Eltern derselben dem sogenannten höheren Bürgerstande angehörten. Traf das nicht zu, dann konnte nur der König den Konsens erteilen, unter der Bedingung, daß die adeligen Eltern einverstanden waren. Da der König mit solchen Gesuchen viel belästigt wurde, überließ er die Entscheidung einem Minister, und dieser betraute schließlich die Gerichte damit. In Hinterpommern existirte nun ein Dorf, dessen Höfe fast durchweg sich im Besitze deutscher Bauern befanden, während sehr zahlreiche verarmte polnische Adelsfamilien im Dienst derselben standen. Ein solcher polnischer Aristokrat war Knecht bei einem Bauern und wollte gern dessen einzige Tochter heiraten, die er auch haben sollte. Das Gericht mußte aber den Konsens verweigern, weil die adelige Mutter des Knechts nicht einverstanden war. Der unglückliche Liebhaber fragte nun einen bekannten Winkelkonsulenten, was in der Sache zu thun sei, und erhielt den Rat, einen Diebstahl zu begehen, weil er dann mit der Strafe seines Adels für verlustig erklärt würde und auch ohne Zustimmung seiner Mutter heiraten dürfte. Der Pole stahl also ein paar alte Stiefel, mußte dafür acht Tage brummen und konnte nun die Tochter seines Bauern heiraten!

Ein Aristokrat, Großgrundbesitzer in Hinterpommern, hatte seinen Sohn auf die Universität geschickt, damit er vor allen Dingen den Doktor machen sollte. Nach mehrjährigem Studium seines Sprößlings erhielt er von der Universitätsbehörde ein großes, in lateinischer Sprache abgefaßtes Schreiben, welches er für das Doktordiplom hielt, da ihm das Siegel sehr imponirte. Er war nicht wenig stolz auf seinen Sohn und beschloß, das freudige Ereignis durch ein großes Festessen zu feiern, zu welchem alle Freunde des Hauses, unter anderen auch ein alter Justizrat, der langjährige Rechtsbeistand des Gastgebers, geladen wurden. Erst während des Gelages wurde die freudige Ursache bekannt gemacht und dann in doppelt gehobener Stimmung weiter gefeiert. Dem alten Justizrat kam aber die Sache verdächtig vor, er erbat sich das angebliche Doktordiplom zur Einsicht und gab es stillschweigend zurück. Als nach fröhlich durchzechter Nacht und unzähligen Hochs auf den jungen Doktor, den Stolz des Hauses, die Gäste nach Hause fuhren, nahm er den glücklichen Vater beiseite und sagte, er habe die Fröhlichkeit nicht unterbrechen wollen, müsse aber doch im Vertrauen sagen, daß das übersandte Schriftstück mit dem schönen Siegel kein Doktordiplom sei, sondern die Mitteilung von der Relegation des Sohnes enthielte.

Ein Landpastor der Nachbarschaft stand in dem Rufe, abends gehörig zu

kneipen, und renommirte in einer Gesellschaft mit seiner vortrefflichen Gesundheit, die ihm niemals zu schaffen machte. Bucher fragte ihn darauf sehr höflich und mit harmlosem Gesicht: „Sollten Sie morgens noch niemals Kopfschmerzen gehabt haben?“ Er erzählte mir die Geschichte gelegentlich mit dem Bemerken, daß die Frau Pastorin infolge dieser Aeußerung seine erbittertste Feindin geworden sei.

Ueber die Erfahrungen während der Zeit seines Aufenthaltes in England pflegte sich der Geheimrat offener auszusprechen. Er hatte dort anfangs mit pekuniären Sorgen zu kämpfen und mußte sich sehr einschränken. Lange Zeit bestand sein Mittagstisch in einem Stück Rindfleisch mit Gemüse, und er pflegte später oft zu sagen, daß ihm jetzt ein Diner nicht mehr so gut schmeckte, wie in London das tägliche Stück Rindfleisch. Verkehr hatte er in den ersten Jahren so gut wie gar nicht, und daher mag der Hang zur Schweigsamkeit rühren. Es gab für ihn aber sehr viel zu beobachten, und der Wandlungsprozeß muß schon nach kurzem Aufenthalt begonnen haben und langsam, aber stetig weiter gegangen sein. Er war ein zu scharf blickender Beobachter, um nicht bald herauszufinden, daß Heuchelei und äußerer Schein nirgends mehr zu Hause sind, als in dem freien Lande der Briten.

Beiläufig möge hier erwähnt werden, daß auch der damalige Herr v. Bismarck sich nicht besonders heimisch fühlte, als er in jüngeren Jahren zum erstenmal den Boden des gastlichen Inselreiches betrat. Nach sehr stürmischer Ueberfahrt kam er Sonntags in einer kleinen Stadt an das Land und pfiff ein Lied vor sich hin, vergnügt darüber, daß er wieder festes Land unter den Füßen hatte. Sogleich trat ein Polizeimann zu ihm und sagte mit wichtiger Miene: „Mein Herr, Sie dürfen nicht pfeifen, heute ist Sonntag!“ — „Was,“ sagte Fürst Bismarck, „ich darf nicht pfeifen, wenn ich vergnügt bin? Dann fahre ich lieber gleich wieder fort!“ Sprach's und verließ wirklich gleich wieder den Ort, wo man ihm verbieten wollte, vergnügt zu sein.

Palmerston und der „alte große Mann“, Herr Freudenstein,¹⁾ waren ihm besonders widerwärtig, und eine Begebenheit, in welcher letzterer die Hauptrolle spielte, belehrte ihn, daß die Rechtspredung in dem hochkonservativen Preußen eine viel unparteiischere war als in dem liberalen England. Englische Lebensweise und Gewohnheiten, die er für viel gesunder und rationeller als die des Festlandes schätzen lernte, hat Bucher dauernd acceptirt; seiner Abneigung gegenüber dem inneren Wesen und dem ganzen Charakter des Inselvolkes ist er aber bis zuletzt treu geblieben. Auch die englische Lady war ihm, dem Verehrer der Frauen, sehr unsympathisch. Er nannte die englischen Frauen scheinheilig und pflegte zu erzählen, daß sie in ihrem Boudoir für Verrichtung der Morgen- und Abendandacht ein sehr kunstvolles Betpult besäßen, dessen Inhalt, durch einen grünen Vorhang verdeckt, anstatt frommer Bücher nicht so selten aus wohlgefüllten Liqueurflaschen bestände. Daß er kein Freund des Parlamentarismus

¹⁾ Gladstone.

war, ist bekannt; er hatte die Cliquenwirtschaft des englischen Parlaments gründlich verachten gelernt und traute auch der Selbstlosigkeit deutscher Fraktionspolitik nicht viel zu. Wie ich schon an anderer Stelle erzählte, sagte mir der Verstorbene, daß er sich nie dazu verstanden haben würde, im Parlament zu verhandeln. Der Grund für diese Weigerung lag aber nicht allein in der Abneigung gegen parlamentarisches Wesen; seine vornehme Natur sträubte sich nur dagegen, auf persönliche Angriffe einzugehen, die ihm sicherlich nicht erspart geblieben wären. „Was meinen Sie wohl, wie Richter und andere gute Menschen über mich herfallen würden, wenn ich Bismarcksche Politik vor dem Reichstag vertreten wollte?“ — so äußerte er sich mir gegenüber!

Wenn Geheimrat Bucher bei seinem Eintritt in das auswärtige Amt mit den damals im Ministerium herrschenden Ansichten wirklich nicht ganz harmonirte, so wurde er doch sehr bald der eifrigste und treueste Anhänger seines großen Meisters. „Der Chef ist ein genialer Mann und man könnte sich für ihn tot arbeiten“ — so schrieb er an seinen Bruder. Man hat sehr unnötige Betrachtungen darüber angestellt, ob Bucher ein willenloses Werkzeug in der Hand des Fürsten war, oder ob er ihn beeinflusst hat. Wer den Verstorbenen kannte, weiß, daß er willenlos niemals gewesen ist; der alte Achtundvierziger war aber scharfsichtig genug, Bismarcks Pläne und Ideen schon zu einer Zeit zu begreifen, wo selbst der Kladderadatsch — später der größte Bismarckverehrer — das Genie des Ministerpräsidenten noch in das Lächerliche zu ziehen suchte; und er stellte ihm mit vollem Vertrauen seine ganze Arbeitskraft zur Verfügung.

Daß auch er auf den Fürsten einen gewissen Einfluß ausgeübt hat, darf wohl als zweifellos angenommen werden, denn der Kanzler war gewohnt, alles mit seinem vertrauten Rat durchzusprechen — bis Herr v. Bülow als Staatssekretär auf der Bildfläche erschien.

Bucher hing an dem Fürsten mit ganzer Seele, und gar oft, wenn wir allein waren, sprach er von ihm und dem großen Stück Weltgeschichte, an welchem er als Gehilfe des großen Kanzlers mitschaffen durfte. Seine Vertrauensstellung brachte ihm viel Ehre, aber auch viel Neid, und manche Unbequemlichkeiten. Jahre hindurch war er genötigt, seinen Urlaub im Auslande zu verleben, weil er in deutschen Bädern ununterbrochen durch Persönlichkeiten belästigt wurde, die seine Protektion bei dem Fürsten gewinnen wollten. Im Auslande hatte er wenigstens in dieser Beziehung mehr Ruhe, denn die Bittgesuche erstreckten sich dort meist nur auf Erlangung eines Bismarckautographes. Wo es anging, hat er diese verschafft, auf andere Gesuche ließ er sich aber selten ein.

Als einst in Barzin ein Forstbeamter gesucht wurde, wandte sich ein Bewerber an den Geheimrat mit der Bitte um Fürsprache. Bucher kannte den Mann von früher als zuverlässig und nahm keinen Anstand, ihn zu empfehlen, worauf er die Stelle bekam. Der Beamte schlug gar nicht ein, und dieser Mißerfolg war ein weiterer Grund für ihn, Bittstellern jede Befürwortung bei dem Fürsten abzuschlagen.

Trotzdem kam er nochmals in die Lage, sich für einen ihm völlig fremden

Mann zu interessiren, der mit seiner Hilfe durch Verwendung des Fürsten Bismarck vom Kaiser einen Gnadenakt zu erlangen hoffte. Bucher erzählte mir die interessante Geschichte, von der ich hier nur Andeutungen geben kann, gelegentlich als wir auf die Freimaurer zu sprechen kamen. Nach sorgfältigster Prüfung der Sachlage hatte er seine Verwendung zugesagt und dem Fürsten die Angelegenheit unterbreitet, welcher sich nach Kenntnißnahme sofort bei dem Kaiser verwandte. Ein Jahr war darüber hingegangen, man glaubte die Sache längst erledigt, als Bucher zufällig erfuhr, daß noch nichts darin geschehen war. Auf Veranlassung des Fürsten forschte er nach dem Grund dieser Verschleppung und erlaubte sich einem Herrn gegenüber die Aeußerung: „Sollten vielleicht die Freimaurer ein Interesse daran haben, daß trotz Befürwortung des Fürsten Bismarck das Bittgesuch nicht erledigt wird?“ Wenige Tage darauf hatte der vollzogene Gnadenakt das Kabinet des Kaisers verlassen!

Der Geheimrat war kein Freund der Freimaurerlogen; er beschuldigte sie, daß sie wiederholt versucht hätten, am Hofe des alten Kaisers politischen Einfluß zu erlangen und anderen Leuten entgegen zu arbeiten.

Nicht sehr bekannt dürfte die Thatsache sein, daß er und die jüngst verstorbene Gemahlin des Altreichskanzlers schon einmal als Kinder, gelegentlich einer Tauffeier in Hinterpommern, zusammen gekommen sind. Die Fürstin, welche überhaupt niemals die Mühe scheute, den schweigsamen Bucher in die Unterhaltung zu ziehen, hat ihn oft an die damalige Begegnung erinnert.

Besonders gern sprach er von der Zeit, wo er den Kanzler auf allen Reisen zu begleiten hatte. Einst ließ ihn der Chef in Berlin zu sich rufen, um eine dringende Sache zu besprechen. Er traf den Fürsten im Begriff, für zwei Tage nach Schönhausen zu reisen, und wurde aufgefordert, mitzufahren. Im Eisenbahnwagen wurde alles besprochen, und kaum am Ziel eingetroffen, setzte sich der Geheimrat hin, um einen langen Artikel für die Norddeutsche zu schreiben. Da die Zimmer bei der unerwarteten Ankunft nicht in Ordnung waren, so nahm er Platz unter einer vor dem Herrenhaus stehenden alten Linde und schrieb seinen Artikel mit Bleistift, im Ueberzieher und Hut auf dem Kopf.

Er befand sich auch in der Begleitung des Kanzlers, als dieser zum erstenmal nach Friedrichsruh fuhr, um sein neues Eigentum anzusehen. Da noch kein Herrenhaus existirte, so stieg man in dem Hotel Landhaus ab, welches mit zu der Besizung gehörte. Der Wirt präsentirte dann eine so horrende Rechnung, daß sich der Fürst nicht enthalten konnte, zu fragen, ob denn die Lebensmittel hier so furchtbar teuer wären. Auf die Antwort des Wirtes, daß die Hamburger gewohnt wären, alles so teuer zu bezahlen, sagte Fürst Bismarck lachend: „Das ist ja sehr schön, da sehe ich gleich, was das Hotel für einen Wert haben muß!“

In Barzin war Bucher zugegen, als der Kanzler seinen letzten Rehbock schoß. Bekanntlich ging dieser schon seit Jahren nicht mehr auf Jagd, hatte aber immer seine Freude an dem Wild, besonders in Barzin, wo die Rehe sich ungestraft in dem Park aufhalten und nicht gestört werden durften. Eines Abends sah ihn der Geheimrat eiligst durch den Park nach dem Schloß laufen und mit

einer Büchse zurückkommen. Der Fürst war ganz erhitzt und sagte: „Ich muß hier einen Bock hinrichten! Der Bursche hat Platz im ganzen Park und nun sucht er sich zum Fegen gerade eine ganz seltene, aus Amerika zugehörte Tanne aus, und das kann ich mir nicht gefallen lassen!“ Der Bock, welcher immer noch dabei war, den wertvollen Baum fahl zu fegen, wurde durch einen Büchsen-schuß erlegt, wonach der fürstliche Schütze immer noch bedauernd sagte: „Daß der Bursche auch gerade so unverschämt sein mußte, sich den seltensten Strauch im Park auszusuchen!“

Einmal begegnete ihm der Fürst im Park von Barzin, und Bucher sah sofort an seinem Gesicht, daß irgend etwas geschehen war. Auf seine Frage, ob der Fürst eine unangenehme Nachricht erhalten habe, blieb dieser sofort stehen und fragte: „Woher schließen Sie das?“ Als Bucher sagte, daß er das aus dem Gesichtsausdruck schließen zu dürfen glaubte, antwortete der Kanzler: „Da sehe ich, daß ich noch lange kein Diplomat bin, denn sonst müßte ich mein Gesicht mehr in der Gewalt haben.“ Er hatte gerade die Nachricht von der ersten Erkrankung seines Sohnes, des Grafen Herbert, bekommen, welcher in Bonn von der Kopfschmerzen befallen war. Der Fürst fuhr denselben Nachmittag nach Berlin, um seinem kranken Sohn näher zu sein, er selbst konnte aber dringender Geschäfte wegen nicht mit nach Bonn reisen, sondern mußte seine Gemahlin allein fahren lassen. Sie hat damals am Krankenbett ihres Sohnes lange Stunden durchgemacht! In einer Nacht war das Eis ausgegangen; sie hatte die alleinige Nachtwache übernommen und mußte auf den ihr ganz unbekanntem Hof gehen und Wasser pumpen, da im Hause alles fest schlief.

Von einem Herrn, welcher sich früher ebenfalls viel in der Umgebung des Fürsten aufhalten durfte, hörte ich, wie der Kanzler in Barzin und Friedrichsruh mit seinem vertrauten Rat arbeitete. Morgens, während der Fürst das erste Frühstück einnahm, erschien Bucher mit einer großen Mappe unter dem Arm, welche alle eingegangenen Briefschaften enthielt. Er sagte kurz: „Guten Morgen“, legte dem Fürsten die Mappe vor und setzte sich stillschweigend an die andere Seite des Tisches, indem er weiße Papierzettel und einen großen Bleistift hervorzog. Während nun der Kanzler las, saß Bucher regungslos mit zugekniffenen Augen und that so, als ob ihn die Welt nichts anginge. Sobald Fürst Bismarck ein Schriftstück durchgelesen hatte, fing er laut an zu denken, das heißt, er sprach vor sich hin, wie er die Sache behandelt haben wollte. Diese Worte brachte nun der Geheimrat auf seine Papierblättchen, und wenn auf diese Weise alle Briefe erledigt waren, nahm er Briefe und Notizen und verschwand damit nach kurzem Gruß auf sein Zimmer, wo er alles ausarbeitete. Das zweite Frühstück ließ er sich allein serviren, weil er nicht gestört sein wollte, und abends erschien er an der gemeinschaftlichen Tafel, nachdem er gewöhnlich vorher einen Spaziergang unternommen hatte, wenn er nicht mit dem Fürsten zusammen ausgefahren war.



Fürst Bismarck und die Parlamentarier.

Von

Heinrich von Poschinger.

(Schluß.)

Julius von Hölder.

Berlin, den 29. Februar 1880. Sonntag.

Vorgestern konstituirte sich unsere Gruppe als „liberale Gruppe“, nachdem von den Bayern Schauß und Feustel angekommen waren. Der Wunsch der Mitglieder war, mich zum Vorstand zu wählen. Ich hätte damit die Aufgabe der Vertretung der Gruppe im Reichstag in erster Linie auf mir gehabt, der ich recht gerne ledig geblieben bin. Außerdem wird in Bayern Wert darauf gelegt werden, daß ein Bayer an der Spitze steht. Von Schauß weiß die Welt, daß er ehrgeizig ist. Bölk ist nicht hier und taugt nicht recht zum Leiter einer Gruppe resp. Partei. So wählten wir denn per Acclamation Schauß zum Vorstand, nachdem allseits meine Ablehnung bedauert worden war. Ich bin mit diesem Gang durchaus einverstanden. Schriftführer wurde Römer. Die von der Gruppe einzunehmende Haltung, wie ich sie darlegte, wurde genehmigt; als Name derselben wurde auf meinen Vorschlag angenommen: „Liberale Gruppe“. Mitglieder sind folgende: Schauß, Römer, Bölk, Feustel, Zimm, Vogel, Kentsch, Fürst Carolath, von Dhlen, Jäger, Servais, Kreuz, Klein und ich; 14 wohlgezählte: 4 Bayern, 2 Württemberger, 2 Sachsen, 2 Schlesier, 3 Rheinländer, 1 Thüringer. — Behr wird wohl wegen seiner Beförderung zum Reichsgerichtsrat austreten müssen, Bauer (Hamburg) ist schon ausgetreten.

Mit Sicherheit sind Beitritte nur zu erwarten von Mosle, Löwe.

Im nationalliberalen Lager treibt es einer Trennung zu. Es müssen schwere Kämpfe stattfinden; es finden täglich Sitzungen statt und es wird Still-schweigen darüber beobachtet. Forckenbeck geht in oppositionellem Sinne vor.

Gestern wurde gesagt, Windthorst habe eine zweistündige Unterredung mit Bismarck gehabt; die „Germania“ lenkt sogar bezüglich des Sozialistengesetzes ein. Die Situation ist ähnlich wie im vorigen Jahr. Bismarck ist Realpolitiker, er will unbedingt Mehrheiten haben. Diese können ihm die Nationalliberalen wegen innerer Zerrissenheit nicht gewähren, somit sucht er sie durchs Zentrum zu erlangen.

Gestern hatte ich mit dem Geheimen Legationsrat von Bülow eine Unterredung wegen Unterstützung der Schulen des deutschen Tempels in Palästina, für die ich auf Anregung von Stuttgart aus im Reichstag eingetreten war. Bülow stellte mir Gewährung einer mäßigen Unterstützung in bestimmte Aussicht.

Berlin, den 1. März 1880. Montag.

Heute früh erhielt ich eine Einladung zum Diner bei Bismarck auf Donnerstag.

Um 10 Uhr Sitzung unserer Gruppe, der nun Mosle beigetreten ist. Ferner meldet sich Treitschke; ich habe große Bedenken gegen dessen Zulassung. Er ist entschiedener Unitarier, als solcher in Württemberg vertrieben, und würde unserer Sache in Württemberg großen Eintrag thun. Außerdem ist er mir zu einseitig bismarckisch, auch kaum mehr liberal zu nennen (s. seine entschiedene Stellung in der Judenfrage); endlich ein Professor, wie er im Buche steht, ausgeprägter individueller politischer Charakter, der nie recht in den Rahmen einer Fraktion sich einfügen, sondern stets seinen eigenen Weg gehen wird. Solche auf sich selbst stehende, hervorragende Charaktere (wie z. B. auch Mohl) sind von höchstem politischem Wert für eine Nation, nicht aber für eine Partei.

Beginn der Beratung über das Militärgesetz. Edle, eindrucksvolle Rede Moltkes. Im ganzen ist die Verstärkung der Militärmacht gewiß notwendig und unsere Gruppe hierin bis etwa auf einen einig. Für mich ist die politische Lage im ganzen nicht, wie sie momentan ist, sondern wie sie sich historisch entwickelt hat, maßgebend. Zeitungsartikel und Tagesereignisse lassen mich in dieser Beziehung kalt. Bei Rußland kommen dessen Jahrhunderte alte orientalische Politik, sein Ziel: Konstantinopel und mittelbare oder unmittelbare Beherrschung der Balkanhalbinsel, sein Panславismus, seine Expansionskraft und innere Verworrenheit, bei Frankreich seine seit Jahrhunderten oft erprobte Aggressivpolitik und seine bisherigen erprobten Revanchegelüste in Betracht. — Das sind Dinge, die nicht über Nacht anders werden. — Die Balkanhalbinsel muß unter deutschem resp. österreichischem Einfluß stehen, soweit sie ihren Halt nicht in sich selbst finden kann.

Berlin, 3. März 1880. Mittwoch.

Heute Verhandlung in der Gruppe wegen der Zulassung Treitschkes. Es wird unter der Hand ablehnend bereinigt werden. Sein Unitarismus wäre besonders wegen der württembergischen und bayerischen Wähler bedenklich. Kömer meinte nachher, ich hätte mich zu scharf ausgesprochen.

Stuttgart, den 6. März 1880. Sonntag.

Letzten Donnerstag, abend 5 Uhr, Diner beim Reichskanzler. Es waren etwa 30 Abgeordnete geladen. Von der liberalen Gruppe Schauß und ich. Bismarck gab mir beim Empfang die Hand und erkundigte sich nach unserem Landtag. Bei Tisch saß ich in nächster Nähe des Grafen Wilhelm Bismarck, der sehr liebenswürdig war, von seiner Familie Sommeraufenthalt bei Rissingen und von den Geschenken erzählte, die sein Vater aus der ganzen Welt empfangen u. s. f. Ich entfernte mich etwas früher als die anderen, um noch zu dem 8 Uhr-Schnellzug zu kommen, bat den Grafen Wilhelm, mich bei seinem Vater deswegen zu entschuldigen. Er fand mein Fortgehen natürlich, sagte: „Ich hoffe Sie bald wieder bei uns zu sehen“, und begleitete mich bis zur Thüre.

Berlin, den 16. März 1880. Dienstag.

Unsere Gruppe besteht aus 15 Mann; sie wird von Bismarck sehr protegirt, der gestern vor 8 Tagen 6 Mitglieder derselben bei sich zu Tisch hatte. Der Kanzler war äußerst liebenswürdig gegen Schauß. Wir müssen uns hüten, der

Ansicht Grund zu geben, als ob wir die Partei Bismarck sans phrase seien, was man von uns mit Unrecht behauptet.

Am Sonntag Sitzung der Gruppe zu nur 5. Wir besprachen die Situation. Laster ist aus der nationalliberalen Fraktion ausgetreten; werden Fockebeck, Stauffenberg, Bamberger, Braun folgen? Außer denselben soll sich noch ein weiterer linker Flügel von Unzufriedenen bilden. Es rumort auch in der Fortschrittspartei und bei den Freikonservativen. Vorerst und auf diesem Reichstag wird es aber schwerlich zu neuen Parteibildungen kommen, und wir haben zunächst keine Aussicht auf Zuwachs. Beningfen ist, wie es scheint, mit Bismarck verständigt und dieser ist der Herr der Situation.

Berlin. Donnerstag, den 8. April 1880.

Schon in Hof erfuhr ich auf der Reise von Stuttgart nach Berlin von Sonnemann, der auch im Zug war, daß Bismarck wegen einer Abstimmung im Bundesrat seine Entlassung eingereicht habe.¹⁾ Preußen fiel bei der Frage über die Stempelpflichtigkeit der Postquittungen für Anweisungen u. s. w. mit Bayern, Sachsen, Waldeck durch gegen Württemberg und alle anderen Kleinen, 30 gegen 28 Stimmen. Hier in der Stadt und im Reichstag spricht alles davon. Es werden alle möglichen Vermutungen aufgestellt und Witz gemacht. Württemberg habe den Reichskanzler gestürzt, wer wird Reichskanzler? Obgleich die Preußen der Durchfall gegen die Kleinen genirt, erkennen sie doch meist an, daß es sich um eine Lappalie handelte, zudem um eine unpraktische, da die Quittungssteuer im Reichstag doch fallen wird, daß man den Bundesrat streichen könne, wenn in solchen Dingen seine Abstimmung nicht mehr frei wäre. Will Bismarck mit diesem Schritt der Einrichtung des Bundesrats irgendwie auf den Leib?

(Während der Reichstagsitzung erfuhr Hölder noch Näheres über den Vorgang. Schmid, der württembergische Bevollmächtigte zum Bundesrat, handelte genau nach Instruktion.) Bayern war im Ausschuß gegen den Quittungsstempel, und der bayerische Minister Kiedel sprach in der speziellen Frage mit Schmid dagegen. In der Zwischenzeit bis zur Plenarberatung verständigte sich Preußen mit Bayern auf einen Stempel für den fraglichen Fall im Betrage von zehn Pfennig. Wahrscheinlich sicherte Preußen Bayern dagegen die Beibehaltung seines bayerischen Stempels von gewissen Quittungen bei der bayerischen Staatsfinanzverwaltung zu.

Sachliche Gründe für die Ansicht von Württemberg: Die Posteinnahmen

¹⁾ In der Sitzung des Bundesrats vom 3. April 1880 wurde ein Antrag Preußens, betreffend den Quittungsstempel, von der Mehrheit der Stimmen gegen die Stimmen von Preußen, Bayern, Sachsen und Waldeck abgelehnt. Dieser Beschluß, für dessen Ausführung Bismarck die Verantwortung nicht übernehmen zu können glaubte, gab Anlaß zu einem Demissionsgesuch desselben. Da der Bundesrat hierauf bei wiederholter Beratung den Antrag Preußens annahm, so zog auch der Kanzler sein Entlassungsgesuch zurück und beschränkte sich darauf, den Antrag auf Revision und Bervollständigung der Geschäftsordnung zu stellen. Ueber die hinter den Coulissen sich abgespielten Vorgänge erfuhr der Abgeordnete von Hölder manches Detail von einer sehr gut unterrichteten Seite. Ich lasse hier folgen, was er in seinem Tagebuch darüber schreibt.

könnten abnehmen, da der Stempel im Effekt nichts anderes als eine Erhöhung des Postportos wäre; doppelte Besteuerung des Postscheins und der nachherigen Quittung des Empfängers. Die Vertreter der kleinen Staaten seien zum Teil sehr beunruhigt über das, was sie anstellten. Der württembergische Gesandte Freiherr v. Spizemberg sei zu Bismarck gerufen worden. Er habe sogleich erklärt, wenn es sich um eine Aenderung der württembergischen Abstimmung handle, sei nichts zu machen. Bismarck habe dies und weiter anerkannt, daß Württemberg von seinem Standpunkte recht habe. Er sei nicht böse auf Württemberg. Es scheine, Bismarck wolle die Gelegenheit nur benützen, um eine Aenderung in der Geschäftsordnung des Bundesrats durchzusetzen, die er längst anstrebe.

Geärgert habe ihn, daß 2 Vertreter kleiner Staaten 16 Stimmen geführt hätten. Es werde sich um Unzulässigkeit von Substitutionen oder Beschränkung derselben handeln, so daß etwa ein Anwesender nur eine weitere Stimme führen dürfte. Abwesende würden nicht gezählt. Bismarck wünsche, daß die Minister der Staaten selbst zu gegebenen Zeiten im Bundesrat erscheinen; er äußere sich föderalistisch, d. h. seiner Behauptung nach. Hölders Gewährsmann hielt eine solche Einrichtung für gefährlich, da dann der persönliche Einfluß zu groß würde, während Bevollmächtigte durch Berufung auf ihre Instruktion eine gesicherte Stellung hätten.

Mit dem Kanzler selbst sei immer noch leichter (im mittelstaatlichen Sinn) zurecht zu kommen als mit den anderen Preußen in der Regierung.

Berlin, 11. April 1880.

Der Präsident des Reichstags, Graf Arnim, erzählte gestern im Foyer, der Kaiser habe sich ihm gegenüber sehr erfreut über die große Majorität ausgesprochen, mit der das Militärgesetz angenommen wurde. Es sei ihm dieselbe insbesondere dem Ausland gegenüber lieb, da letzteres daraus sehen könne, wie er, der Kaiser, sich in Fragen der Machtstellung Deutschlands auf die Volksvertretung verlassen könne. Er habe ihn beauftragt, diese Freude den Abgeordneten mitzuteilen.

Die Nationalliberalen haben bei der Wahl in die Bucherkommission nicht korrekt gegen uns gehandelt und den von uns ihnen bezeichneten Völk nicht gewählt. Sie berufen sich auf ein Mißverständnis; Schauß habe ihnen gesagt, ihm sei diese Wahl gleichgiltig. Wir können uns diese Handlungsweise nicht gefallen lassen; eventuell müßten wir direkt mit dem Seniorenkönvent zu handeln suchen.

Bunsen, der voriges Jahr in einer Volksversammlung heftig gegen Bismarck gesprochen, sagt mir, er sei durch den Vertrag mit Oesterreich wieder ganz ausgeöhnt mit ihm. Er sei eben ein großer Mann. — Den Kaiser habe längst schon als Prinzen von Preußen die Abhängigkeit von Rußland gedrückt. Mit einer milden Form der Emanzipation (gegenüber der brüskten Bismarcks) wäre er auch einverstanden gewesen. — Bunsen verkehrt öfter mit dem Kronprinzen.

Berlin, 12. April 1880.

Der Bundesrat hat nun mit der Stempelsteuer auch in dem beanstandeten

Punkt dem Reichskanzler den Willen gethan; Württemberg enthielt sich der Abstimmung.

Vielfach hört man behaupten, der württembergische Bevollmächtigte zum Bundesrat Schmid habe die letzte Mehrheit gegen Bismarck zusammengebracht. Ich widerspreche, doch scheint es, daß er seine Instruktion sehr energisch vertreten hat. Das war seine Pflicht, vielleicht war die Form zu schroff.

Berlin, den 14. April 1880.

Ueber die spätere entscheidende Abstimmung im Bundesrat über den Quittungstempel bemerkte ein anderer Gewährsmann Hölders, der gleichfalls Mitglied des Bundesrats war, im Bundesrat habe weder zur Sache selbst noch zur Formfrage irgend einer gesprochen. Da habe denn er (Hölders Gewährsmann) das Wort ergriffen und geäußert, wenn durch die wiederholte Beratung und abweichende Beschlußfassung konstatirt sei, daß in der Geschäftsordnung ein Mangel bestehe, so solle man doch letztere in Erwägung ziehen. Daran habe er einige Andeutungen wegen etwaiger Verbesserungen geknüpft. Nach der Sitzung sei der Chef der Reichskanzlei, Geheimrat Tiedemann, zu ihm gekommen und habe gesagt, das seien ungefähr auch die Ideen des Reichskanzlers. Letzterer habe ihn seinen diesfälligen Bericht an den Kaiser lesen lassen und ihn zum Essen eingeladen. Bismarck beanspruche aber nicht für sich die Substitutionen, sondern sei überhaupt gegen dieselben oder doch für äußerste Begrenzung derselben. Die Königreiche hätten schon bisher keine Substitutionen übernehmen dürfen, weil Preußen das sehr übel aufgenommen hätte. So hätten die Kleinen die Vertreter von Kleinstaaten benützen müssen. Nun ärgere auch dies den Kanzler. Es sei allerdings auch nicht ein gesundes Verhältnis; denn die Instruktionen gingen gewöhnlich nur dahin, für den Ausschlußmehrheitsantrag zu stimmen. Bismarck sage: die Kleinstaaten brauchten ja für ihre Vertretung im Bundesrat keinen großen Aufwand zu machen; sie sollten einen geeigneten Beamten schicken; ein solcher könnte so gut wie ein preußischer Landtagsabgeordneter mit 20 Mark pro Tag hier leben. — An eine Verfassungsänderung werde gar nicht gedacht, nur die Frage der Vertretung Elsaß-Lothringens im Bundesrat mit Stimmrecht sei immer im Hintergrund. Das sei aber nun einmal verfassungsmäßig unmöglich.

Um 8 Uhr Sitzung der Gruppe. Besprechung des Uebergehens von Bölf bei Wahl der Wucherkommission seitens der Nationalliberalen entgegen den Bestimmungen des Kartells. Hier spielt eine Intrigue.

Berlin, 15. April 1880.

Römer erzählte mir, daß Bismarck gegenwärtig mit den Freikonservativen nicht sehr zufrieden sei. Bismarck suche unsere Gruppe ganz in seinem Sinne zu beeinflussen (Besteuerung der Dienstwohnungen z.), man müsse auf der Hut sein. Nun, es wird sich Gelegenheit geben, zu zeigen, daß wir ihm nicht ohne weiteres zu Willen sind.

Berlin, den 16. April 1880.

Heute (Freitag) Sieg der Ultramontanen im Reichstag mit Hilfe der

Konservativen, mit 10 Stimmen Mehrheit in einer zwar nicht sehr praktischen aber prinzipiellen Frage.¹⁾ Die Regierung war dagegen. Die Frage wird erörtert, wodurch dieses Resultat? Hat Bismarck insgeheim doch anders kommandirt oder war die Abstimmung mehr im Sinne des Kaisers?

Berlin, 29. April 1880.

Die Nationalliberalen sagten mir,²⁾ unsere Gruppe stehe zwischen ihnen und der Linken, während sie bisher geglaubt hätten, sie stände zwischen ihnen und den Freikonservativen. In speziellen Vertrauens- und Personalfragen stimmen wir allerdings nicht mit ihnen, sondern häufig mit dem rechten Zentrum, so bei der gestrigen Tabaksfrage und bei Samoa. Im letzteren Fall war uns ausschlaggebend, daß in einer Frage der äußeren Politik wir den Reichskanzler nicht im Stiche lassen wollten. In der Tabakmonopolfrage wollten wir uns nicht binden und keinen aggressiven Stoß gegen den Kanzler führen. In beiden Fragen unterlag er gleichwohl. Die Zahl seiner Gegner vermehrt sich überhaupt. Das Zentrum stimmt neuerdings beharrlich gegen ihn.

Stuttgart, 8. Mai 1880. Samstag.

Nach den Zeitungsberichten und einem Brief Römers ist in Berlin zunächst Frieden mit dem Reichskanzler geschlossen; er läßt sich demnächstigen Schluß des Reichstags und Vertagung seiner Steuerprojekte gefallen und machte bei der am Dienstag abgehaltenen Soirée den Liebenswürdigen. Nur gegen Hamburg tobt der Sturm fort.

Stuttgart, den 19. Mai 1880.

Am 8. Mai 1880 hielt Bismarck aus Veranlassung des Delbrück'schen Antrags zur Elbschiffahrtsakte im Reichstag seine Staub aufwerfende Rede, am Montag machte sich der Reichstag schlüssig und wies bei der dritten Lesung den Gegenstand unmittelbar vor dem Schlusse an die Kommission zurück. Der Beschluß hatte den Sinn des non liquet, und wenn ich in Berlin gewesen wäre, hätte ich auch für diesen ursprünglich Bennigsen'schen Antrag gestimmt.

Ich erfuhr aus Bundesratskreisen, Fürst Bismarck habe bei seiner Anwesenheit in den Bundesratsausschüssen die Aeußerung gethan, die Mittelstaaten (Bayerns Gesandter stellte sich im Kampf um die Freihafenprivilegien Hamburgs auf die Seite dieser Hansestadt) sollten an den 14. Juni 1866 denken. Die gleiche Aeußerung habe der Sohn Bismarcks gesprächsweise zu dem Abgeordneten Römer gethan.

Römer erzählt, Graf Wilhelm Bismarck habe ihm während der Sitzung erklärt, sein Vater sei entschieden gegen den Antrag Bennigsen, er ziehe ein einfaches Ja oder Nein vor. Nach seiner Erzählung verkehrt Fürst Bismarck auch mit Schauf, und Römer behauptet (wohl mit einiger Uebertreibung), unsere

¹⁾ Gemeint ist der Antrag, die Geistlichen von den Uebungen, welchen die Ersatzreserve nach dem neuen Militärgesetz unterworfen werden soll, zu befreien. Stenogr. Berh. S. 726—739.

²⁾ Nach der von Hölder in der 41. Sitzung des Reichstags am 29. April 1880 gehaltenen Rede, worin er sich über das Stempelsteuergesetz im wesentlichen ablehnend äußerte.

Gruppe resp. Schauß habe den Kanzler bestimmt, zu der Dienstagssoirée einzuladen. Letzterer habe am Montag darüber zu Schauß gesagt, er wisse gar nicht, woher er so schnell gutes Essen herbekommen solle, worauf Schauß erwidert habe, gute Worte seien den Abgeordneten lieber als gutes Essen. Mir wird bei diesem Verkehr der Gruppe und dieser Intimität mit Bismarck schwül zu Mute.

Korschach, den 22. August 1880.

In den Zeitungen, die ich hier nicht regelmäßig lese (auch eine Erholung), finde ich die Nachricht, daß demnächst der linke Flügel der Nationalliberalen mit einer Erklärung austreten und eine besondere Gruppe zwischen Fortschritt und Nationalliberalen bilden werde. Da gilt es nun Stellung zu nehmen, vorerst aber abzuwarten. Indessen wird es notwendig werden, in einer Wählerversammlung meinen Standpunkt darzulegen. Wie derselbe sich zu Bennigsen resp. Forckenbeck verhalten wird, muß die Zukunft lehren. Durch dick und dünn gehe ich nicht mit Bismarck, obgleich ich (soviel jetzt schon klar ist) mit Forckenbeck und Genossen (Freihandel, Doktrinarismus, Zentralismus, Negation gegen Steuern überhaupt, gegen die Militärerhöhung, gegen das Sozialistengesetz u. s. f.) noch weniger als mit Bennigsen gehen kann.

Mit dem Jahre 1880 haben die Tagebuchaufzeichnungen Hölders ihren Abschluß gefunden. Den Plan der Fortsetzung, den er im Jahre 1881 noch hatte, vereitelte die Geschäftslast, die vom Herbst 1881 an infolge seiner Berufung zum Ministerposten auf ihm ruhte. Hölder hat von da an keinerlei schriftliche Aufzeichnungen über seine politischen Erlebnisse mehr gemacht. Sein Wunsch, dies in den letzten Jahren seines Lebens in ruhiger Weise zu thun und die früher gesammelten Aufzeichnungen u. s. w. zu sichten und zu verarbeiten, ging nicht in Erfüllung. Er starb mitten in der Geschäftslast, die er nie mit Befriedigung getragen und nur aus Pflichtgefühl und auf Grund politischer Erwägungen übernommen hatte.



Prinz Heinrich zu Schoenaich-Carolath über die Umsturzvorlage.

Der nachstehende Brief des bekannten Reichstagsabgeordneten unterscheidet sich von anderen Kundgebungen gegen die Umsturzvorlage zunächst dadurch, daß er von einem mitten im parlamentarischen Leben stehenden Manne ausgeht und bestimmte Vorschläge enthält, welche nicht nur in den Kreisen der deutschen Wähler, sondern auch seitens der deutschen Städte und Hochschulen volle

Beachtung und lebhafteste Sympathien finden werden. — Die Zeit drängt, soll überhaupt etwas geschehen, so muß dies bald geschehen. Allgemein gehaltene Proteste, so patriotisch sie auch waren, hatten leider bisher keinen greifbaren Erfolg, praktische Vorschläge können bei einmütigem Zusammenstehen aller nationalgesinnten Männer allein noch zum Ziele führen. — Es handelt sich hier um weit mehr als um eine noch so bedeutende Tagesfrage, es handelt sich um eine Gefahr, welche unsere gesamte Geisteskultur bedroht, und damit um eine eminente Gefahr für das Reich selbst.

Redaktion der „Deutschen Revue“.

Geehrte Redaktion!

Was viele befürchtet, wenige geglaubt haben, scheint Thatsache zu werden. Die Kommissionsberatungen über die „Umsturzvorlage“ sind beendet, der Berichterstatter für das Plenum des Reichstags ist bestimmt, nur wenige Wochen noch trennen uns von der Entscheidung.

In der Presse wird immer wieder die Frage erörtert, ob die verbündeten Regierungen die Vorlage in ihrer jetzigen Gestalt annehmen werden oder nicht. Es ist dieses Aufschauern zu den Regierungen bezeichnend für einen großen Teil des deutschen Volkes. Es erwartet sein Heil von oben. In England, in Oesterreich, in Ungarn würde das Volk selbst, die Vertretung seiner Interessen in die Hand nehmend, sein Anliegen vor den Thron, vor das Parlament bringen, um das Staatsoberhaupt, die Volksvertreter, falls dieselben nicht genügend unterrichtet schienen, von der öffentlichen Meinung, der Stimmung des Volkes in Kenntnis zu setzen. Da würde die Aristokratie Hand in Hand mit dem Bürgertum lauten Protest gegen eine Vorlage erheben, welche — wie keine andere zuvor — alle bürgerliche Freiheit und jede gesunde Fortentwicklung bedroht. Deshalb hat auch wohl in jenen Ländern Aristokratie und Bürgertum ein anderes Ansehen als bei uns. Das Volk hat sich dort durch eine lange geschichtliche Entwicklung daran gewöhnt in beiden Faktoren eine allezeit bewährte Schutzwehr, und immer bereite Verteidiger seiner Rechte zu sehen, welche freimütig nach oben wie nach unten, die Gerechtfame der Monarchie, wie diejenige des Volkes zu verteidigen bereit gewesen oder noch sind. Wie anders in Deutschland!

Wohl finden Protestversammlungen statt, wohl vereinigen sich hier Künstler, Schriftsteller, Gelehrte, dort politische Vereine, um ihre Anschauungen darzulegen, aber wo bleibt der vernehmliche Ausdruck des Unwillens der nahezu fast alle Kreise der Bevölkerung ergriffen hat?

Der Deutsche entschließt sich im allgemeinen nur schwer, aus seiner Zurückhaltung hervorzutreten; sein Arbeitszimmer, sein Geschäft, seine Familie halten ihn mehr als den Angehörigen einer andern Nation gefangen, nur ungern nimmt er aktiven Anteil an der Tagespolitik, er möchte Feindschaften, Schädigungen seines bürgerlichen Erwerbs von dieser oder jener Seite, je nachdem er Stellung zu den Tagesfragen nimmt, vermeiden, er will seine Ruhe haben.

Im grellen Gegensatz hierzu steht die Rührigkeit und Thätigkeit der sozialdemokratischen Organisation. Diese leider gegenwärtig stetig fortschreitende Bewegung, verbunden mit anderen Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens, sollte aber dem deutschen Bürgertum beweisen, daß die Zeit der Zurückhaltung vorüber ist.

Sollte der Bauernstand, der sich einstmal opfermutig um die Fahnen des Großen Kurfürsten geschart, der nicht zum geringsten Teile die Schlachten Friedrichs des Großen und Kaiser Wilhelms I. geschlagen, sollte das deutsche Bürgertum, dem wir unsere Geisteshelden, dem wir nicht zum wenigsten die ruhmvolle Erhebung 1813 verdanken, sollte unser Adel, der auf unzähligen Schlachtfeldern geblutet, der bewährt im Staatsdienste, gottesfürchtig und uner-schrocken für König und Vaterland freudig seine Kräfte eingesetzt hat, stumm und geduldig eine Vorlage hinnehmen, die in ihren kautschukartigen Paragraphen jeden, auch den loyalsten Unterthanen mit ihren Strafbestimmungen treffen kann und nur denjenigen keinen Schaden bringen wird, für welche sie anscheinend ursprünglich bestimmt war — der Sozialdemokratie und dem Anarchismus?

Diese gerade sind es, welche den Vorteil erkennen und ausnutzen werden, ihre Reihen werden durch all die Erbitterung, welche die Vorlage, einmal erst Gesetz geworden, fortgesetzt hervorrufen wird, vermehrt und gestärkt werden. Die Sozialdemokratie ist der tertius gaudens bei diesem sonderbaren Schauspiel!

Auf die Einzelheiten der Vorlage, wie solche als Danaergeschenk des Zentrums heute vor uns liegt, gehe ich nicht näher ein. Man lese die Vorlage, man lese aber vor allen Dingen die Kommissionsberichte, welche in den letzten Monaten regelmäßig erschienen und einen interessanten Einblick gewähren. Wahrlich, Aehnliches ist dem deutschen Volke bislang nicht geboten worden. Man glaubte, die Zeit der „Karlsbader Beschlüsse“ sei endgiltig vorüber. Und das alles geschieht in demselben Jahre, in welchem wir uns anschicken, in festlicher Stimmung die fünfundzwanzigste Wiederkehr jener erhebenden August- und Septembertage zu feiern, die uns so glänzende Siege und die heißersehnte Wiederaufrichtung des Reiches brachten! Als damals auf Frankreichs Feldern die deutsche Jugend todesfreudig den an Kriegsrühm reichen, kampferprobten Gegner heldenhaft überwand, da war es nicht zum mindesten der Herzenswunsch, Kaiser und Reich aus diesem Kampfe erstehen zu sehen, ein Herzenswunsch, welchem hingebende Pflichterfüllung, beispiellose Mannszucht und Treue bis in den Tod den Sieg erringen halfen.

Im neuen deutschen Reich aber sollte sich erfüllen, was damals der Dichter von Gottes Gaben und Gnaden, was Emanuel Geibel sang:

Die blutgetränkten Lorbeerreiser, sie windet alle Zweig an Zweig,
Zur Krone für den deutschen Kaiser, zum Freiheitsbaum fürs deutsche Reich.

Und nun im neuen deutschen Reich, nachdem es ein Vierteljahrhundert bestanden — zum Jubiläum seiner Siege diese Vorlage!

Ob wir wohl mit derselben viel „moralische Eroberungen“ machen werden? Und doch bezeichnete einst der Freiherr vom Stein den Weg der „moralischen Eroberungen“ als den Siegeszug, den gerade Preußen berufen sei, im deutschen

Reiche zu gehen! Oder sollte das, was für Stein und für die Besten jener Zeit galt, heute seine Geltung und Richtigkeit verloren haben?

Man kann einwenden: damals gab es noch keine Sozialdemokratie, keinen Anarchismus. Wohl, dafür gab es „Demagogen“ und Kozebuemörder, wie heute Carnotmörder. Und was haben all die Verfolgungen der damaligen Zeit erreicht? Sie haben die Wiederaufrichtung des Reiches wohl hinausgeschoben, aber nicht verhindern können, ebenso wenig wie das konstitutionelle System der heutigen Tage. Man wird sagen: Der Gesetzentwurf richtet sich lediglich gegen diejenigen, welche die gegenwärtige Staatsordnung umstürzen, die bürgerliche Gesellschaft in ihrer jetzigen Gestalt beseitigen, geheiligte Einrichtungen beschimpfen und herabsetzen wollen. Dem gegenüber braucht man nur auf den Gesetzentwurf selbst hinzuweisen, dessen nach allen Seiten dehnbare Bestimmungen dem freien Ermessen des Staatsanwalts wie des Richters jeden beliebigen Spielraum lassen. Welche Meinungsverschiedenheiten haben sich — nach den Kommissionsberichten — über die Anwendung und Ausführung der einzelnen gesetzlichen Bestimmungen bereits bei dem Gesetzgeber selbst ergeben, wer wird sich da wundern können, wenn je nach Zusammensetzung des Richterkollegiums die Urteile auch verschieden lauten werden, ja, welcher Richter wird eigentlich genau wissen, welche Absicht bei dieser oder jener Bestimmung der Gesetzgeber wirklich gehabt hat!

Welche Männer werden die Ausführung dieses „Umsturz-Gesetzes“ einst zu regeln und zu überwachen haben? Heute ist Gottfried Kellers „Romeo und Julia auf dem Lande“ verdächtig, morgen eignet sich vielleicht „Tell“, „Egmont“, „Faust“, ebenso wenig zur Aufführung, wie heute Bodenstedts Gedichte und Paul Heyjes Werke auf den Index gesetzt werden. Und was etwa wird — die Frage sei erlaubt — aus den Schriften Friedrichs des Großen?

Von verschiedenen Seiten ist die „Umsturzvorlage“ in ihrer ursprünglichen Fassung als „der erste Schritt“ bezeichnet worden. Was haben wir noch weiter zu erwarten? Wer — von den Richteingeweihten — wollte dies heute zu sagen im stande sein? Schon wird die Abschaffung des geltenden Reichstagswahlrechts öffentlich gefordert und sogar als eine bald zu lösende nicht mehr aufzuschiebende Aufgabe bezeichnet! Wer will wissen, welchen Lauf die Dinge nehmen, wenn der maßvolle, einsichtige, an politischen Erfahrungen so reiche Staatsmann, der gegenwärtig die Geschäfte des deutschen Reiches zu führen berufen ist, nicht mehr an seinem Plaze sein sollte?

Es handelt sich hier um keine Parteifrage. Alle politischen Parteien — das Zentrum, welches so eifrig für das Zustandekommen der Vorlage und die Verschärfung derselben in seinem Sinne eingetreten ist, kann vielleicht auch noch einmal am eigenen Leibe die angeblichen Segnungen derselben zu kosten bekommen — sind beteiligt und bei allen ist das freie Wort in Gefahr, jede Kritik bedroht. Ganz folgerichtig vereinigen daher strengkonservative Politiker und strengkonservative Organe ihre Warnungen und Proteste mit denjenigen der liberalen Parteien.

Schwer rächt sich wiederum in diesem Augenblick die Zerfahrenheit, Uneinigkeit und Schwäche des Liberalismus in Deutschland.

Wo ist eine große, geschlossene liberale Partei im Reichstag, die im stande wäre, heute den Herrschergelüsten des Zentrums wirksam zu begegnen und eintretenden Falles eine Stütze der Reichsregierung zu sein. Nun müssen — möchte man beinahe sagen — die verbündeten Regierungen den Willen des Zentrums erfüllen, weil sie dasselbe Zentrum für Steuerpläne, gegen den Antrag Kanitz und so weiter gebrauchen.

Indessen die Entscheidung steht vor der Thür. Ueberflüssig, zu wiederholen, um was es sich handelt. Es besteht die dringende Gefahr, daß die Vorlage Gesetz wird, wenn nicht das deutsche Volk, soweit es diese Einschränkung seiner politischen, wissenschaftlichen, künstlerischen und literarischen Freiheit nicht will, laut und deutlich, selbstverständlich innerhalb seiner verfassungsmäßigen Grenzen, seine Stimme erhebt und „Nein“ sagt. „Erst wägen, dann wagen“ hatte sich der Unvergeßliche zum Wahlspruch erkoren, welcher Deutschlands Heere 1870 von Sieg zu Sieg führte. Erwogen ist genug, es gilt zu handeln.

Möchte es sich nicht empfehlen, damit die Bewegung, welche allerorten im deutschen Reich die Geister ergriffen hat, nicht zersplittert und auf nicht gangbare Bahnen gedrängt wird, folgendes anzuregen:

1. Kurz nach Wiedereröffnung der Reichstagsitzungen — in den letzten Tagen des April — tritt in Berlin eine Versammlung zusammen, welche in einer Eingabe an Bundesrat und Reichstag die wirkliche Stimmung in den deutschen Landen schildert und um Zurückziehung, respektive Ablehnung der „Umsturzvorlage“ vorstellig wird.

2. Das deutsche Bürgertum, gleichgiltig ob liberal, freikonservativ oder konservativ, entsendet hiezu durch Abgesandte der Städte, welche, da die Stadtverordnetenversammlungen sich mit Politik nicht zu beschäftigen haben, in freien Vereinigungen in jeder Stadt zu diesem Zwecke zu wählen sind, seinen Vertreter. (Etwa ein Vertreter für eine Stadt.)

3. Die Pflanzstätten deutscher Bildung und Pflegestätten deutscher Geistesarbeit, denen, dies beweist die Einsicht in die Verhandlungen des Plenums wie der Kommission, mit in erster Linie der Kampf der Väter der letzteren gilt, entsenden ebenfalls je einen Vertreter.

4. Die deutsche Presse entsendet ihre Vertreter.

Sollten diese Vorschläge keine Zustimmung finden, so müßte in jedem Wahlkreise, dessen Vertreter seine Stellungnahme zu dieser Vorlage noch nicht klar und deutlich bekannt hat, eine Protestversammlung gegen die Vorlage seitens der Wählerschaft einberufen werden, zu welcher der betreffende Reichstagsabgeordnete einzuladen und über seine Stellung zu befragen sein würde.

Ich will nicht Rufer im Streit, auch nicht Führer sein, nichts liegt mir ferner, mir genügt es, als einfacher Soldat in Reih und Glied zu stehen. Ich will nichts anderes thun, als, die Gefahr sehend und erkennend, rechtzeitig meine warnende Stimme erheben. Das übrige ist Sache unseres deutschen Volkes.

Findet letzteres meine Warnung überflüssig — inzwischen lehrt indessen jeder Tag das Gegenteil — meine Vorschläge unpraktisch, so mag meine Warnung

unbeachtet bleiben und meine Vorschläge ruhig in den Papierkorb wandern; ich werde mich dieserhalb nicht grämen.

Das deutsche Volk steht vor einer großen Gefahr, einer ernsten Entscheidung. Und wenn ich mich auch dessen getröste, daß auf unser Volk das Goethe'sche Wort allezeit Anwendung finden wird:

„Doch gegen die obskuren Ratten,
Die mir zu schaden sich verquälen,
Auch mir soll es an Ulrich Hutten,
An Franz von Sickingen nicht fehlen“,

so weiß ich doch auch zu genau, daß auf die Hilfe Dritter warten und harren gar manchen zum Narren macht, daß jeder selbst seines Glückes ureigenster Schmied ist und daß jedes Volk die Gesetzgebung hat, die es verdient, weil es nicht rechtzeitig wachsam, einsichtig und thätig gewesen ist.

Deshalb möchte ich allen denen, welche mit mir die „Umsturzvorlage“ zum Scheitern bringen wollen, anknüpfend an die Worte jenes großen englischen Seehelden zurufen: Alldeutschland erwartet, daß jeder seine Schuldigkeit thue!

Zurzeit Wiesbaden, 6. April 1895.

Heinrich Prinz zu Schoenaich-Carolath,
Mitglied des Reichstags.



Aus dem Leben Giuseppe Verdis.

Von

Prof. J. Mähly.

Verdi gehört zu den edlen Künstlerseelen; er ist nicht bloß ein genialer Komponist, dessen Leistungen jedermann kennt und wenn sie vielleicht seinem individuellen Geschmack nicht immer zusagen, dennoch als originelle, einer reichen Erfindungsgabe entsprossene Schöpfungen anerkennen muß, sondern er ist auch, was nicht jedermann weiß, ein durch und durch nobler Charakter und ein Mann, der sein Herz sprechen läßt, ein Wohlthäter in großem Stil. In den letzten Jahren war er theils mit der Composition seiner komischen Oper „Falstaff“ und der hochtragischen des „Othello“, theils mit dem Bau eines großen Theaters in Mailand für alte Künstler beschäftigt, ein Werk, an das er einen beträchtlichen Teil seines ehrlich erworbenen Reichthums wendete.

Bei diesen sehr verschiedenen „Unternehmungen“ hatte er sich der Mitarbeit eines Brüderpaares zu erfreuen, welchem er in treuer Freundschaft zugethan ist. Der eine der Brüder, Arrigo Boito, ist zugleich Musiker und Dichter, Verfasser und Komponist eines „Mephistopheles“, derselbe, der seinem Freund das Libretto

zu „Othello“ und das zu „Falstaff“ geschrieben hat. Der andere, Camillo Boito, ein ausgezeichneter Architekt, hat den Plan zu dem oben erwähnten Asyl ausgearbeitet und den Bau geleitet. Verdi, welcher wünschte, daß noch zu seinen Lebzeiten das Gebäude hergestellt und seiner Bestimmung entsprechend benützt werde, drängte auf möglichste Beschleunigung des Werkes; sein Wunsch ist heute bereits in Erfüllung gegangen.

Bei seiner hohen sozialen Stellung ist sich nicht zu verwundern, daß er förmlich belagert wird von Bitten und Bittschriften unglücklicher Künstler, die, oft dem Hunger und der bittersten Not preisgegeben, sich an seinen längst erprobten Wohlthätigkeitssinn und sein gutes Herz wenden. Es thut ihm in der Seele weh, so vieles und oft unverdientes Unglück um sich herum zu sehen und zu wissen, daß sogar berühmte Sänger, die noch vor kurzem das Publikum durch den Glanz ihrer Stimme und ihres Spiels entzückt haben, im gewöhnlichen Spital ihre irdische Laufbahn beenden. Aus diesem Gedanken heraus keimte der Plan zu dem Werke, dessen wir Erwähnung gethan, und das jetzt als schönes Denkmal der Menschenliebe vollendet dasteht.

Anfänglich war die Sache in tiefstes Geheimnis gehüllt, denn Verdi hat es nicht gern, daß man sich mit ihm beschäftigt und von seinen guten Werken spricht. Er hatte Mailand zum Schauplatz seiner neuen Thaten erwählt, Mailand, wo gerade Camillo Boito mit dem Bau eines großen, für Privatschulen bestimmten Häuserkomplexes beschäftigt war. Diesem Architekten gab er den Auftrag, einen Bauplatz von dreitausend Quadratmetern für das zu gründende Asyl zu suchen und anzukaufen. Erst im letzten Augenblicke, als es sich um die Unterschrift unter die Verträge handelte und das Geheimnis nicht mehr gewahrt werden konnte, kam der Name des Wohlthäters unter das Publikum.

Schon der Ankaufspreis für dieses Areal bedeutete eine respectable Summe, die Ausführung wurde auf rund eine halbe Million berechnet, der Maestro aber bestimmte des fernern eine Summe von zwei, sage zwei Millionen Lires als Dotation und Ausstattungsfonds der Anstalt, welche zur Aufnahme von hundert- unddreißig Künstlern genügen soll, und zwar sollen diese Künstler daselbst nicht bloß ein gutes Quartier und gute Nahrung, sondern auch allen Comfort finden, der unter solchen Umständen nur immer möglich ist. Ihr Wohlergehen lag dem guten Verdi so sehr am Herzen, daß er eine Zeit lang sich nur mit dem Gedanken beschäftigte, ob er jedem einzelnen ein besonderes Schlafzimmer sollte anweisen lassen, — was bei alten Leuten, die oft erkranken, bedenklich sein konnte — oder ob er größere Schlafsäle von einem Duzend Betten sollte herstellen lassen — was andererseits etwas Verlegendes haben konnte, weil es an ein gewöhnliches Spital erinnerte. Schließlich entschied er sich für Zimmer zu zwei Betten.

Dies ist nun aber nicht das einzige Gebäude dieser Art, das Italien seinem edlen Maestro zu verdanken hat. Nahe bei seinem prächtigen Wohnsitz von Santa-Agata, wo er mit wahrer Leidenschaft Landwirtschaft treibt, liegt das Städtchen Villanuova, das vor einigen Jahren ihn, den Senator des Königreichs, zum einfachen Gemeinderat ernannte. Verdi lehnte die Annahme dieses „Ehren-

amtes“ ab, indem er erklärte, daß er keine Zeit übrig habe, um sich mit Gemeindeangelegenheiten zu befassen. Aber er wurde nicht angehört, man beharrte auf der Wahl.

Was thut nun Verdi? Er ließ seinen Gemeinderatsstuhl leer, machte aber der Gemeinde ein Geschenk von einem Spital, welches ihn 60,000 Lire kostete, ohne die Betten, die er auch noch stiftete. Und dieser „Bürger“, der „keine Zeit übrig fand“ für die Obliegenheiten eines Gemeinderats, brachte einen ganzen Winter damit zu, die Pläne für sein Spital ins reine zu bringen, und einen ganzen Sommer damit, die Ausführung mit der größten Sorgfalt zu überwachen. Er war thatsächlich, obgleich er seinen Freund Frignani als Beirat zuzog, sein eigener Ingenieur, der die Pläne selber entwarf und zeichnete, thatsächlich auch der Leiter des Baues. Jeden Morgen — berichtete damals ein vielgelesenes Journal — mit dem Frühesten ist der Maestro bei seinem Spital, wo er sich als echter „Landmann“ einstellt, mit einem enormen Panamahut auf dem Kopf. Wenn er dann alles angesehen und links und rechts Rechenhaft verlangt hat, so setzt er sich ab und zu in seinen Wagen und läßt sich nach Cremona fahren; dort steigt er unwandelbar im „Albergo Capello“ ab und nimmt gleichfalls unwandelbar an dem kleinen Tisch, den die ganze Hausgenossenschaft „Tavolino Verdi“ getauft hat, sein Frühstück ein.

Aber auch damit gibt sich der großherzige Sinn dieses edlen Bürgers noch nicht zufrieden. In Fiorinzola (nicht weit von Piacenza) hat Verdi auf seine Kosten ebenfalls ein Spital bauen lassen — die Bau summe betrug 200,000 Lire — und obendrein mit einem jährlichen Zuschuß von 50,000 Lire ausgestattet. Wahrlich, eine edlere Verwendung eines durch Hilfe eigenen Genies erworbenen Vermögens ist nicht denkbar, und der Sohn des schlichten Gastwirts von Busseto darf auf sich selber stolz sein.

Einer seiner alten Bekannten schildert uns den Maestro als einen trotz seines hohen Alters — er ist jetzt ins zweiundachtzigste Lebensjahr getreten — noch ungewöhnlich rüstigen und beweglichen Greis. Auf sein Haupt und seinen Bart ist reichlicher Schnee gefallen, aber seine Züge sind fest geblieben und zeigen nichts Schlaffes; er trägt sein Haupt hoch und seine Haltung hat etwas Impo- nirendes, Majestätisches. Bei den letzten Proben seines „Othello“ hat er bis zu Ende ausgehalten — und einige derselben dauerten nicht weniger als acht Stunden!

Während einer Pause erzählte er einem Bekannten folgendes:

„Das Volk“ — begann er — „ist stets mein bester Freund gewesen und zwar vom Anfang meiner Laufbahn an. Einer Schar von Zimmerleuten verdanke ich eigentlich meinen ersten wirklichen und sicheren Erfolg. Das ging auf folgende Weise zu. Ich lebte lange Zeit in Busseto in recht armseligen Verhältnissen und niedergedrückt von meinen Mißerfolgen sowohl bei den Verlegern als bei den Theaterdirektoren. Nichts wollte verfangen, ich verzweifelte an meinem Talente, verlor allen Mut. Gleichwohl graute mir vor dem Gedanken, die einmal betretene Bahn zu verlassen und endlich — aber erst nach ungeheurer

Anstrengung — gelang es mir, den Direktor der Scala in Mailand zur Annahme meines ‚Nabucodonosore‘ (Nebukadnezar) zu bestimmen.

„Die Sänger machten ihre Sache so schlecht als möglich und das Orchester schien einzig darauf auszugehen, den Lärm, welchen die mit Reparatur des Gebäudes beschäftigten Arbeiter machten, zu übertäuben. Der Chor war eben im Zug, das Lied: ‚Va, pensiero‘ mit möglichster Nachlässigkeit zu singen, als nach den ersten zehn oder zwölf Taktten plötzlich und wie durch Bezauberung eine Stille eintrat, daß man sich in einer Kirche glauben konnte, nämlich die Werkleute hatten alle einer nach dem andern mit ihrer Arbeit aufgehört und standen entweder auf den Leitersprossen oder saßen auf dem Gerüst, um lautlos der Musik zu lauschen. Als das Lied zu Ende gesungen war, ertönten die lautesten Beifallsjalousen, die ich in meinem Leben gehört habe, wie aus einem Munde und der Ruf: ‚Bravo, bravo, evviva il maestro!‘ wollte kein Ende nehmen; zu gleicher Zeit schlugen sie mit ihren Werkzeugen den Takt.

„Da, zum erstenmal, kam mir die Ueberzeugung, daß mir eine Zukunft beschieden war.“

Interessant ist es auch, wie Verdi zu einem Verleger seines Nabucodonosore gelangte. Die Oper war in Paris gegeben worden, aber die Meinungen waren geteilt. Die Herren Verleger, furchtjam wie immer und wie natürlich, wenn es sich um das Risiko eines Kapitals handelt, zögerten und hatten schöne Worte, aber das Resultat war überall: Abweisung — außer bei dem Direktor des „Théâtre italien“ Escudier. Dieser hatte den wahren Blick in Verdis Wesen und sagte sich: „Mag ‚Nabuco‘ Erfolg haben oder nicht — mit Verdi läßt sich jedenfalls etwas machen!“ Spricht's, nimmt Extrapost, zahlt an jeder Haltstelle ein Trinkgeld und kommt nach Mailand.

„Der Maestro ist auf dem Lande,“ heißt es hier.

„Wo ist das?“

„In Busseto.“

„Und wo liegt Busseto?“

„Im Parmensischen, in der Nähe von Piacenza.“

„Gut, ich werde ihn dort aufsuchen . . .“

Zu jener Zeit war es mit den Straßen, besonders in Italien, noch schlecht bestellt. Der Pariser Verleger sprengt durch die Sümpfe, gerät in Morast, klammert sich an das Gezweig der Maulbeerbäume, prallt an den einen und den anderen Grenzstein und klopft — endlich! — an der Thüre des Komponisten, der eben mit dem Abendessen beschäftigt ist.

„Guten Abend, Signore, da bin ich.“

„Ich habe nicht die Ehre —“

„Thut nichts. Sie werden mich gleich kennen lernen.“

Und in der That, frisch weg, am Eßtisch, wird zwischen den beiden ein Vertrag vereinbart, zu dem sich beide Glück wünschen durften; denn auch Escudiers Glück war damit gemacht. Tags darauf trafen die Anerbieten der Pariser Kunstgenossen in Masse ein; Verdi antwortete allen in zwei Worten: „Bereits vergeben!“

Und doch kamen wieder Tage der Zagnis für Verdi.

Eines Tages — man zählte 1863 — machte er im Konservatorium dem berühmten Muber einen Besuch; dieser war bereits einundachtzig Jahre alt, während der italienische Tondichter deren fünfzig zählte. Die beiden Männer — nicht eigentlich Rivalen, denn Mubers Genre war ja ein anderes! — unterhielten sich lange Zeit auf das freundschaftlichste. Muber schrieb gerade an seiner Partitur des „ersten Glückstages“, einige Blätter derselben lagen auf dem Piano zerstreut. Verdi staunte und fragte: „Wie, Sie arbeiten noch immer?“

„Ich muß wohl,“ antwortete Muber, „die Arbeit ist das einzige, wozu ich noch taugte. Und Sie?“

„O, mit mir ist es aus! Ich weiß nichts mehr zu sagen und habe keine Töne mehr auf meiner Harfe.“

„Das glaube Ihnen, wer will!“ rief Muber; „ich wenigstens glaube es nicht und Sie glauben es selbst nicht.“

„Mein Herr, Sie irren sich; ich werde keine Note mehr schreiben, ich kann es Ihnen schwören, daß ich mit der musikalischen Produktion abgeschlossen, ein für allemal und für immer abgeschlossen habe.“

Der Zeuge, der als dritter bei dieser Unterredung zugegen war, — ein nicht bloß glaubwürdiger, sondern ehrwürdiger Zeuge — versichert, daß Verdi die angeführten Worte in einem so entschiedenen und ernsten Ton gesprochen habe, daß sein Entschluß sich als felsenfest und unwiderruflich zu erkennen gab.

Gleichwohl hat Muber recht behalten; Verdis „Aida“, sein „Requiem“, sein „Falstaff“ und „Othello“ sind seit jener Unterredung komponirt worden.

Was die letztgenannte Oper betrifft, die neulich mit einem ungewöhnlichen Glanz in Paris in Scene ging, so ist der Komponist in seinen Forderungen gegenüber den Direktoren und Verlegern von unerbittlicher Strenge gewesen; alle Welt hat Verpflichtungen gegen ihn, während er selber niemand verpflichtet ist.

In seinem Vertrag lautet eine Bestimmung ausdrücklich dahin, daß, im Fall eine einzige der darin stipulirten Bedingungen nicht erfüllt würde, ihm eine Summe von 50,000 Franken als „Indemnität“ zufallen und er das Recht haben solle, die Partitur zurück zu ziehen!

Was den künstlerischen Wert der Oper betrifft, so war die Aufnahme derselben in Paris eine enthusiastische, was immerhin, bei der gegenwärtigen Stimmung und Stellung der Franzosen zu Italien, etwas sagen will (denn nicht bloß die Individuen, sondern auch die Völker haben es schwer, ihren persönlichen Neigungen und Abneigungen jeden Einfluß auf ihr Kunsturtheil zu versagen). Die französischen Kritiker, die es mit ihrer Aufgabe ernst nehmen und sich nicht durch den ersten Rausch der allgemeinen Begeisterung irre führen lassen, gestehen einmütig, daß das neueste Werk des italienischen Tondichters auf der Höhe seiner früheren steht und keine Abnahme der Kraft verspüren läßt, wenn auch Verdi insoweit dem Zeitgeschmack Rechnung tragen mußte, daß er hier und da ein Stück von seiner Individualität preisgab, um auf den Spuren

Richard Wagners zu wandeln. Abgesehen davon sprudle aber der Quell seiner Originalität frisch und unvermindert, besonders in dem Gebiete lyrischer Stimmung und Gestaltung. So sollen diejenigen Szenen, wo Othello und Desdemona in der Seligkeit ihres Liebesglückes schwelgen und nicht genug Worte und Töne finden, um diesem Wonnegefühl Ausdruck zu geben, von bestrickendem melodischem Reiz sein; wo dagegen der dramatische Nerv zu seiner intensivsten Spannung gelangen sollte — zum Beispiel in der verhängnisvollen Scene, wo Iago zum erstenmal sein Gift in das Herz des leichtgläubigen Mohren träufelt, da fehle die Macht und Energie des Tones, der erschütternde, mit den Schauern des Schreckens und Mitleids durchrieselnde musikalische Ausdruck. Die Orchestration dagegen sei — wiederum Richard Wagner'scher Einfluß — ebenso charakteristisch als kraftvoll und lasse die frühere Einfachheit und bloß melodiose Anmut weit hinter sich. Verdi zeige sich hier als wirklichen großen Symphoniker, welchem die französische Schule dormalen keinen ebenbürtigen an die Seite zu setzen habe.

Auch mit „Falstaff“ hat Verdi in Paris einen triumphalen Erfolg errungen, allerdings womöglich einen noch größeren in Mailand. Kaum ist je einem anderen Komponisten ein ähnlicher zu teil geworden. Das Libretto hat dazu so wenig als das des „Othello“ etwas beigetragen, denn beide sind schwach, sogar über die Maßen schwach, besonders wenn man bedenkt, welch reicher Schatz beidemal dem Librettisten (durch Shakespeare) zur Ausbeute gegeben war. Uebrigens war auch früher dem „Macbeth“ des Maëstro kein besseres Los beschieden (was Text betrifft), kein besseres auch — wenn das ein Trost ist — ähnlichen Versuchen französischer Schriftsteller — dem „Hamlet“ und der „Mignon“ (von Ambroise Thomas) und dem „Werther“ (von Massanet); Gounods „Faust“ dürfte, wenn auch nichts weniger als ein Meisterstück, doch in textlicher Beziehung verhältnismäßig noch am besten ausgefallen sein. Dies beiläufig.

Als in Mailand sich der Vorhang zu „Falstaff“ erhob, herrschte unter den Zuhörern ein andächtiges, wahrhaft weihedolles Schweigen, und als er am Ende des Aktes niederrauchte, erschallte ein Jubel, der — wie ein Berichterstatter sich ausdrückt — die Engel des jüngsten Gerichts aus ihrem tausendjährigen Schlaf hätte aufschrecken können. Die fünftausend Anwesenden geberdeten sich wahrhaft frenetisch; auf den Sitzbänken und in den Logen sah man sämtliche Damen ihre Fächer, sämtliche Herren ihre Hüte schwenken, Tausende und Abertausende von „Evvivas“ und „Bravos“ durchtosten den Raum, aller Augen leuchteten und waren auf die Scene gerichtet, wo der ganze Chorus der Sänger seiner Begeisterung gleichfalls den lautesten Ausdruck gab. Der Komponist war von zwei Schauspielerinnen flankirt, der Librettist von zwei Sängern, und hinter den Genannten marschirte und gestikulirte der Direktor! Dieser Aufmarsch mußte dreißigmal — sage dreißigmal! — wiederholt werden; und gleichwohl haben einzelne italienische Tagesblätter am Morgen nach der Aufführung Verdi wegen seiner „Mäßigung“ beim Triumph beglückwünscht und den Darstellern volle Anerkennung gezollt, daß sie sich den stürmischen Ovationen des Publikums so „bescheiden entzogen“ hätten!

Das soll — fährt der Berichterstatter fort — ohne die geringste Malice oder Ironie gegen den großen Komponisten gesagt sein. In der That hatte Verdi, als er für den Beifallsturm dem Publikum dankte, nichts von der widerwärtigen Attitude eines ersten Matadors, der soeben seinen mit bewimpelten Speißen gespieten Stier erlegt hat; eine dem Augenblick entsprechende Rührung verklärte sein ehrwürdig schönes Antlitz, und ich begriff, daß vor diesem, man darf wohl sagen europäischen Forum einer ersten Aufführung, der alte Maestro den Genius der edlen romanischen Rasse verkörperte, welche an jenem Abend ihre eigene Apotheose feierte.

Der Enthusiasmus setzte sich noch außerhalb des Hauses fort; die Legende von den ausgespannten Pferden fand hier ihre Verwirklichung. Ich wohnte zufällig in dem Gasthof, den auch der Maestro mit seiner Gegenwart beehrte, und den ganzen Tag über bis zum Mittag des folgenden stand man gruppenweise in den Gängen, um wo möglich den Triumphator von Angesicht zu Angesicht zu sehen, oder ging vor den Fenstern auf und nieder und ließ den Ruf „Evviva!“ wie ein ununterbrochenes Rottenfeuer erschallen. Verdi war nicht mehr der große Musiker, sondern ein Nationalheld, in welchem der Instinkt des Volkes seine eigene Natur idealisirt erblickte.



Zur Frage über den Ursprung des siebenjährigen Krieges.

Von

Heinrich Ulmann,

Prof. an der Universität in Greifswald.

Hat Friedrich der Große, als er 1756 das Schwert zog, ehrlich geglaubt, durch seinen fecken Vorhieb das bereits geschlungene Netz erbitterter Gegner zerreißen zu müssen, oder ist alles Lug und Trug, was er darüber gesagt und geschrieben hat, nur erfunden, um als Mäntelchen zu dienen für seine seit Jahren politisch, militärisch, wirtschaftlich sorglich vorbereiteten Eroberungspläne? Seit Jahrzehnten hatte sich in seltener Uebereinstimmung die Auffassung der berühmtesten preussischen wie österreichischen, russischen wie französischen Forscher festgesetzt, daß er mit Zug schwer besorgt gewesen über die geheimen Verabredungen Oesterreichs, Rußlands und Frankreichs, deren Angriff spätestens 1757 mit größter Wahrscheinlichkeit hätte erwartet werden müssen. Die seither veröffentlichten Bände der politischen Korrespondenz des Königs schienen den unumstößlichen Beweis hinzugefügt zu haben, daß er ernstlich für Erhaltung des Friedens, wenngleich

nicht stets mit glücklichen Mitteln gearbeitet habe, nur bedacht, bei seinen Lebzeiten die inneren Kräfte des noch unfertigen Staats zu entwickeln.

Da hat jüngst M. Lehmann¹⁾ die Behauptung zu beweisen unternommen, daß 1756 zwei Offensiven auf einander getroffen seien, die sich vorbereitende Oesterreichs zur Wiedererwerbung Schlesiens und die ganz spontane Friedrichs II. mit dem einzigen Zweck der Eroberung Westpreußens und Kur Sachsens bezüglich eines Eintauschs Sachsens gegen das zu erobernde Nordböhmen. Lehmann neigt sehr bestimmt der Ansicht zu, daß Oesterreich gemäß der vermeinten Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen, Frankreich zum Angriff auf ein ruhig bleibendes Preußen fortzureißen, das Zeichen zum gemeinsamen Losschlagen nicht gegeben haben würde. Dem Eroberungstriebe Friedrichs fiel somit die Verantwortlichkeit zur Last für einen Krieg, der, unter den damaligen Konjunkturen wenigstens, der Welt hätte erspart werden können.

Die letztere Ansicht war schon früher aufgestellt gewesen, galt aber für wissenschaftlich überwunden, bis Lehmann in der oben angegebenen Formulirung und mit umfangreicherem Rüstzeug sie erneuert hat. Er hat sie mit leidenschaftlichem Nachdruck auch gegen hervorragende Vertreter der seitherigen „Legende“ festgehalten.²⁾

Von dreifacher Art sind, zerlegt man den Aufbau der Beweisführung, seine Argumente. Einmal sind sie entnommen aus einer bestimmten Auffassung der politischen Persönlichkeit im Allgemeinen und der komplizirten Eigenart Friedrichs im Speziellen; sodann beruhen sie auf eigentümlicher Wertung und Auslegung der Quellen; endlich wird, gewissermaßen als Probe auf das Exempel, zu zeigen unternommen, daß von dem gewonnenen Standpunkt aus eine Reihe von „Schwierigkeiten“ in der Geschichte des Jahres 1756 von selbst sich lösen. Fast ausschließlich gegen die Beweise der zweiten Gattung haben bei ihrer Abwehr die spezialistischen Gegner unseres Autors bisher sich gewendet. Sie haben damit sein Siegesbewußtsein, sein Selbstgefühl nur gesteigert. Auf den beiläufigen Einwand, daß er früher selbst die friedliche Bedeutung des Westminstervertrags, dessen offensive Absicht jetzt einer der Knotenpunkte der Darstellung ist, anerkannt habe, ist die Antwort erfolgt: „Es hat eine Zeit gegeben, da Columbus noch nicht Amerika, Newton noch nicht das Gravitationsgesetz, Helmholtz noch nicht das Gesetz von der Erhaltung der Kraft entdeckt hatte. Das ist so die Art der Entdeckungen.“ *Hinc illae lacrimae!* Der verblendenden Leidenschaft des „Entdeckers“ wird man es zuzuschreiben haben, wenn eindringende Kenntnisse, wenn Scharfsinn und Wahrheitsdrang einen so angesehenen Forscher vor kritikwidriger Ueberschätzung einseitiger und irriger Gesichtspunkte nicht geschützt haben.

1) M. Lehmann: Friedrich der Große und der Ursprung des siebenjährigen Krieges. 1894.

2) In der Form einer Selbstanzeige in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1895 Nr. 2 wider K. Roser (Sybels historische Zeitschrift Bd. 74) und Wiegand (Deutsche Literaturzeitung 1894 Nr. 51). Seither hat als Gegner noch Bailleu das Wort genommen (Deutsche Rundschau 1895, Februar). Für Lehmann ist H. Delbrück eingetreten (Preussische Jahrbücher 1895, Februar).

Der Gedankengang wurzelt in dem umfassender erbrachten Nachweis, daß Friedrich II. auch nach der Eroberung Schlesiens, durchdrungen von dem Bewußtsein der Unfertigkeit seines Staats, weitere Vergrößerungen gewünscht und zur Sicherung Preußens als unerläßlich bezeichnet habe. Daß der König in seinen geheimsten Ergüssen mit aller Deutlichkeit diese Ideen sozusagen als Zukunftsmusik behandelt, wird souverän beiseite geschoben. Friedrich lebt, mindestens seit 1752, nur in Gedanken der Eroberung, er wird vorgeführt gewissermaßen als *annexioniste de tempérament*. Um dieser Auffassung quellenkritisch die Grundlage zu sichern, wird die unbestreitbare Thatsache unaufhörlich verkündet, daß der König in der peinlichsten Verschwiegenheit, in der Verheimlichung seiner Pläne die wichtigste Bedingung wie militärischer, so politischer Erfolge erkannt habe. Daher sollen nur die Rundgebungen als unverfälschte Quelle zur Erkenntnis seiner innersten Gedanken benützt werden, die durch ihre Gattung oder durch die Personen, an die sie sich wenden, frei bleiben von dem Verdacht, Projekte dissimuliren oder Mißgunst gegen andere erregen zu sollen. Das klingt unverfänglich, weil damit nur ein unzweifelhafter Grundsatz der historischen Methode zugespitzt scheint für ein spezielles Forschungsgebiet. Aber die Anwendung macht im Großen wie im Kleinen die vorgefaßte Meinung versteckter Eroberungsabsichten bei Friedrich zum Prüfstein der Ueberlieferung. Es bleibt auf diese Weise als glaubwürdiges Material von den vielen tausend Aktenstücken die durch Friedrichs Hände gegangen sind, nicht viel anderes übrig als einige politische Testamente und analoge Aufzeichnungen, sowie eine Anzahl geheimer Instruktionen.

Als unwahr verworfen oder als nichts sagend beiseite geschoben werden zahlreiche Aeußerungen des Königs an seine mithandelnden Minister, Gesandten, Generale, ja selbst als wesentlich irre geleitet, die geheimen Expektorationen der täglichen Vertrauten seiner Gemütsbewegungen und geschäftlichen Eröffnungen. In die so geschaffene Leere rücken dann Schlüsse aus einer willkürlichen Auffassung jener bevorzugten Quellentategorie wie vollkommen einwandfreie Zeugnisse königlicher Selbstbespiegelung und Selbstenthüllung. Ihrem vermeintlichen Zeugnis gegenüber scheint unserem Autor die Unwahrhaftigkeit aller sonstigen königlichen Aeußerungen so unbestreitbar, daß er erklärt, andernfalls dafür halten zu müssen, daß wirklich und wahrhaftig zwei Seelen neben einander in Friedrichs Brust gewohnt hätten.

Die willkürliche Annahme von einer unverrückbaren Denkart, das heißt der Ueberzeugung von der Notwendigkeit von Eroberungen, gestattet ihm weiter, mit Zuversicht die Thatsächlichkeit einer bestimmten Handlungsweise in einem bestimmten Zeitpunkt zu behaupten. Das ist es wohl, was anderswo als Erfassen einer Persönlichkeit als Ganzes bezeichnet wird. In dieser Weise die Thaten aus dem Charakter abzuleiten, dürfte indessen nur zulässig sein, insoweit als zwingenderen Beweisen als hinzutretendes Moment auch die Folgerungen aus der Gesamtgesinnung sich gesellen. Nicht aber, wenn, wie in unserem Fall, die Unsumme entgegenstehender Zeugnisse erst weggedeutelt werden muß, um die Gesinnung konstruiren zu können.

Man könnte sich anheischig machen, mit nicht minder einleuchtenden Gründen zu beweisen, daß König Wilhelm I. von Preußen, um Deutschland zu annektiren, den Krieg von 1866 herbeigezogen hätte! Es muß nachdrücklich Einsprache gethan werden wider so entstellende Behandlung historischer Probleme, um so mehr, als der Vorgang Schule zu machen scheint. Ueber Lehmann hinausgehend ist Delbrück schon zu dem Satz gelangt, daß es eine Friedrich nicht zuzutrauende Schwäche sein würde, wenn er, im Bewußtsein der Nothwendigkeit von Vergrößerungen, die Lösung der Aufgabe seinen Nachfolgern überwiesen hätte.

Sicherlich fordert der Genius und dazu noch ein so schwieriger Charakter wie Friedrich eine congeniale Würdigung als Ganzes. Aber nimmermehr darf dieselbe völlig losgebunden sein von der Schätzung der wechselnden Umstände und der Bildsamkeit des Menschen überhaupt. Die Vorstellung von der Unwandelbarkeit der dem Genie innewohnenden Triebe ist nicht anwendbar als kritisches Rezept für die Frage nach dem Ursprung politischer Vorgänge. Ueberhaupt hat Lehmann, wenn ich mich hierin nicht täusche, indem er alle wechselnden Entschließungen Friedrichs nur als vorgebliche, als Mittel zum Zweck, würdigt, eine Einheitlichkeit des Willens als Charakterzug des politischen Genies vorausgesetzt, die wohl nur den religiösen Helden, einem Jesaias, einem Luther, eignet.

Friedrich hat 1740 wesentlich aus Vergrößerungstrieb zu den Waffen gegriffen, da er voraussetzen konnte, daß der Verlauf der österreichischen Erbverwicklung ihm Bundesgenossen, dem Gegner Schwierigkeiten in Fülle verschaffen würde. Muß durchaus derselbe Trieb 1756 politisch ihn beherrscht haben, obwohl damals alle Karten anders lagen? Wie ist denn das, ist nicht derselbe Bismark, der 1864 die Befreiung der Elbherzogtümer durchgeführt, allezeit ein Verteidiger der Politik des Zurückweichens im Jahre 1850 geblieben, weil Preußen 1850 einer gegen vier gestanden hätte, 1864 ungünstigenfalls zwei gegen drei? Auch für Friedrich konnte eine gleiche Betrachtungsweise — und er hat sich dazu bekannt — maßgebend sein, und niemand hat ein wissenschaftliches Recht aus eigenwilligen Vorstellungen heraus, ihm Kühnheit als Motiv unterzuschieben, wo er sich laut zur Vorsicht bekannt hat. Aber, wird eingewandt, hat er nicht selbst gewarnt, einen Krieg zu beginnen ohne gute Aussicht auf Eroberungen, weil jeder, auch glückliche, Krieg den Sieger schwäche, den Staat entkräfte! Der Satz stammt aus einer militärischen Denkschrift von 1755, die das Schädliche des Defensivkriegs darthun will. Es versteht sich für unsern Fall, daß Friedrich, als die Gefahr, zur Verteidigung Krieg führen zu müssen, gewaltig anschwell, ernsthaft die zur Verbesserung der fehlerhaften Gestalt des Staats thunlichen Erwerbungen ermessen und seine Entschlüsse gefaßt habe, falls er Sieger bliebe. Mehr ist daraus nicht zu entnehmen und am wenigsten eine Befräftigung des Thema probandum, daß er Eroberungskriege im Schilde geführt. Noch weniger kann ich zustimmen dem Versuche, die Politik des Königs seit der Bedrohung des Friedens durch den englisch-französischen Konflikt über die kolonialen Interessen zu deuten aus der Tendenz, die Mächte so zu gruppiren, um, gesichert vor dem Dreinreden anderer, mit Oesterreich und Sachsen anbinden

zu dürfen. Nach wie vor sind die Maßregeln daheim wie die diplomatischen Schritte am natürlichsten verständlich aus dem Bestreben, die Kräfte des Staats zu stählen für den früher oder später als unvermeidlich erwarteten Vergeltungsstreich der mit Grund grossenden Gegner. Der Folgen seiner eigenen Thaten sich bewußt und in der seinem Wesen, wie ich glaube, völlig entsprechenden Anschauung, daß nichts in höherem Grad vor Umkehrung jenes Grosss in thätliche Feindschaft ihn sichern könne als eine Furcht einflößende Haltung, hat er seit 1745 Tag und Nacht gleichsam auf der Wacht gestanden und gerüstet. Oderint dum metuant! Sicherlich war das unbequem für die Nachbarn und konnte ihnen Empfindungen erregen, die objektiv dem Frieden nicht dienlich waren, aber wie dürfte man hieraus schließen, auf individuelle Angriffsabsichten Friedrichs? Ich sollte doch meinen, daß eine Politik, die, ihrer Kraft bewußt, keine Entscheidung erzwingen will, sondern stets noch einen Rest von Hoffnung bewahrt auf unberechenbare Ereignisse, zum Beispiel einen Todesfall, welche die Waffen der Widersacher in den Scheiden gebannt halten könnten, daß eine solche Politik auch heutzutage aus sich selbst, und nicht aus Hintergedanken, verständlich sein müßte! Aber gerade solche Hintergedanken mutmaßt unser Gegner allerorten. Selbst die von Friedrich im voraus für kommende Jahre ausgedrückten Besorgnisse vor einem drohenden Angriff sollen nicht aufgefaßt werden dürfen aus seiner Diagnose der politischen Lage, sondern sollen ein gleichsam unwillkürliches Eingeständnis sein für die Thatfache, daß des Königs eigene Angriffsvorbereitungen fortschreitend der Vollendung sich genähert hätten. Mit Umkehrung des Wortsinns wird hier als Brandstifter angeklagt der, der nur an Löschmaßregeln denkt. „Aber,“ so fragt unser Gegner anscheinend mit Fug, „man löscht ein Feuer doch nicht dadurch, daß man ihm neue Nahrung gibt.“ Friedrich hat in der That, zum Beispiel 1755, die Franzosen zwar nicht zum Krieg, aber für den Fall desselben zur Besetzung Hannovers aufgestachelt. Aber man kann sehr wohl durch eine kühne Operation einen Krankheitsstoff von einer mortalen Stelle ableiten, oder, um im Bild zu bleiben, man kann unter Umständen einen drohenden Brand durch ein Gegenfeuer zwingen, sich in sich selbst zu verzehren. Es würde zu weit führen, darzuthun, inwiefern dem König eine solche Taktik, die übrigens aktuell keine glückliche war, damals als angemessen hätte erscheinen können. Er hat ähnlich auch später, zum Beispiel vor 1772, gehandelt.

Aus der Grundanschauung heraus, daß Friedrich längst an Herbeiführung eines gewinnversprechenden Kriegs gearbeitet, gehört es auch zur „Legende“, daß er mit peinlicher Sorge die Herannäherung der Gefahr betrachtet habe. Vielmehr habe er guten Muts ein Abenteuer ins Auge gefaßt, aus dem er als Sieger hervorzugehen glaubte. Mag Friedrich seine Friedensliebe noch so oft beteuern, mag er seinem Bruder Heinrich seinen Abscheu über den Preußen in Mitleidenschaft ziehenden „Stockfischkrieg“ zwischen England und Frankreich noch so drastisch ausdrücken, mag ein in günstigster Stellung mitwirkender Zeuge, wie der Virtuos des Maschinengehorsams, der treue Kabinettsrat Cichel, noch so kläglich im intimsten Vertrauen sich ausschütten, über die Beunruhigung des Königs in

Betracht „der fürchterlichsten und epineusesten Aspekten“, alles einerlei, Lehmann bleibt bei seiner widerlegbaren Deutung einiger Briefstellen.¹⁾

Ja, wenn es richtig wäre, daß der König in seinen Werken in „unversöhnliche Widersprüche“ sich verwickelt hätte über die Vorgeschichte von 1756! In seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges habe er ausgeführt, daß die Verschwörung der Mächte Oesterreich, Rußland, Frankreich, Sachsen-Polen wider Preußen gebildet und auf dem Punkt gewesen sei, wirksam zu werden, als er den Entschluß gefaßt hätte, angreifend seinen Feinden zuvorzukommen. Dagegen bilde in der in den trüben Monaten nach der Schlacht von Kolin verfaßten Apologie seines politischen Verhaltens den springenden Punkt seiner Verteidigung der Nachweis, daß er im Sommer 1756 unmöglich das Dasein einer allgemeinen Verschwörung gegen Preußen hätte ahnen können. Aber dieser „Ausgangspunkt“ der Untersuchung hat in die Irre geführt. Denn nicht der Angriff der Mächte war für Friedrich das Unerwartete, sondern das starke Auftreten der Franzosen, mit 150,000 statt 24,000 und zwar im Herzen des Reichs in Verbindung mit einer Reichsarmee und so weiter, kurz, der zentrale Angriff, vor dem er sich durch Deckung Hannovers seitens Englands vergeblich geschützt geglaubt hatte. Ließen der Wortlaut und der Zusammenhang noch einen Zweifel, so müßte derselbe schweigen vor einer ganz entsprechenden Aeußerung in den in derselben Zeitspanne verfaßten „Raisons de ma conduite militaire?“²⁾ Der springende Punkt ist nicht das „Ob“ einer Verschwörung, sondern das „Wie“ und „Wo“ ihrer Wirkung.

Friedrich hat seine Auffassung über die zukünftige Aufgabe preußischer Herrscher niedergelegt in einer Anzahl politischer Testamente und ähnlich zu schätzender Aufzeichnungen, die zu den wundervollsten Gaben dieses schriftstellerisch so wirksamen Staatsmannes gehören. Ein wahres Prachtstück ist das leider noch immer nur verstümmelt und zum Teil nur aus Citaten bekannte Testament von 1752, aus einer Epoche also, wo die Spannung eines neuen Weltkonflikts schon sich fühlbar zu machen begann. Ist nun hier ein Verlangen nach Vergrößerung bei eigenen Lebzeiten ausgesprochen? Lehmann behauptet es. Der Sinn seiner Erörterung ist, daß der König nur deshalb, weil er sich selbst dem Tod nah' gefühlt, seinen Nachfolgern die künftige Erwerbung Sachsens, Westpreußens, Neuvorpommerns zur Aufgabe gestellt habe. Sich selbst würde er mehr zugetraut und darum auch von den Cautelen Abstand genommen haben, mit denen er vorsichtig das Projekt umgeben hatte. Aber die dafür gegebenen Beweise sind haltlos. Wenn das Testament zwei Millionen Thaler als Betrag einer inneren Kriegsanleihe hinstellt, während

¹⁾ Näheres bei Roser, Historische Zeitschrift 74, S. 73 f. Die Briefe an den gleichen Adressaten, den Thronfolger, vom 12. und 22. Februar und der vom 26. August bestätigen seine Auffassung.

²⁾ Oeuvres 27, 3 S. 272: Presque toute l'Europe s'était liguée contre la Prusse: je ne devais point attendre, que toutes ces forces unies vinssent fondre sur moi. Lehmann hat die Stelle nicht berücksichtigt.

der König selbst 1757 fünf Millionen erhoben hat, so wird ein solches Fündlein mehr als aufgewogen durch die bei Lehmann vermißte Stelle¹⁾ des Testaments, in der Friedrich gegenüber dem etwaigen Einwurf, warum er selbst gewisse gehässige Auflagen nicht beseitige, statt das seinen Nachfolgern zuzumuten, erwidert: „Ich bin nicht Meister, um zu thun, was mir gefällt.“ Wenn hier die Sicherung des Staats als Hauptsache hingestellt wird, so entspricht dem die weitere Erklärung, daß es der Krone Preußen nicht fromme, einen neuen Krieg von sich aus anzufangen. Die Eroberung Schlesiens, die er mit einem Blitzschlag vergleicht, erinnert ihn an Originale, die keine Kopie vertragen. Als Friedericianisches System wird bezeichnet, in Erwartung eines drohenden Krieges den Frieden so weit zu verlängern, als das ohne Verletzung der Majestät des Staats möglich sei. Und endlich die Hauptsache, die keine Deutung aus der Welt schaffen kann, daß der ganze Passus über zukünftige Einverleibung als „politische Träumerei“ betrachtet und an Voraussetzungen hinsichtlich der Konstellation geknüpft wird, die damals weder waren noch bei Friedrichs Lebzeiten, (teilweise dank dem Mißtrauen, das er gegen sich hervorgerufen) erwartet werden durften.²⁾ Nur wenn mehrere Generationen nach einander geschickt und verschwiegen jenes als chimärisches Projekt bezeichnete Ziel im Auge behielten, könnte es einmal wirklich werden. Mag man über Friedrichs politische Moral denken, wie man will, für den handelnden Politiker Friedrich wird sich aus solchen Spinnweben nicht ein Gewebe von Fehlern präpariren lassen, als welches ruhig Urteilende einen mutwilligen Eroberungskrieg in jenem Zeitpunkt ansehen müßten.

Aber hat Friedrich nicht im Jahr 1756 unzweifelhaft die Absicht verraten, Sachsen zu annektiren? Lehmann liest das in einem Brief des Königs an seinen ältesten Bruder, den Thronfolger, in dem es heißt: „Rechnest Du für nichts das Vergnügen, der Königin von Ungarn einen Hemmschuh anzulegen (enrayer), Sachsen zu demütigen oder, besser gesagt, zu vernichten (anéantir), Bestuchem zur Verzweiflung zu bringen?“ Es ist von anderen bis zur Evidenz dargethan, daß der Zusammenhang erobersüchtige Absichten an dieser Stelle schlechthin ausschliesse und daß anéantir nur in dem Sinne: politisch zunichte machen, gebraucht sein könne. Das Wort ist hier ebenso figürlich angewendet wie in demselben Satz enrayer für Maria Theresia. Und ebenso, auf diplomatischen Kampf, sind die aus der Kriegssprache entlehnten Ausdrücke zu beziehen, welche in dem Vergleich der königlichen mit der römischen Politik gewählt sind. Daß das Werk, an dem Friedrich arbeitete, der Erhaltung des Friedens und der Rettung des Staates vor der „formidablen Liga, welcher er früher oder später unterlegen sein würde“ dienen sollte, zeigen andere Briefe an den Thronfolger.

¹⁾ Droysen, Preussische Politik V, 3, S. 36. Gerade an dieser Stelle wird auch das gesamte innere Metablisement (einschließlich des Festungsbaus) den Nachfolgern als notwendige Defensivmaßregel dargestellt. Lehmann hatte gerade auch daraus auf Angriffslust geschlossen.

²⁾ Näheres bei Roser a. a. O.

Zur Stütze jener Auslegung soll beitragen eine geheime Instruktion aus dem Jahre 1759, nach welcher Friedrich die „Vision“ der Erwerbung Sachsens so hartnäckig festgehalten habe, daß er diesem Ziele selbst nach der Niederlage von Künersdorf nachgegangen und demselben eigene Provinzen, wie Ostpreußen und so weiter, habe opfern wollen. Thatsächlich hat angesichts der damals sichtbaren Friedensneigung Frankreichs der sanguinische Fürst den Einfall gehabt, nicht nur zu behaupten, was ihm gehörte, sondern noch eine „Brandjalbe“ für seinen Schaden erlangen zu können. Aber eine „Vernichtung“ Sachsens hat er dabei so wenig im Auge gehabt, daß er den Kurfürsten für die Niederlausitz, an die neben Westpreußen und anderen Gebieten eventualiter gedacht war, mit Erfurt und Duderstadt entschädigen wollte. Die Lehmannsche Auffassung von der Absicht, Ostpreußen zu opfern, ruht auf irriger Interpretation. Wäre sie richtig, so wäre schwer faßbar, wie gerade Westpreußen als bevorzugtes Erwerbungsobjekt genannt werden könnte. Was sollte ihm diese „Wüste“ ohne Ostpreußen? Obendrein wissen wir durch den Kabinettsrat Eichel, daß jene Fühler überhaupt mit ausgestreckt waren, um von vornherein jeden Gedanken an Gebietsabtretung seinerseits bei Verhandlungen, die ins Auge gefaßt waren, abzuweisen.¹⁾ Konnte er darüber hinaus etwas erraffen, so war das eben im eigentlichsten Wortsinn eine Brandjalbe, das heißt eine Linderung für den Schaden, die nach seiner früher erwähnten Aeußerung notwendig sein sollte, um eine Schwächung des kriegführenden Staats zu vermeiden.

Daß Friedrich, als er 1756 den Krieg zur Abwehr sich aufgezwungen glaubte, von vornherein an solche Indemnisation gedacht hat, halte ich für sicher. Das muß man einer Geheiminstruktion an den Feldmarschall Lehwaldt in Ostpreußen entnehmen, vom 23. Juni 1756, als der König gegenüber bedrohlichen Truppenbewegungen Rußlands seine erste Rüstung anordnete.

Sind die Waffen den Preußen so günstig, daß bei den Russen Friedenswünsche vorausgesetzt werden können, so soll Rußland bei Polen die Abtretung Westpreußens an den Sieger durchsetzen. Friedrich stellt ausdrücklich diese Landforderung deshalb, weil die Russen zur Schadloshaltung zu wenig Geld hätten. Hauptächlich aber schärft er wiederholt als vornehmsten Preis eines Sieges die Forderung nach unbedingter Neutralität der Russen in dem Krieg ein; Landentschädigung steht also erst in zweiter Reihe. Noch ehe Friedrich etwas von der Ueberlegenheit seiner Feinde zu spüren gehabt hatte, war es also sein wichtigstes Ziel, der vornehmste Preis eines ersten Erfolgs, ihre Zahl zu verringern. Da muß man in der That fragen: Schmeckt das nach Eroberungsplänen, die von weither angesponnen sind, spricht das für einen derenthalb absichtlich herbeigezogenen Krieg? Und mit der Larve des kriegslüsternden Eroberers fällt im speziellen auch die Analogie hinweg in Betreff eines Eroberungskrieges um Westpreußen, der als Stütze herangezogen ist für das schwankende Gebäude angeblicher Pläne auf Sachsen. Ja, Friedrich wollte — rein passive

¹⁾ Vergleiche im allgemeinen Baillet (Deutsche Rundschau 1895, Februar).

Defensive wäre ja der Tod jeder Selbsterhaltung — im Fall des Angriffs seine Feinde zwingen, das gehaßte Preußen noch stärker zu machen. Westpreußen war im Sieg ein erwünschtes Objekt. Fast möchte ich glauben, daß dadurch der Grad der Wahrscheinlichkeit noch gemindert wird dafür, daß der König zugleich an Erwerbung Sachsens (im Fall er zum Krieg gezwungen würde) gedacht haben könnte. Ich weiß zwar nicht, wie viel er „sich selber zutraute“, aber sollte er sich nicht gesagt haben, daß er, mit gutem Willen seines einzigen Bundesgenossen, des König-Kurfürsten von England-Hannover, Sachsen nicht auch noch sich würde aneignen dürfen?

Wenn es nach dem sonst Vorgebrachten weder erforderlich noch auf dem verstatteten Raum thunlich ist, die von Lehmann herangezogenen Quellenzeugnisse weiter, als geschehen, zu betrachten, so ist es unerläßlich, noch die Handlungsweise Friedrichs darauf zu prüfen, ob sie unter dem Schein des neuen Tags, den jene Hypothese verbreitet, verständlicher würde. Nach derselben sollte Friedrichs Politik seit Jahren, insbesondere die im Januar 1756 fertig gewordene Neutralitätskonvention mit England, abzielen auf Offensive wider Oesterreich und Sachsen, wobei er, in der Hoffnung, daß Frankreich ihm nicht allzu weh thun würde, siegesmutig allen Gefahren einer Koalition entgegen gegangen wäre. Hätte man das zuzugeben Anlaß, dann, aber auch nur dann, gewänne der erbrachte Nachweis größere Bedeutung, daß Friedrich im Juni zu rüsten begonnen hat, während in Oesterreich alle militärischen Vorbereitungen noch unfertig waren und blieben. Ich will kein Gewicht darauf legen, daß seit Jahren Friedrich (auch nach jenem von Lehmann so geschätzten Testament von 1752) zur eigenen Sicherheit rüstete, und daß noch Ende Juli der angriffsscheue Minister von Podewils in der Aufstellung starker Truppenmacht einen letzten Anker des Friedens erblickte; wohl aber ist mit Nachdruck die Ansicht zurückzuweisen, daß Friedrich die Nachrichten über die Märsche seiner Feinde, der Russen, nach Kurland für nichtig hätte halten müssen. Jene nachweislich auf Oesterreichs Anreiz zurückzuführenden bedrohlichen Bewegungen haben die preußischen Rüstungen thatsächlich zur Folge gehabt. Und allzu leicht macht es sich auch unser Gegner, die in Wahrheit irrthümlichen Berichte über gleichzeitige österreichische Truppenmärsche in ihrer Bedeutung herabzusetzen. In Verbindung mit dem, was an der Düna vorging, mußten sie den König, der doch im ganzen über die Pläne der Feinde genügend unterrichtet war, zu Gegenmaßregeln herausfordern.

Jene Rundschäften gingen nicht nur von dem preußischen Gesandten in Wien und dem schlesischen Kammerpräsidenten aus, sondern zu ihnen gesellten sich solche preußischer Offiziere aus den böhmischen Bädern, zum Beispiel Schmettaus aus Karlsbad.¹⁾

In Wien war man nur vorsichtiger, gerade weil das Preußen gegenüber nicht reine Gewissen mahnte, nicht vor der Zeit sich in die Karten blicken zu lassen. Schon ehe Friedrich wirklich einen Mann einberufen, war man in Wien

¹⁾ Historische Zeitschrift 56, S. 443, Anmerkung 1.

verlegen gewesen, entweder Argwohn erregen zu müssen, oder es an nötigen Anstalten ermangeln zu lassen.¹⁾ Uebrigens bleibt es doch wohl dabei, daß die preußischen Rüstungen im Juni gegen Rußland gemeint waren; nur in Ostpreußen und, als Reserve, in Pommern wurden Aufstellungen veranstaltet, welche letztere so ausgeführt wurden, daß gerade Truppen aus den Marken, also von der sächsischen Grenze weg, dahin verlegt wurden. Als Soldat hatte Friedrich recht, wenn er so handelte, um sich die Gefahr nicht auf den Hals kommen zu lassen. Allerdings konnte daraus der Krieg sich entwickeln, dem er in sorgenvoller Erwägung als Mensch den Frieden vorgezogen haben würde. Wenn das Erfordernis der Geheimhaltung alle seine sonstigen Beteuerungen dieser Art unglaubwürdig machte, so ist doch kein Grund abzusehen, der ihn genötigt hätte, bis zuletzt vor seinem Bruder Heinrich Komödie zu spielen. Warum dieses, wenn er in derselben Zeit dem älteren Bruder gegenüber, wie Lehmann behauptet, durchaus keine Sorge vor erdrückender Gegnerschaft, sondern guten Mut und feste Erwartung des Erfolgs — verräterische Anzeichen seiner auf Krieg und Eroberung gerichteten Grundstimmung — kundgegeben hätte? Aber, wir sahen schon, eine solche Grundstimmung läßt sich historisch nicht nachweisen. Und ohne sie darf man aus der — notgedrungenen — Rüstung Preußens seit Juni 1756 keine aggressiven Pläne folgern.

Aber ergeben sich solche nicht aus dem gesamten Verhalten Friedrichs gegenüber Kursachsen, dem Land, dessen Erwerbung zur Abrundung Preußens ihm unentbehrlich dünkte?

Friedrich traute der sächsischen Politik, die unter verhängnisvollem Einfluß über den schwachen Kurfürsten durch den Grafen Brühl geleitet wurde, feindseligere Entschlüsse zu, als richtig war. Seit 1744 das bisher ihm zur Seite kämpfende Kurfürstentum die Seele eines geplanten Einfalls in die Mark geworden war, während er selbst in Feindesland stand, wurde er die Ueberzeugung nicht mehr los, daß Sachsen hinterrücks sich zu seinen Gegnern schlagen würde. Thatsächlich hatte Brühl auch nach den Friedensschlüssen von 1745 und 1748 Lust zum Anschluß an die Feinde Preußens unter Gewinn preußischer Gebietsteile gezeigt, aber aus guten Gründen der entstehenden Koalition noch sich fern gehalten. Immerhin war Friedrich doch so viel bekannt, daß nach der Occupation selbst sächsische Minister eingestanden, nicht ohne Gefahr hätte er unterlassen dürfen, so, wie geschehen, zu agiren.²⁾

Mit der bloßen Neutralität des nur wenige Meilen von Berlin damals belegenen Landes wollte sich daher der König ebenso wenig zufrieden geben, wie er eine Annexion desselben unter damaligen Umständen erstreben konnte und nach Ausweis der von uns gemusterten Zeugnisse erstrebt hat. Was also denn? Bereits in seinen Generalprinzipien vom Krieg (1748) hatte Friedrich festgestellt,³⁾ daß die beste Verteidigung Brandenburgs bestehe im Einmarsch in Sachsen.

1) Lehmann, Friedrich der Große, S. 118.

2) Politische Korrespondenz 14, 9.

3) Oeuvres 28 S. 76. (Vergl. 133.)

Den hielt er für nötig, weil von Schlesien aus gegen Böhmen, das nur von Mähren oder von der Donau her erobert werden könne, nichts auszurichten sei. Als Ziel schwebte ihm dabei entweder ein auf voller Interessengemeinschaft begründetes Bündnis,¹⁾ wobei die sächsischen Truppen auch ihm den Fahneneid zu leisten hätten, oder volle Verfügung über die Kräfte des Landes nach Kriegsrecht und für Kriegsdauer vor. Beiläufig im ersteren Fall ein Verhältnis dem ähnelnd, das die preußischen Vorschläge von 1865 dem Erbprinzen von Augustenburg in den Elbherzogtümern angeboten haben. Er bedurfte der Elblinie aus strategischen und militärisch-ökonomischen Gründen; volle Verfügung über die Streitkräfte an Menschen und Geld trat hinzu.

Da Sachsen ohne Untreue gegen Rußland und Oesterreich, mit denen es in Defensivallianz stand, auf ausreichende Garantien nicht eingehen konnte, schritt Friedrich im August 1756 zur Occupation. Diese Selbsthilfe, zu der er ein Recht nicht hatte, ist für Lehmann gleichsam der Punkt auf dem i für seine Hypothese. Nur Annexionsabsichten können nach ihm Friedrichs Entschluß und sein ganzes Auftreten in Sachsen begreiflich machen. Die herkömmliche Erklärung, daß der König seinen Feinden habe zuvorkommen, sich für den drohenden Koalitionskrieg die denkbar günstigste Position schaffen müssen, kann er selbstverständlich nicht zulassen. Auffälligerweise hat er sich dabei ein Argument entgehen lassen. Neuere Forschung hat als Irrtum es bezeichnet, daß Friedrich im Herbst 1756 durch sein Vorschlagen beabsichtigt habe, die noch nicht fertigen Oesterreicher vor dem Eintreffen bundesgenössischer Unterstützung niederzuwerfen und zum Stillstehen zu zwingen. Thatsächlich scheint es mit hinreichender Bestimmtheit fest zu stehen, daß er für dies Jahr neben der Sicherung Sachsens kein weiteres Ziel sich gesteckt hatte als die Gewinnung gewisser Stellungen in Nordböhmen.²⁾

Was für einen den moralischen Nachteil ausgleichenden Gewinn durfte sich daher, so könnte man fragen, Friedrich von seinem Friedensbruch versprechen, wenn er es nicht darauf abgesehen hatte, den erbittertsten seiner Gegner für den weiteren Verlauf kampfunfähig zu machen? Unwillkürlich legt man sich die Frage vor: Hat trotz unzureichender Beweise Lehmann doch das Rechte getroffen mit seiner Ansicht, daß Friedrich den Kampf herbeigeführt, um Sachsen zu erobern und zu behalten?

Ueber den Feldzugsplan Friedrichs Oesterreich gegenüber dürfte das letzte Wort wohl noch nicht gesprochen sein. Rußland alsbald außer Kampf setzen zu können, hat Friedrich — die Geheiminstruktion an Lehwaldt beweist es — irrigerweise doch gehofft. Hinsichtlich Sachsens hätte ich dem bereits Gesagten

¹⁾ Noch im September 1756 kam er darauf zurück. Politische Korrespondenz 13, 388 (s. 381), 390, 407, 410, 421. Doch zog er die zweite Alternative vor, nach den Mitteilungen Winterfeldts an den Prinzen von Preußen. (Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte I, 258.)

²⁾ Politische Korrespondenz 13, 296 (vergl. 14, 86) und Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte I, 258.

folgendes hinzuzufügen. Die Gefahr für Preußen bestand in der Vielheit der von allen Seiten dräuenden Feinde; der Staat war verloren, wenn er sich von dem ganzen Schwarm gleichzeitig überrennen ließ. Es entsprach einer Kombination, die nach einem kaum verhüllten Eingeständnis¹⁾ Winterfeldts für einen solchen Fall wohl schon 1754 dem König vertraut war, wenn man plante, Schutzwehren gegen die hereinbrechende Flut zu errichten, durch Eindämmung der vor den Einbruchstellen gelegenen Gelände, Hamovers und Sachsens. Im aktuellen Fall schien durch die Neutralitätskonvention Hannover außer Gefahr zu sein. Sachsen als Vorwerk der Marken, den Vorteil der inneren Operationslinie gegenüber getrennt operirenden Feinden, wollte er, so glaube ich annehmen zu dürfen, sich sichern durch seine Besetzung. Zugleich hinderte er damit die Oesterreicher, sich, im stillen Einverständnis mit der Landesregierung, hier einzunisten,²⁾ und deckte seinen Rücken vor der allezeit geargwöhnten Kooperation der Sachsen mit seinen Feinden.

Nicht die mindeste Notwendigkeit besteht somit, um Friedrich für 1756 geheime Pläne hinsichtlich Sachsens über das Eingestandene und Ausgeführte hinaus zu bezichtigen. Und nicht anders ist es mit den von Lehmann im einzelnen aus dem Verlauf der Occupation gezogenen Schlüssen, die hier nur flüchtig noch berührt werden können. Es ist nicht nötig, darüber zu streiten, ob Friedrich, wie er verheißt, Sachsen wieder geräumt haben würde, falls Maria Theresia die von ihm geforderte Zusicherung gegeben hätte. Graf Kaunitz in Wien hat es jedenfalls nicht für unmöglich gehalten, und der in Schlesien selbstständig kommandirende Feldmarschall Schwerin hat noch am 6. September geschwankt, ob es zum Krieg kommen werde.³⁾ Daß Friedrich unterlassen, das sächsische Lager bei Pirna zu stürmen, weil er sich bereits als Herr von Sachsen angesehen und nicht gewollt habe, daß seine alten und neuen Unterthanen einander zerfleischten, steht nicht einmal in der dafür angeführten Stelle. Friedrich wollte nur das, wie schon bemerkt, ihm wichtige Soldatenmaterial schonen. Der Beweis für die Thunlichkeit einer solchen gewaltsamen Einnahme ist um so weniger überzeugend, als urkundlich feststeht, daß die durch Winterfeldts Schuld zu leicht vorgestellte Ausführung bis zum 17., bezüglich 18. September beabsichtigt und dann erst als unausführbar aufgegeben wurde. Ebenso scheint es mir unmöglich, auf die Gefühle eines Landesherrn aus dem Umstand zu schließen, daß Friedrich in seinen Anforderungen an die Kriegsmacht Sachsens rücksichtslos, ja hart, in denen an das Land schonender aufgetreten ist. Daß unserem Gegner das Verhalten Friedrichs gegen den Kurfürsten „bei der bisherigen Auffassung“ unbegreiflich erscheint, hat wohl die Ursache, daß er bei Deutung der Erklärungen des preußischen Königs versäumt hat, auch die heranzuziehen, welche dieser un-

¹⁾ Immediatbericht von 1754, herausgegeben von Lehmann in der historischen Zeitschrift 64 S. 481. Damit hängt wohl die im Testament von 1752 gegebene Disposition zum Einmarsch in Sachsen zusammen.

²⁾ Politische Korrespondenz 13 S. 494, 496. Vergl. 377, 411 und so weiter.

³⁾ Lehmann: Friedrich der Große S. 127. Politische Korrespondenz 13, 359.

mittelbar vor seinem Einmarsch am 26. August hatte durch seinen Gesandten abgeben lassen. Da war mit dürren Worten gesagt, daß Friedrich nichts mehr wünsche, als nach dem glücklichen Eintritt des Friedens den Fürsten wieder in den ruhigen Besiz aller seiner Staaten zu setzen.¹⁾ Trotz aller Vorsicht gegenüber solchen Erklärungen, die auf Täuschung ja berechnet sein können, scheint es mir doch schwer, diese gewissermaßen feierliche Versicherung zu mißachten. Friedrich hat sie dem verbündeten König von England mitteilen lassen, der die Schritte Friedrichs wider Sachsen noch wiederholt am Petersburger Hof als nichtoffensiv zu vertreten versucht hat. Sollte es auf Irreführung Georgs II. dabei abgesehen sein? Aber die neuere Geschichte lehrt, wie schwer von solchen Verheißungen wieder loszukommen ist. Und endlich die Politik, die Annexion eines deutschen Kurfürstentums damit einzuleiten, daß man den gegen seinen preußischen Neffen argwöhnischsten Kurfürsten von Hannover betrog, dürfte doch kaum als Friedericianisch gelten. Sachsen gegenüber hätte eine Lüge keinen recht faßbaren Zweck gehabt. Hätte Friedrich der zeitlichen Verfügung über Sachsen die Annexion vorgezogen, so war es günstiger, wenn der Kurfürst nicht erst durch Vorspiegelungen zur Nachgiebigkeit verleitet wurde. Als Friedrich jene Erklärung anbefahl, glaubte er noch in vier bis fünf Tagen Herr der sächsischen Aufstellung werden zu können!²⁾ Rücksicht auf die Raschheit der Operationen könnte also auch nicht als bestimmend gedacht werden. Warum also nicht wenigstens schweigen über das künftige Schicksal des Landes?

Doch was frage ich viel! Den Gegner überzeugen zu können, darf ich mir nicht schmeicheln. Mir kam es hier darauf an, zu verhüten, daß eine in Grundanschauung und Folgerungen irrtümliche Theorie über eine hervorragend wichtige geschichtliche Frage in weitere Kreise eindringe und fortwuchere.



Vom Ursprung des Kusses.

Von

Alfred Kirchhoff.

Liebe, Freundschaft, Verehrung drücken wir durch den Kuß aus. Aber wie kommen wir eigentlich gerade auf dieses Symbol? Ist es ein allgemein menschliches? Küßten alle Völker?

O nein! Schon Peschel hat das in seiner schönen „Völkerkunde“ erwiesen. Die Indianer, die Buschmänner und Hottentotten, die Australischwarzen haben wohl nie vor Berührung mit den Europäern den Kuß gekannt. Ganz bestimmt wissen wir das von den beiden großen Kulturvölkern Asiens, den Chinesen und

¹⁾ Politische Korrespondenz 13, 280. Schon von Arnold Schäfer mitgeteilt.

²⁾ Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte a. a. O.

Japanern, von denen manche sogar öfters versichert haben, es erzeuge ihnen Ekel, wenn sie es nur mit ansehen müßten, wie sich die Europäer auf den Mund küßten.

Indessen gibt es doch weit jenseits unseres Kulturkreises, nur gerade weder in Australien noch in China oder Japan, auch nicht im amerikanischen Weltteil (außerhalb des hohen Nordens) vor Hinkommen der Weißen, eine eigentümliche Grußgewohnheit, die man den Nasengruß zu nennen pflegt.

Die Sitte des Nasengrußes reicht zunächst um alle Gestade des nördlichen Eismeers, wo nebenbei auch alle eingeborenen Naturvölker, Eskimos so gut wie Lappländer oder Tschuktchen, die Haare sich glatt über die Stirn streichen und über den Augenbrauen quer abstopfen — die echte „Ponyfrisur“! In weiter Ferne von jenen polaren Völkern setzt ein neuer, noch weit umfangreicherer Verbreitungszug des Nasengrußes ein: er reicht von Hinterindien durch die ungeheuren Fernen der Südsee bis zur Osterinsel und bis nach Neuseeland. Gerade aus Neuseeland hat uns Darwin das Zeremoniell des Nasengrußes mit großer Genauigkeit nach eigener Beobachtung geschildert, und wir ersehen daraus, daß das Zeremoniell dort gerade so wie in Hinterindien oder an den Gestaden des nördlichen Eismeers darauf hinausläuft, daß man den Duft der Ausatmung des zu Begrüßenden in sich aufnimmt und durch anhaltendes Einatmen dieses Geruches thatsächlich beweist oder auch durch ein behaglich gemurmertes „gut, gut!“ es versichert, wie angenehm einem der Geruch des andern sei. Die Maoris Neuseelands üben dies Zeremoniell in ausführlichster Förmlichkeit aus, indem der an Rang Niedrigere beim wechselseitigen Begegnen sich niederkauert am Wege, der andere sich darauf zum Gruß niederbeugt und dann Nasenrücken quer über Nasenrücken drückt. Anderwärts besteht dieser ausführliche und stets in strenger Förmlichkeit ausgeführte Gruß im Reiben der beiderseitigen Nasen an einander in stehender Haltung und mit „beifälligem Grunzen“.

Immer liegt dieser Grußform der Sinn unter, daß einem der Individualgeruch desjenigen, dem man seinen Gruß entbietet, wohlgefalle. Und, ohne mit Professor Säger im Geruch, der einem Menschen eigen ist, seine Seele wittern zu wollen, müssen wir doch zugeben, daß jeder Mensch eine individuelle, nur ihm eigentümliche, allein durch den Geruch wahrnehmbare Ausdünstung besitzt. Woher erkännte uns denn sonst in stockfinsterner Nacht unser Hund aus dichtem Menschengewühl heraus, wenn nicht an dem uns individuell eigenen Geruch? Wir Kulturmenschen sind arg abgestumpft in der Schärfe unseres Geruchssinnes; mancher unter uns besitzt gar kein Geruchsvermögen mehr. Im Naturzustand ist dagegen der Mensch auch bezüglich dieses Sinnes viel besser gerüstet. Waren es unsere Altvordern nicht auch? Woher käme denn sonst der uns seit alters vererbte Ausdruck des Abscheus — „Den kann ich nicht riechen!“

Man rümpft gern bei dergleichen hochmütig die Nase, gibt dem unter uns so weit verbreiteten Pharisäerstolz gegenüber den „Wilden“ Ausdruck, wendet sich verächtlich von solchen „tierischen“ Zügen ab. Indessen wo bleibt denn dann die ehrliche Ueberzeugung von der Einheit, der Blutsverbrüderung der ganzen

Menschheit, wie sie die heilige Schrift lehrt und die neueste Wissenschaft erhärtet hat?

Im Malaienarchipel ist Beriechen und Grüßen so vollständig eins, daß man für diese gar nicht von einander zu trennenden Begriffe naturgemäß auch nur ein einziges Wort im Sprachschatz besitzt. Wer grüßt, der beriecht eben den andern. Malaiisch kann der deutsche Satz „er hat mich begrüßt“ gar nicht anders ausgedrückt werden als mit den Worten „er hat mich berochen“. Verlassen auf den philippinischen Inseln Liebende einander für einige Zeit, so tauschen sie unter einander Kleidungsstücke aus, um während der Trennungszeit den Duft des geliebten Wesens nicht ganz entbehren zu müssen. Sage man ja nicht: Fi donc, so etwas kann eben nur bei rohen Völkern vorkommen! Im Gegenteil: gerade in solchen sinnlichen Regungen zeigt sich die Gleichartigkeit unseres Geschlechts. Wissen wir es nicht aus einem brieflichen Selbstgeständnis unseres Dichtersfürsten Goethe (das freilich nicht zu indiskreter Veröffentlichung niedergeschrieben war!), daß er einst auf eine Amtsreise nach dem Thüringerwald, die ihn für ein paar Tage von Weimar fern hielt, ein „Leibchen“ seiner Geliebten, der Frau von Stein, zur Erinnerung an ihren Dunstkreis, mitnahm. Ist das nicht vollkommen tagalisch-philippinisch? Aber nicht bloß die erotische Neigung, auch die innige Liebe der Mutter zu ihrem Kind drängt dazu, wenn auch nur in übertragener Form erinnerungsvoll den Duft des Wesens, an dem man mit der Seele hängt, einzuschlüpfen. Es gemahnte mich an den halb graufigen, halb rührenden Zug australischer Mütter, ihr gestorbenes Kind als verwesende Leiche mit sich zu schleppen auf der steten Wanderung unter Australiens Glutsonne, bis daß nichts mehr übrig ist als ein armselig Häuflein Knochen, — es gemahnte mich daran, als ich von einer deutschen Mutter hörte, sie könne sich nicht entschließen, die Wäsche, wie sie ihr heiß geliebtes Töchterchen noch auf dem Totenbett getragen, aus der Hand zu geben, denn der Geruch derselben sei ihr ja nun die einzige lebendige Vergegenwärtigung ihres Liebings, die ihr verblieben.

In solchem Zusammenhang der Gedanken, wie ich ihn im Vorstehenden darzulegen versuchte, begegnete mir im Verfolg ganz anderer Studien die Eingangsstelle des „hohen Liedes“ im alten Testament, eines sinnlich durchglühten Liebesliedes, das von Theologen unbegreiflicherweise vielfach für eine Reihe allegorischer Voraussetzungen christlicher Kirchenentwicklung gehalten worden ist. Dort steht (nach Luthers Uebersetzung) geschrieben: „Er küsse mich mit dem Kusse seines Mundes — denn deine Liebe ist lieblicher denn Wein — daß man deine gute Salberieche!“ Statt Salbe setzen wir wohl sinngerechter „Duft“, und nun stehen wir, glaub' ich, vor einer anziehenden Entdeckung. Uns Europäern kam die Sitte des Küssens über Griechenland und Rom aus dem Morgenland; den ursprünglich sinnlichen Zweck des ältesten Kusses morgenländischer Liebe aber verrät uns jene Bibelstelle: Die Geliebte verlangt nach dem Odem ihres Herzensfreundes!

Nasengruß, Mundkuß, Fuß- oder Handkuß sind also gar nicht so grundverschiedene Sittenäußerungen, wie man bisher meinte. Sie wurzeln alle in dem

Begreifen des Individuellen am Menschen durch den Geruchssinn. Aus tiefen Stufen sinnlichen Empfindens ringt sich der Mensch allmählich empor zu rein seelischem Fühlen. Auch die Entwicklungsgeschichte des Kusses lehrt uns das. Schämen wir uns nur nicht unserer Vergangenheit! Aufstreben ist edler als Stillgestandensein. Der Kuß auf die Stirne der Braut kommt einem Gebet nahe; doch er läßt uns eine Ahnenreihe vermuten bis hinab in entlegene Vorzeit, als vielleicht auch unsere Vorfahren das Nasenreiben pflegten wie Lappländer oder Eskimos. Nasengruß und Mundkuß schließen sich wechselseitig auf Erden räumlich aus gleich „vikarirenden Arten“ im Pflanzen- oder Tierreich; sie dürfen in der That wohl gleich solchen gedeutet werden als Sprossen eines nun der Vergangenheit angehörenden Astes.



Hebbels Anschauungen über Kunst und Religion.

Nach teilweise ungedruckten Briefen.

Mitgeteilt von

Fritz Lemmermayer.

Noch immer tobt auf dem Gebiete der Kunst und Literatur der Kampf zwischen den sogenannten Idealisten und Realisten. Von einem triumphirenden Sieg ist auf keiner Linie etwas zu verspüren, denn die einen wie die anderen, wenn sie sonst Talent haben, behaupten sich; aber auch zu einer Klärung der Begriffe ist es bisher nicht gekommen, ja im Gegenteile, je mehr Leute ihr Licht leuchten lassen, desto dunkler wird es in ästhetischer Sache, wie in jeder andern des modernen Lebens. Auf der Weltbühne ist es geworden wie in einem menschenüberfüllten Theater, in welchem die Lichter verlöscht sind; allenthalben herrscht heillose Verwirrung, man ist erschrocken, man schreit, man stoßt, treibt und drängt, man will zum Ausgang, alles ist ein Chaos, man fordert mit erschüttertem Herzen Licht, nichts als Licht.

Licht suchen auch jene Idealisten und Realisten, oder vielmehr jeder glaubt es schon zu haben, jeder hält sein Licht für das, wonach sie alle trachten, für die Wahrheit, für die allein richtige, ausschließlich giltige Wahrheit. Aber im Grunde genommen hat sie keiner. Was ist überhaupt Wahrheit? fragt der Erkennende seufzend, und je tiefer er in der Erkenntnis dringt, desto bescheidener wird er. Er weiß eigentlich nur, was die Unwahrheit ist, und weiß auch, daß derjenige unsittlich und ungläubig ist, der die Unwahrheit mit Willen liebt. Davon sind jene nun freilich entfernt, die Ehrlichkeit der Besten ist nicht zu bezweifeln, doch sie sind entfernt auch von der Wahrheit. Idealisten wie Realisten vergessen, daß mit diesen beiden Schlagworten überhaupt keine Richtungen bezeichnet werden

können, wie oft auch der Versuch unternommen wurde, und daß noch jeder große Dichter von Homer bis Hamerling beides gewesen ist. Idealist: denn jeder Dichter wird in seinem Werke irgend eine sittliche Idee, die nicht willkürlich ausgeflügelt ist, sondern mit dem Weltganzen und den unverrückbaren Gesetzen zusammenhängt, die dieses Ganze durchdringen und nicht ohne tragische Katastrophen verlegt werden können, zu veranschaulichen suchen. Realist: denn er wird Stoff und Form, durch welche die Idee Fleisch und Blut gewinnt, unmittelbar aus dem Leben schöpfen und mit lebendiger Natur durchdringen; ja er geht im Realismus, der ihn vom Allgemeinen der Idee zum Besonderen, Intimen drängt, noch weiter, er bekleidet in den meisten und besten Fällen seine Gebilde mit dem Kostüm seiner Zeit oder mit anderen Worten, er zeigt das Leben seiner Gegenwart in allen Strahlenbrechungen, in seinen Leiden und Kämpfen, seinem Lieben und Hassen, seinen Tugenden und Lastern. Die Dichtung, besonders die oberste von allen, das Drama, ist ein Spiegel ebenso allgemein menschlicher wie zeitgemäßer Zustände und Verhältnisse. Aber das ureigenste Element der Kunst ist immer die Schönheit; sie ist die Lunge, durch welche sie atmet. Mögen die Modernen und Naturalistischen dagegen eifern, wie sie wollen, es ist so.

Nun ist es interessant, in das allgemeine Literaturchaos mit einer Fackel hineinzuleuchten, die kein Geringerer als Friedrich Hebbel angezündet hat, ein Dichter, bei dem alles aus erster Hand war, alles aus dem besten Stoff, den die Erde zu geben hat. Er war nicht allein ein großer Dichter, bis auf weiteres der letzte große Tragödiendichter der deutschen Nation, er hat uns auch in seinen Tagebüchern und Briefen ästhetische Ansichten hinterlassen, welche, unmittelbar aus dem schöpferischen Prozeß selbst herauswachsend, schwerer wiegen als dickleibige Systeme doktrinärer Theoretiker, und von ihrem inneren kräftigen Wahrheitswerte nichts einbüßen werden in allen Modeströmungen und Richtungen, in allem Wandel und Wechsel der Zeit. Es sind Gesetze, nicht der subjektiven Willkür, nicht einem republikanischen Troß entsprungen, sondern fest und sicher aus den ewigen Kunsterscheinungen, unterstützt von der genialen Intuition Hebbels, selbst abgeleitet, so wie Kepler die astronomischen Gesetze aus dem gestirnten Himmel gelesen hat. Vor allem ist hinzuweisen auf den ethischen Geist des Dichters. Wenn andere in frivolen Neußerungen sich gefielen, so legte der einsame Tragiker den Totenschädel auf den Tisch. Er behandelte die Kunst mit dem großartigsten Ernst und der großartigsten Tiefe. Ihm genügte nur, was den höchsten Anforderungen wenigstens nach einer Richtung hin entsprach. Die Kunst war ihm die vollkommenste und reinste, von jeder banalen Zweckmäßigkeit losgelöste menschliche Neußerung auf Erden, ein erhabenes Spiel, welches alle Höhen und Tiefen, den gesamten Komplex der Erscheinungen durchmißt und, indem sie das verdeckende Unkraut wegmäht, die sittlichen Wurzeln des Lebens in nicht zu übertreffender Weise darlegt. Und unter den Künsten hinwiederum erkannte er die Poesie als den treibenden Keim, wie auch als die letzte ihrer gesättigten Früchte. Die Dichtung war ihm Offenbarung, worin die ganze Menschheit mit allem Wohl und Weh ihren Reigen hält. Darum sah er auch

in dem wirklichen Dichter unter allen Umständen ein sittliches Subjekt. Die Decenzforderungen, welche hauptsächlich der Unreinen wegen aufgestellt werden, deren mehr sind als der Reinen, — die Decenzforderungen, welche man an den Dichter stellt, sind eigentlich, da sie von einer Mehrheit entscheidend ausgehen, nicht anzufechten. „Doch,“ so schrieb Hebbel, „ist darzuthun, daß sie den Begriff seiner Kunst aufheben und ihm das Recht auf die Existenz absprechen. Mit der Sittlichkeit kann er sich niemals im Widerspruch befinden, mit der Moralität nur selten, mit der Konvenienz sehr oft. Die Sittlichkeit ist das Weltgesetz selbst, wie es sich im Grenzgesetz zwischen dem Ganzen und der Einzelercheinung äußert; was thut der Künstler, was thut vor allem der dramatische Dichter anderes, als daß er diese Harmonie aufzeigt und sie an jedem Punkt, wo er sie gestört sieht, wieder herstellt. Die Moralität ist die angewandte, die auf den nächsten Lebenskreis bezogene Sittlichkeit; mit ihr kann der Dichter bei gebrochenen Erscheinungen, in denen die Natur und selbst die Gesellschaft experimentirt oder vorbereitet, in Zwiespalt geraten, doch wird es nur in extremen Fällen geschehen. Die Konvenienz ist, wie schon ihr Name beweist, nichts Ursprüngliches, sondern eine Uebereinkunft, die sehr viel Sittlichkeit und Moralität, ganz so viel, als davon naiv und instinktiv ist, in sich aufnehmen kann und meistens sehr viel Unsittlichkeit und Unmoralität in sich aufnimmt.“

Wie in dieser Tagebuchstelle Hebbel zwischen Sittlichkeit und Konvenienz unterscheidet, als Dichter aus demselben Geiste heraus schaffend, das Gesetz heilig haltend, aber die Uebereinkunft mißachtend, was ihm seitens der prüden Anstandsphilister den Vorwurf der Unmoralität eingetragen hat — ebenso weiß er ein anderesmal mit fester Hand die entscheidende Grenze zu ziehen zwischen Scheinrealismus und echtem Realismus, das Problem in seiner vollen Tiefe erfassend und erschöpfend. Er setzt mit Recht den Realismus in das psychologische Moment, nicht in das kosmische. Denn die Welt in ihrem wahren Wesen kennen wir nicht; doch die Menschen kennt der Mensch, weil er selbst einer ist. Daher denn auch die Gesetze der menschlichen Seele von dem Dichter ängstlich zu respektiren sind. Alles übrige aber ist Sache der Phantasie, die aus derselben Tiefe schöpft, aus welcher die Welt selbst, d. h. die bunte Kette der jetzt existirenden Erscheinungen, hervorgegangen ist. Wenn also dem Dichter, will er im guten Sinne realistisch bleiben, nach der psychologischen Seite hin Einschränkungen auferlegt sind, so darf er um so mehr nach der andern ins Grenzenlose hinaussteuern, ins Zauberische und Mystische; nur wird er sich hüten, aus der dunklen Region unbestimmter und unbestimmbarer Kräfte die Motive selbst zu entlehnen. Er wird sich vielmehr darauf beschränken, die wunderbaren Lichter und Farben aufzufangen, welche unsere wirklich bestehende Welt in einen neuen Glanz tauchen, ohne sie zu verändern. Hebbel weist darauf hin, daß die Nibelungen auch ohne Hornhaut und Nebelkappe möglich sind.

In überzeugender Weise führt unser Dichter diesen Gegenstand aus, indem er auf das Unbewußte, auf das Traumleben zurückgreift, aus welchem heraus sich der schöpferische Prozeß vollzieht. Er sagt in einem Briefe: „Man wird

überhaupt finden, daß die Lebensprozesse nichts mit dem Bewußtsein zu thun haben, und die künstlerische Zeugung ist der höchste von allen; sie unterscheiden sich ja eben dadurch von den logischen, daß man sie absolut nicht auf bestimmte Faktoren zurückführen kann. Wer hat das Werden je in irgend einer seiner Phasen belauscht, und was hat die Befruchtungstheorie der Physiologie trotz der mikroskopisch genauen Beschreibung des arbeitenden Apparats für die Lösung des Grundgeheimnisses gethan? Kann sie auch nur einen Buckel erklären? Dagegen kann es keine Kombination geben, die nicht in allen ihren Schlangenumwindungen zu verfolgen und endlich aufzulösen wäre; das Weltgebäude ist uns erschlossen, zum Tanz der Himmelskörper können wir allenfalls die Geige streichen, aber der sprossende Halm ist uns ein Rätsel und wird es ewig bleiben. Sie hätten daher vollkommen Recht, Newton auszulachen, wenn er das naive Kind spielen und behaupten wollte, der fallende Apfel habe ihn mit dem Gravitations-system inspirirt, während er ihm recht gern den ersten Anstoß zum Reflektiren über den Gegenstand gegeben haben kann; wogegen Sie Dante zu nahe treten würden, wenn Sie bezweifeln wollten, daß ihm Himmel und Hölle zugleich beim Anblick eines halb hellen, halb dunklen Waldes in kolossalen Umrissen vor der Seele aufgestiegen seien. Denn Systeme werden nicht erträumt, Kunstwerke aber auch nicht errechnet oder, was auf das nämliche hinaus läuft, da das Denken nur ein höheres Rechnen ist, erdacht. Die künstlerische Phantasie ist eben das Organ, welches diejenigen Tiefen der Welt erschöpft, die den übrigen Fakultäten unzugänglich sind, und meine Anschauungsweise setzt demnach an die Stelle eines falschen Realismus, der den Teil für das Ganze nimmt, nur den wahren, der auch das mit umfaßt, was nicht auf der Oberfläche liegt. Uebrigens wird auch dieser falsche nicht dadurch verkürzt, denn wenn man sich auch so wenig aufs Dichten wie aufs Träumen vorbereiten kann, so werden die Träume doch immer die Tages- und Jahreseindrücke und die Poesien nicht minder die Sympathien und Antipathien des Schöpfers abspiegeln. Ich glaube, alle diese Sätze sind einfach und verständlich. Wer sie nicht anerkennt, muß die halbe Literatur über Bord werfen, z. B. den ‚Oedipus auf Kolonos‘, denn Götterhaine kennt die Geographie nicht, den Shakespeareschen ‚Sturm‘, denn Zauber gibt's nicht, den ‚Hamlet‘ und den ‚Macbeth‘, denn nur ein Narr fürchtet die Geister u. s. w.“

Hiermit ist die Aufgabe der Dichtung umschrieben, klar und wahr — und der gegenwärtige Streit über den Realismus könnte abgethan sein.

Bei einem Dichter, der die Kunst als die höchste geistige und sittliche Aeußerung betrachtet, deren der Mensch fähig ist, wird es nicht auffallen, wenn er sie über die Religion, oder richtiger gesagt, über die Konfession stellte. Schon Goethe hat einmal ausgesprochen, daß derjenige, welcher Wissenschaft und Kunst besitzt, auch Religion hat. Hebbel zumal war eine tief religiöse Natur. Das beweisen viele seiner Gedichte, das beweist der Schluß seiner „Nibelungen“ und besonders der Umstand, daß er seine mächtigsten Ideen an die weltgeschichtliche Erscheinung des Christentums anknüpfte und dessen tiefsinnige Symbole in seinen Kreis hinein zog. Aber er stand außerhalb der Kirche. Den sittlichen Kern des

Christentums hielt er zwar hoch, doch mit seiner dogmatischen Seite wollte er nicht mehr zu thun haben, „wie mit jeder andern Mythologie“. Diese Briefäußerung fiel dem geistreichen, wohlwollenden und streng orthodoxen Schriftsteller Friedrich Uechtritz, gegen welchen sie gethan wurde, hart ins Ohr und er zog Hebbel zur Rechenschaft. Hebbels Antworten sind nun von wesentlicher Bedeutung. Wenn er die christlichen Symbole als Dichter verwertete, so geschah es, weil sie ihm von seinem menschlich-freien Standpunkte aus nicht, wie dem Offenbarungsgläubigen, religiös-unnahbar sein konnten. Die schöne und gerechte Stelle seiner Rechtfertigung, der weitesten Verbreitung würdig, lautet:

„Wer sich nicht einspinnt in unbestimmte Gefühle, der muß sich sagen, daß es sich bei den unberechenbaren historischen Enthüllungen auf der einen Seite und den Schwindel erregenden Fortschritten der Naturwissenschaften auf der andern in unserer Zeit gar nicht mehr um das Verhältnis der Religionen unter einander handelt, sondern um den gemeinschaftlichen Urgrund, aus dem sie alle im Lauf der Jahrhunderte hervorgegangen sind, um das Verhältnis des Menschen zur Natur und um seine Abhängigkeit oder Unabhängigkeit von ihren unerbittlichen Gesetzen. Ob der Christ oder der Jude oder der Buddhist recht haben, muß so lange unentschieden bleiben, bis ausgemacht ist, ob der Mensch die vornehme Ausnahme wirklich bildet, für die er sich hält. Die Wage und das Messer haben nun zu höchst bedenklichen, ja furchtbaren Resultaten geführt, und mit dem obligaten: ‚Der Herr sprach‘, aus Büchern entlehnt, die man seit Entdeckung der Keilschrift weit über den Berg Sinai hinaus bis zu ihren Quellen verfolgen kann, wird keiner die Männer, die sie handhaben, noch zum Schweigen bringen wollen. Wenden Sie mir ja nicht ein, der Materialismus sei alt und in den Herren Helvetius, Holbach u. s. w. längst zurückgeschlagen; er ist neu in den Gründen, und wer sich mit diesen, nicht etwa durch Moleschott und Vogt, sondern durch die ernstesten und parteilossten Forscher bekannt und vertraut macht, der wird es sich nicht verhehlen können, daß von allen Faktoren der Menschennatur nur das Gewissen als unzerstörte und, wie ich glaube, unzerstörbare Burg des Spiritualismus übrig geblieben ist. Denn das Gewissen steht mit den sämtlichen Zwecken, die sich auf dem Standpunkt des Materialismus für den Menschen ergeben, in schneidendem Widerspruch, und wenn man auch versuchen mag, ihm den Geschlechtserhaltungstrieb im Sinn eines Regulators oder Korrektivs des Individuellen zu Grunde zu legen, so wird man es dadurch so wenig erklären, als aufheben, oder steht es nicht fest, daß die Faktoren sich im Produkt nur steigern, nicht verändern? Das Gewissen weiß aber nur von Gut und Böse, von Recht und Unrecht, es stellt keine einzige Glaubensforderung, nicht einmal die allgemeine, geschweige eine positive, es gewährt seinen Frieden um den Preis sittlichen Handelns und verlangt nicht, daß dies im Namen irgend einer Religion geschehe. Ich kann nicht so mißverstanden werden, als ob ich leugnete, daß das Gewissen den Menschen, dem eine bestimmte Religion anerzogen worden ist, nicht auch wegen Abweichungen von dieser zur Rede stellte; kein Türke wird mit ruhigem Gemüt Wein trinken, kein Jude Speck essen, kein Katholik die österliche

Beichte verjäumen. Ich gehe von der ursprünglichen Thatsache aus, die auch der Offenbarungsgläubige als solche gelten lassen muß, wenn er nicht mit Natur und Geschichte zugleich in Widerspruch treten will, und frage: Warum ruft das Gewissen, das allen Völkern ohne Ausnahme und ohne Unterschied gebietet, das Gute zu thun und das Böse zu lassen, ihnen nicht ebenso laut und vernehmlich zu, sich ihren Gott so und nicht anders zu denken und ihn so und nicht anders zu verehren? Das thut das Gewissen aber nicht, und darum hat man nie blutige Kriege geführt, weil man Mord, Raub, Diebstahl u. s. w. in dem einen Lande für Tugenden, in dem andern für Laster hielt, wohl aber haben die Kämpfe um Bundeslade, Kreuz und Halbmond die Erde dezimirt, ohne daß ein Einverständnis zu erreichen gewesen wäre; ja, diese haben das sittliche Gesetz selbst zuweilen auf lange verfälscht und verdunkelt, indem man sich in majorem Dei gloriam gegen Andersgläubige alles erlaubte, und Mohammed nebst seinen Kalifen gewiß in ebenso fester Ueberzeugung wie Moses und Josua oder wie die Ritter der Kreuzzüge. Das ist entscheidend. Einen Ort gibt's, wo der unabhare Urgrund der Welt, den man nach meinem Gefühl durch jeden Namen und jede Bezeichnung an etwas Endliches anknüpft und also beschränkt und begrenzt, sich deutlich vernehmen läßt, und das ist die menschliche Brust. Und hier sollte die Offenbarung unvollständig sein? Hier sollte sie nur auf die Pflicht, nicht auch auf den Glauben gehen, wenn von diesem für den Menschen nicht bloß so viel, sondern unendlich viel mehr abhinge wie von jener? Unbegreiflich, unbegreiflich bis auf den Grad, daß selbst die Ahnung, die doch nie ganz verstummt, keinen Anhaltspunkt mehr findet, wenn sie ihn nicht darin setzen will, daß dem Menschen alle Vermögen, die ihn vom Tier unterscheiden, nur zur Vexation gegeben seien. Im Ernst kann die Frage gar nicht aufgeworfen werden, so lange man den Boden, auf dem man mit den uns allen gemeinsamen Mitteln nach Wahrheit forscht, nicht verläßt und eben jene Unbegreiflichkeit zu ihrem eigensten Kennzeichen macht. Dann aber ist das Resultat: strengste Gebundenheit des Menschen im Handeln und vollkommenste Freiheit im Glauben, denn auf der einen beruht die sittliche Welt und auf der andern die intellektuelle. Dafür, daß die Tugend, die man vorzugsweise, obgleich ohne Not, die christliche zu nennen pflegt, nämlich die Demut, nicht leidet, ist auch gesorgt: Wie käme der tiefere Mensch, eingeklemmt zwischen eine unendliche Aufgabe und den ebenso ungewissen als unerbittlichen Tod, wie er es ist, zur Selbstüberhebung? Der flache aber ist stolz auf seine Art, das Kreuz zu schlagen oder seinen Vers aus der Thora abzulesen; er spielt als Christ, Jude, Türke oder Heide die Pharisäerrolle, denn er ist überall der Auserwählte und hat das eine, was noththut, und er findet jetzt im Mormonenthum seinen letzten karrifirenden Ausläufer.“

Nach dieser Auseinandersetzung, die sich vielleicht in einzelnen Punkten, besonders in der Gewissensfrage, anfechten ließe, aber gewiß nicht im innersten anthropologischen Kern, erklärt Hebbel noch einmal, daß ihm die dogmatische Seite des Christentums nicht mehr sein kann, als eine Mythologie neben anderen Mythologien. Wer sich an diesem Ausdruck stoßt, der verkennet den Wert der

Mythologie und vergißt, daß die Mythologie die tiefste und höchste, reinste und ursprünglichste religiös-dichterische Offenbarung des menschlichen Geschlechtes ist; sie ist das Schicksal und die symbolisirte Natur eines Volkes und seiner Geschichte. Hebbel wußte es und ließ sich darüber also vernehmen: „Mir ist die Mythologie eines Volks der Inbegriff aller seiner religiösen Anschauungen, so weit sie nicht im Allgemein-Menschlichen aufgehen, und als gemeinschaftliches Ergebnis seiner historischen, philosophischen und poetischen Prozesse das Höchste, was es überhaupt in seinem ersten Entwicklungsstadium liefert. Der Schwan der Leda gehört freilich auch mit dazu, aber doch nicht anders, wie z. B. die Tierfragen über dem Portal zum gotischen Dom. Wollen Sie mir die altnordische und die griechische nicht gelten lassen, deren jede wenigstens als großartige Natursymbolik in Schwindel erregender Majestät über alles Individuelle hinausragt, so können Sie die indische mit ihrem unergründlichen Tiefsinn gewiß nicht zurückweisen.“ Eine so treffende als stolze Sprache, wie sie sich für den Dichter der Nibelungen, dem die alte Mythe und Sage eben mehr war als der Aberglaube der Nation, ziemte! Hebbel erkannte, daß ein Offenbarungsprinzip, das es gleich von vorn herein aufgibt, sich mit dem natürlichen Vermögen des Menschen in Einklang zu setzen, ja sich wohl gar im Gegensatz zur Vernunft gefällt und in dem Andersgläubigen den Verdammten sieht, allmählich zu Inquisition und Folter führen müsse. Und wenn der Kirchenhistoriker Neander die übernatürliche Zeugung und den übernatürlichen Tod Christi ganz einfach für Thatsachen des christlichen Bewußtseins erklärte und ruhig daran vorüber ging, um dann der Vernunft durch das Aufgeben irgend eines irrelevanten Zehntelwunders eine scheinbare Konzession zu machen, so nannte das Hebbel einen „förmlichen Hohn“.

Daß solche aus tiefster Betrachtung und Erkenntnis der Wirklichkeit entsprungene, scharf klingende Aussprüche nicht gegen den Glauben, das Mysterium an sich gerichtet waren, bedarf keiner Versicherung bei einem Dichter, der als solcher schon kein plumper Materialist sein konnte und sich ernstlich mit der Abfassung eines Christusdramas beschäftigte. Für ihn bildeten Religion, Philosophie und Poesie drei verschiedene „Sternwarten, die sich gegenseitig in Betrachtung des Himmels und der Erde unterstützen und von einander empfangen, ohne mit einander zu hadern.“

Seine Sternwarte war die poetische.

Raum war die Kontroverse mit Uechtritz beendet, als neuerdings ein „Bekehrungsversuch“ an Hebbel vorgenommen wurde. Diesmal von dem protestantischen Pfarrer Luef. Die Korrespondenz zwischen beiden liegt mir vor; sie ist noch ungedruckt. Ich teile aus den Briefen des Dichters die folgenden Stellen mit, welche alles früher Gesagte energisch bekräftigen.

Hebbel schreibt:

16. Oktober 1860.

An Herrn Pfarrer Luef in Wolfzschellen.

„Lassen Sie mich mit dem Allgemeinen beginnen. Sie möchten mich dem positiven Christentume näher bringen, als Sie mich ihm gestellt glauben. Seien

Sie überzeugt, daß ich Ihr Motiv auf keine Weise verkenne. Aber ich habe über denselben Gegenstand schon vor Jahren mit meinem Freunde Friedrich von Uechtritz eifrig korrespondirt, ohne daß es mehr als einen Waffenstillstand zur Folge gehabt hätte. Ich stehe durchaus in keinem feindlichen Verhältnis zur Religion, wie Sie selbst sehr richtig bemerken. Das ist auch bei einem Dichter — und Sie erklären mich für einen solchen — nicht wohl möglich, wenn er anders den Namen verdient und nicht zu der französischen Zwittergattung gehört, denn Religion und Poesie haben einen gemeinschaftlichen Ursprung und einen gemeinschaftlichen Zweck, und alle Meinungsdivergenzen sind darauf zurückzuführen, ob man die Religion oder die Poesie für die Urquelle hält. Ich muß mich nun für die Poesie entscheiden und kann so wenig in den religiösen Anthropomorphismen, wie in den philosophischen Doktrinen etwas von den großen poetischen Schöpfungen spezifisch Verschiedenes erblicken; es sind für mich alles Gedanken- trauerispiele, in denen bald der Intellekt, bald die Phantasie vorschlägt, bis beide sich im reinen Kunstwerke durchdringen und in gegenseitiger Sättigung zusammenwirken. Damit verschwindet denn für mich der christliche Gottmensch wie der griechische und persische, oder vielmehr, sie treten in die symbolische Sphäre zurück, ohne daß die neuere Bibelkritik, die Straußsche z. B., mir diese erst hätte erschließen müssen, denn sie ist der Anfang aller Kunst und dürfte auch, nur in verwandelter Gestalt, ihr Ende sein. Sollte Ihnen das zu profan klingen, so erwägen Sie, daß ich ja von der Religion nicht geringer, sondern von der Poesie, der Allumfasserin, nur höher denke; jedenfalls glaube ich nicht, daß es einen Dichter geben kann, dem die univiersellen Formen des Dramas und des Epos zu Gebote stehen, und der zu der positiven Religion ein anderes Verhältnis hat. Calderon werden Sie mir nicht einwenden wollen; es fehlt ihm eben das Beste, wenn man ihn in Herz und Nieren prüft. Es ist nun freilich wahr, daß auch diejenigen Dichter, die uns hier allein beschäftigen dürfen, den religiösen Anschauungen und Empfindungen nicht selten einen Ausdruck verleihen, der den Gläubigsten nicht allein befriedigt, sondern ihm sogar in seinem eigensten Wesen ganz ungeahnte Tiefen öffnet. Das rührt aber nicht daher, weil der Poet in solchen Momenten gewissermaßen mit ihm zum Abendmahl geht, sondern weil ihm das Geheimnis des Lebens anvertraut ist, weil er, immer den rechten Mann vorausgesetzt, instinktiv jede Existenz in ihrer Wurzel und jedes Moment einer Existenz in seinen allgemeinen und besonderen Bedingungen ergreift, und davon sind die religiösen natürlich nicht ausgenommen. Er ist also darum ebenso wenig Christ, weil er dem Christen seine Sehnsucht erklärt und verklärt, als er gerade verliebt zu sein braucht, weil er den Liebenden über sein Herz belehrt; er ist einfach der Proteus, der den Honig aller Daseinsformen einsaugt, allerdings nur, um ihn wieder von sich zu geben, der aber in keiner für immer eingefangen wird. Wer diesen Standpunkt festhält, der würde sich nicht wundern, wenn der Hamlet und der standhafte Prinz einen und den nämlichen Verfasser hätten; wer ihn aus den Augen läßt, der muß über die Widersprüche des Poeten außer sich geraten und ihn in gut vulgärem Sinn für charakterlos erklären. Es sind aber

die Widersprüche der Welt, die trotz ihrer des bindenden und regelnden Mittelpunkts nicht entbehrt, wenn man ihn auch auf keine Formel zurückführen kann. Hierbei muß ich es bewenden lassen. Sie werden wenigstens meinen guten Willen nicht verkennen, mich mit Ihnen zu verständigen. Ich gehe nie ohne Kampf und Widerstreben in diese Dinge ein und kümmere mich für mich selbst eigentlich ganz und gar nicht um die Pole, zwischen denen meine Existenz sich dreht; die geistige Zeugung geht, wie die leibliche, am besten im Dunkeln von statten, und auch der Dichter erfährt's erst von der Hebamme, ob seine Kinder männlichen oder weiblichen Geschlechts sind."

Indessen blieb der eifrige Seelenhirte in Wolfskehlen auf seinem religiösen Standpunkt ebenso unerschütterter, als Hebbel auf seinem ästhetischen, den vorher in seiner Art schon Schiller eingenommen hatte. Es kam zu einem vorläufigen Waffenstillstand, aber zu keinem Frieden. Luch bemühte sich weiter, den Dichter seiner Kirche zu gewinnen — „ein Griff in Herz und Eingeweide“, wie sich Hebbel ausdrückte. Noch einmal ward er gezwungen, seine Stellung zu verteidigen. Er that es mit den beherzigenswerten Worten:

„Mein Standpunkt hat nichts Ausschließliches, ich ehre einen jeden und lasse es ganz dahingestellt, wer den besseren hat; ich will nur nicht von dem rohen Zufall der Geburt, der dem Menschen seine Religion anweist, und den er nicht corrigiren kann, ohne das allen Völkern gemeinsame und äußerst schwer ins Gewicht fallende Vorurteil gegen Renegaten hervorzurufen, sein zeitliches und ewiges Heil abhängig gemacht wissen. Die absolute Philosophie gebe ich Ihnen von Herzen preis, wenn ich es auch an ihr schätzen muß, daß sie selbst in ihren ärgsten Verirrungen nur den intelligenten Menschen ergreift, nicht, wie die absolute Religion, auch den moralischen; denn, wenn Hegel jemand das Begriffsvermögen abspricht, so liegt in dem angeschuldigten Mangel zugleich die Rechtfertigung, wenn demselben Individuo aber die Sünde gegen den heiligen Geist vorgeworfen wird, so gibt es keine Rettung mehr, sondern der absichtlichen Verstockung muß die Verdammung folgen. Friedrich Schlegel erklärte seinem Freunde Tieck einmal, die himmlischen Gestirne würden dereinst zusammenrücken und in der Form des Kreuzes auf die Erde herabblitzen; ob er bei Tieck damit etwas ausrichtete, weiß ich nicht, aber für mich würde auch das, wenn es plötzlich geschähe, nichts weiter sein, als eine zufällige Konstellation der Himmelslichter, über die ich mir bei den Astronomen Rats zu erholen hätte. Ebenso wenig freilich kümmert es mich, wenn der Philosoph mir versichert, er habe den Ring Salomonis wieder aufgefunden und trage ihn am Finger; wie seine Diamanten auch funkeln und schwache Augen blenden mögen, ich weiß, daß kein Talisman darunter ist, weil keiner darunter sein kann. Dabei verkenne ich durchaus nicht, daß mein Standpunkt sein Gefährliches hat, denn wenn es auf der einen Seite fest steht, daß die Welt jeden großen Fortschritt nur durch Individuen macht, welche, seien es nun Religionsstifter, Feldherren oder Künstler, das Gesetz aus sich selbst nehmen und mit den Zuständen und Anschauungen brechen, die sie vorfinden, so läßt es sich auf der andern Seite nicht leugnen, daß das Prinzip

schneidliche Karikaturen erzeugt, die sich wohl gar in ihrem Dünkel zu Welt-richtern aufwerfen. Aber genau besehen, werden das immer Nachbeter sein, die, sobald sie die Theorie in Praxis umzusetzen suchen, der bürgerlichen Gesellschaft verfallen, während, wenn man ein Absolutes für Millionen aufstellt, die schlimmsten Triebe der menschlichen Natur unter heiligem Deckmantel rasen und ungestraft von der einzelnen Regerverfolgung zur Befehrung oder Vertilgung ganzer Völker durch Feuer und Schwert fortschreiten können, wie die Geschichte schaudernd lehrt. Es steht daher ein unendlich Kleines dem unendlich Großen gegenüber, und da ist die Entscheidung leicht.“

So lautet eine Stelle aus dem Versöhnungsbrief, den Hebbel am Ofterabend des Jahres 1861 nach Wolfskehlen sandte. Jedoch der geistliche Freund ließ nicht nach, er wollte um jeden Preis einen evangelischen Bekenner aus ihm machen. Dieser aber blieb, was er immer war: der Dichter, dem nach seinem stolzen Wahrwort „das Geheimnis des Lebens anvertraut ist“, wobei er, wie er in dem zuletzt citirten Schreiben erklärend hinzufügt, allerdings „nicht ans Wissen dachte, sondern ans Können, nicht ans Erklären, sondern ans Hinstellen.“

Das ist Aesthetik; das ist die Erkenntnis eines intuitiven Dichters, für den, wie für jeden andern, der diese Bezeichnung verdient, die innerste Natur der Poesie darin bestand und besteht, „daß sie nur auf das Schöne geht und dies aus allen Anschauungsformen der Welt herauschmelzt, ohne sich selbst an eine zu binden,“ und dem sie im letzten Grund eins war mit Religion und Sittlichkeit.



Zur armenischen Frage.

Von

H. Bamberg.

Seitdem Lord Rosebery bei Eröffnung der diesjährigen Session des Parlaments im Oberhause die Aeußerung gethan: daß, falls die Grausamkeiten in Armenien sich bewahrheiten sollten — man behufs etwaiger Repressalien zum Schutze der Armenier bleibende Maßregeln treffen müsse — ist die sogenannte armenische Frage in die Reihe der aktuellen Tagesfragen getreten. Ob wir wollen oder nicht, stehen wir nun einer solchen Angelegenheit gegenüber, die eine ganz unerwartete Wendung nehmen und selbst diejenigen überraschen könnte, die die ganze Bewegung ins Leben gerufen haben. Die armenische Frage ist in ihrem Grundwesen ganz verschieden von den griechischen, serbischen und bulgarischen Fragen, die im Laufe dieses Jahrhunderts aufgetaucht und post tot discrimina rerum ihre Erledigung gefunden haben. In der europäischen Türkei war das moslimische Element zu geringzählig und zu vereinzelt, um größern und nachhaltigem Widerstand leisten zu können. In Kleinasien aber ist dies nicht der

Fall. Hier bilden die Christen eine Fraktion von markanter Minorität und können trotz der heftigen Wühlereien von außen her noch lange nicht jene Rolle spielen, durch welche Rumänen, Griechen, Serben und Bulgaren in ihren freihheitlichen Bestrebungen im Kampfe gegen die ottomaniſche Herrſchaft ſich hervorgethan. Wir ſprechen von einer armenischen Frage, wir laufen aber Gefahr, daß wir eine kurdische, eventuell auch eine türkiſch-arabiſche, d. h. eine mohamedaniſche Frage auf den Hals bekommen. Es iſt daher keinesfalls unzeitgemäß oder überflüſſig, wenn wir, dem Reſultate der jetzt in Muſch tagenden Unterſuchungskommiſſion vorgreifend, den Motiven und den etwaigen Folgen dieſer ins Leben gerufenen Frage einige Aufmerkſamkeit ſchenken. Daß die von den Wehen und Leiden des Uebergangſtadiums ſtark heimgeſuchte Türkei in den vom Zentralfunkt der Adminiſtration fern liegenden Gegenden in jeder Beziehung reformbedürftig ſei, das wird niemand in Abrede ſtellen, denn ſo, wie Rom nicht in einem Tage entſtanden, ſo kann es von einem jahrhundertlang in aſiatiſcher Denkuungs- und Handlungsweiſe gelenkten Staate nicht verlangt werden, daß er mit Sturmſchritten auf der Bahn moderner Reformen fortſchreite. Das Beiſpiel Japans gehört zu den Ausnahmen, und die nach dem Naturgeſetze ſich fortbewegenden aſiatiſchen Staaten werden und können nur mit großem Aufwand von Zeit und Geduld ſich uns nähern. Die Leiden der Uebergangsperiode in der Türkei ſind gewiß beträchtlich und werden von den Unterthanen verſchiedenen Standes, Glaubens und Abkunft in gleicher Weiſe gefühlt. Sonderbarerweiſe iſt unſer chriſtliches Europa nur für die Leiden ſeiner in der Türkei lebenden chriſtlichen Glaubensgenoſſen empfänglich, und was den Gläubigen in Mohammed anbelangt, da verraten wir eine ganz auffallende Gleichgiltigkeit. Nachdem wir uns der verſchiedenen chriſtlichen Unterthanen der Pforte der Reihe nach erbarmt haben, ſind wir nun bei den Armeniern angelangt, bei einem Volke, dem nicht nur die Türken und der Islam hart mitgeſpielt, ſondern das ſchon früher in ſeiner eigenen geſchichtlichen Entwicklung ſchweren Prüfungen ausgeſetzt geweſen.

Wollte man die Leidensgeſchichte des armenischen Volkes erzählen, ſo käme man aus der Reihe blutiger Tragödien, betäubender Schickſalsſchläge und trauriger Epifoden nationalen Unglücks gar nicht heraus. Die Geſchichte der Juden, wenn wir von der Schlußſcene der Zerstörung Jeruſalems abſehen, iſt nichts im Vergleich zu den jahrtausendlangen harten Kämpfen und Drangſalen, welche das Volk der Armenier im Laufe ſeiner dreitausendjährigen Exiſtenz zu beſtehen hatte, denn während die Juden den Angriffen der kleineren ſtammverwandten Nachbarn ſiegreich widerſtanden und nur Roms Weltherrſchaft unterlagen, hatte das Land von Haig (Haiaſdan), wie Armenien von den Eingeborenen genannt wird, dem verheerenden Anprall ſämtlicher vom Oſten und vom Weſten hereinbrechenden Eroberer zu widerſtehen und wurde trotz zeitweiligen Sichaufraffens ſchließlich zerſtückelt und von fremden Elementen auseinandergeriſſen. Daher iſt es gekommen, daß die Grenzen Armeniens ſo oft verſchoben wurden und ſo häufig ſich verändert haben. Macedonier, Perſer, Römer, Araber, Mongolen und Türken

teilten sich wechselseitig in den Besitz des vom Kur bis zum Euphrat und vom alten Atropatene bis zum Pontus sich einst erstreckenden Armeniens. Das bunte Völkergemisch, welches auf der vom Innern Asiens nach Anatolien und Griechenland gelegenen Hochstraße hereinbrach, hatte jeden Versuch zur Erstarkung des armenischen Volkselementes vereitelt, und was von den politischen Wirren verschont geblieben, das haben die mächtigen Fluten der Religionskämpfe der Parzen, des Islams und namentlich des christlichen Sektengeistes noch ärger heimgesucht und hart mitgenommen. Unter solchen Umständen ist es in der That noch zu verwundern, daß dieses Volk nicht gänzlich untergegangen, und daß es heute noch nahezu drei Millionen Armenier gibt, die, unter der Obrikeit Persiens, Rußlands und der Türkei lebend, in der Neuzeit mit ihren nationalen Ansprüchen auf der Bühne der politischen Tagesfragen aufgetreten sind.

Das erste nationale Erwachen der Armenier, welches schon im vergangenen Jahrhundert begonnen, mußte nach einer langen Periode bitterer Enttäuschungen mit der traurigen Aussicht auf Hoffnungslosigkeit enden. Ja, im Gegenteil, die Armenier mußten zur Ueberzeugung gelangen, daß der Schutz christlicher Herrschaft, anstatt ihr Elend zu mildern und die tiefen Wunden zu heilen, sich in eine solche Flamme verwandelt, die ihre nationale Existenz mit gänzlicher Vernichtung bedroht. Der Islam hat der materiellen Lage geschadet, das russische Christentum hat den Geist, die nationale Seele angegriffen und im Laufe eines einzigen Jahrhunderts dem Volke der Armenier mehr Schaden zugefügt als all die rohe Gewalt des Islams in der Vergangenheit. Wenn wir nämlich in Erwägung ziehen, daß es im ganzen südlichen Rußland von der Krim bis nach Astrachan im Anfange dieses Jahrhunderts noch eine ganz beträchtliche Anzahl armenischer Kaufleute und Industrieller gegeben, die durch Annahme der verhängnisvollen Partikel oft im Russentume aufgegangen, so werden wir die Gefahr des russischen Schutzes vollauf zu würdigen verstehen. Die Absorption geht in der ganzen Länge und Breite des russischen Riesenreiches ununterbrochen fort, und wir finden es ganz erklärlich, wenn armenische Patrioten, hierüber stußig geworden, ihre Landsleute gegen den russischen Sirenengesang ernst verwarnt und strenge Passivität angeraten haben. Dieses Prinzip einer strengen Passivität, gepaart mit aufrichtigen kulturellen Bestrebungen und unterstützt von einem sorgfältigen Studium armenischer Vergangenheit, ist auch thatsächlich bis in die Neuzeit herein von der nüchternen Mehrzahl des armenischen Volkes befolgt worden und würde wahrscheinlich auch nachher unabänderlich befolgt werden, wenn mittlerweile in der nächsten Nähe sich nicht solche Begebenheiten zugetragen hätten, die einige heißblütigere Mitglieder dieses Volkes bethört und auf eine solche Bahn verleitet haben, die abschüssig, gefährlich ist und der nationalen Sache der Armenier eher schaden als nützen kann.

Den größten Einfluß auf die Gemüther der armenischen Heißsporne hat entschieden das Gelingen der bulgarischen Selbständigkeit ausgeübt. Daß Griechen, Rumänen und Serben nach langen und harten Kämpfen und nach thatkräftiger Unterstützung seitens des christlichen Europas ihre Unabhängigkeit von der Pforte

erlangten, das hatte wohl den Mut der Armenier gehoben und ihre Hoffnung auf eine gleiche Gunst seitens der Westmächte angepornt. Doch hatten sie einerseits mit Hinblick auf die damals nur halbwegs gebrochene Macht der Osmanen mit ihren Wünschen noch nicht hervorzutreten gewagt. Andererseits mußte die Ungleichheit der ethnischen Konstellationen zur Vorsicht mahnen, denn Griechen, Rumänen und Serben hatten eine kompakte, von Mohammedanern nur wenig oder gar nicht untermischte Bevölkerung gebildet, und die Vereinigung zu einem nationalen Körper konnte ungestört vor sich gehen. Bei den Bulgaren war dies jedoch nicht der Fall. Hier, auf dem alten Kampfplatz osmanischer Eroberer, hatten die Türken ihre Ansiedlung schon zur Zeit Murads II. begonnen und vom Donaugelände angefangen bis zum Rhodope war die christliche slavische Bevölkerung von Moslimen derartig untermischt, daß beinahe die Hälfte der Einwohner, gewiß aber ein starkes Drittel derselben dem herrschenden Elemente angehörte und der Autorität der Sultane als eine ganz respectable Basis gedient hatte. Unerhörte Greuel des letzten Krieges, barbarische Roheit seitens der von langer Knechtschaft befreiten Bulgaren und namentlich die freiwillige oder gezwungene Auswanderung der Türken hatten dieses Zahlenverhältnis in kurzer Zeit bedeutend verändert. Fünf Jahre nach dem Rückzuge der Russen hatten die Bulgaren schon die erdrückende Majorität des Landes gebildet, das Zahlenverhältnis gestaltet sich immer mehr und mehr zu ihren Gunsten, und es darf gar nicht wundernehmen, wenn die Armenier, von Anwendung ähnlicher drastischer und grausamen Mittel träumend, sich der Hoffnung hingeben, in Armenien, das heute nur einen geographischen Begriff bildet, mit der Zeit in ähnlicher Weise vorgehen und nach gewaltiger Ausrottung von Kurden, Sezidis und Türken ein kompaktes und einiges Armenien bilden zu können.

Hierin liegt nun der erste Irrtum der armenischen Exaltados, auf den wir eben aufmerksam machen wollten. Statistische Angaben bezüglich asiatischer Länder haben bekanntermaßen von jeher mit Recht als das leicht verfängliche Motiv bei der Erörterung politischer Fragen gegolten. Die Seelenzahlen sind nach Herzenslust nach dem zeitweiligen Bedürfnis der Diskutanten herunter- und heraufgeschraubt worden und haben selbst am grünen Tisch unserer Diplomaten das größte Unheil angerichtet. Auf dem von Rußland neuestens eroberten zentralasiatischen Gebiete ist die Mär asiatischer Statistik am grellsten hervorgetreten. Dort, wo wir früher von Millionen sprachen, haben sich nun nur so viel Hunderttausende herausgestellt, und was bei Turcomanen, Dezbegen und Dschemschidis der Fall gewesen, das mag bei Kurden, Armeniern und Sezidis wieder der Fall sein.

Daß Rußland im Kaukasus und in dem angrenzenden Gebiete eine Million Armenier beherbergt, das wollen wir für echt und untastbar hinnehmen, doch daß die Türkei im Norden Kleinasiens, von der armenischen Hochebene angefangen bis nach Diarbekir und Mossul, 1,330,000 Armenier aufweist, während Türken, Kurden, Sezidis, Bazas u. zusammen 530,000 ausmachen, wie dies das armenische Bittgesuch an Lord Salisbury (Berlin, 24. Juni 1878) darstellt —

das müssen wir um so mehr einem Zweifel unterziehen, da hier noch gar kein wie immer gearteter Census existirte, und als von Nichtgezählten keine bestimmte Zahl angegeben und angenommen werden darf. Auf statistische Quellen im Oriente können wir im allgemeinen uns nur wenig stützen. Einerseits ist die mangelhafte Staatsmaschine an dem Nichtzustandekommen glaubwürdiger Informationen schuld; andererseits legen die Asiaten selbst derartigen offiziellen Bestrebungen die erdenklichsten Hindernisse in den Weg. Der Mohammedaner scheut es, von den weiblichen Insassen seines Hauses zu sprechen, geschweige denn deren Zahl anzugeben, während der christliche Unterthan im Census das Gespenst der Steuer-schraube erblickt und immer aufs Verschweigen und Verstecken sich verlegt. Bis heute liegen zwei sogenannte offizielle statistische Angaben vor, die aber wesentlich von einander abweichen.

Wenn wir an der Hand Quinets (Empire Ottoman) Lynch und Kiménez (Kurds and Armenians) das betreffende Zahlenverhältnis zwischen Moslimen und Armeniern untersuchen, so wird das gegenseitige Verhältnis in den einzelnen Vilajets sich folgendermaßen gestalten.

	Moslimen	Christen
Adana	158,000	97,450
Aleppo	192,450	49,030
Angora	763,120	94,290
Bitlis	254,000	131,390
Diarbekir . . .	328,640	79,130
Erzerum	500,780	134,960
Konia	989,200	9,800
Mamuret ul Azir	505,440	69,020
Mosful	248,380	—
Siwas	839,510	170,430
Trebisond . . .	806,700	47,200
Wan	241,000	80,000
	<hr/>	<hr/>
	6,427,220	962,700

während nach Kiménez die Zahl der Kurden in den Vilajets von Siwas, Erzerum, Mamuret ul Azir, Wan, Diarbekir, Bitlis, Aleppo, Angora, Mosful, Adana, Konia und Trebisond sich auf 1,644,860 beläuft.¹⁾

Nach dem türkischen Blatte „Sabah“ gibt es

in der Provinz	Mamuret ul Azir	300,194	Moham.	73,178	Christen
„ „	Trebisond	857,343	„	41,780	„
„ „	Bitlis	167,054	„	101,358	„
„ „	Konia	877,226	„	98,113	„
	<hr/>				
	Summa	2,201,817	Moham.	314,429	Christen.

¹⁾ Wenn wir hierzu die unter russischer und persischer Botmäßigkeit stehenden Kurden rechnen, so kann die Gesamtzahl dieses Volkes leicht zu dritthalb Millionen veranschlagt werden.

Mit Hinzurechnung der in den übrigen Theilen des türkischen Reiches wohnenden Armenier wird deren Gesamtzahl auf 997,369, folglich beinahe auf eine Million angeschlagen. Dieser Angabe gegenüber befindet sich der Ausweis, den Woods Pascha in seiner Broschüre „The truth about Asia Minor“ nach angeblich ganz authentischen offiziellen Quellen veröffentlicht und demzufolge

im Vilajet von Erzerum	441,671	Moham.	101,119	Christen
„ „ „ Bitlis	167,054	„	101,358	„
„ „ „ Wan	282,582	„	71,528	„
„ „ „ Diarbefir	240,574	„	45,291	„
„ „ „ Mamuret ul Azir	300,194	„	37,178	„
„ „ „ Siwas	735,489	„	112,649	„
„ „ „ Aleppo	663,416	„	50,182	„
„ „ „ Adana	336,914	„	31,876	„
Zusammen	3,167,894	Moham.	587,235	Christen

sich befinden sollen.

Dieser Ausweis umfaßt ein schon größeres Gebiet, man könnte sagen ganz Kleinasien, und so befremdend ist der Umstand, daß Woods Pascha auf der nächstfolgenden Seite seiner Broschüre behauptet, daß die Zahl sämtlicher im osmanischen Reiche lebenden Armenier sich auf vierthalb Millionen belaufe, was doch absolut unmöglich und wahrscheinlich einem Druckfehler zuzuschreiben ist. Die vom armenischen Revolutionskomitee in London veröffentlichten statistischen Angaben lauten wieder anders, und gesetzt, daß die behauptete Zahl von 2 Millionen armenisch-türkischer Unterthanen auch statthaft wäre, wie dürfte und könnte man bei denselben die ethnische Gruppierung in dem von den Armeniern beanspruchten Gebiete außer acht lassen; die ethnische Gruppierung, die eben ein Hauptmoment von größter Bedeutung in politischen Fragen bildet? Wenn wir die Distrikte von Erzerum, Erzingian, Müsch, Churput, Wan, Bitlis, Bajazid und Diarbefir, wo die Armenier am dichtesten wohnen, des näheren betrachten, so wird sich herausstellen, daß der westliche Teil besagten Gebietes ebenso stark von Türken bewohnt, als der östliche und südliche von Kurden und Arabern bevölkert ist. Von der persischen Grenze angefangen bis nach Siwas und Malatia wäre schwerlich eine solche Gegend hervorzuheben, auf welcher das armenische Volkselement das ausschließliche Recht des Besitzes beanspruchen könnte.

Wenn die armenischen Patrioten bezüglich dieser Schwierigkeit auf Bulgarien hinweisen, wo die Einigung infolge einer gewaltsamen oder freiwilligen Emigration der Moslimen vor sich gegangen, so scheinen sie bei dieser vermeinten Analogie außer acht zu lassen, daß in der europäischen Türkei die herrschende Volksklasse, die Türken, in ethnischer sowohl als in religiöser Beziehung, eine ziemlich isolirte Stellung eingenommen, auf einem fremden Boden sich befunden und von Anfang an nicht so widerstandsfähig gewesen, als dies in Kleinasien, in der alten Heimat ihres Stammes und ihres Glaubens, möglich ist. Das Türkentum Armeniens lehnt sich aber an den Kern seines Stammes, es wohnt in der unmittelbaren Nähe der Wiege seiner osmanischen Nationalität, ja, es atmet heimat-

liche Lust und wird sich keinesfalls so leicht verdrängen und seiner Jahrhunderte alten Superiorität berauben lassen, wie es die Türken in dem Balkan gethan.

Noch viel weniger ist eine solche Annahme bezüglich der Kurden berechtigt. Dieser halbnomadische, arische Volksstamm, dessen schon der Vater der Geschichte Erwähnung thut, und von dem Xenophon mit seinen Griechen ebenso zu leiden hatte wie die Armenier, ist zum mindesten ein ebenso alter Bewohner dieser Gegend wie der Armenier selbst, ja wenn wir Scherefeddin, dem Historiker der Kurden, Glauben schenken dürfen, war dieses Volk schon zu Zeiten Adams (!) hier zu Hause. In der Vergangenheit sich wahrscheinlich auch auf die angrenzenden Ebenen ausbreitend, haben die Kurden heute zumeist das Gebirgsland inne, welches von Bajazid bis zur mesopotamischen Ebene und vom Urumia-see bis zum Paß von Köroglu sich erstreckt, und ihre nachbarlichen Beziehungen zum Volke der Armenier wären auch schon deshalb sehr schwer zu verändern, weil sie im Norden, im Osten und im Süden sich überall eng an ihre Stammesbrüder und Glaubensgenossen anschließen, an Kurden, die obendrein noch in ihrer Eigenschaft als persische und russische Unterthanen politische Schwierigkeiten von Bedeutung in den Weg legen dürften.

Angesichts dieser unstreitbaren Thatsache bliebe wohl nichts anderes übrig, als die Gestaltung eines einheitlichen, unabhängigen Armeniens entweder auf die Basis eines friedlichen Einvernehmens und brüderlichen Zusammenlebens von Armeniern mit Türken und Kurden zu begründen, oder die gewaltsame Entfernung oder Ausrottung letztgenannter moslimischer Völkerfragmente ins Auge zu fassen. Was die ersterwähnte Bedingung anbelangt, so wird sich kein Kenner asiatischer Zustände der Illusion hingeben, daß die gewaltige Glut des Glaubens- und Rassenhasses asiatischer Menschen so leicht zu beseitigen sei, und daß namentlich die Kurden, ein rauhes, halbnomadisches, in seinen gesellschaftlichen Beziehungen noch tief im Mittelalter steckendes Volk, im Handumdrehen oder gar aus politischer Nothwendigkeit zum Aufgeben dieser seiner ihm in Blut und Fleisch gedruckenen Gewohnheiten zu bewegen sei. Nein, dies wäre absolut unmöglich! Ebenso wenig wie Feuer und Wasser sich mit einander vertragen können und im gegenseitigen Kampfe schließlich nur in der Gestalt des Dampfes aufgehen müssen, ebenso würde der par excellence friedliche, emsige und heute schon längst nicht mehr kriegerische Armenier mit dem räuberischen und abenteuerlustigen Kurden sich nur schwer vertragen können, und alle beide müßten schließlich in die schwarze Dunstwolke russischer Occupation aufgehen. Und am allerwenigsten wäre eine Einigung möglich, falls die Armenier, auf die Prärogative ihrer christlichen Verwandtschaft oder ihres höheren Bildungsgrades pochend, die Führerrolle übernehmen wollten, wie dies das bisherige Programm der armenischen Patrioten erraten läßt. Es bliebe demnach nur noch die Alternative einer gewaltsamen Beseitigung oder Ausrottung der moslimischen Bevölkerung übrig, eine Maßregel, vor welcher gewisse humanistisch-christliche Politiker wohl keinesfalls zurückschrecken würden, da sie in Ausübung dieses frommen Werkes sich schon häufig hervorgethan; ein Werk, das aber angesichts des kriegerischen Charakters der Kurden

vielleicht nicht so leicht von statten gehen würde, wie dies in Bulgarien, Griechenland und anderswo geschehen ist. Das dritthalb Millionen starke Kurdenvolk hat schon so manche Stürme im Zeitlauf von zwei Jahrtausenden mitgemacht und gehört zu den wenigen asiatischen Völkerfamilien, die trotz aller Heeresfluten, die vom Innern Asiens nach dem Westen sich gewälzt, in ihrer Gebirgsheimat immer stationär geblieben und weder in ihren Sitten und Gebräuchen noch in ihrem Habitus besonderen Veränderungen unterlegen sind. Es ist daher äußerst schwer anzunehmen, daß die Kurden, die ihr uraltes asiatisches Kostüm beibehalten und selbst im Spazierritt die bewimpelte Lanze nicht abgelegt haben und noch immer mit Leidenschaft dem Kampfe nachjagen, wie zur Zeit Herodots, nun dem Gebote der armenierfreundlichen Kabinette sich plötzlich fügen und des lieben Friedens willen das Feld räumen werden. Es wäre dies eine arge Täuschung, vor welcher wir gewisse heißblütige Politiker nicht genug warnen können.

Wenn wir daher die armenische Frage mit voller Unparteilichkeit ins Auge fassen, so werden und müssen wir zur Ueberzeugung gelangen, daß eine Lösung derselben nur mit der naturgemäßen Entfaltung der Dinge, nur mit dem Fortschritt der europäischen Kultur in jenem Winkel Westasiens engstens zusammenhängt, und daß gewaltsame revolutionäre Mittel, anstatt das erstrebte Endziel zu beschleunigen, dasselbe nur verzögern würden. Zeit, Geduld und Abwarten sind allerdings Ratschläge, die den armenischen Patrioten am wenigsten behagen. Sie hat das Loß der von der Pforte unabhängig gewordenen christlichen Nationalitäten ungeduldig gemacht, sie deuten auf das ehrwürdige Alter ihrer geschichtlichen Vergangenheit hin, und wir wundern uns gar nicht, wenn der Strahlenglanz ihrer einzelnen Dynastien und die Erinnerung an ihre großen Fürsten, wie Tiridates, Leon den Prächtigen u. s. w., ihren Rechtstitel auf nationale Zukunft nur noch erhöht hat, und wenn sie in der alten Lethargie nicht mehr verbleiben wollen. Es ist nicht mehr als billig und gerecht, wenn die Armenier mit Hinblick auf dieses zukünftige Wollen und Können die Bahn der alten Passivität verlassen, an der Hand kultureller Bestrebungen auf die Verwirklichung der nationalen Idee hinarbeiten, und wenn sie ihre unter der provinziellen Mißwirtschaft und kurdischen Raubgelüsten leidenden Brüder in Schutz nehmen wollen. Ihr hierauf bezügliches Wirken und Trachten ist der ungetheilten Sympathien jedes freien und gebildeten Menschen vollauf würdig, denn die Lage des in unmittelbarer Nähe der Kurden wohnenden armenischen Landmannes und Industriellen ist in der That eine äußerst verzweifelte. Vor allem hat der in unmittelbarer Nachbarschaft Wohnende von all jener Unbill, Roheit und Bedrückung zu leiden, welche die Nachbarschaft von zwei sich diametral gegenüberstehenden Abstufungen der menschlichen Gesellschaft immer und überall nach sich zieht; ja solcher Unbill, Roheit und Bedrückung, denen übrigens auch der ansässige Türke seitens der in neuerer Zeit nach Anatolien verpflanzten halb-nomadischen Tscherkessen ausgesetzt ist, ohne daß das Loß der armen hartbedrängten Türken um Siwas, Adana, Karahissar und andere Orte herum bei

uns in Europa keinen erbarmungsvollen Fürsprecher gefunden! Hierzu gesellt sich noch beim Armenier der traurige Umstand, daß sein Widersacher, Feind und Ruhestörer, durch die Wut blinden Glaubenshasses angefaßt, ihm viel ärger zusetzt als der Tcherkesse dem moslimischen Türken. Der Kurde ist allerdings ein lauer Befolger der Lehre Mohammeds, doch die Religion ergänzt bei ihm, wie bei allen Nomaden, wenn nötig, seinen Waffenvorrat, er ist fromm, um desto mehr rauben und plündern zu können, und wird selbstverständlich um so fürchterlicher dem ihm anwohnenden, durch jahrhundertlange Knechtschaft gebeugten, waffenlosen Christen. Wenn wir daher die seitens der armenischen Patrioten erhobenen ununterbrochenen Klagen von horrenden Grausamkeiten, Plünderereien zc. für stark übertrieben halten und gar manche dieser Schreckensnachrichten als erdichtet bezeichnen müssen, so können wir doch nicht umhin, die heutige Sachlage zwischen Armeniern und Kurden für höchst unerträglich und einer dringenden Reform sehr nötig zu erklären.

Also die Pforte, die Regierung des Sultans, soll der Sündenbock werden! Wenigstens meint so die Majorität der europäischen Politiker, und doch könnten wir mit dieser Anklage nur teilweise übereinstimmen. Die Pforte hat allerdings vieles versäumt und vernachlässigt, was dem bestehenden Uebel hätte Abhilfe leisten können; doch diese Fehler und Unzulänglichkeiten machen sich nicht nur bezüglich Armeniens fühlbar, sondern sie erstrecken sich auch auf andere Zweige und Gebiete der inneren Verwaltung des osmanischen Kaiserreichs und sind zu meist eine traurige Folge jenes Uebergangsstadiums, welches in der Türkei infolge der alten moslimisch-asiatischen Institutionen länger anhält als bei Völkern europäisch-christlicher Gesittung — und unter dessen vielseitigen Nachteilen sämtliche Unterthanen der Pforte, daher auch die Armenier zu leiden haben. Gelingt es den Türken, unter dem Schutze eines langwährenden Friedens das in der Neuzeit mit vollem Ernst begonnene Werk der Bildung und Reformen fortzusetzen, was wir auch glauben, so wird der Erfolg dieser Bestrebungen den Armeniern wohl mehr zu gute kommen als den Türken und anderen moslimischen Unterthanen des Sultans, denn das armenische Element steht in kultureller Beziehung den Mohammedanern weit voraus und wird selbstverständlich kraft dieser Stellung einerseits an Wichtigkeit zunehmen, andererseits wieder sich dermaßen kräftigen, daß es bei einer hereinbrechenden Katastrophe für alle Eventualitäten gerüstet dastehen wird.

Die Zulässigkeit einer solchen Annahme findet übrigens im Vergleiche des jetzigen Zustandes der Armenier mit dem vor dreißig Jahren ihre volle Bestätigung. Beim Beginn der Aera des Tanzimats, als die nach europäischer Art und Weise geformte Administration des osmanischen Kaiserstaates moderner, dem abendländischen Geiste näher stehender Kräfte bedürftig war, mußte man in Pfortenkreisen nolens volens zu solchen christlichen Unterthanen seine Zuflucht nehmen, die, mit der Landessprache und den Landesitten vertraut, den Türken sich gefälliger und gefügiger zeigten. Trotz der Majorität und der größeren geistigen Begabung der Griechen waren es dennoch Armenier, die als Adepten

der neuen Aera die größte Verwendung fanden. Doch ihre Zahl war zu jener Zeit eine geringe. Die Armee hatte fast gar keinen armenischen Offizier höheren Ranges, und der höchste Zivilrang, den in den fünfziger Jahren ein Abru Efendi erhalten hatte, war der eines Mutemajiz; Bezieralsrang, d. h. einen Zivilpascha, gab es unter den Armeniern damals noch nicht. Heute ist hierin eine ganz außerordentliche Veränderung eingetreten. An der Pforte sahen wir einen Armenier, den verstorbenen Agop Pascha, an der Spitze der Finanzen und der Zivilliste stehen, und heute verwaltet letztere Portakal Efendi, gleichfalls ein Armenier, Artin Pascha, ebenfalls ein Armenier, ist Staatssekretär im Ministerium des Aeußern, und in demselben Departement befinden sich der begabte Gabriel Efendi, Sliasz Efendi und viele andere in hoher Stellung. Aehnliche Wahrnehmungen können wir im Unterrichtsministerium, im Handelsministerium, in der Admiralität, im Richterstande, ja in allen übrigen Dikasterien der zivilen und militärischen Verwaltung des Landes machen, und nichts ist interessanter, als die Bereitwilligkeit zu sehen, mit welcher der eingefleischte Türke und Mohammedaner diesen christlichen Würdenträgern die ihnen gebührenden Titel gibt und Ehren erweist, diesen Rajas, auf die er vor dreißig Jahren noch mit Verachtung herabsah und die er nur des Titels Tschelebi oder Tschorbadschi gewürdigt hatte. Ja, sic tempora mutantur et nos mutamur in illis! Und dennoch spricht Europa von unverbesserlichen fanatischen Türken, das christliche, zivilisirte Europa, wo die Zahl der jüdischen Minister, Staatsräte, Generale &c. noch immer eine äußerst beschränkte ist.

Außer auf dem Gebiete der öffentlichen Verwaltung haben die Armenier auch auf dem Felde der türkischen Literatur und Kunst sich rühmlichst hervorgethan. Auf dem Gebiete der eigentlichen türkischen Nationalliteratur, d. h. in der Poesie und Geschichte, ist der Armenier wohl immer fremd geblieben, denn hiezu fehlt ihm die moslimische Elementarbildung. Doch ist die Zahl der Armenier, die einen guten türkischen Stil schreiben, allerdings keine kleine Sache, heute schon bedeutend herangewachsen, und worin sie besondere Dienste gehabt haben, das ist die Vermittlung zwischen der Ideenwelt des Abend- und Morgenlandes. Armenier waren es, die so manche Produkte der europäischen Literatur ins Türkische übersezten, Armenier haben die türkische Musik mit europäischen Noten niedergeschrieben, ja sogar türkische Operetten verfaßt, und Armenier haben den Türken eine Bühne gegründet und eine türkische Dramatik geschaffen. Letztere geht allerdings noch in Kinderschuhen, doch ist sie die erste bei den Völkern des Islams, die infolge des Haremlebens der dramatischen Kunst fern geblieben sind. Es ist ganz überflüssig, die Verdienste hervorzuheben, welche sich der Armenier auf dem Gebiete der Industrie und des Handels in der Türkei erworben, und wir können getrost zu unserer Behauptung zurückkehren, daß der Armenier dem Türken gegenüber sich schon heute unentbehrlich gemacht, daß er trotz des verurufenen türkischen Fanatismus und Despotismus sich in den Vordergrund gedrängt, zum Faktor im türkischen Staatsleben sich heraufgeschwungen hat, und daß seine Rolle in der Zukunft an Wichtigkeit nur zunehmen muß.

Wenn dem so ist, so frage ich: wozu denn eigentlich die Armenier zum gewaltigen Mittel einer Revolution zu greifen haben, um das Werk ihres nationalen Wiederauflebens zu beschleunigen oder gar gegen die Gefahr einer Entnationalisirung sich zu schützen? Türkischerseits droht diese Gefahr ihnen am wenigsten, denn der im Uebergangsstadium befindliche, daher naturgemäß geschwächte türkische Staatskörper verfügt schon lange nicht mehr über jenen gesunden, kräftigen Magen, der fremde Elemente absorbiren und verdauen kann. Der Staatskörper, der über einen solchen Magen verfügt, ist eher im Norden des heiligen Ararat zu suchen, und Jungarmenien handelt nicht ganz klug, wenn es in Bildung revolutionärer Komites und in der Publikation von Brandschriften und Zeitungen gegen die Türkei sich gefällt, gegen die Türkei, die der nationalen Zukunft der Armenier am wenigsten gefährlich ist; ja der Türkei, deren Fortbestand allein dem zukünftigen Armenien die sicherste Gewähr bieten kann.

Um nun auf diese armen Revolutionäre zurückzukommen, muß gleich von vornherein hervorgehoben werden, daß ihr Aufsteigen ebenso dunkel als ihr Wirken räthelhaft ist. Wenn ich genau unterrichtet bin, so hat es schon zur Zeit des Pariser Vertrages vom Jahre 1856 in den armenischen Kreisen der türkischen Hauptstadt Männer gegeben, die, von Rußland angestachelt, ihre nationale Sache vor den damaligen europäischen Areopag zu bringen gedachten, in ihrem Vorhaben aber von nüchternen Patrioten verhindert wurden. Wozu in Paris der Mut gefehlt, oder was man damals nicht für opportun gehalten, das wurde 1878 auf dem Berliner Kongreß mit um so größerer Offenheit versucht, da diesmal die Türkei nicht als Siegerin, sondern als Besiegte aus dem Kampfe hervorgegangen war, und weil sämtliche christliche Unterthanen der Pforte mit ihren nationalen Ansprüchen hervorgetreten waren.

Die armenischen Patrioten überreichten den an der Spree versammelten Diplomaten ein größeres Aktenstück voll der Gravamina gegen die türkische Regierung, in welchem sie um Unterstützung ihrer nationalen Sache baten. Es war dies das armenische Bittgesuch, demzufolge der Art. 61 im Vertrage von Berlin inscenirt wurde, laut welchem der Pforte die Pflicht auferlegt wurde, mittelst heilsamer Reformen den Uebeln abzuhelpfen und den Armeniern eine friedliche Existenz zu sichern. Aber selbst in diesem Schriftstück figuriren keine Namen armenischer Notabeln als Unterzeichner. Im Schoße der armenischen Gemeinde von Konstantinopel hatte man sogar seinerzeit dieses Aktenstück desavouirt, sowie bis auf den heutigen Tag die meisten Armenier diesem gegenüber eine reservirte Stellung einnehmen, von einer revolutionären Bewegung nichts wissen wollen, ja gegen jede Gemeinsamkeit mit dem Komite von London und Paris sich strengstens verwahren. Ob diese Enthaltbarkeit ein Gebot der Vorsicht gegenüber der Wachsamkeit der türkischen Behörden oder eine innerer Ueberzeugung entsprungene Mäßigung sei, ist allerdings schwer zu entscheiden, denn in den maßgebenden Kreisen Konstantinopels werden eben die von der Türkei angestellten Armenier am meisten verdächtigt. Jedenfalls ist die Haltung der Armenier Konstantinopels, der einflußreichsten und intelligentesten Fraktion des ganzen Volkes,

sehr maßgebend, und in ihren bezüglich der armenischen Revolutionäre gemachten Bemerkungen, welche in dem Satze: „Es ist eine Utopie, wonach unsere Landsleute im Auslande streben,“ kulminiren, ließe sich sehr leicht der unterdrückte Seufzer und die verborgene Sympathie entdecken. Ich habe in meinem Verkehr mit Armeniern verschiedenen Ranges, Standes und Bildungsgrades wohl die Wahrnehmung gemacht, daß sie, insgesamt für die nationale Sache eingenommen, hinter Griechen, Rumänen, Serben und Bulgaren keinesfalls zurückbleiben wollen. Nur fehlt den meisten erstens der Mut, zweitens eine genaue Formulirung der Wünsche, und der Punkt, in welchem die besonnenen und gebildeten Armenier der Türkei sich begegnen, ist ihre Vorsicht, ja gewissermaßen ihr Abscheu gegen russische Intervention und gegen jede Gemeinschaft mit Rußland, sowie auch mit den übrigen europäischen Ländern. „Wir werden uns schon mit den Türken verständigen“, sagte mir ein einflußreicher Armenier. „Wir sind beide Völker orientalischer Abstammung und Gesittung, wir leben in einer Jahrhunderte alten Nachbarschaft, wir wissen besser, was uns weh und wohl thut. Europa hat sich in unsere Angelegenheiten gar nicht einzumischen. Wir haben ihre Hilfe nicht beansprucht und wir brauchen dieselbe nicht.“ Dies, natürlich, ist die Meinung der streng konservativen Partei, der Armenier, die im türkischen Dienste oder unter türkischem Schutze sich wohl befinden, und die selbstverständlich jeden gewaltjamen Umsturz perhorresziren. An diese reiht sich die schon beträchtlichere Zahl der gemäßigten Patrioten, solcher Armenier, die heimlich an den Spalten des „Haiaşdan“ und der „Arménie“ sich ergötzten, öffentlich aber mit ihren türkischen Sympathien paradien und urbi et orbi verkünden, sie werden und müssen frei werden, aber nur mit türkischer Hilfe und unter türkischem Schutze, denn Rußland sei ihr Todfeind, und türkisches Joch sei ihnen lieber als russische Protektion.

Als dritte Partei wollen wir die meist fortgeschrittenen, richtiger radikalen oder revolutionären Armenier hinstellen, die vorzugsweise aus den Reihen der lieben Jugend sich rekrutirt und gegenwärtig als ihre Vertreter in Europa solche junge Leute hat, die ihre Bildung auf unseren europäischen Hochschulen genossen und mit dieser Bildung jene freiheitlichen Gedanken und jene nationalen Ideale kennen gelernt haben, denen sie in ihrer Eigenschaft als wirkende Mitglieder der revolutionären Komites in ihrem Hauptorgane, dem „Haiaşdan“, Ausdruck verleihen. Soweit mir aber einige dieser Herren, als Brussali, Sevaoli und Tscherasli, schriftlich oder persönlich bekannt sind, muß ich gestehen, daß diese Schriftführer Jung-Armeniens zu den sanftesten Revolutionären der Welt gehören, aus denen kaum die berühmten Barrikadenhelden in Lackstiefeln und Glacéhandschuhen zu bilden wären und die in der That nichts mit den Revolutionären anderer Länder gemein haben. So wenig revolutionär sind diese Leute, daß sie dem Sultan der Türkei immer die größte Achtung zollen, natürlich um sodann mit größerer Behemenz über die arg beleumundeten Efendis und Paschas herfallen zu können. Ja auch sie behaupten, mit Rußland nichts gemein zu haben, und — — Ein Armenien für die Armenier gründen zu wollen. Dies, natürlich, wird bloß für

das ferne Endziel angesehen, während für die allernächste Zukunft oder selbst momentan wo möglich die Erlangung einer Autonomie nach Muster des Libanon mit Errichtung eines aus Armeniern und Mohammedanern zusammengesetzten Gendarmeriecorps angestrebt wird. Was das erste dieser Desiderata, nämlich die Errichtung einer autonomen armenischen Provinz anbelangt, so stellen sich der Verwirklichung dieses Vorhabens leider bedeutende Hindernisse gegenüber, die einerseits vom türkischen, andererseits vom europäischen Standpunkt sich schwer ignoriren lassen.

1) Muß vor allem in Anbetracht genommen werden, daß die Armenier in dem von ihnen beanspruchten autonomen Gebiet kein solch einheitliches nationales Element bilden wie die Maroniten und Drusen des Libanon, daher das Erreichen dieses Zieles nur die Benachteiligung der übrigen ebenso zahlreichen mohammedanischen Bevölkerung nach sich ziehen müßte; ein Vorgehen, das ebenso ungerecht wäre, als es zu steten Wirren Anlaß geben würde.

2) Ist der Libanon ein politischer Distrikt, der ausschließlich von türkischen Gebieten umgeben ist, während eine autonome Provinz oder ein Distrikt von Armenien, im Norden an Rußland und im Osten an Persien grenzend, sehr leicht fremden politischen Einflüssen und Machinationen zugänglich wäre; eine Gefahr, welcher die Türkei sowohl als das übrige Europa im Interesse des Friedens vorzubeugen hat.

3) Angesichts der in Asien überaus strengen Scheidewand der Religionsinteressen ist es kaum denkbar, ja ganz unmöglich, daß die Maroniten als arabische Christen mit den arabischen Mohammedanern sich je vereinigen werden, während die Armenier der asiatischen Türkei mittelst des engen Bandes der religiösen und nationalen Gemeinsamkeit mit ihren Brüdern auf russischem Gebiete verbunden, eben auf eine Vereinigung hinstreben und dem Ideale eines Panarmenien nachjagen würden.

4) Was würden zu einer autonomen armenischen Provinz die an Zahl ebenbürtigen Türken und Kurden sagen, die Jahrhunderte alten Herren des Landes! Glauben etwa die armenischen Patrioten, daß diese in materieller Stärke noch imponirende Fraktion des nordöstlichen Anatolien mit Lammesgeduld sich unterwerfen und daß der Sultan und Kalife seine Unterthanen und Glaubensgenossen so leicht der Superiorität der ehemaligen Kayas überantworten wird?

Nach den traurigen Erfahrungen, die der Sultan bezüglich der Humanität und Gerechtigkeitsliebe des Christentums in Bulgarien gemacht, wo das siegreiche christliche Panier mit unvergleichlich größerer Härte und Grausamkeit vorging als die siegreiche Fahne des Halbmondes vor 400 Jahren, wird dies kaum der Fall sein, und die Türkei wird mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln, die noch immer einige Beachtung verdienen, gegen die Bildung eines autonomen Armenien sich wehren. Die Türkei betrachtet die Losreißung des nördlichen Anatolien als den Anfang der Schlußscene ihrer politischen Existenz und wird keinesfalls einen politischen Selbstmord begehen.

Leider ist es eben die offizielle Welt und mit ihr zugleich das größere Publikum,

vor deren Blicken das bisherige Treiben der armenischen Revolutionäre verhüllt geblieben, was daher Anlaß zu argen Mißdeutungen und zu einer türkischfeindlichen Beurteilung dieser ganzen Frage gegeben hat. Bei einer nüchternen und unparteiischen Beurteilung der neuestens aufgetauchten „Armenian Atrocities“ (Armenische Grausamkeiten) wird es sich noch herausstellen, daß wir es hier keinesfalls mit einer von barbarischen Mordgelüsten entsprungenen Gewaltthätigkeit, als vielmehr mit einem allerdings nach asiatischem Muster bewältigten Aufstand zu thun haben. Und dieser allerneueste Aufstand, diese Auflehnung gegen die bestehende Behörde ist das Werk gewissenloser Agitatoren aus der früher erwähnten ultra-armenischen Partei, namentlich eines gewissen Hamparzun, alias Murat, der früher schon die Revolte von Kunkapu gegen den Patriarchen Nschikian ins Leben gerufen und nun schlichte armenische Landleute aus den Bezirken von Bitlis und Musch zu seinen mißverstandenen patriotischen Zwecken ins Spiel gebracht hat. Unterstützt von einem russischen Anarchisten Namens Tschimaon wurde zuerst der Aufstand in Merzifun inscenirt, hierauf folgte die Affaire von Sozgat und allerneuestens die Revolution in den weniger zugänglichen Bergen von Bitlis und Wan, wo kurdische Irreguläre und später türkische Soldaten eingriffen, um die in ihren Schlupfwinkeln verschanzten Rebellen mittelst Waffengewalt zur Besinnung zu bringen. Daß der Kampf hier nicht nach den Gesetzen der Genfer Konvention geführt und daß es beiderseits nicht an Grausamkeiten gefehlt, das wollen wir keinen Augenblick bezweifeln. Revolutionen werden nirgends mittelst Liebesworten und Zärtlichkeiten unterdrückt, und wenn die frommen anglikanischen Christen Augen verdrehend voll Entsetzen gegen türkische Barbarei und moslimischen Fanatismus donnern, so mögen sie sich an die Scenen erinnern, die in Indien nach dem Niederwerfen der Seapoy=Revolution von 1857 stattgefunden, wo graubärtige Rebellen vor Kanonen gebunden und in Stücke zerrissen wurden. Aehnliches hat sich auch anderswo ereignet. Oesterreich hat 1849 Frauen peitschen, Greise hängen und Hunderte hinrichten lassen, während Alexander III., dieser liebevolle, friedlich gesinnte Zar, bei dessen Tod ganz Europa Klagelieder anstimmte und den Kopf sich mit Asche bewarf, Hunderttausende seiner Unterthanen dem Verderben preisgab, nicht etwa deshalb, weil sie rebellirten, sondern einzig und allein darum, weil sie die Reckheit hatten, Juden bleiben zu wollen.

Sa, wie gesagt, die zarten Nerven der humanen Christenwelt hätten ob der türkischen Unterdrückung der armenischen Revolte sich nicht besonders aufregen sollen, am allerwenigsten aber in England, wo die Hypokrisie den besonnenen Teil der Engländer selbst schon längst anekelt und in den Augen des Kontinentalen geradezu zu einer scheußlichen Frage geworden ist. Nicht türkisch-kurdische Rauheit sondern die steten Wühlereien der armenischen Ultra-Patrioten sind schuld am Unglück der irgeleiteten armen armenischen Landbewohner, und wer dies nicht glauben will, den bitten wir, den im „Kongregationalist“ in Boston veröffentlichten Bericht des Dr. Hamlin, des ehrwürdigen Gründers des Robert-Kollege von Konstantinopel, zu lesen. Rev. Dr. Hamlin schreibt: „Die armenisch-revo-

lutionäre Partei verursacht viel Unheil und Leiden den Missionären und der christlichen Bevölkerung gewisser Teile des türkischen Reiches. Es ist dies eine geheime Gesellschaft, die mit der nur im Osten bekannten Geschicklichkeit in Trug und Lug geleitet wird. Sie führt den Namen Revolutionäre Partei der Hintischagisten (von Hintischag = Glocke, Name eines Blattes in Nachahmung des Kolokol = Glocke von Herzen), hat ihren Hauptsitz in Athen und Zweige in den armenischen Städten und Dörfern der Türkei.

Wir fragen daher: Darf man es dem türkischen Staate verargen, wenn er gegen revolutionäre Bewegungen, die seine Autorität untergraben und die Thore des Landes dem Feinde öffnen, sich wehrt und schützen will? Oder glaubt man etwa, daß die guten Türken die Arme in den Schoß legen und zusehen werden, wie eine Provinz nach der andern sich vom Staatskörper ablöst und wie das von ihren Ahnen eroberte Land zerstückelt und sie selbst in Fesseln gelegt werden? Nein, so feig und mutlos ist das Osmanentum noch nicht geworden, und diese Wehr und energischer Widerstand muß jedem besonnenen Politiker von selbst einleuchten!

Nur die liberalen Politiker Englands, die den Humanismus dort, wo es ihren Parteiinteressen frommt, in Kleingeld einzuwechseln pflegen, wollen dies nicht einsehen. Sie sprechen vom beleidigten Humanismus, indem eine Fraktion der Gladstonianer an die Spitze des Londoner Komites sich gestellt, um mit einer ad normam Bulgarian atrocities geschmiedeten Waffe ihren konservativen Gegnern leichter beikommen zu können. Hr. Gladstone selbst hat sich nur insofern beteiligt, als er mit zeitweiligen Ausfällen gegen türkische Mißwirtschaft an die Menschenliebe der Briten appellirt, haben die Herren Bryce, Mundella, Stevenson u. a. sich thätlich beteiligt, Geldsammlungen veranstaltet und den heißblütigen armenischen Patrioten in jeder Beziehung Vorschub geleistet.

Welches die eigentliche Triebfeder zu dieser Handlungsweise sei, kann daher leicht erraten werden. Daß diesem neuen Kreuzzuge gegen die Türkei nur Humanität und Christenliebe zu Grunde liege, das wird wohl heute niemand mehr glauben. Also was denn? wird man fragen. Nun, wir vermuten in dieser Aktion Lord Roseberys vor allem eine Fortsetzung, richtiger eine Realisirung der Politik des great old man, dieses unerbittlichen Feindes der Türkei, der erst jüngst von den armenischen Emigranten einen Kelch für die Kirche von Hawarden sich schenken ließ und bei dieser Gelegenheit aufs neue gegen den unspeakable Turk loszog und seinem Lieblingsthema bezüglich der Vertreibung dieser Unholde aus Europa mit ganzem Eifer nachging.

Der zweite Beweggrund des Auftretens der englischen Liberalen gegen die Türkei ist in dem angeblicherweise jüngstens zu stande gekommenen Arrangement zwischen den Kabinetten von St. James und St. Petersburg zu suchen, in dem die für die russische Freundschaft sich besonders ereifernden Liberalen an der Themse dem Zar um jeden Preis Beweise ihrer Liebeswärme geben wollen, um mit diesem Unterpfand der Liebe sich die Neutralität des Rivalen an den Grenzen Indiens zu sichern.

Es wird allerdings behauptet, daß ein unabhängiges Armenien mit der Zeit eben als Bollwerk gegen die russische Ambition sich bewähren und in der Rolle eines Bulgarien auf asiatischem Gebiete von Nutzen sein könnte. Doch leider ist dies nicht der Fall. Die kaum eine Million zählenden, von Türken und Kurden arg zerklüfteten Armenier Kleinasien's können mit den aus mehr als fünf Millionen bestehenden Bulgaren bezüglich der Wehrfähigkeit gegenüber der russischen Ambition noch lange nicht verglichen werden. Im selben Maße, wie ein unabhängiges Bulgarien den Interessen des Weltfriedens und der Freiheit nützlich sein kann, im selben Maße würde das schwächliche, kleine und von feindlichen Elementen umringte Armenien für Europa nur gefährlich werden, da es ein schlechtes oder gar kein Prellkissen zwischen der russischen und englischen Interessensphäre in Westasien abgeben kann. Man hätte damit den ewigen Zänkereien und Intriquen Thür und Thor geöffnet, und die Lage wäre viel schlimmer und bedrohlicher, als heute der Fall ist.

Englischerseits empfiehlt sich daher die Bildung eines freien, unabhängigen Armenien keinesfalls. Vom russischen Standpunkte aus natürlich verhält sich die Sache ganz anders. In gewissen politischen Kreisen an der Nawa hat man bisher gegenüber den Bestrebungen der Armenier ein Bedenken simulirt, indem man sich den Schein gegeben, als witterte man in der Bildung eines unabhängigen Armenien Gefahr wegen der ansteckenden Bewegung, welche das neue unabhängige Gebiet bei der unter russischer Obrigkeit stehenden Million Armenier im Kaukasus hervorrufen würde. Diesem Bedenken hat man die Wortbrüchigkeit Katharina's II. und Nikolaus I. zugeschrieben, doch haben den russischen Schlaumeier ganz andere Motive abgehalten. Nicht das Gespenst einer Revolutionirung seiner armenischen Unterthanen im Kaukasus, sondern die früher und am Anfang dieses Jahrhunderts noch nicht perfekt gewordene Unterjochung besagten Gebirgslandes hat die russische Regierung von der Unterstützung einer armenischen Nationalidee abgehalten. Solange der russische Adler in den Thälern des Kaukasus nur unsichern Schrittes umhertaumelte, hätte ein unabhängiges Armenien als Verbündeter des christlichen Georgien und Mingrelieu ihm recht unbequem werden können. Doch heute, wo der Doppeladler auf den Felsengipfeln und den Thälern seine Krallen festgesetzt, heute kann ein Armenien ihm nicht im mindesten mehr gefährlich werden, heute geht das philanthropisch-christliche Rußland Hand in Hand mit den politischen Narren an der Themse; denn durch Ermunterung armenischer Patrioten vermehrt es die Verlegenheiten seines lieben türkischen Nachbars und ebnet sich mit Hilfe seines Rivalen in ganz vorzüglicher Weise die Straße seiner zukünftigen Pläne.

Und wahrlich sollte man in England sich nicht besonders ereifern, den Russen Vorschub zu leisten, da die bisher geschaffenen Zustände in den ans Ausland grenzenden Provinzen Kleinasien's letztgenanntem Staate genug Stoff zur Intervention bieten. Infolge der neuesten Wirren und Unruhen sind die russischen Bezirke von Karz, Ardahan und Olti von armenischen Flüchtlingen überfüllt, die den russischen Behörden genug zu schaffen geben. Die Bewegung unter den

Kurden der Türkei hat zu den Kurden Rußlands hinübergeschlagen, und sollte bei steter Anfachung des Fanatismus die Verlegenheit an der russischen Grenze zunehmen, wer steht uns gut dafür, daß Rußland zur thätlichen Einmischung nicht gezwungen sein wird?

Das revolutionäre Komite in London veründigt sich daher stark an den eigentlichen Interessen des armenischen Volkes, wenn es in der Hoffnung eines wirklichen und gedeihlichen Schutzes den russenfreundlichen Engländern sich in die Arme geworfen, die Bemerkung, daß man in Ermanglung anderer Mittel so handeln müsse, ist auch schon deshalb nicht zutreffend, weil die Hilfe eines zweideutigen und gefährlichen Freundes ärger als die totale Hilflosigkeit ist. Uebrigens sind die Zeiten vorüber, in welchen die Christen des Orients über ihre Verlassenheit und über europäische Gleichgiltigkeit angesichts ihrer von islamitischer Seite zu erleidenden harten Drangsale sich zu beklagen haben. Es geht den Christen im islamitischen Osten viel besser als den armen, unter dem alten Regime und ohne ausländische Protektion schmachtenden Mohammedanern. Für jedes Haar, welches den Christen der Türkei gekrümmt wird, erhebt unsere Presse ein Zetergeschrei, während die den Mohammedanern zugefügte vielfache Unbill gar nicht berücksichtigt wird. Dieses stete Verhättseln der in Religionsfanatismus und Roheit hinter den Moslimen nicht zurückbleibenden christlichen Unterthanen der Türkei hat bei letzteren die Zankucht bedeutend gehoben, und was namentlich die Armenier anbelangt, dieses fleißige, brave und arbeitssame Völkchen Kleinasiens, so haben auch sie in der Neuzeit die sie charakterisirende Sanftmut und Ruhe aufgegeben und beginnen schon eine herausfordernde Stellung einzunehmen. Dieses Reizen und Anstacheln von außen her dünkt uns aber um so schädlicher, als die jetzigen und auch zukünftigen politischen Konstellationen nur eitle Hoffnungen erwecken, nur die Eintracht stören und die Lage noch mehr verschlimmern. Bei all unserer Sympathie für das brave armenische Volk, bei all unseren Wünschen für sein Wohlergehen und bei all unserer Anerkennung der Berechtigung seiner nationalen Bestrebungen wagen wir es nicht, anzunehmen, daß Europa seinetwegen mit gewaltsamen Mitteln die endgiltige Lösung der orientalischen Frage versuchen werde. Man wird so, wie es bisher geschehen, den Prozeß der Neugestaltung seinen natürlichen Gang gehen lassen, und wenn die Armenier diese den nationalen Heißspornen unliebsame Zeit des Abwartens in kultureller Beziehung ebenso gut verwerten, wie sie dies bis jetzt gethan, so werden und müssen sie schließlich aus dem Kampfe siegreich hervorgehen.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Zeitgeschichte.

Aus dem Leben König Karls von Rumänien.¹⁾

Gleich dem ersten, ursprünglich in der Deutschen Revue erschienenen Bande des Werks beruht auch der zweite größtenteils auf Auszügen aus Briefen, die der König empfangen und geschrieben, und auf Tagebüchern, die am Hofe geführt worden sind. Diesem Material fügt der Augenzeuge seine erläuternden Bemerkungen hinzu. Sowohl durch den Freimuth der Mitteilungen wie durch den wichtigen Inhalt derselben bildet die Publikation wohl ein Unikum in der Literatur der gekrönten Häupter. Eine Offenheit, die so sicher ist, der königlichen Würde nichts zu vergeben, wenn sie uns in die Behandlung der bedeutendsten Geschäfte blicken läßt, haben wenig Souveräne besessen und sind noch weniger in der glücklichen Lage gewesen zu bethätigen. Das Bewußtsein einer sorgfältigen, sachlichen und selbstlosen Politik ist sichtlich die Grundlage, der Wunsch, sich nicht nur in seinen Entschlüssen, sondern auch in seinen Beweggründen zu zeigen, der Anlaß der Veröffentlichung gewesen. Vielleicht trat die Absicht, gewisse ungeordnete Elemente der neuen Heimat gerechter und gelehriger urteilen zu machen, oder, falls dies unmöglich sein sollte, in ihren wahren Farben zu schildern, hinzu. Wie dem sein mag, eine dankenswertere Gabe hat der politische Leser nicht oft empfangen.

Die inneren rumänischen Angelegenheiten, deren Erörterung naturgemäß einen beträchtlichen Teil des Buches einnimmt, gipfeln in einer Episode von gleichzeitig internationalem Interesse, der im Herbst 1870 beabsichtigten Abdankung des damaligen Fürsten. Angestachelt von ausländischen Agenten, die eine feste staatliche Bildung zwischen Pruth und Donau nicht wollten aufkommen lassen, hatten anarchistische und absolutistische Faktoren dem neuen Regiment als Fortsetzung früherer Umtriebe eine Opposition gemacht, die bald wirre politische, bald nur allzu klare persönliche Zwecke verfolgte, stets aber mit der zügellosen Preß- und Redefreiheit des Landes sich dem Fürsten persönlich entgegenstellte. Im Bewußtsein, das Beste zu wollen und mit Hilfe der gemäßigten und verständigen Leute ernstlich zu fördern, hatte der Fürst die Kränkungen, die ihm Landtag und Journalismus reichlich zu teil werden ließen, gelassen ertragen, bis der 21. August 1870 die Proklamation der Republik in Plojeschte und der 29. Oktober 1870 die Freisprechung der Verschworenen durch das Schwurgericht von Tirgoveschte brachte. Gegenüber dieser exzentrischen, von der Kammer in den extremsten Formen bestätigten Herausforderung beschloß der Fürst die Abdankung. Die unamendirte Erhaltung der Konstitution für ebenso unmöglich ansehend als ihre einseitige Reform durch ihn, der den Wortlaut beschworen, gelangte er zu der Folgerung, daß, wenn er das unumgänglich Notwendige nicht mehr zu thun vermöchte, die Rückerstattung seiner Gewalten an die Garantiemächte mit Angabe der durch sie zu bessernden und von seinem Nachfolger durchzuführenden Punkte das einzige sei, das für ihn übrig bliebe. Die Antwort der garantirenden Souveräne, denen er gleichlautende Briefe geschrieben, war kalt, weil, wie sein Vater sich ausdrückt, „jede einzelne Macht seiner Stellung feindlich gesinnt ist, jede aber diese Stellung aus Mißgunst gegen die Mitmächte augenblicklich nicht zerstören lassen möchte.“ Selbst Deutschland eröffnete ihm freimütig, daß man zunächst nichts für ihn thun könne.

Es war das Ende des Jahres 1870, wo wir fürchten mußten, daß das Austausch einer rumänischen Frage Oesterreich und Rußland in Gegensatz und damit ersteres an die Seite Frankreichs bringen könnte, Frankreichs, zu dessen Stützung durch ein österreichisch-

¹⁾ Aufzeichnungen eines Augenzeugen. Zweiter Band. Stuttgart 1895. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger.

rumänisches Bündnis der Wiener Hof dem Bukarester am Anfang des Krieges sogar Subsidien hatte bewilligen wollen. Die Besorgnisse, welche jede Macht in Bezug auf alle anderen hatte, erwiesen sich indes, gerade weil sie allgemein waren, ungegründet. Wenn niemand helfen wollte, was doch auch nur eine Variante des Interessenkampfes gewesen wäre, so wollte es auch niemand opportun finden in jener Stunde, die mit dringenderen Entscheidungen schwanger ging, an der unteren Donau selbständig einzugreifen. So mit seinen ungeberdigen Unterthanen allein gelassen, hielt es der Fürst für eine Pflicht, die er sowohl sich selbst als dem Lande schuldete, dieses von seinen Abdankungsabsichten zu unterrichten. Ehe er am 23. Dezember 1870 eine Kammeradresse über die „bedingungsweise Ergebenheit des Landes“ entgegennahm, verfaßte er am 22. ein Schreiben für die „Augsburger Allgemeine Zeitung“, in welchem er diese Adresse als ein „Meisterstück phanariotischer Verfidie“ bezeichnete, den Rumänen, die ihren selbstgewählten Fürsten nicht zu ehren wußten, obenein alle republikanischen Eigenschaften absprach und seinen Rücktritt nach Ordnung der bedrängten Finanzlage deutlich durchblicken ließ. Letztere war durch die mittlerweile erfolgte Einstellung der Stroussberg'schen Eisenbahncouponzahlung eine so schlimme geworden, daß der Fürst, verließ er jetzt das Land, den Bankerott desselben und damit auch die Schädigung seiner ausländischen, zumal seiner deutschen Gläubiger, voraussehen mußte. Was ihn mit der Ausführung seines Vorhabens zögern ließ, brachte auch die Kammer einigermaßen zur Vernunft. Man sagte sich, daß man beim Staatsbankerott der kontrahirten Eisenbahnen, an denen der Wohlstand des Landes hing, verlustig gehen würde, und fürchtete überdies bei den Territorialveränderungen, die der bevorstehende deutsch-französische Friedensschluß herbeiführen konnte, als Tauschobjekt zu dienen, wenn der Fürst sich empfahl. So votirte die Kammer denn eine leidlich loyale Adresse, während die Opposition weiter wütete, den „fremden“ Fürsten weiter beleidigte und das siegreiche Deutschland aus französischer Sympathie mit anhaltenden Schmähungen überschüttete. Der Verbindung dieser beiden Strömungen entsprechend, kommt es am 21. März zum Angriff auf eine deutsche Festgenossenschaft, die sich unter dem Vorsitz des Generalkonsuls von Radowitz versammelt hatte, um Kaisers Geburtstag zu feiern, und gleichzeitig zu einem republikanischen Putsch in den Straßen. Militär und Ministerium benehmen sich kläglich. Am 23. morgens erklärt der Fürst zwei Mitgliedern der ehemaligen, von ihm abgelösten Statthalter'schaft, die so gut sind, sich auffinden zu lassen, daß er aus dem Lande gehen werde, wenn ihm nicht sofort ein neues loyales Ministerium präsentiert würde, das die Mehrheit der Kammer für die Genehmigung der Finanzgesetze hinter sich habe. Die Stadt ist im Aufruhr, die Polizei unthätig, und die Vertreter der Garantiemächte eilen ins Palais, um die Person des Fürsten zu schützen, als die Kammer endlich Raison annimmt und sich zur Unterstützung eines gemäßigten, acceptablen Ministeriums schlüssig macht. Als das Militär unter neuem Kommando wieder Halt bekommt, die Türkei auf deutsche Veranlassung mit sofortiger Occupation droht und der erschrockene, respectable Teil der hauptstädtischen Bevölkerung dem ausreitenden Fürsten am 28. März eine Ovation bereitet, ist die Lage mit einem Schlage geändert und die Basis für eine weitere Entwicklung gewonnen. Die durch den nahen orientalischen Krieg vollzogene Konsolidirung der Armee hat seitdem Wiederholungen dieser Ausbrüche vorgebeugt, obschon die vulkanischen Elemente, die sie veranlaßten, gelegentlich noch Pech und Schwefel um sich schleudern. Person und Politik verbanden sich nimmehr zu günstigem Effekt. Hatte die ruhige Würde, mit der der Fürst die Krise überwand, der animus at utrumque paratus, mit dem er die nötigste Forderung stellte und gleichzeitig seine Abreise vorbereitete, ihre Wirkung nicht verfehlt, so hat die Unabhängigkeit Rumäniens und die Einsetzung des Königtums, der Preis für Plewna, sie erhöht. Selbst die Radikalsten konnten diesen von König Karl für das Land gewonnenen Erfolg nicht leugnen.

Auch Rußland und Oesterreich waren schließlich zufrieden damit, die rumänische Opposition, die sie so lange gefördert hatten, in den kritischen Tagen von 1870 sich selber überlassen zu haben. Der Eintragung des excerpirten Tagebuchs vom 26. Februar 1870, daß der deutsche Botschafter in Petersburg es ablehnte, auf die verspäteten russischen Freundschafts-

versicherungen für den Fürsten eine Silbe zu erwidern, folgt die ergänzende Notiz vom 28. Februar, daß der österreichische Botschafter in Konstantinopel alles thue, um den Fürsten bei der Pforte in Mißkredit zu bringen, und in dem Weggang Karls I. eine Revanche für Königgrätz erblicke. Durch die Armee dieses selben Fürsten wurde aber Rußland wenige Jahre darauf zur Fortsetzung des Orientkrieges befähigt und Oesterreich somit in den Stand gesetzt, den für die Zulassung des Krieges bedungenen Lohn, Bosnien und die Herzegowina, einzuheimsen.

Nicht weniger kennenswert als diese Episode sind die zwischen dem König und seinem Vater gewechselten Briefe über die spanische Erwählung seines Bruders und den dadurch verursachten deutsch-französischen Krieg. Wir sehen in ihrer unverhohlenen Aufrichtigkeit die Ereignisse sich stufenweise gebären, verwickeln und lösen. Wie in König Karls eigenem Leben erscheint hier in seiner Familie derselbe schlichte Wunsch, das Rechte zu thun, die Geneigtheit, zur Begründung einer gesetzlichen Autorität beizutragen, und selbstlos zu resigniren, wo Herkunft und Selbstachtung es ratsam machen. Nichts kann verständiger, nichts mit einer redlicheren Bürgerlichkeit verhandelt werden als dieser Antrag, ein Königtum zu begründen; nichts wird selbstverständlicher und gewissenhafter aufgegeben, sobald der geliebten alten Heimat Gefahren daraus zu entspringen drohen. Der Krieg, der sich trotzdem entspann, wird doppelt glorreich durch diesen reinen Ursprung.

Bei der Fülle der behandelten Materien läßt sich der reiche Inhalt des Buches und seine außerordentliche Wichtigkeit für den Geschichtschreiber, Diplomaten und Politiker nur andeuten. Aber selbst diese Skizze wäre allzu unvollkommen, erwähnte sie nicht das innige Familienleben, das den König und die Königin und beide mit ihren heimatlichen Häusern verbindet und in den schweren geschilderten Tagen tröstete und schadlos hielt.

Prof. Dr. Carl Abel.

Astronomie.

Olbers' astronomisches Wirken.

Endlich erfüllt die Nachwelt gegen einen großen Mann die Ehrenpflicht, seine sämtlichen, auf die Wissenschaft so überaus einflußreichen Werke gesammelt herauszugeben. Diese Ehrenpflicht lag in erhöhtem Maße seiner Vaterstadt ob, namentlich aber seinen zahlreichen, teilweise in glänzender Lebenslage befindlichen Leibesnachkommen. Was Olbers geschrieben, mußte man in anderthalb Duzend mathematisch-astronomischen Fachzeitschriften, in jeder von ihnen in einem halben Hundert Jahrgängen aufstöbern. Ein vollständiger „Olbers“ war gar nicht vorhanden. Der Briefwechsel zwischen Olbers und Bessel ist zwar 1852 im Druck erschienen; mit dem dritten des Dreigestirns großer deutscher Astronomen und Mathematiker der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, mit Gauß, hat Olbers einen noch reicheren, eingehenderen Briefwechsel gepflogen, und er ist bis heute noch nicht veröffentlicht, der wissenschaftlichen Welt noch nicht zugänglich gemacht. Und neben diesen beiden Männern standen wohl die meisten, wenn nicht alle Astronomen seiner Zeit mit dem sternkundigen Arzte in Bremen in Briefwechsel; viele dieser hin und her gerichteten, oft für die Wissenschaft bedeutungsvollen Schreiben sind erhalten, fast alle jedoch ungedruckt geblieben. Jetzt endlich, mehr als ein halbes Jahrhundert nach dem Tode des Entdeckers der Pallas und der Vesta, erscheint diese ganze literarische Lebensarbeit im Druck. Die Familie hat einen jüngeren Gelehrten, den Navigationslehrer Doktor C. Schilling in Bremen, gewonnen, der die gedruckten Werke in geordneter Reihenfolge herausgibt (Wilhelm Olbers, sein Leben und seine Werke, Band I, Berlin, Julius Springer), den bisher ungedruckten Briefwechsel mit Gauß in einem zweiten Band folgen lassen wird und einen dritten Band einer Auswahl aus dem vielgestaltigen sonstigen Briefwechsel, soweit er wissenschaftliches Interesse hat, sowie einer Lebensbeschreibung vorbehält. Der erste Band ist erschienen, hoffentlich lassen die anderen nicht zu lange auf sich warten.

Kein geringerer als Bessel sagt von Olbers: „Von nun an wurde Olbers der Gegenstand meiner innigsten Verehrung; ich betrachtete ihn als meinen zweiten Vater, und so habe ich ihn bis zu meinem Ende verehrt. Oft hat diese Verehrung mich zu der weiten Reise von Königsberg nach Bremen veranlaßt, zum letztenmal sieben Monate vor Olbers' Tode, im August 1839.“ Olbers war es, der das Genie des jungen Bessel im Jahre 1804 erkannte, ihn der kaufmännischen Laufbahn entriß und für die Astronomie gewann, die ihn zu einem der hellsten Sterne am funkelnden Himmel der deutschen Wissenschaft machte. Bessel hat dies in seiner Selbstbiographie anmutig geschildert. Er war aus Minden gebürtig, wegen mangelhafter Liebhaberei für alte Sprachen und guter Begabung für das Rechnen als Handelslehrling nach Bremen gesandt, wo das wissenschaftliche Leben durch Männer wie Olbers, Albers, beide Treviranus, Mertens und so weiter in schöner Blüte stand. Auch Bessel, der über tüchtige selbsterlernte mathematische Kenntnisse verfügte, erfuhr davon den Wellenschlag. Er beabsichtigte eine Seereise als „Cargadeur“ mitzumachen, studirte auf eigene Hand nautische Mathematik und Astronomie und lernte hierbei auch die 1797 erschienene berühmte Olbers'sche Abhandlung „Ueber die leichteste und bequemste Methode, die Bahn eines Kometen zu berechnen,“ kennen. Olbers' Ruhm war schon damals, im Jahre 1804, groß, denn außer der genannten Schrift verdankte man ihm schon die Wiederauffindung der Ceres und die selbstständige Entdeckung der Pallas. Bessel griff ältere Beobachtungen über den Halley'schen Kometen auf, berechnete sie nach der Olbers'schen Methode und legte die Arbeit Olbers vor, den auf der Straße anzureden er sich ein Herz faßte. Olbers schickte ihm schon am folgenden Tage einen äußerst anerkennenden Brief, versah ihn mit astronomischen Büchern und nahm sein Anerbieten, ihm bei mathematischen Arbeiten behilflich zu sein, an. Nach und nach gewann er ihn ganz für die Wissenschaft, veranlaßte, daß er erst als Assistent auf die Privatsternwarte des Amtmanns Schröter in Lilienthal kam, von wo aus er schon 1810 als dreißigjähriger Mann als Direktor der neuen Sternwarte nach Königsberg gerufen wurde. Olbers nannte bescheiden die Gewinnung Bessels für die Astronomie sein bestes Werk, und Bessel sagte von ihm: „Er war mir der edelste Freund. Mit klugem, väterlichem Rat leitete er meine Jugend; 151 Briefe, die ich von ihm besitze, sind schriftliche Beweise meines Rechts, meine Verehrung über die Grenzen meiner Wissenschaft auszudehnen; an jede Stunde, die ich mit ihm verlebte, knüpft sich die Erinnerung einer edlen Aeußerung, eines lichtvollen Urtheiles über Gegenstände, eines nachsichtigen über Menschen.“ Die edle Bescheidenheit, die Olbers auszeichnete, hat freilich die Nachwelt nicht zu dem Fehlgriff verführt, seine eigenen Leistungen als gering anzuschlagen. Daß er auch Gauß ein ungemein fördernder Freund gewesen, daß er auch ihn in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit der Fachgenossen gerückt hat, werden wir weiterhin berühren.

Wie Bessel so ist auch Olbers nicht zum Astronomen bestimmt gewesen. Ihm war die Himmelskunde Liebhaberei, Erholung in freien Stunden. Sein Geburtsort Arbergen liegt an der Weser, etwa eine Stunde oberhalb Bremens. Sein Vater, nach Geburt und Familie zu Bremen gehörig, war hier Prediger und siedelte schon zwei Jahre nach seiner Geburt als Domprediger wieder nach der alten Hansestadt über. Pastorenfamilien sind nicht selten reich mit Kindern gesegnet; Vater Olbers hatte ihrer sechzehn; der am 11. Oktober 1758 geborene Astronom Heinrich Wilhelm Mathias war sein achttes. Trotz dieses reich sprießenden Nachwuchses ist die männliche Linie ausgestorben, nur die Spindel-seite blüht noch fröhlich fort. Während seiner Knabenzeit trieb der zukünftige Astronom neben den üblichen Gymnasialfächern höhere Mathematik, worin er sich während seiner Göttinger Studentenzeit bei Kästner weiter ausbildete, so daß er es war, der als Dilettant 1781 auf der Wiener Sternwarte den kurz zuvor entdeckten Uranus auffand. Sein Hauptstudium galt der Medizin, und als er 1781 sich in Bremen als Arzt niederließ, fand er rasch eine ausgedehnte Praxis, die ihm treu blieb, bis er sie im Jahre 1820 aufgab, um sich für den Rest seines Lebens ausschließlich der Sternkunde zu widmen. Zwei vom Ende der achtziger Jahre erhaltene medizinische Abhandlungen über in das Kapitel des Mesmerismus gehörige Vorfälle zeigen ihn auch auf diesem Gebiete als Beobachter von klarem Geiste. Wichtiger noch ist seine Doktordiffer-

tation de oculi mutationibus inter eis, weil sich hier bei ihm die Mathematik mit der ärztlichen Wissenschaft verband. Er wies nämlich die damals noch unbekannte Thatsache nach, daß eine Muskelthätigkeit die Linse der Netzhaut nähern oder sie von ihr entfernen muß, je nachdem das Auge nahe oder entfernte Gegenstände erfassen soll.

Seine astronomischen Liebhabereien gab Olbers auch jetzt nicht auf; weder eheliches Glück noch angestrengte Berufsthätigkeit am Tage hinderten ihn, nachts an seinen Fernrohren zu stehen und mit bewundernswerter Sorgfalt mikrometrische Messungen zu machen, oder bei dunklem Himmel das rechnerische Ergebnis aus seinen Beobachtungen zu ziehen. Die nächtliche Ruhe war ihm eine Erholung, vier Stunden wirklicher Schlaf genügten ihm. Seine ersten astronomischen Schriften sind von 1787 und 1789 und betreffen Kometen. Neben der Herschelschen Entdeckung des Uranus waren die Beobachtungen an Kometen damals das interessanteste Kapitel der Sternkunde. In früheren Zeiten hatte man mit diesen wunderbaren Weltreisenden gar nichts anzufangen gewußt. Die Astrologie hütete sie als Beweise des Uebernatürlichen, die Wissenschaft hielt sie für Ausdünstungen der Erdatmosphäre. Ein deutscher Prediger, Dörfel in Blauen, ist der erste gewesen, der von ihrem Wesen und ihrer Bahn eine Vorstellung gab und schon 1681 lehrte, daß sie Weltkörper seien, die sich in einer Parabel, deren Brennpunkt die Sonne sei, bewegten. Dörfel kannte Kepler, Newton hatte sein großes Schwerkraftsgesetz noch nicht bekannt gemacht. Später zeigte Newton, ohne von Dörfel zu wissen, daß die Kometen, wie alle Weltkörper, sich in Kegelschnitten um den Schwerpunkt ihrer Bahn bewegen, daß also auch gewisse Bahnen die Gestalt von Parabeln und Hyperbeln haben können, in welchem Falle sie nur einmal auf Nimmerwiedersehen erscheinen. Von wiederkehrenden Kometen wußte man zu Newtons Zeit noch nichts. Halley, Newtons Schüler, fand zuerst aus, daß Kometen in elliptischen Bahnen vorkämen, also ihre Besuche bei der Sonne wiederholten. Er fand, daß der Komet von 1682 sich in den Beobachtungen von 1531 und 1607 nachweisen lasse. Er sagte die Wiederkehr für das Jahr 1759 voraus und sie trat ein, was uns heute gar nicht überrascht, damals aber ungeheures Aufsehen machte. Ähnlich war die Erregung in der wissenschaftlichen Welt, als Laplace nachwies, daß der Messiersche Komet von 1770 durch die Anziehung des Jupiter aus seiner früher parabolischen Bahn abgelenkt war und nun eine Ellipse beschrieb, also geradezu für unser Sonnensystem eingefangen war. 1779 ging dieser Komet mitten durch das Mondsystem des Jupiter hindurch und erhielt nun durch dessen Anziehung eine neue Bahn, die von der Erde zu fern liegt, als daß man das kleine Gebilde beobachten könnte. Die Kant-Laplacesche Himmelsmechanik war dadurch gleichsam vor den Augen der Astronomen experimentell nachgewiesen.

Newton hatte nun gelehrt, wie man die Bahn der Kometen berechnen könne. Man muß, um diese genau nachweisen zu können, sechs Elemente haben, nämlich 1) die Lage der Sonnennähe, 2) die Entfernung des Punktes der Sonnennähe von der Sonne, 3) die Neigung der Bahn gegen die Ekliptik, 4) die Lage der Knotenlinie, in welcher die Kometenbahn die Ekliptik schneidet, 5) die Epoche oder den Ort des Kometen in seiner Bahn zu irgend einer gegebenen Zeit, und endlich 6) bei Kometen in elliptischen Bahnen die Umlaufszeit, ein Element, das bei Kometen in parabolischen und hyperbolischen Bahnen als unendlich groß wegfällt. Diese Elemente waren außerordentlich schwierig zu erlangen. Newton bedurfte dafür mindestens dreier vollständigen Beobachtungen, deren mittlere nach der Zeit genau in die Mitte der beiden anderen fallen mußte. Das klingt einfach, der Fachmann weiß, daß es eine überaus schwierige, leicht fehlschlagende Arbeit ist, zumal man von einer Kometenbahn fast stets nur einen ganz kleinen Bogen beobachten kann. So gingen denn damals die Bahnberechnungen oft weit aus einander.

Olbers war noch Student in Göttingen, als ihn die Aufgabe, eine bessere Methode zu erfinden, woran die berühmtesten Mathematiker des achtzehnten Jahrhunderts gescheitert waren, beschäftigte. Am Krankenbette eines Freundes sitzend, sann er darüber nach und entsann sich des Lambertschen Lehrsatzes, daß bei einer parabolischen Bahn die Zeit, in der ein gewisser Bogen beschrieben wird, nur von der Sehne desselben und von der Summe der beiden Radien vektoren abhängt. Damit verband er den glücklichen eigenen Einfall, die in

der That der Wahrheit ganz außerordentlich nahe kommende Lambert'sche Annahme, daß der mittlere Radius vektor die Sehne der Kometenbahn von der ersten zu der letzten Beobachtung im Verhältnis der Zeiten teile, auch bei den drei Stellungen der Erde in ihrer Bahn zu machen. Die Durchführung dieser mathematischen Aufgabe erforderte eine Arbeit, die jetzt auf dreiundsechzig großen Druckseiten vor uns liegt und mit so erstaunlichem Scharfsinn geleistet ist, daß sie im Augenblick ihres Bekanntwerdens alle Fachleute zur Bewunderung hinriß und ihren Verfasser mit einem Schlage zum berühmten Mann machte. Olbers ließ sie aber nahezu zwanzig Jahre in seinem Kult liegen. Erst 1797 sandte er sie seinem Freunde von Zach, dem Leiter der herzoglich Gothaschen Sternwarte, zur Einsicht und dieser würdigte ihren Wert derart, daß er sie ohne weitere Rückfrage drucken ließ. Die Methode hat sich so bewährt, daß sie noch heute auf allen Sternwarten im Gebrauch ist; ihr verdankt man überhaupt die Möglichkeit, auch bei Kometen von kurzer Sichtbarkeit die Bahn mit Sicherheit berechnen zu können.

Von nun an ist Olbers ein fleißiger Mitarbeiter an den verschiedensten astronomischen Zeitschriften. Mehr als zweihundert astronomische Abhandlungen hat er herausgegeben, darunter allein hundertunddreiundzwanzig über Kometen, die sein Spezialfach blieben. Er beobachtete und maß mit außerordentlicher Schärfe und erledigte die rechnerischen Aufgaben zur Bewunderung der Zeitgenossen. Mehrere Kometen fand er mit seinen nach heutigen Begriffen bescheidenen Instrumenten selbst, unter ihnen einen der wenigen mit elliptischer Bahn. Ebenso groß war seine Kunst, die Identität oder Nichtidentität von Kometen älterer Beobachtung nachzuweisen. Die Astrophysik lag zu seiner Zeit noch in den Windeln, doch streift auch er gelegentlich dieses Gebiet. So hat er betreffs der repulsiven Kraft, die den Kometenschweif vom Kerne weg in eine der Sonne abgewendete Richtung treibt, den erst in unserer Zeit recht gewürdigten und zur herrschenden Theorie gemachten Gedanken ausgesprochen, daß hier abstoßende Elektrizität die Ursache sei.

War er nach 1797 ein hochgeschätzter Fachgenosse der berühmtesten Astronomen geworden, ja nächst Laplace und Herschel ohne Frage der berühmteste, so wurde wenige Jahre später in der ganzen gebildeten Welt sein Name bekannt und verehrt. Die Auffindung der vier ersten Asteroiden stand gleichsam im Bannkreise seines Geistes. Die mittleren Entfernungen der alten Planeten folgen einander in runden Ziffern dieser Art: Merkur 7,8 Millionen Meilen, Venus 14,6, Erde 20,0, Mars 30,6, Jupiter 104, Saturn 192. Schon oft hatte man die große Lücke zwischen Mars und Jupiter bemerkt und dort einen unbekanntem Planeten vermutet. Piazzi in Palermo fand am 1. Januar 1801 durch Zufall ein schwaches Wandelsternchen, das er erst für einen Kometen hielt. Nur bis zum 11. Februar konnte er es beobachten, dann verschwand es im Strahlenkranz der Sonne, in späterer Jahreszeit war es nicht wieder aufzufinden. Piazzi hatte die Beobachtung Bode in Berlin mitgeteilt, dieser bestärkte den Entdecker in der Vermutung, daß das Sternchen kein Komet, sondern der gesuchte Planet sei; die Beobachtungen waren aber zu dürftig, um Berechnungen zu begünstigen, man kam zu den verschiedensten Ergebnissen. Da ermutigte Olbers den damals noch wenig bekannten, erst vierundzwanzigjährigen Mathematiker Doktor Gauß in Braunschweig und forderte ihn auf, seine neue Methode zur Berechnung von Planetenbahnen auf die Piazzi'schen Daten anzuwenden. Olbers selbst hielt im Gegensatz zu den meisten Astronomen daran fest, daß man einen Planeten vor sich hätte, und machte sich an das methodische Suchen an der Hand der Gauß'schen Ephemeriden. Es gelang ihm, am 1. Januar das Sternchen, die Ceres, wiederzufinden. Am 15. Januar schrieb er: „Inmer ist es bewunderungswürdig, wie genau die elliptischen Elemente des Doktor Gauß zutreffen, die jetzt etwa $1/2^\circ$ mehr Rektascension und $12'$ weniger Deklination geben. Dies gereicht sowohl den Rechnungen des Doktor Gauß, wie auch den Beobachtungen des Herrn Piazzi zur höchsten Ehre.“ In seinen weiteren Veröffentlichungen spricht er fortdauernd mit der größten Verehrung von dem jungen Braunschweiger Mathematiker. Der schöne Erfolg, die Anerkennung eines Olbers verhalfen Gauß rasch zum Ruhme und 1807 zur Stellung eines Professors und Direktors der Sternwarte in Göttingen. Zwischen Gauß und Olbers entstand ein durch eifrigen Briefwechsel gepflegtes

Freundschaftsverhältnis fürs ganze Leben. Gauß und Bessel standen mit einander etwas auf gespanntem Fuße. Olbers war das nach beiden Seiten versöhnende Mittelglied.

Olbers selbst sollten alsbald größere Erfolge beschert sein. Er suchte nach Kometen und fand am 28. März 1802 die Pallas, ein Schwestergestirn der Ceres, das zu allgemeiner Ueberraschung fast dieselbe mittlere Entfernung von der Sonne besaß (55,8 Millionen Meilen gegen 55,5 Millionen), also sich mit jener um den Platz im Planetensystem vertragen mußte. Das erregte das größte Staunen in der wissenschaftlichen Welt; man versuchte die Kant-Laplace'sche Weltbildungstheorie darauf anzuwenden. Olbers selbst war es, der die (lange Zeit fest gehaltene, jedoch unbestätigt gebliebene) Vermutung aussprach, daß „Ceres und Pallas nicht immer so getrennt in feindlicher Nachbarschaft ihre jetzigen Bahnen durchlaufen haben und vielleicht nur Trümmer, nur Stücke eines ehemaligen größeren Planeten sind, den irgend eine große Katastrophe zersprengte;“ daß man also bald noch mehr Trümmer entdecken werde. War diese schon im Juni 1802 ausgesprochene Vermutung richtig, so mußten die Bahnen dieser Trümmer gemeinsame Schnittpunkte haben. Olbers machte sich also an das methodische Suchen an den beiden Schnittstellen der Bahnen von Ceres und Pallas im Walfisch und in der Jungfrau; dasselbe that Harding auf der Sternwarte im nahen Lilienthal, der zu den Vertrautesten des Olbers'schen Kreises gehörte. Harding war schon am 1. September 1804 so glücklich, die Juno zu finden, was Olbers der wissenschaftlichen Welt bekannt gab; Olbers selbst fand am 29. März 1807 die Vesta. Bis 1845 kannte man nur die bis jetzt genannten vier Asteroiden. Seitdem ist das Suchen eine Massenarbeit mit Hilfe großer Instrumente geworden, und so kennt man jetzt über dreihundert.

Der Ruhm des sternkundigen Bremer Arztes hatte nach der Entdeckung der Asteroiden seinen Gipfel erreicht. Neue Entdeckungen von gleicher Bedeutung waren ihm nicht mehr beschieden, doch blieb sein Ansehen bis zu seinem Tode unvermindert. Er war in seiner Lieblingswissenschaft eifrig literarisch thätig. Bis hoch in die dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts veröffentlichte er alle Jahre mehrere Abhandlungen oder kleinere Mitteilungen für Fachzeitschriften, teilweise auch englische und französische. Sehr selten begab er sich auf andere astronomische Gebiete als die der Kometen und Asteroiden. In seinen Briefen umfaßt er dagegen alles.

Seine kleine Sternwarte hinter der Domkirche zu Bremen hat er sich selbst erbaut; sie enthielt eine astronomische Pendeluhr von Carstens in Bremen, einen neunzölligen Spiegelsextanten von Throughton und ein sehr gutes Dollond'sches astronomisches Fernrohr von $3\frac{3}{4}$ Zoll Objektivöffnung, das mit mehreren Vergrößerungen und Mikrometern ausgestattet war, später auch noch einen kleinen, aber trefflichen Fraunhofer. Mit diesen außerordentlich bescheidenen Instrumenten errang Olbers die Unsterblichkeit zu einer Zeit, als schon Wilhelm Herschel mit seinen Riesenteleskopen den Himmel durchforschte. Die Unsterblichkeit ging von dem Geiste aus, nicht von den technischen Hilfsmitteln, deren er sich bediente.

Olbers erreichte ein Lebensalter von zweiundachtzig Jahren; seine Mitbürger haben ihm ein Denkmal von Steinhäuser's Hand aufgerichtet. Länger als der Marmor dieser Statue werden die Werke seiner Forschung und seiner Schrift dauern, die jetzt endlich der Welt in einer geschlossenen Ausgabe vorgelegt werden. E. Fritger.

Länder- und Völkerkunde.

Das Gebirgsland Pamir.

Das erst in ganz neuester Zeit bekannter und interessanter gewordene Gebirgsland, oder der Gebirgsstock, das Pamir, war bereits im Altertum von Bedeutung und zwar als Karawanensträßengebiet für Waren aus China, Sogdiana und Bactriana nach Indien.

Das Pamir liegt hingestreckt zwischen dem hohen Gebirgsstamm von Trans-Mai im Norden und dem Hindukusch im Süden, an welche Gebirge russisches, englisches und indisches Kulturland grenzt.

Die Hochfläche des Pamir, über 4000 Meter sich erhebend, erstreckt sich in der angeführten Grenzen in einer Ausdehnung von etwa 300 Kilometer von Norden nach Süden, in ähnlicher Ausdehnung zwischen dem Karakorumkamm und dem Amu-Darja von Osten nach Westen. Unbedeutende Höhenzüge durchziehen in der Richtung von Westen nach Osten dies Plateau, Thäler bildend, welche Quell- und Zuflüsse des Amu-Darja durchfließen. Trotz des Wasserreichtums ist die Vegetation arm infolge des steinigen Bodens dieses „Daches der Welt“. Nur an den Rändern, mit Ausnahme des nördlichen, ist der Boden fruchtbar, kulturfähig und mit Ansiedlungen bedeckt; aber selbst hier bietet die Gegend nichts in ökonomischer Beziehung, denn die Bewohner haben alles in Besitz genommen, besonders was Nutzen bringt, und ist die weitere Entwicklung der Gegend ausgeschlossen.

In militärgeographischer Hinsicht teilt sich das Pamir durch den ein wenig östlicher als der 73. Längengrad verlaufenden Meridian des Sees Kara-Kul in zwei Teile, einen östlichen und einen westlichen. Im ersteren liegen die von Norden nach Süden führenden Wege, auf welchen die Völker im Altertum auf beiden Seiten des Pamir mit einander verkehrten; dies Gebiet ist unkultiviert und fast unfruchtbar; das andere dagegen mehr kultiviert und im Stande, wenn auch nur in beschränktem Maße, Futterstoffe zu liefern. Für die Gegenwart ist natürlich besonders der östliche Teil von Interesse. Hier findet sich auf 300 Kilometer Entfernung kein einziger Baum, und nur in beschränktestem Umfange gedeiht nach den Ueberschwenmungen der Gewässer und Sümpfe hier und da etwas Gras, welches durch die Pferde selbst der einzelnen passirenden Reiter zerstampft wird. Nur in einer Entfernung von etwa 25 Kilometer seitwärts und von 260 Kilometer vom Altai liegt an dem Pfade für Packpferde die Ortschaft Tagarma und die Stadt Tasch-Kurgan (Steinhügel), wo Weideplätze, Heizungsmaterial und Ackerland vorkommen, welches zu Sary-Kol (gelber See) gehört, einem unabhängigen Gebiet, das aber das Protektorat von Chudajar Khan (dem letzten Herrscher von Kokan) angerufen hatte. Außer diesen genannten Punkten findet sich Futter für Vieh in hinreichender Menge nur noch am Oberlauf des Ak-ssu (weißes Wasser) und Amu-Darja, das heißt ganz am Ausgange des Weges aus dem russischen Gebiete. Für die Wege oder Richtungen, welche durch dies Gebiet führen, kommt nicht deren Länge in Betracht, sondern die verhältnismäßig geringeren Anstrengungen, die nötig sind, um die vorhandenen Hindernisse zu überwäligen; daher sind die Wege, welche in früherer Zeit benützt wurden, geebnete, und diese müssen auch gegenwärtig gewählt werden. Solcher Wege gibt es zwei, der eine führt von Fergana nach dem Mai, dem Paß von Kysyl-Art, dem See Kara-Kul (schwarzes Wasser), längs des Flusses Ak-Bajtal, dem Ak-ssu, an der Ortschaft Rabat Ak-Tasch vorbei und den Amu-Darja aufwärts, zu den Pässen Jonow oder Baraschl, je nachdem, ob man nach Kaschmir oder Tschitral gelangen will. Der andere Weg führt aus Kaschgar über Tasch-Kurgan nach Rabat Ak-Tasch, wo er mit dem ersteren zusammenfällt. Beide Wege führen nach Indien zum fast unzugänglichen Schneekamm des Hindu-kusch, der dessen nördliche Grenze bildet, aber über diesen Kamm oben genannte beide Pässe, deren einer erst kürzlich von dem Chef des Pamirdetachements Jonow entdeckt worden ist und dessen Namen führt. Beide Pässe stellen Spalten im Kamm dar und sind sehr leicht zu benützen, hinter ihnen liegt fruchtbares Gebiet. Zur Zeit der Herrschaft von Chudajar-Khan von Kokan gehörten beide Pässe zu seinem Gebiet, dann aber dehnten die Chinesen ihre Herrschaft über Sary-Kol aus, während die Afghanen sich anschickten, Koschan, Schugnan und Wahan zu besetzen, und zwar infolge des Rates der zukünftigen Nachbarn der Russen, das heißt der Engländer. Beide Wege sind an und für sich gut und bieten sie keine Hindernisse sogar für Fuhrwerke dar; während sie in militärischer Hinsicht verschieden sind; die Straße, welche vom Altai herführt, ist bedeutend schlechter als die von Kaschgar kommende; sie hat längs ihrer ganzen Ausdehnung keinen einzigen Fleck, auf welchem man einen festen Punkt errichten könnte, der mit lokalen Erzeugnissen zu unterhalten wäre; ein solcher findet sich erst am Ausgange, welcher an die Quellgegend des Amu-Darja angrenzt; außerdem ist diese Straße flankenangriffen von Sary-Kol her ausgesetzt, wohl aber kann auf dem andern Wege ein fester Platz geschaffen werden, ohne Zufuhr aus Kaschgar nötig zu haben.

Hieraus ergibt sich, daß die Möglichkeit, das Pamir militärisch zu benützen, sehr bedingt ist und davon abhängt, in welchem Zustande sich der einzige Weg befinden wird, welcher in die Pamir-Khanate von Schugnan, Koichan und Bachan vom Alai her führt, und der auf diese Weise als Lebensader des Pamir angesehen werden muß.

Es ist unbedingt notwendig, daß dieser Weg nicht allein als Heeresstraße, sondern auch wie jeder andere Weg im Innern des russischen Reiches in dessen Besitz sein muß; die politische Grenze mit der englischen Interessensphäre muß eine natürliche sein, daher die Wasserscheide des Kammes des Hindukusch dieselbe bilden. Andererseits erfordert die ökonomische, mit der militärischen Hand in Hand gehende Erwägung, daß Sary-Kol unter russischem Einfluß stehe. Ohne diese Forderungen verliert der Weg vom Alai her jede Bedeutung, denn jedenfalls würde er nicht mehr gesichert sein als irgend eine Operationslinie in feindlichem Gebiete, und ohne diese Anforderungen verliert der Besitz des Pamir für Rußland fast jeden Wert, und obwohl es keinen Grund dafür gibt, ihn völlig aufzugeben, so dürfte doch die Wiederherstellung seiner militärischen Bedeutung viel Geld erfordern.

Was den westlichen Pamir betrifft, so kommt hier Afghanistan in Betracht, welches, wie alle asiatischen Reiche, langsam herabgeht und in naher Zukunft in den Besitz eines der beiden in Betracht kommenden europäischen Staaten gelangen wird. Vorläufig hat es die Bedeutung eines ungeordneten, unbotmäßigen Reiches, gegen welches, zum Schutz der Pamir-Khanate auf dem Pamir selbst militärische Streitkräfte bereit gehalten werden müssen.

Wenn nicht nur im Süden des Pamir, sondern in Westasien überhaupt von einer natürlichen Grenze gesprochen werden kann oder soll, so ist es der Nordrand von Iran, der Hindukusch mit seiner westlichen Fortsetzung bis an die Südostecke des kaspischen Meeres. Allerdings ist diese Gebirgswand bei Herat nach Osten zu wenig bedeutend und hier ein natürliches Eingangsthor gegeben, dessen weiter führender Weg südöstlich nach Kandahar hinführt, welches den strategischen Mittelpunkt Afghanistans bildet, sowohl weiter südöstlich nach Quetta zu, der englischen Machterweiterung entgegen, als auch nach Nordosten, nach Kabul hin. Immerhin hat der Hindukusch ferner eine ebenso große nationale als politisch-ökonomische Bedeutung, in sofern als er, vom Quellgebiet des Amu-Darja beginnend, dessen ganzes Stromgebiet nach Süden zu abschließt, so daß dasselbe ein geschlossenes, in sich homogenes Ganzes bildet, dem gegenwärtig freilich die politische Harmonie noch fehlt, da vor mehr als einem Jahrzehnt die Afghanen auf Anstiften Englands die national fremden und mit ihren Interessensphären zu Turkestan gehörenden kleinen tatarischen Khanate im Süden des oberen Laufes des Amu-Darja, der hier die Nordgrenze mit Buchara bildet, politisch mit Afghanistan vereinigten. Die Zukunftsfrage dieser Gebiete dürfte im ganzen gemeinschaftlich mit der sogenannten Pamirfrage gelöst werden müssen, das heißt, sie werden naturgemäß an Rußland fallen, und dann, soweit eine neue, begründete und fest bezeichnete Grenze einen Dauerzustand darstellt, der Hindukusch oder, mit anderen Worten, das Stromgebiet des Amu-Darja als russischer Besitz, die Grenze mit englischem Besitz und englischer Machtphäre bilden. Interessen und Logik fallen selten zusammen, aber wenn etwas logisch ist, dann hat es eben Begründung und damit mehr Berechtigung für Dauer für sich. Der gegenwärtige Zustand auf dem Pamir aber kann entschieden keine Dauer haben, und es wird von Interesse sein, wie sich die beiden großen Gegner in den vorauszu sehenden oben begründeten natürlichen und somit auch berechtigten Grenzen festsetzen und sichern werden. Dem Vordringen Rußlands wird und muß das Vordringen Englands in Kasiristan und sein Festsetzen dort folgen. Am Hindukusch sich Auge in Auge schauend, werden beide Gegner sich Streitmittel bereit halten müssen, da ein Vordringen von Süden her ebenso erfolglos als das von Norden her erfolgreich wäre.

Die großen Entfernungen im russischen Reich und die ungeheure Ausdehnung seiner Grenzen lassen es als notwendig erscheinen, möglichst gesicherte Grenzen zu haben, damit solche von geringerer Truppenzahl beschützt werden können, welche zugleich die Möglichkeit bieten, empfindliche Stöße dem Gegner zuzufügen. Aus diesem Grunde hat das Pamir ein besonderes militärisches Interesse sowohl für Rußland als für England. Aber außerdem

garantirt es den Kirgisen von Fergana den ruhigen Besuch des Mai zur Sommerzeit, was bei unsicheren Grenzverhältnissen unmöglich ist, weil dann einige Zehntausende der Bewohner zu Grunde gerichtet würden. Andererseits müßte das Prestige der russischen Macht, welches in Asien eine besondere Bedeutung hat, wesentlich leiden, wenn die Erbschaft von Chudajar Khan in fremde Hände gelangte.

In Asien hat eben Prestige, aggressives Verhalten, eine ganz besondere moralische und politische Bedeutung, was sich selbst im kleinen, im einzelnen deutlich ausdrückt; dazu kommt noch ein gewisses Flair, ein gewisser Machtschnupper, der den Asiaten nach der Seite hinzieht, von wo der Machthauch, das aggressive Verhalten, die politische Offensive kommt. Eine europäische Truppenabteilung, so klein sie im Verhältnis zu asiatischem Feinde sein möge, wird nie geschlagen, nie besiegt werden, so lange sie steht oder gar vorgeht; dann zerschellen an ihr alle Angriffe, gleich wie das Atom einen ganzen Körper, einen Organismus, eine Truppe nicht niederwirft, so zahlreich das Atom auch vorhanden sein mag und so lange es eben nur Atom bleibt. Asiaten bringen es nicht zu einer Organisation, dazu, was man eine Truppe, einen festen Körper nennt. Der asiatische Krieger ist und bleibt eben nur der einzelne, das Individuum, das sich mit unglaublicher Schnelle an einzelne hervortretende Persönlichkeiten kristallisirt, aber mit derselben Schnelle bei Mißerfolg, meist von Panik begleitet, zerfällt. Eine europäische Truppe, auf dem Rückzuge befindlich, würde unbedingt ihren Untergang durch Asiaten finden, die wie Heuschrecken sich über sie ergießen würden. Daher haben auch Bufferstaaten in Asien keine Bedeutung, sie sind ein Urding, da sie das nicht erfüllen, was sie sollen, und daher thatsächlich immer nur der schwächere Teil der beiden Gegner solche wünscht und erstrebt.

Das oben in militärischer Hinsicht Gesagte möge hier durch zwei Episoden aus den Kämpfen der Russen in Turkestan seine Begründung finden.

Vor mehreren Jahren befand sich eine sehr kleine Abteilung russischer Kosaken (kaum 100 Mann) mit einigen Gebirgsgeschützen in dem Gebiet des Issyk-Kulsee. Die feindlichen Kirgisen hatten kein festes Oberhaupt, aber wie es in Asien überhaupt der Fall ist und auch bei kleinen Nomadengruppen für ihre Bildung und ihr Zusammenhalten zur Erscheinung gelangt, wo nicht die Machthaber ihre Herrschaft werben, sondern Völkerteilchen ihren Chef wählen, der dann durch Einsetzen von Verwandten oder tüchtigen ergebenen Persönlichkeiten seine Macht über Nachbarn ausdehnt — so kristallisirten sich plötzlich zu Tausenden, wie aus der Erde gestampft, bewaffnete Reiter der Kirgisen an einzelne Führer, um die kleine russische Abteilung unter einem Kosakenoffizier zu vernichten. Der Offizier war mit dem Charakter und der Art seiner Feinde wohl bekannt, und als auf allen Seiten die feindlichen Scharen plötzlich auftauchten, um ihn zu vernichten, befahl er, die Geschütze zu laden und dann im tausenden Galopp zusammen mit der schwachen Kosakenotnie zu fliehen. Nun jagten die Kirgisen, sich immer mehr in der Richtung der Fliehenden zusammenschließend, nach, und als sie dicht gedrängt versammelt waren, ließ der Kosakenoffizier plötzlich Halt machen und eine Salve aus den Geschützen geben, die Hunderte von Menschen und Pferden, noch mehr durch Ueberreiten als durch Schüsse, niederwarf und welche die Tausende von Kirgisen in eine dermaßen panikartige Flucht jagte, daß nach kurzer Zeit überhaupt niemand mehr vom Feinde auch nur von weitem sichtbar war. Unter ähnlichen Gesichtspunkten muß die Expedition unter Skobelev in der Turkmenensteppe aufgefaßt werden, und das Niederschmettern durch Kanonen der fliehenden Männer und Weiber. Das russische Prestige war gerettet, und für die Zukunft waren von dem Feinde sozusagen nur Prozente genommen, statt des ganzen Kapitals. Die besonders durch den Charakter der Gegend und die Weite des Marsches in der Turkmenensteppe ungünstigen Verhältnisse für die Russen, denen Ueberfälle in ihre Flanke und Vernichtung der Telegraphenstangen sehr hinderlich hätten werden können, kamen durch das Verhalten der Turkmenen nicht zum Austrage; wie naiv diese verfahren, ergibt sich auch daraus, daß sie, statt die Telegraphenstangen zu nehmen oder die Drähte durchzuschneiden, sich damit begnügten, die eingebrannte Nummer der Stange auszufragen, das Teufliche deren Leistungen hierdurch beseitigen zu können glaubend.

Vor dreißig Jahren eroberte der durch seine militärischen Erfolge in Turkestan hervorragende, ebenso energische als umsichtige und mit den dortigen Verhältnissen bekannte General Tschernajeff mit einer Sturmkolonne von 1100 Mann die gegen 100 000 Einwohner zählende und sehr ausgedehnte Stadt Taschkent (Steinstadt) in Turkestan.

Der Sturm dauerte einen ganzen Tag hindurch, das Schießen ging die ganze Nacht ununterbrochen fort. Die Verteidiger machten in der Dunkelheit Ausfälle, die aber stets zurückgewiesen wurden. Mit Anbruch des 16./28. Juni erschien ein Parlamentär vor Tschernajeff mit dem Anerbieten, die Stadt zu übergeben; gegen die Mittagsstunde kamen alle Akffakale (Weißbärte, das heißt die Ältesten, die Gemeindevorsteher) und boten Unterwerfung an, während dabei noch laute Bewegung aus der Ferne sich hörbar machte. Es war klar, daß in den entfernter liegenden Stadtteilen viele noch gegen die Uebergabe auftraten; obwohl die Abgesandten sich bereits im russischen Lager befanden und die militärischen Operationen seit dem Morgen eingestellt worden waren. Der General Tschernajeff schickte nun einen der Akffakale in die Stadt, um anzuzeigen, daß er noch vor Sonnenuntergang dorthin in das städtische Bad kommen würde. Er war überzeugt, daß sein Erscheinen unter der aufgeregten Menge, bei vollstem Vertrauen in dieselbe, endgiltig die Uebergabe im russischen Interesse entscheiden würde; wie es sich auch thatsächlich zeigte. Er nahm nur einen Adjutanten, zwei Kosaken und zwei einheimische Führer mit, durchritt mit diesem kleinen Gefolge die engen, krummen Straßen, zu deren beiden Seiten sich die ganze so zahlreiche Bevölkerung Taschkents auf den flachen Dächern der Gebäude aufgestellt hatte, um den Einzug des Uruß-Bai (russischen Hauptlings) zu erwarten.

Vor dem Abreiten aus dem Lager traf Tschernajeff nicht die geringste Anordnung für sich, ja er gab nicht einmal den Befehl, die sich bereits halb ergeben habende Stadt zu zerstören, um ihn im Falle des Verrates zu rächen, nie hätte man auch einen so großen Ort durch eine so überaus kleine Truppenzahl zerstören können, die sich unmittelbar in der Sturmkolonne befand. Aber den Orient aus Erfahrung kennend, und besonders Mittelasien, war Tschernajeff vollkommen von dem Erfolg seiner Absicht, das städtische Bad zu benützen, überzeugt, ganz ebenso, wie er wußte, daß seine kleine Truppe die Stadt mit einem Umfange von 25 Kilometer nehmen würde. Der Sieg, sei er ein militärischer oder irgend ein anderer, liegt eben in erster Linie im moralischen, seelischen Element.

Tschernajeff wurde in der Stadt durch das Anerbieten der Bewohner aufgehalten, um den Doſtarhan (die Bewirtung mit verschiedenen Süßigkeiten) entgegen zu nehmen. Die Dämmerung war bereits der Finsternis einer südlichen Nacht gewichen. Die Truppen wurden durch sein langes Ausbleiben besorgt; man schickte 50 Kosaken ab, welche Tschernajeff beim Verlassen der Stadt begegneten.

Alle Akffakale hatten ihn begleitet; die Einwohner den Weg mit brennenden Holzstöben erleuchtet. „Wenn er uns nicht fürchtet,“ sagten die Einwohner, „so heißt das, daß er nichts Böses im Herzen gegen uns trägt,“ und mit anbrechendem Morgen rannten sie ins russische Lager. Sofort wurden Feuerherde errichtet, Hammelschnitte gebraten, ein Bazar eröffnet. Massenhaft umschritten die Bewohner das Lager, betrachteten die Soldaten und Offiziere und sprachen mit ihnen. Ein vollständiges gegenseitiges Vertrauen war hergestellt.

v. Erdert,
Generallieutenant a. D.



Literarische Berichte.

Württembergische Künstler in Lebensbildern. Von Dr. August Winterlin. Mit 22 Bildnissen in Holzschnitt. Deutsche Verlags-Anstalt. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Wie sehr die deutsche Kunst dem Boden Württembergs verpflichtet ist, beweisen die vierzig Lebensbilder, die der Verfasser uns in diesem hübsch ausgestatteten und mit reichem Bilderschmuck versehenen Band vorführt. Mit dem sechzehnten Jahrhundert beginnend, berücksichtigt das Werk doch vorzugsweise die Neuzeit und vor allem diejenige Periode des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, in welcher die württembergische Kunst in lebendigem Zusammenhange mit allen großen Strömungen und Wandlungen der deutschen Kunstentwicklung stand. Die Mehrzahl der hier vereinigten Skizzen ist der allgemeinen deutschen Biographie entnommen, für welche der Verfasser gleich anfangs die Bearbeitung der württembergischen Künstler übernommen hatte. Doch ist alles, was bereits früher erschienen, für das vorliegende Werk einer gründlichen Neubearbeitung unterzogen worden, wie auch die meisten der Lebensbilder in erweiterter Gestalt erscheinen. Was dieselben vor vielen ihresgleichen auszeichnet, ist der frische, lebendige Ton, in dem sie gehalten sind. Winterlins Werk ist eines von den wenigen, die thatsächlich zu gleicher Zeit Unterhaltung und Belehrung bieten. Daß der Verfasser sich hinsichtlich der Zeit ein gewisses Ziel gesetzt und die noch lebenden Künstler von seiner Darstellung ausgeschlossen hat, ist nur zu billigen. Dem Buche bleibt auf diese Weise jeder polemische Zug fern, es wahrt sich seinen objektiv-historischen Charakter und wird in diesem hoffentlich all das Gute stiften, das wir ihm wünschen.

Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte. Herausg. von Benno Erdmann. Heft 1—4. Halle, Max Niemeyer 1893—94.

Die bisher vorliegenden Schriften, augenscheinlich Doktordissertationen, zeichnen sich durch Kürze und Genauigkeit aus. In dem ersten Heft behandelt Hr. Paul Richter David Humes Kausalitätstheorie und untersucht namentlich ihre Bedeutung für die Begründung der Theorie der Induktion; indem nämlich Hume mit der überlieferten Annahme

eines analytischen Zusammenhanges zwischen Ursache und Wirkung brach, und das Kausalproblem von dem entgegengesetzten Standpunkte aus beleuchtete, schuf er gleichzeitig die allgemeine Grundlage für die selbständige Stellung des Induktionsproblems. Die zweite Abhandlung stammt von Hrn. Wilh. Carls und betitelt sich: Andreas Rüdigers Moralphilosophie. Der Verf. schildert mit guter Literaturkenntnis — Desjouis Geschichte der neueren Psychologie hatte er wohl noch nicht benutzen können — die verschiedenen Gedankenkreise in Rüdigers Ethik. Die metaphysische Grundlage des Sittlichen, die Güterlehre, das allgemeine Naturrecht sind die Hauptthemata. Nach Rüdiger ruht der letzte Grund aller Sittlichkeit in Gott, aber die Erfahrung allein ist die Quelle unserer sittlichen Begriffe; das Ziel moralischen Handelns ist zunächst die Glückseligkeit, schließlich aber Gott. Die beiden übrigen Abhandlungen führen uns wieder nach England. Hr. Eugen Meyer erörtert Humes und Berkeley's Philosophie der Mathematik, wobei er Gelegenheit nimmt, geschichtliche Zusammenhänge von allgemeinem Interesse zu erläutern; und Hr. George Francis James schildert die Ethik des 1882 verstorbenen Thomas Hill Green mit besonderer Rücksicht auf den Militarismus. Wir empfehlen dieses Heft besonders, da Greens Einleitung zu Humes Werken eine der bedeutendsten philosophischen Leistungen des modernen Englands ist, der neuerdings Bradley mit seinem Buche „Appearance and Reality“ sich würdig an die Seite gestellt hat.

M. D.

Niels Lyhne, Doktor Faust. Eines begabten jungen Mannes Tagebuch. Von J. P. Jacobsen. Aus dem Dänischen von M. Mann. Mit dem Bildnis des Verfassers und einer Vorrede von Theodor Wolff. (Paris und Leipzig, Albert Ahn 1895.)

Niels Lyhne ist eine psychologisch sehr fein ausgeführte Erzählung, die auch zarter Stimmungsbilder nicht entbehrt; doch löst sich die Poesie nicht selten in Verschwommenheit auf. Auch die Technik läßt manches zu wünschen übrig; die eingestreuten Reflexionen stehen nicht in organischem Zusammenhange mit dem Ganzen. Die dieser Erzählung beigegebenen zwei literarischen Kleinigkeiten sind ganz unbedeutend.

Th. v. S.

Verantwortlicher Redakteur: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Deutsche Revue

Herausgegeben

von

Richard Fleischer



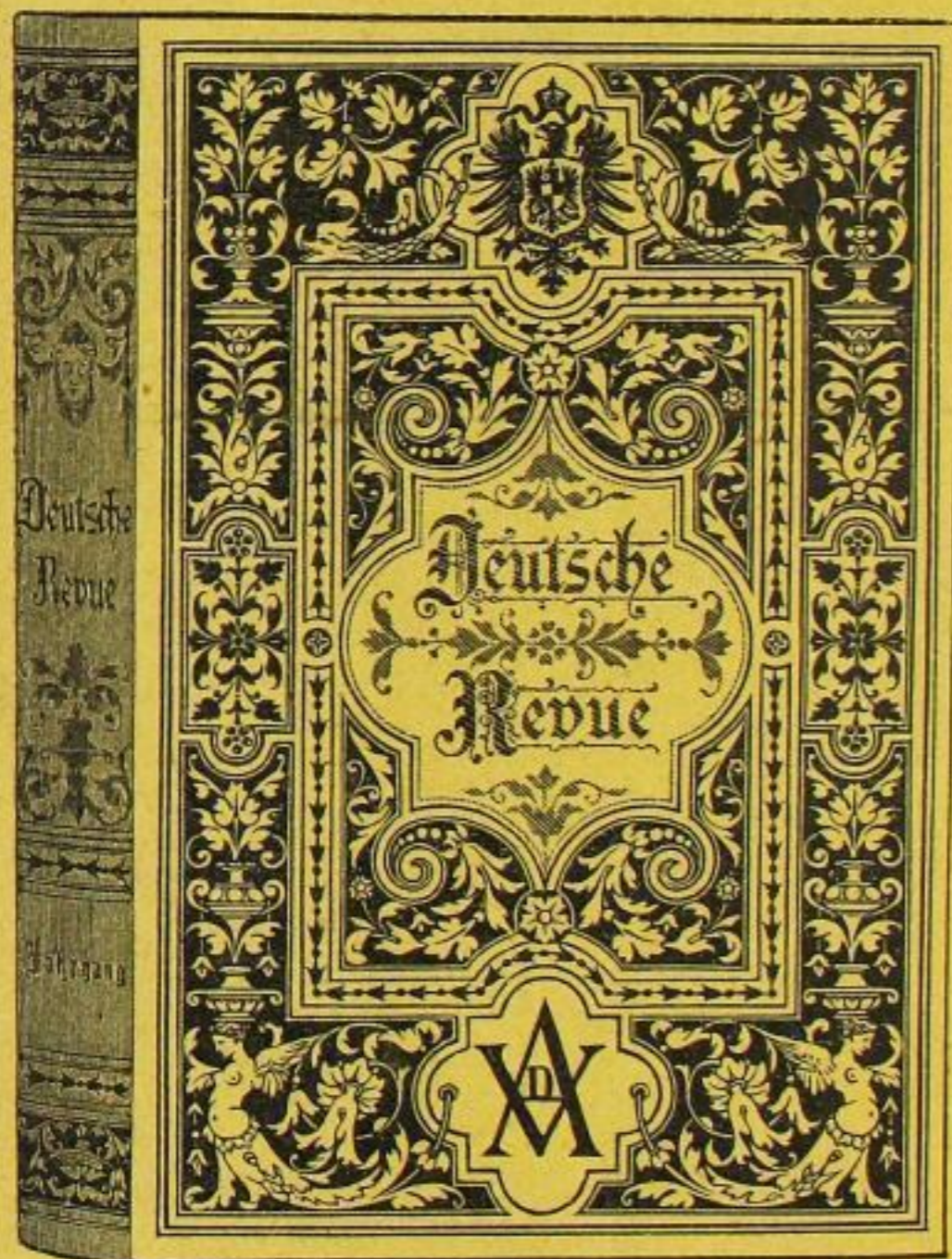
Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Reinhold Werner	257
Einige Worte über den Nord-Ostseefanal	257
Wilhelm Gittermann	260
Erinnerungen an Lothar Bucher II.	260
Eugen Salinger	279
Assessor Mack. Ein Charakterbild. II.	279
Berthold Lizmann	293
Zur Entwicklung des modernen deutschen Romans	293
Fürst Tscherkasski. Ein Beitrag zur inneren Geschichte des russisch-türkischen Krieges von 1877—1878	308
Paola Lombroso	318
Die Ursachen der Launen der Erwachsenen und besonders der Frauen	318
Dr. M. Schmitz	326
Die spanische Thronkandidatur des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern und die von Sybelsche Darstellung	326
Charakterisken aus der neuesten englischen Geschichte. III. Gladstone	334
Dr. Anton Schlossar	343
Hamerling-Erinnerungen	343
Berichte aus allen Wissenschaften	359
1. Landwirtschaft: Prof. Dr. Heiß: Besseres und billigeres Brot.	
2. Zahnheilkunde: Dr. med. Carl Jung: Die Entwicklung des Gebisses und seine Pflege im Kindesalter.	
3. Physik: Dr. B. Weinstein: Ueber Erdströme.	
Literarische Berichte	375
Der Kastatter Gesandtenmord vor dem Karlsruher Schöffengericht. Von Arthur Böhlingk. — Jugenderinnerungen aus Kroatien. Von Dr. E. J. von Tkalac. — Fürst Bismarck und seine Zeit. Von Dr. Hans Blum. — Enchlopädisches Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Wörterbuch. Von Prof. Dr. Ed. Muret. — Das Ganze der Philosophie und ihr Ende. Von Rich. Wahle. — Die Vereinigung der Kunstfreunde für amtliche Publikationen der königl. Nationalgalerien, Berlin W. — Dämon Kleist. Novellen von Georg Hirschfeld. — Abriß der Logik und die Lehre von den Trugschlüssen. Von D. Flügel. — Soziale Streiflichter. Von Simon Lehr.	
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes	379

Original-Einband-Decken

zu

Deutsche Revue.



Den geehrten Abonnenten
auf unsere

Deutsche Revue

empfehlen wir zum Einbinden des Journals
die in unserer Buchbinderei auf das geschmack-
vollste hergestellten

Original-Einband-Decken

(nach nebenstehender Abbildung)


in brauner englischer Leinwand mit Gold-
und Schwarzdruck auf dem Vorderdeckel und
Rücken.

Preis pro Decke 1 Mark.

Je 3 Hefte bilden einen Band; die Decke zum zweiten Band des Jahr-
gangs 1895 (April- bis Juni-Heft) kann sofort bezogen werden. Der billige Preis
der Decken ist nur durch die Herstellung in großen Partien ermöglicht.

Die Decke zum ersten Band des Jahrgangs 1895, sowie diejenigen zum Jahr-
gang 1894 können auf Bestellung auch noch nachgeliefert werden.

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an,
ebenso vermitteln sämtliche Kolporteurs und Boten, welche die Hefte ins
Haus bringen, die Besorgung.

 Zur Bequemlichkeit der geehrten Abonnenten liegt diesem Hefte ein Be-
stellschein bei, welcher gefälligst mit deutlicher Unterschrift ausgefüllt derjenigen Buch-
handlung oder sonstigen Bezugsquelle zugesendet werden wolle, durch welche unser
Journal bezogen wird.

Die verehrlichen Postabonnenten wollen sich an die nächstgelegene Buch-
handlung wenden, da durch die Postämter Einband-Decken nicht bezogen werden
können. Gegen Franko-Einsendung des Betrags (in deutschen oder österreichisch-
ungarischen Brief- oder in deutschen Stempelmarken) werden jedoch die Decken auch
direkt von der Verlagshandlung in Stuttgart geliefert.

Einige Worte über den Nord-Ostseefanal.

Von

Reinhold Werner, Contreadmiral a. D.

Nur wenige Tage noch trennen uns von dem Zeitpunkte, wo ungezählte Tausende an dem prachtvollen Hafen von Kiel zusammenströmen werden, um Augenzeugen eines Schauspiels zu sein, wie es Deutschland noch nicht erlebt hat, und welches für dasselbe von weittragendster Bedeutung ist.

Mit der Eröffnung des Nord-Ostseefanals wird die Vollendung eines Werkes gekrönt, das, in der verhältnismäßig kurzen Zeit von acht Jahren und mit einem Kostenaufwande von 156 Millionen Mark geschaffen, zu den großartigsten in der Welt gehört, und auf das unser Vaterland mit berechtigtem Stolze schauen darf.

Es hat dieses Recht im Hinblick auf die Tüchtigkeit seiner Wasserbaumeister, welche den Plan des gewaltigen Durchstichs erdachten, deren hohes technisches Wissen und Können die großen Hindernisse und Schwierigkeiten, welche die Natur des Bodens der 100 Kilometer langen Strecke entgegenstellten, siegreich zu überwinden wußten, durch die sorgsamste Ausführung des Baues diesem eine Festigkeit und Dauer für Jahrhunderte gaben, sich dadurch mit Ruhm bedeckten und sich ein Ehrendenkmal im Herzen des deutschen Volkes setzten.

Es darf stolz sein auf die bewunderungswerten Erzeugnisse vaterländischer Industrie, die in den beiden Hochbrücken von 156 Meter Spannweite eines einzigen Bogens mit 42 Meter Höhe über dem Wasserspiegel, unter dem auch die schwersten Panzerschiffe glatt hindurchfahren können, sowie in den mächtigen Schleusenthoren, welche die Endpunkte des Kanals in einer Breite von 60 Meter bei einer Tiefe von 9 Meter schließen, sich ähnlichen Werken des fortgeschrittensten Eisenbaues ebenbürtig an die Seite gestellt hat.

Seit fast 500 Jahren sind die verschiedensten Projekte für Schaffung eines schiffbaren Wasserwegs zwischen Ost- und Nordsee aufgetreten, da dessen große Wichtigkeit allgemein anerkannt wurde. Wallenstein, Oliver Cromwell, welcher zu diesem Zwecke Wismar von den Schweden kaufen wollte, mehrere Herrscher Dänemarks verfolgten den Plan, aber er scheiterte theils an politischen, theils an finanziellen Verhältnissen, zum großen Teil aber auch an der Mangelhaftigkeit damaliger technischer Hilfsmittel, um das schwierige Werk durchzuführen.

Christian VII. schuf zwar im Jahre 1784 den Eiderkanal, der, von Holtenau bei Kiel ausgehend, bei Rendsburg in die Eider mündete, eine Route, die

schon 1571 vom Herzog Adolf von Schleswig in Aussicht genommen war, aber er entsprach nur mangelhaft den wirklichen Bedürfnissen. Bei 31 Meter Breite und $3\frac{1}{2}$ Meter Tiefe gestattete er nur kleinen Fahrzeugen die Durchfahrt, und wenn auch seine jährliche Frequenz sich trotzdem auf 4500 Schiffe belief, mußten 35 000 andere wegen zu großen Tiefganges den Weg um die dänische Halbinsel wählen. Erst einem mächtigen Reiche wie Deutschland war es vorbehalten, die Riesenarbeit in einer allen Anforderungen der Jetztzeit entsprechenden Weise zu unternehmen und durchzuführen.

Die Worte, mit denen Kaiser Wilhelm I. in seinem 90. Lebensjahre im Juni 1887 die Grundsteinlegung des Kanals weihte: „Zur Ehre des geeinigten Deutschlands; zu seinem fortschreitenden Wohle; zum Zeichen seiner Macht und Stärke!“ sie erfüllen sich herrlich. Mit der Vollendung des staunenswerten Baues hat das Reich hohe Ehre eingelegt; mit der Eröffnung des Kanals, der unsere beiden Meere einander so nahe rückt, wird unsere Schifffahrt einen lebhaften Aufschwung nehmen und damit das Wohl des Landes gefördert. Nicht nur wird der bisherige Wasserweg bis zu 100 deutschen Meilen gekürzt, damit Zeit und Kosten erspart, sondern man vermeidet auch die gefährlichen dänischen Gewässer, in denen jährlich durchschnittlich 200 Schiffe, ja in einzelnen Jahren, wie zum Beispiel 1872, 423 strandeten oder Schiffbruch litten, damit viele Millionen dem Nationalvermögen und Hunderte von Menschenleben verloren gingen, während bei Wahl des neuen Weges diese erschreckenden Zahlen auf einen geringen Bruchteil beschränkt werden.

Endlich ist der Kanal ein Zeichen unserer Macht und Stärke, indem er unsere Seestreitkräfte verdoppelt und uns in den Stand setzt, zum wirksamen Schutze unserer Küsten und unserer Schifffahrt je nach Bedarf innerhalb eines Tages unsere gesamte Flotte unbehelligt von einem deutschen Meere in das andere zu führen, feindliche Blockaden und Landungen abzuwehren und dadurch dem Reiche Hunderte von Millionen zu ersparen, die wir sonst zur Erreichung dieses Zweckes noch für Kriegsschiffe aufwenden müßten. Trotzdem ist er aber ein Friedenswerk ersten Ranges und vor allem zur Förderung des Friedens geschaffen.

„Unsere Zeit steht unter dem Zeichen des Verkehrs!“ lautet ein Ausspruch Kaiser Wilhelms II., und der Erleichterung des Verkehrs und damit dem Frieden dient der Kanal in erster Reihe.

Je vielseitiger und lebhafter der Verkehr unter den verschiedenen Völkern sich gestaltet, desto näher werden sie einander gebracht. Sie lernen sich besser kennen, allmählich schwinden Vorurteile und irrige Ansichten, und es knüpfen sich Bande gegenseitigen Interesses, die feindselige Zusammenstöße in immer weitere Ferne rücken.

Daß dies allseitig anerkannt wird, geht daraus hervor, daß alle Mächte von seefahrender Bedeutung, welche von unserem Kaiser zur Eröffnungsfeier eingeladen wurden, zugesagt haben und größere oder kleinere Geschwader zum 19. Juni nach Kiel entsenden werden.

Nicht weniger als dreizehn fremde Nationen mit 53 Schiffen, teilweise geführt von fürstlichen Personen, mit 12 Admiralen, über 800 Offizieren und 16500 Mann Besatzung werden bei der Feier vertreten sein, und zu ihnen gesellen sich, abgesehen von Torpedobooten und kleineren Fahrzeugen, sechsundzwanzig unserer eigenen großen Schiffe, welche eine Besatzung von 364 Offizieren und 9047 Mann haben.

Wahrlich, das ist eine Flottenschau, wie sie noch nie dagewesen ist. Sie ist eins der imposantesten Schauspiele, die sich darbieten können, und bekunden, welche große Wichtigkeit dem Akt allgemein beigelegt wird. Dadurch gestaltet sich die nationale Feier zu einer internationalen, und dies verdient sie auch mit Recht zu sein. Wenn auch Deutschland den größten wirtschaftlichen Nutzen vom Kanal ernten wird, kommt er auch in hohem Grade den übrigen seefahrenden Nationen zu gute. Die bedeutende Kürzung des Weges zwischen Ost und West, die Vermeidung so viel drohender Gefahren in unseren stürmischen Meeren ist auch ihr Vorteil, und von den 20 000 Schiffen mit elf Millionen Tonnen Gehalt, auf deren Durchfahrt man zunächst rechnet, werden mehr als zwei Dritteile fremden Flaggen angehören.

Nun, Deutschland wird seine Gäste aufrichtig willkommen heißen und mit Herzlichkeit begrüßen. Sie werden sich überzeugen, daß die Freude über ihr Erscheinen zu dem schönen Friedensfeste eine wahrhafte und ungeteilte ist, und auch nicht die leiseste Disharmonie wird das Zusammensein stören.

Sie werden uns näher kennen lernen, viele falsche Ansichten über Deutschland und sein Volk berichtigen; sie werden sehen, daß wir besser sind, als man uns mehrfach im Auslande schildert, daß wir nicht nach kriegerischem Ruhme dürsten, sondern daß wir vom Kaiser bis zum letzten verständigen Arbeiter ein friedlich gesinntes Volk sind, das nichts sehnlicher wünscht, als in Ruhe dem friedlichen Wettbewerb nachgehen zu können.

Andererseits werden sie sich aber auch der Wahrnehmung nicht verschließen, daß wir gewappnet und bereit sind, diesen Frieden wirksam zu schützen, und daß unsere junge Flotte, wenn auch noch nicht an Zahl, so doch an Tüchtigkeit sich den älteren, größeren Marinen ebenbürtig anreihen kann und im stande ist, unberechtigte Angriffe von unseren deutschen Meeren fern zu halten.

Alles dies wird dazu beitragen, uns den fremden Nationen näher zu bringen, wo Differenzen sein sollten, versöhnend zu wirken und damit das höchste Gut der Menschheit, den Frieden, zu befestigen. In diesem Sinne ruft Deutschland den fremden Schiffen nochmals ein herzliches Willkommen zu. Mögen nur freundliche Gefühle, wie wir sie selbst ihnen entgegenbringen, ihre Besatzungen beim Scheiden aus unseren Gewässern erfüllen, dann wird die Eröffnungsfeier des Kanals auch nach der ideellen Seite reichen Segen stiften.



Erinnerungen an Lothar Bucher.

Von

Wilhelm Gittermann.¹⁾

(Schluß.)

An seinen Aufenthalt in Versailles und die dort mit erlebte große Zeit pflegte Bucher sich gern zu erinnern. Man hatte ihn nahe bei der Wohnung des Kanzlers in einer Villa untergebracht, deren Besitzer, ein junges Ehepaar, vor dem Einrücken deutscher Truppen Versailles verlassen hatten. Drei prächtige Zimmer standen ihm zur Verfügung, während die Bedienung durch eine zurückgebliebene alte Haushälterin besorgt wurde. Schmunzelnd erzählte er, daß er das mit sehr schönen, interessanten Bildern ausgestattete eheliche Schlafgemach benützt und in dem mächtigen Ehebett vorzüglich geschlafen habe. Fürst Bismarck, welcher ihn einmal besuchte, um zu sehen, wie er untergebracht war, habe herzlich gelacht, besonders über ein prächtiges Venusbild, das sich gerade über dem Bett befand.

Auch von Abeken, mit dem er in Versailles wohl öfter zusammentam, wußte er viel zu erzählen. Als ältester vortragender Rat hatte jener die Absicht, an der Seite des Kanzlers mit in Paris einzuziehen, und machte bei seiner bekannten Eitelkeit schon lange vorher großartige Pläne, in welchem Aufzug das am wirkungsvollsten geschehen könnte. Namentlich über die Schabracke seines Pferdes konnte er nicht recht mit sich einig werden und erhielt dann von dem Grafen Bismarck-Bohlen sehr ernsthaft den Rat, eine recht große himmelblaue Satteldecke mit goldener Kante zu wählen. Bucher, welcher bei dieser Beratung zugegen gewesen war, hatte sehr viel Mühe gehabt, ernsthaft zu bleiben.

Daß sich Abeken jeden Montag zu der kaiserlichen Tafel einladen ließ, um Majestät den schleunigst nach Ankunft occupirten Kladderadatsch vorlesen zu können, und daß der Kaiser das Blatt immer schon gelesen hatte, — habe ich schon an anderer Stelle erzählt, ebenso wie das komische Intermezzo zwischen ihm und Bucher, die sich in dem gemeinschaftlichen Arbeitszimmer nicht über die Temperatur einigen konnten.

Auch an der gemeinsamen Tafel in Versailles war Bucher sehr schweigsam, wie uns schon Moritz Busch erzählt hat; um so mehr hat er aber gearbeitet und als vertrautester Rat seines Kanzlers in den Verhandlungen die Feder geführt, welche zur Gründung des Deutschen Reiches notwendig waren. Meist arbeitete er in demselben Zimmer mit seinem Chef, der ihn in der Nähe haben wollte, um Dinge von Wichtigkeit jederzeit besprechen zu können. Diese Beratungen dauerten oft viele Stunden, und der Geheimrat erzählte mir, daß er bei solcher

¹⁾ Durch ein Redaktionsversehen wurde im vorigen Heft die Ueberschrift gewählt „Erinnerungen an Lothar Bucher von Heinrich von Poschinger“. Da Herr von Poschinger nur auf Wunsch des Verfassers die Aufnahme der Arbeit in die „Deutsche Revue“ vermittelt und die Einleitung dazu geschrieben hat, so möge der Irrtum hiermit richtig gestellt werden.

Gelegenheit einmal fast gebraten sei, weil ihn Bismarcks Vortrag so gefesselt hatte, daß alle anderen Empfindungen nicht mehr für ihn existirten. Um die Gedanken des Kanzlers, der, im Zimmer auf und abgehend, seine Ideen entwickelte, auf dem Papier zu fixiren, hatte sich Bucher niedergesetzt, und zwar — da es schon dunkelte — in der Nähe des Fensters, ohne daran zu denken, daß dicht hinter ihm der stark geheizte eiserne Ofen stand. Er fühlte wohl im Rücken eine abnorme Hitze, achtete aber noch nicht einmal darauf, als der Fürst, seine Rede unterbrechend, die Aeußerung that, daß im Zimmer ein höchst brandiger Geruch zu merken sei. Als er endlich nach vier Stunden sich erhob, machte er die Entdeckung, daß der Rückenteil seines Rockes zu Zunder geworden war.

Fürst Bismarck hatte nicht nur das Reich zu gründen, er wollte es auch für immer fest zusammen fügen. Die Schwierigkeit lag nach Bucher darin, daß jedem einzelnen Bundesstaat die Sache mundgerecht gemacht werden mußte; jeder sollte die Empfindung haben, daß er nur gewinnen konnte, keiner sollte verlieren und in seinen Eigenheiten gekränkt werden. Daher die noch jetzt bestehenden verschiedenartigen Reservatrechte! Als alles glatt schien, wäre die Sache noch beinahe an dem bayerischen Raupenhelm gecheitert, den die Bayern nicht missen und einige sehr hohe preußische Generale in der deutschen Armee nicht dulden wollten. Die Herren ließen ihre Abneigung erst fallen, als Fürst Bismarck zu ihnen sagte: „Nun, dann bleiben Sie bei Ihrem Widerspruch, dann wird man aber einmal in der Weltgeschichte lesen: Das Deutsche Reich konnte 1871 nicht gegründet werden, weil die Generale . . . den bayerischen Raupenhelm nicht leiden konnten.“ Immer, wenn Bucher auf dieses Stück Weltgeschichte zu sprechen kam, schloß er seufzend: „Ich will nicht wünschen, daß noch einmal ein deutscher Kanzler mit den Schwierigkeiten zu kämpfen hat, die Bismarck überwinden mußte!“ Er würde bitter gelacht haben, wenn er den klassischen Ausspruch des Herrn Dr. Lieber hätte erleben dürfen, welcher den Abschluß des deutsch-russischen Handelsvertrages den Errungenschaften des großen Krieges gleich stellte!

Bekanntlich machten die Pariser während der Belagerung ihrem Herzen dadurch Luft, daß sie in den Zeitungen allerlei Schmähartikel gegen die Deutschen schrieben, die Sauerkraut essende Barbaren genannt wurden. Bucher hatte gerade von einem Verehrer aus seiner pommerschen Heimat Gänsebrüste und ein Fäßchen Sauerkraut erhalten, als Jules Favre zum erstenmal von Paris nach Versailles kam. Nach Rücksprache mit dem Fürsten beschloß er, die Sendung für den gemeinsamen Mittagstisch zu opfern, damit den Pariser Bevollmächtigten Sauerkraut vorgesetzt werden konnte. Herr Favre, welcher neben dem Kanzler saß, hatte jedenfalls einen leeren Magen mitgebracht und speiste mit riesigem Appetit von den als ersten Gang servirten pommerschen Delikateessen, so daß der Fürst auf seine öfter wiederholte Frage, ob es auch wohl schmeckte, stets die befriedigendsten Zusicherungen erhielt. Schließlich sagte er dem Franzosen, der sich nach Namen und Herkunft des vorzüglichen, ihm bisher nicht bekannten Gerichts erkundigte: „Sehen Sie, das war das berühmte Sauerkraut!“ Der arme Herr Favre soll später in Paris noch Vorwürfe gehört

haben, weil er an dem Tisch des bösen Kanzlers so viel Appetit entwickelt hatte.

Wenn der Geheimrat von seinem Fürsten erzählt hatte, dann setzte er oft noch hinzu: „Bismarck darf nicht mit dem Maße anderer Menschen gemessen werden, er ist körperlich und geistig ein Riese.“ Die Arbeitskraft des ersten Kanzlers soll ungeheuer gewesen sein, und dieselbe rastlose Thätigkeit verlangte er auch von seinen Beamten. Diesem letzteren Umstand ist es nach Buchers Worten besonders zuzuschreiben, daß verschiedenen Herren des auswärtigen Amtes der Kanzlerwechsel ein sehr angenehmes Ereignis war.

Fürst Bismarck hat früher in der Zeit seines größten Schaffens eine merkwürdige Tageseinteilung eingehalten. Er begab sich erst lange nach Mitternacht zur Ruhe und arbeitete oft noch bis gegen Morgen im Bett, mit der Durchsicht von Aktenstücken beschäftigt, die ihm, nebst dem langen Bleistift, stets zur Hand liegen mußten. Gegen Mittag stand er auf, nahm Thee mit sehr wenig Backwerk und speiste eigentlich nur einmal am Tage, abends gegen sieben Uhr, aber dann auch mit ungewöhnlichem Appetit. Es ist das Verdienst des Professors Schweninger, den Fürsten zu einer andern, rationelleren Lebensweise bekehrt zu haben. Anfangs konnte sich der Kanzler nicht gewöhnen, abends pünktlich zu Bett zu gehen. Da war der Professor konsequent genug, längere Zeit hindurch jeden Abend zehn Uhr bei dem Fürsten zu erscheinen und nachzusehen, ob er sich wohl hingelegt hatte. In den Berliner Gesellschaften, welche Schweninger besuchte, wußte man das schon; war er gegen zehn Uhr einmal verschwunden, dann hieß es: „Er bringt erst den Fürsten zu Bett.“ Bekanntlich rauchte der Kanzler auch sehr viel und schwere Cigarren. Daß er mit der Zeit die Cigarren ganz gelassen hat und nur noch Pfeife raucht, das ist den Bemühungen des Herrn von Diebe-Barby zu verdanken, welcher ihm gelegentlich zuredete, es doch einmal mit der Pfeife zu probiren.

Fürst Bismarck, der überhaupt die kräftigen Speisen bevorzugt, soll eine besondere Vorliebe für das in den Knochen enthaltene Mark haben. Bei dem Versuch, den Hinterlauf eines Hasen durchzubeißen, büßte er einst einen Zahn ein. Zufällig hatte Bucher einige Tage später bei dem französischen Gesandten von Courcel zu thun und erzählte ihm die Geschichte, als sich dieser nach der Gesundheit des Kanzlers erkundigte. „O mon Dieu!“ — soll er wiederholt ausgerufen haben, als er von dem durchbissenen Hasenknochen und dem dabei abgebrochenen Zahn hörte!

Für den alten Kaiser Wilhelm empfand Bucher die innigste Verehrung und wußte von seiner Herzensgüte manche Geschichte zu erzählen. Wo der alte Herr eine Freude machen konnte, that er es gern, und er pflegte schon lange vor Weihnachten gewissenhaft Erkundigungen einzuziehen, was einzelne Herren von seiner Umgebung oder kommandirende Generale, denen er gern Geschenke machte, wohl am besten gebrauchen könnten, und worüber sie sich am meisten freuen würden. Bei aller Sparsamkeit für seine Person pflegte der Kaiser solche Wünsche anderer gern zu berücksichtigen.

Einſt hatte ein Adjutant irgend eine Meldung zu machen und fand den Kaiſer nicht in dem Arbeitskabinet, obwohl er ſich in demſelben befinden mußte. Nachdem er überall mit ſeinen Augen ängſtlich geſucht hatte, ſah er ihn ſchließlich ganz erhißt unter einem großen Sofa hervorkriechen. Auf ſeine Frage, ob Majestät wohl nichts zugeſtoßen ſei, ſagte der Kaiſer lächelnd: „Mein, mir iſt nur mein Bleiſtift unter das Sofa gefallen, und da habe ich ihn mir geſucht; weſhalb ſoll ich deſwegen immer einem Bedienten klingeln, die Leute werden ſchon genug zu thun haben, und das kann ich noch allein beſorgen.“ Auch in ſeinen letzten Lebensjahren hatte ſich der greiſe Monarch immer noch eines ſehr guten Appetits zu erfreuen, der aber doch nicht mehr ausreichend war, um alle Diners und Frühstücks zu koſten, die ihm auf Reiſen von Städten und Provinzen angeboten wurden. Einſt reiſte der Kaiſer — wenn ich nicht irre — von Danzig nach Berlin zurück und erhielt während ſeines Aufenthaltes in Bromberg von der Stadt auf dem Bahnhof ein Frühstück ſervirt, während er ſchon kurz vorher in Danzig ein ſolches eingenommen hatte. Wiewohl auch die Lieblingsſpeiſe des Kaiſers, friſche Hummern, nicht fehlten, ſo mußte er doch den Stadtvätern erklären, daß er mit dem beſten Willen noch nichts wieder genießen könnte. Da ſteckten ſich die Herren hinter die Adjutanten, und dieſe redeten dem Kaiſer zu, doch wenigſtens einmal zu koſten, um die guten Leute nicht zu beleidigen, welche über ſeine Weigerung ſchon ganz traurig wären. Seufzend ſtieg der greiſe Herr aus und aß noch ein Stück Hummer, nur um ſeinen guten Willen zu zeigen.

Fürſt Biſmarck hat einmal erklärt, daß die Ernennung Buchers zum Staatsſekretär an dem Widerſtande des Kaiſers geſcheitert ſei, der mit dem früheren Steuerverweigerer nicht direkt verhandeln wollte. Daſſelbe ſagte mir Bucher, aber mit dem Zuſatz, daß er ſelbſt jedes weitere Avancement ausgeſchlagen haben würde. Trotzdem iſt er aber doch verſchiedenemale als vertrauteſter Mitarbeiter ſeines Kanzlers mit dem Kaiſer in direkte Beziehungen getreten. Einſt überſandte Fürſt Biſmarck neſt einem Bericht ſeinem kaiſerlichen Herrn drei ſehr wichtige Depeſchen zur Einſichtnahme mit der Bitte um Rückgabe. Zwei Depeſchen erfolgten zurück, die wichtigſte fehlte. Der Kanzler ſchickte einen Boten an Majestät, mit der gehorſamſten Bitte um Rückgabe der dritten Depeſche, doch der Bote kam zurück mit der Meldung, daß Majestät nur zwei Telegramme erhalten hätte. Im Auftrag des Fürſten fuhr nun Bucher zum Kaiſer, wurde gleich vorgelaſſen und bat Majestät, noch einmal nach dem Verbleib der dritten Depeſche forſchen zu wollen, da der Fürſt gerade auf die fehlende großes Gewicht legen zu müſſen glaubte. Der Kaiſer erklärte zwar nochmals, ſich nicht auf die dritte Depeſche beſinnen zu können, räumte aber ſeinen vollſtändig mit Schriſten bedeckten Schreibtisch ab und fand ſchließlich ganz unten das vermißte Telegramm. Er übergab es dem Geheimrat, legte die Hand an den Kopf und ſagte: „Sehen Sie, das ſind noch die Folgen von dem Attentat! Alles habe ich gut überſtanden, aber ich bin ſeit meiner Verwundung manchmal recht vergeßlich und mache mir große Sorgen, ob das wohl noch einmal wieder beſſer wird.“ Bucher ſagte mir, es hätte ihn ſehr gerührt, wie der greiſe Herr ſich

wegen der kleinen Bergeßlichkeit zu entschuldigen gesucht und mit traurigem Gesicht immer die Hand an den Kopf gelegt hätte, als wollte er sagen: „Wie kann mir nur so etwas passiren!“

Daß die Fassung des früheren Sozialistengesetzes von Bucher herrührte, dürfte bekannt sein. Er hielt übrigens die Sozialdemokratie für nicht gefährlich, vertrat aber den Standpunkt, daß Staat und Gesellschaft nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet wären, die bethörte Masse durch Ausnahmegeetze in den nötigen Schranken zu halten. Das liberale England sei gegen die Fenier noch ganz anders vorgegangen!

Gefährlicher als die Sozialdemokratie erschien ihm das Zentrum, wenigstens insoweit die Existenz eines protestantischen deutschen Kaisertums in Frage kam!

Ueberhaupt war ihm der ganze Kulturkampf und die liberale Aera, welche ihn entfacht hatte, recht wenig angenehm; für Herrn Lasker, der damals im Reichstag das große Wort führte, hatte er gar nichts übrig. Wenn Bucher wirklich in der Zeit des Kulturkampfes gegen Rom mit die Feder geführt hat, so stand er doch der Veranlassung desselben völlig fern. „Ich wußte,“ — so sagte er mir gelegentlich — „daß bei der Sache zum mindesten für uns nicht viel herauskommen würde!“ Als Friedrich Wilhelm III. einmal mit der katholischen Kirche in Konflikt kam, da steckte er die ungehorsamen Bischöfe einfach ein, denn er brauchte mit keinem Parlament abzurechnen. Wir hatten aber ein neugegründetes Deutsches Reich und hätten den innern Frieden nötig gehabt; wir mußten auch noch andere Rücksichten nehmen und mit dem deutschen Reichstag rechnen, in welchem viele Katholiken saßen.

Buchers Einfachheit und persönliche Anspruchslosigkeit ist bekannt, und das Wort: „Je weiser jemand ist, um so bescheidener pflegt er zu sein,“ paßt auf niemand mehr als auf den Freund und Genossen des Fürsten Bismarck. Seine vielen Orden hat er wohl kaum getragen, und er pflegte sich gern über die Leute lustig zu machen, die bei jeder Gelegenheit mit allen Orden und Ehrenzeichen einherstolziren. Ihm, dem vertrautesten Rat des großen Kanzlers, waren ja die Orden von allen Seiten zugeslogen, nur einen dänischen besaß er nicht, weil er sich niemals veranlaßt gesehen hätte, den Dänen einen Gefallen zu erweisen. Am meisten hatte er sich — wie er mir einmal sagte — über das Eiserne Kreuz gefreut; er hielt es hoch als ein Erinnerungszeichen an den großen Krieg und trug es gern bei passenden Gelegenheiten, weil es so vielen tapferen Männern verliehen sei, die sich wirklich um das Vaterland verdient gemacht hätten. Wenn wir einmal auf Orden zu sprechen kamen, pflegte der Geheimrat stets zu bemerken, daß in keinem Lande die Sehnsucht nach Dekorirung so groß sei wie in dem republikanischen Frankreich. Ein Orden gelte dort sehr viel, und wer keinen besitzt, suche wenigstens den Zipfel seines bunten Taschentuches so zu placiren, daß er von weitem für irgend ein Ordensbändchen angesehen werden könne.

Einst konsultirte mich wegen ihres Sohnes eine vornehme Engländerin, die natürlich zu stolz war, um außer der weltbeherrschenden englischen irgend eine

andere Sprache zu verstehen. Sie sprach kein Wort deutsch oder französisch, verlangte aber, daß jeder fertig englisch sprach, was bei mir leider nicht zutraf. In meiner Verlegenheit ging ich zu Bucher, der an unserem Kaffeetisch saß und fragte, was zu machen sei. Er stand sofort auf und sagte vergnügt: „Ich werde Ihnen dolmetschen, Vorstellung wird ja wohl nicht nötig sein.“ Der kleine Herr, welcher sich dann als Dolmetscher vorstellte, wurde erst von der hochaufgeschossenen Engländerin sehr herablassend mit einer mächtigen Vorgnette gemustert, dann aber in Gnaden acceptirt, und die Sache ging zur allgemeinen Zufriedenheit vor sich. Wir haben beide oft über diese Scene gelacht!

Der Geheimrat ging niemals in die eine halbe Stunde von Laubach entfernte Stadt, ohne in meiner Familie zu fragen, ob er nichts besorgen könnte. Einst benützte mein vierjähriger Junge diese Gelegenheit und sagte ihm: „Bring mir doch eine Peitsche mit.“ Gegen Mittag erschien der alte Herr mit einer eigenhändig getragenen großen Peitsche, die von dem mißtrauischen Jungen mit den Worten acceptirt wurde: „Was hat denn die gekostet?“ Als er meine Frau eines Tages zu dem gewohnten Spaziergang abholen wollte, konnte sie eine Hutnadel nicht gleich finden; am andern Vormittag erschien er mit einer großen Auswahl von Hutnadeln, die er selbst gekauft hatte. Sobald er bei uns eingetroffen war, brachte er aus Koblenz Melkenöl und Fliegenpapier mit. Allen Mücken und Fliegen wünschte er nämlich den Tod, und sehr empört konnte er sein, wenn sich so eine unverschämte Fliege gerade auf seinem kahlen Schädel niederließ. „Es ist so manches räthselhaft, aber ich möchte nur wissen, warum die Fliegen und Mücken erschaffen sind“ — so hörte ich ihn oft sagen.

Wie der greise Kaiser Wilhelm, so konnte auch er sich schwer von alten Kleidungsstücken trennen, an die er sich gewöhnt hatte. Seit zwanzig Jahren besaß er einen mächtig großen Panamahut, allerdings von bester Qualität, der in jedem Frühjahr gewaschen und den Sommer hindurch wieder getragen wurde. Seine Freunde werden auch den alten dunklen Gehrock mit den langen Rockschößen kennen, welcher schon Jahrzehnte in Gebrauch war, und dessen Knöpfe von ihm immer eigenhändig wieder angenäht wurden. Seit vielen Jahren befand sich in seinem Besitz ein altes, grün farrirtes Plaid, — er wußte selbst nicht mehr genau, wie alt es war — das er bei seinen Spaziergängen stets über dem Arm trug. Schon als er während seiner Amtsthätigkeit den Urlaub am Genfer See verlebte, fiel das Plaid wegen seiner Altertümlichkeit auf, und einige befreundete Herren machten sich das Vergnügen, mit der Cigarre zahlreiche Löcher in dasselbe zu brennen, während gleichzeitig von den Damen ein prachtvolles neues Plaid überreicht wurde. Den Geberinnen zu Gefallen machte der Geheimrat Gebrauch von letzterem so lange er sich dort aufhielt; kaum nach Berlin zurückgekehrt, ließ er aber die eingebrannten Löcher sehr kunstvoll stopfen, legte das kostbare Tuch beiseite und benützte bis an sein Lebensende das alte. Eines Abends kamen wir von einem Spaziergang zurück und trafen im Park von Laubach eine sehr nervöse Dame, die, von der Abendkühle überrascht, heftig froh. Bucher kannte sie kaum, bot ihr aber in seiner Herzengüte sein Plaid an.

Später wurde ich noch zu der Dame gerufen und fand sie im Bett liegend, wobei sie sich zu meinem Entsetzen in das sorgsam gehütete grüntarrirte Tuch gewickelt hatte. Ich hat mir dasselbe sofort aus und gab es dem Geheimrat zurück, indem ich möglichst schonend den davon gemachten Gebrauch andeutete. Er war aber ganz entrüstet über diese Entweihung und bürstete stundenlang eigenhändig mit Essigwasser daran herum.

Was schön war, hielt er in seiner Bescheidenheit für zu gut, um es in Gebrauch zu nehmen. Gelegentlich schenkte ihm meine Frau eine selbst gearbeitete und warm gefütterte Decke, die er besonders nach Tisch, wo er sich auszustrecken pflegte, benützen sollte. Als wir ihn später in Berlin besuchten, fanden wir sie als Tischdecke im Gebrauch. Auf unsere Vorwürfe sagte er: „Ach, die war ja viel zu schön für mich; wenn ich die Decke auf dem Tisch sehe, freue ich mich mehr darüber.“

Eines Tages war er von Koblenz nach Bassenheim zu Herrn von Rufferow gefahren und kam mit der traurigen Mitteilung wieder, daß er unterwegs seinen alten Sommerüberzieher verloren hätte. Es war kalt geworden, Herr von Rufferow hatte ihm für die Heimfahrt einen Wintermantel aufgenötigt, und der Ueberzieher war während der Fahrt aus dem Wagen gefallen. Er wäre zu verschmerzen gewesen, aber in einer Tasche desselben steckte ein kostbares Andenken, nämlich eine Cigarrentasche aus Krokodilhaut. Mit derselben hatte es folgende Bewandnis:

Ein Krokodil in Aegypten hatte einen Engländer aufgefressen und wurde für diese Frevelthat natürlich schleunigst hingerichtet. Ein höherer englischer Offizier, welcher sich an der Jagd beteiligt hatte, ließ aus der Haut des erlegten Thieres Cigarrentaschen arbeiten, die er an Bekannte, unter anderen auch an Bucher, verteilte.

Der Geheimrat pflegte die Geschichte öfter zu erzählen und steckte sich selten eine Cigarre an, ohne die Tasche einen Augenblick zu betrachten. Trotz ausgelegter Belohnung hat er Ueberzieher und Stui nicht wieder bekommen.

Bucher besaß eine außerordentlich scharfe Nase und konnte nichts weniger leiden als starkriechendes Parfüm. Kamen wir in die Nähe einer parfümirten Dame, dann zog er die Nase kraus und pflegte sarkastisch zu äußern: „Die muß etwas zu verbergen haben!“ Natürlich war er auch nicht frei von kleinen Eigenheiten, und er konnte sehr schnell ein Vorurteil fassen, wenn sich ihm gegenüber bei der ersten Bekanntschaft jemand gleich recht gesprächig zeigte. Ein echter Frankfurter fand wohl kaum jemals Gnade vor seinen Augen, denn die Frankfurter Sprache war ihm am verhaßtesten von allen deutschen Dialekten. Allen menschlichen Fehlern und Schwächen gegenüber war er tolerant, aber renommistisches Wesen und Selbstüberhebung waren ihm ein Greuel. Das Unterstreichen von Worten oder gar ganzen Sätzen in Briefen war ihm ein Zeichen von Gedankenschwäche, denn man müsse die Sätze so aufbauen, daß auch ohne Unterstreichen der Leser gleich die Pointe herausfindet. Er erzählte mir, daß er gelegentlich den Brief einer sehr hohen, infolge von Gehirnkrankheit verstorbenen Persönlichkeit gelesen

hätte, in welchem fast jedes Wort unterstrichen gewesen sei. Gegenüber der meist sehr geringen Gesprächigkeit des Geheimrates und der Antipathie, die er gegen geschwätzige Menschen im allgemeinen hatte, möchte ich hier beiläufig die von ihm gehörte Thatsache erwähnen, daß Moltkes Schweigsamkeit doch nicht so weit ging, wie vielfach angenommen wird; der große Stratege soll vielmehr in kleinen Gesellschaften ein sehr liebenswürdiger und geistvoller Unterhalter gewesen sein!

Buchers Lieblingsbeschäftigung bildete bis zuletzt das Studium der Geschichte, und ich glaube, daß sich besonders in der Kenntniß der Geschichte des Papsttums wenige Forscher mit ihm messen konnten. Auch für Musik interessirte er sich, und ich vermiße in allen Nekrologen, wo von seinen Freunden die Rede ist, die Erwähnung der Thatsache, daß er auch mit Richard Wagner näher bekannt gewesen ist. Wie ich von ihm hörte, hat er sich sogar einmal einige Zeit zu Besuch in der Familie des großen Komponisten aufgehalten. Er war aber kein „Wagnerianer“, liebte vielmehr die klassische und neuere italienische Musik.

Eines Nachmittags unternahmen wir beide allein einen Spaziergang und unterhielten uns während der ganzen Zeit über ein Thema aus der römisch-katholischen Kirchengeschichte, bis wir abends zu Hause an unserem Whisttisch saßen. Es erwartete uns schon der dritte von der Partie, ein biederer Rheinländer, den wir besonders gewählt hatten, weil er gut spielte und wenig sprach. Da meine Frau noch fehlte, setzte der Geheimrat das bisherige Gespräch noch fort, und ohne an die Gegenwart des Herrn zu denken, kamen wir schließlich auf die Jesuiten — ein Lieblingsthema Buchers — zu sprechen und auf den Einfluß, welchen sie zu verschiedenen Zeiten auf das Papsttum ausgeübt hatten. Sehr bald brach aber Bucher das Gespräch ab und bemerkte, er möchte einmal wieder recht guten Hochheimer Rotwein trinken, worauf ich erwiderte, daß ein Pfarrer in der Nähe vorzüglichen selbstgefelsterten Rotwein liegen hätte und vielleicht ein paar Flaschen ablassen würde. Da sagte plötzlich der biedere Rheinländer, welcher bisher stillschweigend zugehört hatte: „Sa wartet, ihr Halunke, erst räsonnirt ihr auf die Pfaffe und dann wollt ihr ihre Wein saufe!“ Bucher lachte, daß ihm die Thränen aus den Augen liefen, dann aber entschuldigte er sich sehr höflich, weil wir im Eifer unser Gespräch allein noch fortgesetzt hätten.

Er sah und hörte alles, was in seiner Umgebung vor sich ging; es gab auch nicht leicht irgend etwas, das er nicht kannte, oder worüber er nicht Auskunft geben konnte. Jede Pflanze, jedes Tierchen wußte er mit Namen zu nennen, und wenn in Barzin oder in Friedrichsruh auf Wald und Flur irgend etwas Bemerkenswerthes gefunden wurde, dann mußte der Geheimrat Auskunft geben. Gab es schwerverständliche Dinge zu enträtseln, dann suchte man bei ihm Rat.

Einst hatte der verstorbene König von Holland an den alten Kaiser Wilhelm einen langen Brief in französischer Sprache geschrieben, der nicht zu entziffern war. Der Kaiser gab den Brief an Bismarck, welcher auch nichts damit anfangen konnte und ihn an seinen vertrauten Rat weitergab. Bucher sah nun, daß der Brief allerdings nicht zu lesen war, weil Vokale und Konsonanten mit

fast gleich langen Strichen geschrieben waren. Er entsann sich, gehört zu haben, daß man eine solche Schrift noch am besten lesen könnte, wenn man den Brief nicht in gleicher Höhe vor das Auge, sondern bedeutend tiefer hielte, so daß der Blick fast senkrecht von oben herab auf die Schrift fiel. Wirklich gelang ihm auf diese Weise die Entzifferung des Briefes, und der Kaiser bekam die gewünschte Abschrift.

Eines Abends wurde bei Tisch in Laubach die Frage erörtert, woher der Name „Silo“ komme. Ein Herr erklärte, daß man darunter große Getreidespeicher verstehe, in welchen das Korn durch Maschinen umgeschüttelt und gewissermaßen immerfort von einem Ziel zum andern geworfen würde. Also „Silo“ wäre wahrscheinlich aus „ziellos“ entstanden. Da diese Etymologie aber schließlich doch zu gewagt erschien, so wurde Bucher gefragt, welcher dann prompt erklärte: „Silos sind eigentlich unterirdische flaschenförmige Gruben; das Wort ist arabisch.“ Er mußte über die vorher versuchte Erklärung lächeln und flüsterte mir zu: „Da sehen Sie, auf welche Weise sich das Volk die Worte zurechtlegt, die es nicht versteht.“

Verjagte ihm einmal in irgend einer Sache das Gedächtnis, dann konnte er recht verstimmt sein. Eines Morgens kam er schon früh zu mir und fragte mich, wie die bekannten Linien im Sonnenspektrum hießen; er hätte am Abend vor dem Einschlafen, als er über die Sonne nachdachte, sich nicht darauf besinnen können und infolge dessen schlecht geschlafen.

Daß er Tiere und besonders Hunde sehr gern hatte, habe ich schon bemerkt. Speziell die letzteren konnte er in ihrem Thun und Treiben sehr andächtig beobachten, und wenn zwei Kinder mit einander Bekanntschaft machten, dann pflegte er spaßhafterweise zu äußern: „Setzt beschnüffeln sie sich erst, dann werden sie mit einander spielen.“

Nach Friedrichsruh wurde zum Geburtstag des Fürsten ein tropischer Singvogel, sogenannter „Kardinal“, mit leuchtendem Gefieder gesandt. Das Tier war außerordentlich unruhig in seinem Bauer, so daß Verlegenheit entstand, wo es bleiben sollte. Sowie jemand ins Zimmer trat, flog es gegen die Stäbe des Käfigs und war nicht zu beruhigen. Da in den fürstlichen Zimmern gerade damals in der Festzeit viel Verkehr war, so wäre der hübsche und seltene Vogel zu Grunde gegangen, wenn nicht Bucher sich erboten hätte, ihn auf sein Zimmer zu nehmen. Dort gelang es ihm bald, ihn zu beruhigen, ja, nach einigen Tagen begann der früher so scheue Vogel zu singen, erst einen zaghaften Ton, dann immer lauter und schöner. Einmal, als man den Geheimrat morgens nach seinem eigenen Befinden fragte und wie er geschlafen habe, sagte er: „Ganz gut, nur wurde ich schon um sieben Uhr geweckt, Seine Eminenz haben heute recht früh die Messe gelesen.“ Der Vogel pflegte ihm morgens früh besonders schön vorzusingen. Bucher hatte in Berlin Kanarien und verstand sich meisterhaft auf die Behandlung dieser Singvögel.

Interessant war mir die Beobachtung, daß er sich sehr gern über räthelhafte Dinge unterhielt. Er sprach oft von den indischen Fakiren, über deren Kunst, sich

lebendig für längere Zeit begraben zu lassen, wovon er von englischen Offizieren mancherlei gehört hatte. In Zaubervorstellungen ging er ungern, so sehr er sich auch dafür interessirte, weil er lange über das Gesehene nachdachte und sich dann innerlich ärgern konnte, wenn ihm die Lösung des Rätsels nicht gelang. Die Wirkung der Gifte war ein Lieblingsthema von ihm, und er sprach oft von der sagenhaften „aqua Tofana“, die im siebzehnten Jahrhundert in Italien eine große Rolle spielte und zu den Giften gehören soll, welche später nicht nachweisbar sind. Die Herstellung derselben galt als Geheimnis, Bucher erzählte aber, folgendes darüber gelesen zu haben: „Ein Ferkel wird schwebend an den Hinterläufen aufgehängt, nachdem ihm eine starke Dosis Arsenik eingegeben ist. Sobald das Gift wirkt, fängt das Tier an zu schäumen, und dieser in Schalen aufgefangene Schaum soll aqua Tofana sein.“ Auch über die Jesuiten unterhielt er sich gern; er konnte sie natürlich nicht leiden und hielt sie für sehr gefährlich, bewunderte aber ihre in der Geschichte so oft bewiesene Klugheit.

Von der Zeitungsschreiberei hielt er nicht viel, obgleich er früher selbst Korrespondent gewesen war und in seiner amtlichen Stellung unzählige Artikel für die „Norddeutsche“ geschrieben hatte. „Wenn in den Zeitungen eine Neuigkeit zum drittenmal gedruckt ist, erst dann dürfen Sie dieselbe für glaublich halten“ — so pflegte er mir zu sagen. Seit Jahren las er die „Berliner Börsenzeitung“ und brachte mir jeden Nachmittag, wenn wir zusammen waren, sein Blatt, nachdem er alles Wichtige unterstrichen und erklärende Zusätze gemacht hatte. Wie sein großer Meister, so las auch der Geheimrat mit dem Bleistift in der Hand, und kein Wort entging dabei seinem kritischen Geiste. Einst bekam er bei mir den „Antinous“ des Professor Hausrath in die Hand. An einer Stelle, wo von den Kamelien in der verwüsteten Villa ad pinum die Rede war, hatte er an den Rand geschrieben: „Die Kamelien hat ja erst ein Jesuit aus Japan nach Europa gebracht.“

Noch in anderer Beziehung hatte er eine gewisse Aehnlichkeit mit dem großen Altreichskanzler. Wie bekannt, spricht Fürst Bismarck langsam; er bringt im Anfang seiner Sätze die Worte fast stoßweise und zögernd heraus, weil er jedes Wort so lange festhält, bis er sich in seinem Geiste dasselbe noch einmal überlegt hat; gegen Schluß pflegt er seine Sätze sehr schnell und fließend zu beenden, weil er sich dann den Sinn klar gelegt hat. Auch Bucher sprach langsam und kein Wort ohne vorherige sorgfältigste Ueberlegung. Wollte er sich auf irgend etwas scharf bestimmen, dann sah er einen Augenblick starr in die Höhe; wurde er gefragt, so pflegte er erst einmal zu schlucken und dann zu antworten. Ich konnte das fast immer beobachten und war lange zweifelhaft, ob es sich nicht um eine bloße Angewohnheit handelte; schließlich aber mußte ich mich überzeugen, daß der Geheimrat nur schluckte, um Zeit zu gewinnen für sorgfältigste Ueberlegung seiner Antwort.

Ich habe schon erwähnt, daß Bucher während seiner Amtsthätigkeit den Urlaub meist im Auslande verlebte. Das hinderte ihn aber nicht, an Sonn- und Festtagen, wenn er abkommen konnte, kleinere Ausflüge zu machen und mit

der Wandertasche auf der Schulter schöne Gegenden zu durchwandern. Bei einer solchen Gelegenheit passirte ihm eine sehr komische Geschichte, die für ihn charakteristisch genug ist, um erwähnt zu werden. Er hatte sich Ende der siebenziger Jahre zur Pfingstzeit einige Tage frei gemacht, um in den Wäldern des Harzes seine politischen Sorgen zu vergessen und frische Luft zu schöpfen. Um die Nachmittagszeit traf er Sonnabends vor dem Fest in Ballenstedt ein und wanderte noch an demselben Tage durch das Seltethal über Alexisbad bis zur Viktorshöhe, wo er abends zehn Uhr anlangte und ein Nachtquartier zu finden hoffte. Aber die wenigen Betten der Försterei waren schon besetzt, und der müde Wanderer sollte noch eine Stunde weitergehen, um sich ausruhen zu können. Da fiel sein Blick auf den alten Aussichtsturm der Viktorshöhe, welcher aus Holzbalken aufgeführt und im unteren Teil durch Holzgitter so abgeschlossen ist, daß er zwar die Luft frei durchstreichen läßt, aber doch einen gewissen Schutz verleiht. Bucher war zu müde, um noch weiter zu gehen, die Zimmer der Försterei waren voll von rauchenden und zechenden Menschen, er ließ sich also den Kellner kommen und fragte, unter Beifügung eines sehr guten Trinkgeldes, ob er ihm nicht für die Nacht eine Matratze in den unteren Teil des Turmes schaffen und diesen abschließen könnte. Der Kellner brachte seine eigene Matratze und schloß den Turm ab, nachdem der Geheimrat in sein Plaid gehüllt sich ausgestreckt hatte. Gerade wollte er einschlafen, als gegen zwölf Uhr eine große Gesellschaft junger angetrunkenen Leute eintraf, die vor dem alten Turm einen Höllenlärm aufführten, der ziemlich lange anhielt. Endlich zogen sie ab, und der Bewohner des merkwürdigen Quartiers glaubte Ruhe zu finden. Da hörte er — es mochte ein Uhr geworden sein — eine immer näher kommende Musik und sah sehr bald hellen Lichtschein aufblitzen. Es war irgend ein Turnverein, der mit Fackeln und unter Borantritt einer Musikbande, die einen schmetternden Marsch spielte, zwölfmal um den alten Turm herum marschirte und dann wieder verschwand. Nachdem er auch das noch mit einigem Gleichmut ertragen hatte, schlief er wirklich ein. Eine Stunde mochte der müde Mann geschlafen haben, da wurde er wieder von einem mächtigen Geräusch geweckt. Als er die Augen öffnete, begann der Tag zu dämmern, und rings um den Turm herum stand im Halbkreis ein Gesangsverein, dessen zahlreiche Mitglieder mit andächtigen Mienen und sehr gefühlvoller Stimme das schöne Lied sangen: „Dies ist der Tag des Herrn.“ Das war aber selbst dem gelassenen Bucher zu viel; da er befürchten mußte, man könnte ihn vielleicht noch liegen sehen und verhöhnen, so nahm er seine Decke und stieg bis oben in den Turm, wo er, auf der Treppe sitzend, den Tag erwartete. Er hat mir dieses Erlebnis öfter erzählt; als wir im September 1892 die Absicht hatten, noch vierzehn Tage in Thale oder Suderode zu verleben, sagte er mir: „Dann fahren wir aber auch einmal nach Viktorshöhe, denn ich will sehen, ob der alte Turm noch steht.“

Ich möchte zum Schluß noch einige Briefe Buchers veröffentlichen, die, zum Teil von allgemeinem Interesse, jedenfalls den Beweis liefern werden, daß der Verstorbene in seinen letzten Lebensjahren nicht so ganz der menscheneu Ein-

siedler gewesen ist, für den man ihn vielfach gehalten hat. Er pflegte am liebsten mit Damen zu korrespondiren. Auch von den in meinen Händen befindlichen Briefen sind mehrere an meine Frau gerichtet, die sich besonders für die Veröffentlichung eignen, weil sie am besten das liebenswürdig-harmlose Gemüth des Verfassers zeigen, der immer wieder — auch wenn es ihm selbst schlecht geht — an kleinen spaßhaften Bemerkungen Gefallen findet.

Der erste, an mich gerichtete Brief lautet:

Berlin, 9. September 1889, Derfflingerstraße 22.

Geehrter Herr und Freund.

Meine Rückreise ist bei prächtigem Wetter ohne Zwischenfall verlaufen. Doch habe ich eine unbequeme Veränderung zu erwähnen: in Gießen gibt es kein table d'hôte mehr und der Aufenthalt ist so verkürzt, daß ich keine Zeit hatte, ein Stückchen Fleisch und Kartoffeln hinunter zu würgen. Wenn Sie einmal die Linie in derselben Richtung befahren, so werden Sie gut thun, Mundvorrat mitzunehmen.

Meine Bekannten finden, daß ich in Laubach ganz dick geworden sei, ein Grund mehr, das Regime so viel wie möglich fortzusetzen. Der Masseur wird in den nächsten Tagen antreten.

Ich schicke die „Alytia“ mit vielem Dank zurück und benutze die Gelegenheit, um einiges Handwerkszeug für die langen Winterabende beizulegen.

Herzliche Grüße an Ihre beiden Damen und meine Empfehlung an die Savaner. Dem Oberjägermeister wünsche ich, daß es ihm gelingen möge, einen feisten Grimmbart zu erlegen. Mein Bruder hat sich sehr über die Grüße des Amtsgerichtsrats gefreut, den er als „blonden Referendarius“ gekannt hat.

In freundschaftlicher Ergebenheit

B u c h e r.

Als Reiselektüre hatte sich der Geheimrat Professor Hausraths „Alytia“ mitgenommen und legte derselben eine ganze Anzahl von Whistkarten und Zubehör bei, als Handwerkszeug für die Winterabende. Der Oberjägermeister ist der spätere Häher- und Schlangentöter.

Der folgende, an meine Frau gerichtete Brief lautet:

Berlin, 19. September 1889, Derfflingerstraße 22.

Verehrte Gönnerin.

Obwohl ich eigentlich nichts zu melden habe, so erfordert doch Ihr liebenswürdiger Brief eine Antwort, und ich hätte umgehend geschrieben, wenn ich nicht erst noch eine bestimmte Nachricht von dem Gatten hätte abwarten wollen, die jetzt eingetroffen ist, und zwar ganz, wie ich erwartet hatte.

Was Sie über F. schreiben, ist räthselhaft. Ich vermutete im ersten Augenblick gemäß der Regel „cherchez la femme“, daß er einer Verlobung entlaufen sei, mußte mir dann aber doch nachher sagen, daß er das billiger haben konnte. A. kultivirte die Kunst, aus der Handschrift den Charakter zu entziffern, und hat mir zwei überraschend richtige Proben gegeben; aber bei der Wahl seines Perso-

nals hat ihn seine Kunst in der Regel im Stich gelassen. Und sie kann auch nicht weit her sein; seitdem ich die franke Hand habe, muß ich die Feder anders halten, habe also eine ganz andere Schrift und doch schwerlich auf meine alten Tage den Charakter geändert.

Der Masseur besteht darauf, mich reichlich mit Provencer Del einzureiben und dann mit Kalmusspiritus abzuwaschen. Ich lasse ihm um so lieber seinen Willen, als der Spiritus besser riecht als Ichthyol und mir angenehme Erinnerungen an Pfingsten erweckt. Nach der Abwaschung läßt er alle Gelenke von der Schulter bis zu den Fingerspitzen die zweckmäßigen Bewegungen machen. Verzeihen Sie, daß ich über etwas schreibe, was nicht zu Ihrem Ressort gehört!

Da also Ihr Besuch in Berlin zu erwarten ist, so bekümmere ich mich um die Sehenswürdigkeiten, um mich zum Cicerone auszubilden; bin im Panoptikum und ein paar Theatern gewesen. Nach ein paar kalten Tagen ist das Wetter wieder schön.

Schöne Grüße an den Doktor und Tante Emma, für die ich einen Mönch suche.

In freundschaftlicher Ergebenheit

B u c h e r.

Zur Erklärung dieses Briefes möge folgendes dienen:

J. war ein Buchhalter in Bad Laubach, welcher ohne jeden Grund plötzlich verschwand; Bucher sagt seiner Gewohnheit gemäß gleich *cherchez la femme* und knüpft daran einige Bemerkungen über Graphologie, für die er sich interessirte. Die Schlußandeutung mit dem Mönch betrifft meine Schwester und hat folgende komische Geschichte: Als der Geheimrat eines Tages mit meiner Familie einen Ausflug nach dem in der Nähe von Koblenz gelegenen Wallfahrtsort Arenberg unternahm, gefiel es dort meiner Schwester so gut, daß er wiederholt lachend sagte: „Nehmen Sie sich in acht, sonst gehen Sie noch in Arenberg unter die Nonnen.“ Eine Woche nach Empfang des Briefes kam von ihm eine große Kiste, auf welcher neben der Adresse geschrieben stand: „Vorsicht, der Mönch ist gebrechlich!“ In der Kiste lag ein großer, dicker Mönch aus Majolika, dessen Oberkörper abgehoben werden konnte, während sein mit Süßigkeiten gefülltes Inneres folgenden Zettel enthielt:

Da Sie sich doch einmal nach Arenberg zurückziehen wollen, so schicke ich Ihnen wenigstens zur Gesellschaft einen Mönch, der Sie begleiten kann.

B u c h e r.

12. November 1889, Derfflingerstraße 22.

Lieber Herr Doktor.

Meinen Dank für Ihren freundlichen Brief kann ich nicht besser ausdrücken, als indem ich sofort antworte. Mit meinem Befinden geht es so gut, wie ich mir erwarten kann. Der anhaltende Regen in der zweiten Hälfte des vorigen Monats brachte mir zuweilen Stiche in der Hand. Seit einigen Tagen haben wir blauen Himmel und mittags + 5° Réaumur, ein Wetter, was dem Körper und

der Seele wohl thut. Die Gymnastik setze ich fort; mit der Arm- und Handmassage habe ich nach zwei Monaten eine Pause gemacht, weil der Künstler, eine sehr komische Figur, selbst den Rat gab, einmal zuzusehen, wie die Sache sich machen würde, wenn sie sich selbst überlassen wäre, geholfen haben mir nämlich seine Bemühungen gar nicht. Eine Zeit lang habe ich schwer einschlafen können, weil ich angefangen hatte, Ihre Verordnung zu vernachlässigen und abends zu arbeiten. Durch Schaden klug gemacht, lese ich nur leichte Sachen, wenn ich nicht Gelegenheit habe, einen Kobber zu machen oder ins Theater zu gehen. Der Appetit ist sehr rege. Mit herzlicher Teilnahme lese ich, daß die Gesundheitsverhältnisse bei Ihnen nicht so gut gewesen sind. Was eine dicke Backe zu bedeuten hat, habe ich als junger Mensch oft erfahren, und ich stecke heute noch, wenn es windig ist, Watte in das rechte Ohr.

Damit Sie sehen, was wir im Dezember unternehmen können, lege ich ein Zeitungsblatt bei. Dabei sind die zahlreichen Bierpaläste noch außer acht gelassen.

Mit vielen Grüßen an Ihre Damen und in freundschaftlicher Ergebenheit
B u c h e r.

Dem Briefe lag ein großes Zeitungsblatt bei mit der Ueberschrift: „Wohin geht man heute?“ Bucher ist dann später tagelang in Berlin überall mit uns umher gelaufen und erklärte dabei oft lachend, daß er von der Reichshauptstadt bisher so viel überhaupt noch nicht gesehen hätte.

Derfflingerstraße 22, 16. April 1890.

Lieber Herr Doktor.

Als ich Ihre Handschrift und den Poststempel Koblenz sah, hatte ich eine Regung von schlechtem Gewissen; denn Sie thun sich unrecht, indem Sie sich der Lässigkeit im Briefschreiben beschuldigen. Im Gegenteil, ich bin mit einer Antwort im Rückstand und hätte auch längst geschrieben, wenn mich nicht die öffentlichen Vorgänge der letzten Monate sehr erregt und verstimmt hätten. Ich habe die Anhänglichkeit an den alten Kanzler nicht so leicht abgeschüttelt wie viele Leute hier und werde immer dabei bleiben. Ohne mich auf die Sache jetzt näher einlassen zu wollen, will ich Ihnen doch einen sehr guten Witz erzählen, der hier umläuft. Jemand fragt den Fürsten, ob er von dem Titel Herzog von Lauenburg Gebrauch machen werde. ‚Ja,‘ antwortet er, ‚wenn ich infognito reise.‘

Seitdem die Bäume sich vor meinem Fenster in Grün, freilich noch sehr dürftig, gekleidet haben, mache ich Reisepläne. Wenn nichts dazwischen kommt, werde ich nächsten Monat mit Freunden in Baden-Baden zubringen, um endlich einmal, das erstemal in meinem Leben, den Mai in einer schönen Gegend zu verleben. Baden-Baden ist wirklich, wie man gesagt hat, un pezzo del cielo cadato in terra — und nun erst im Mai! Von dort denke ich mich etwas im Reichslande umzusehen und dann nach Laubach zu kommen, wo ich wieder Kur

gebrauchen will. Denn mein Knie- und Fußgelenk fangen an wieder steif zu werden, wenn ich mich auch übrigens wohl befinde. Ich bemühe mich, für Laubach eine Dame anzuwerben, die in ihrer Jugend auf dem Rühkopf mit den Koblenzer Lieutenants getanzt hat.

Ihre Schwester wird also wagen, wieder in die gefährliche Nähe von Arenberg zu kommen?

Mit herzlichen Grüßen an die Gattin und in freundschaftlicher Ergebenheit
B u c h e r.

Aus seiner beabsichtigten Reise wurde nicht viel; ob er überhaupt noch damals nach dem ersehnten Baden-Baden gekommen ist, weiß ich nicht. Jedenfalls opferte er seine Pläne sehr bald dem Wunsche des Fürsten Bismarck, welcher ihn zu sich nach Friedrichsrub einlud.

Friedrichsrub, 2. Juli 1890.

Verehrte Gönnerin.

Obwohl ich in den nächsten Tagen abreise, schreibe ich noch von hier, weil manche Leute ein Couvert mit dem Poststempel Friedrichsrub als eine Merkwürdigkeit aufheben. Was hier Interessantes vorgegangen ist, werden Sie durch die Zeitungen erfahren haben; das Interessanteste ist aber noch nicht veröffentlicht, nämlich:

Vor etwa vierzehn Tagen wurde mir während des zweiten Frühstückes ein Billet hereingebracht von — raten Sie — Fräulein W., sie sei vor dem Thor und wünsche zu wissen, wie sie es anfangen sollte, um den Fürsten zu sehen. In das Empfangszimmer konnte ich sie nicht führen lassen, weil ich als Gast keine Verfügung darüber hatte, auf mein Zimmer auch nicht, weil es uns beide kompromittirt haben würde. Ich ging also hinaus, fand sie am Thor, in elegantem Reisefostüm, doch ohne Felleisen, und sagte ihr, sie möge sich um vier Uhr, wenn der Fürst auszureiten oder auszufahren pflegt, oder um sechs Uhr, wenn er zurückkehrt, an dem Thor aufhalten, wie täglich eine Unmasse von Menschen, namentlich Damen, thun, um den Fürsten mit Hurra, Tücherschwenken und Blumen zu begrüßen, zuweilen auch mit Singiang. Ob sie ihren Zweck erreicht hat, weiß ich nicht; hoffentlich ja.

Ich bin hier recht wohl gewesen, nur seit vierzehn Tagen ist mir der anhaltende Regen in die rechte Hand geschlagen, wie meine Schrift verrät. Ich weiß heute noch nicht, wann ich zu Ihnen kommen werde, kann mich darüber erst in Berlin schlüssig machen, werde mich vorher anmelden. Daß dieses Jahr fast nur männliche Kurgäste in Laubach sind, ist betäubend; kein Vergnügen ohne Damen.

Herzliche Grüße an den Gatten

Ihr ergebenester

B u c h e r.

Die Erzählung aus Friedrichsrub betrifft eine junge Dame, welche er in Laubach kennen gelernt hatte.

Berlin, 13. September, Derfflingerstraße 22.

Berehrte Frau Gevatterin.

Von meinen Erlebnissen, seit ich Laubach verlassen habe, mag Sie allenfalls interessiren, daß ich einem Tischleindeckedich begegnet bin, das auch vielleicht Ihnen einmal zu statten kommen wird. Der Zug, der Köln um zwölf Uhr verläßt, macht keine Mittagspause; ich hatte mich also darein ergeben, mit dem Frühstück, das ich in Köln eingenommen, bis Berlin aushalten zu müssen, und war angenehm überrascht, als mir ein Zettel überreicht wurde, der besagte, daß, wenn ich dem Schaffner den Auftrag gebe, mir ein Diner in Dortmund zu bestellen, mir dort ein solches würde in den Wagen gereicht werden. Natürlich gab ich den Auftrag. In Dortmund wurde mir eine große Platte von Nickel in den Wagen gebracht, auf der in Vertiefungen die nötigen Geschirre standen, alle von Nickel und spiegelblank gepuzt; ein Terrinchen mit Suppe, die ich nicht aufaß, eine verdeckte Schale mit Gemüse und Beilage, eine andere mit Braten, eine dritte mit Kompott, dazu eine Drittelflasche rechten guten Weines. Ich speiste mit gutem Appetit und ohne durch das Schütteln belästigt zu werden. In Hannover nahm ein mitfahrender Kellner das Geschirr und das Geld in Empfang. Bei der vortrefflichen Beschaffenheit der Speisen und den Umständen, welche der Restaurateur von dieser Einrichtung hat, ist der Preis von zwei Mark fünfzig Pfennig sehr billig zu nennen.

Je mehr ich mich Berlin näherte, desto wärmer wurde es, und es ist seitdem zwar nicht das normale, aber doch ein erträgliches Wetter, klarer Himmel und mittags 15 bis 16°. Ich bin denn auch den Rest meiner Erkältung los geworden.

In Barzin haben sich nicht so viele Papiere gefunden, wie man vorausgesetzt hatte, und mir wird die lange Reise dahin wohl erspart bleiben. Wie lange der Fürst dort bleiben, welche Abstecher er etwa zu seinen Verwandten in Pommern und in der Priegnitz machen wird, ist noch ganz ungewiß und wird sich wohl erst am Abend vor der Abreise entscheiden, wie es bei dem hohen Herrn üblich ist.

Da ich jetzt wieder über meinen Büchern sitze, kann ich Ihnen zur allgemeinen Beruhigung sagen, daß die Kreuzotter keine Eier legt, sondern lebendige Junge gebiert. Ich stelle anheim, auch den Häher- und Schlangentöter davon in Kenntniß zu setzen. Schade, daß die fünfundzwanzig Mattern vernichtet sind; sie sollen ganz gut schmecken, und es wird berichtet, daß Friedrich II. sich Pasteten daraus machen ließ.

Herzliche Grüße an die Ihrigen, besonders an die Hauptperson (Patschen).
In freundschaftlicher Ergebenheit

B u c h e r.

Am 2. September hatte der Geheimrat noch Patenstelle bei meinem Töchterchen übernommen, schon am 3. mußte er abreisen, weil Fürst Bismarck ihn brieflich gebeten hatte, recht bald nach Barzin zu kommen. Er ging nicht gern nach Barzin, dessen Klima ihm unzutraglich schien; seine Hoffnung, daß ihm die Reise

dorthin erspart bleiben würde, erfüllte sich aber nicht, wie aus dem folgenden Brief zu ersehen ist. Der Bemerkung über Schlangen liegt folgende Thatsache zu Grunde: Anfang August brachte ein bei uns verkehrender Jüngling — der Häher- und Schlangentöter wurde er genannt — fünfundzwanzig Schlangeneier, die er unter Laub gefunden hatte. Auch Bucher konnte sich nicht klar darüber werden, ob es sich um die Kreuzotter oder um harmlose Nattern handelte. Da die Tierchen, kaum dem Ei entnommen, sofort zu beißen suchten, war er dafür, sie töten zu lassen. Wir dachten schon längst nicht mehr an die Sache; der Geheimrat hatte sie aber auch nach vier Wochen noch nicht vergessen, sondern suchte sich zu informiren, sobald er nach Hause zurückgekehrt war.

Berlin, 19. Dezember 1890, Derfflingerstraße 22.

Lieber Herr Doktor.

Ich muß doch wieder einmal etwas von mir hören lassen. Ich ging 23. September in die pommerischen Hinterwälder nach Barzin, in der Voraussetzung, daß wir etwa bis Ende Oktober dort bleiben würden. Krankheiten der Fürstin und der Enkel verzögerten aber die Abreise von Woche zu Woche, so daß ich erst am 15. dieses Monats bei meiner Kanarienfamilie eingetroffen bin. Die Witterungsverhältnisse waren sehr ungünstig; von der Mitte Oktober Regen, Regen, Nebel und der Zustand, von dem man sagt: es fällt naß, der verderblichste von allen für einen Rheumatiker. Ich hatte denn auch einen recht schmerzhaften Anfall in der rechten Hand, den Dr. Chrylander durch Einwicklung in Guttaperchapapier mit Erfolg bekämpfte. Er setzte denn auch diese Wicklung abwechselnd der einen und der andern Hand bis zu meiner Abreise fort, und die Schwellung auf dem Rücken der rechten ist beinahe verschwunden, die auf der linken wenigstens viel weniger geworden.

Im Dezember hatten wir bis zu 16° Frost, der mir sehr gut bekam, obwohl ich im Zimmer von Kälte zu leiden hatte. Mein großes, hohes Zimmer des im siebenzehnten Jahrhundert erbauten Hauses war durch den Ofen nicht zu erwärmen, ich konnte nur dicht am Kamin ausdauern und nur, wenn ich das prasselnde Holzfeuer nie ausgehen ließ. Trotzdem ist mein Allgemeinbefinden immer gut geblieben. Im Januar werde ich wahrscheinlich auf einige Zeit nach Friedrichsruh gehen, wo ich ein wärmeres Zimmer finden würde.

Wie ist es Ihnen ergangen? Was macht das Patchen? Treibt es noch die kräftige Lungengymnastik wie bei der Taufe? Haben Sie die Laubacher Idylle auf dem Klavier gespielt? Ich habe Sie der Barziner Bibliothek einverleibt und mich mit dem Komponisten durch fünf Mark abgefunden.

Mr. D. wird Ihnen geschrieben haben, daß er die Aussicht hat, nach Cypern versetzt zu werden. Diese Insel war ein Hauptsitz des Kultus der Liebesgöttin und wird ihm Gelegenheit zu interessanten Altertumsstudien geben, die er vielleicht durch Studien der Gegenwart auf demselben Gebiete beleben wird.

Mit herzlichen Grüßen an die Frau Gevatterin

der Ihrige

Bucher.

Nachdem er Taufpatenstelle bei meinem Töchterchen übernommen hatte, bediente sich Bucher uns gegenüber meist der Anrede „Gevatter und Gevatterin“, wie es in seiner pommerschen Heimat Sitte sei. Mr. D. ist der uns beiden gemeinsame Freund, ein sehr lebenslustiger Engländer.

Berlin, 2. April 1891, Derfflingerstraße 22.

Berehrte Frau Gevatterin.

Ihr freundlicher Brief hat mich nicht mehr in Friedrichsrub getroffen. Ich wollte mich doch wieder einmal in Berlin umsehen und wählte für meine Abreise den Vorabend des Osterfestes, weil es in der nächsten Zeit dem Fürsten nicht an Gesellschaft fehlen wird. Der Winter war sehr böse, besonders weil ich mir keine Bewegung machen konnte. Die Waldwege waren abwechselnd mit hohem Schnee und mit tiefem Schmutz bedeckt. Am schlimmsten waren für mich die Nebel- und Regentage, die sich in meinen Händen fühlbar machten. Der Ihnen wohl dem Namen nach bekannte Dr. Chrylander hatte mir mehrmals eine recht schmerzhaftige Massage zu verabreichen, und auf Schweningers Verordnung wickte ich die linke Hand in Guttaperchapapier. Ich möchte gern für einige Zeit ein wärmeres Klima aufsuchen, hätte aber sehr weit darnach zu reisen; am Genfer See, in Oberitalien ist noch strenger Winter, ich müßte schon nach Aegypten gehen, wogegen sich meine Faulheit sträubt. Ich werde also einstweilen hier bleiben, wo ich wenigstens auf gefegten Trottoirs spazieren gehen kann, und abwarten, ob der heilige Petrus, der in der katholischen Mythologie das Wetter unter sich hat, nicht endlich Vernunft annehmen wird.

Ich freue mich herzlich, zu hören, daß das Schwarzköpfchen gedeiht, und vermute, daß Sie sich schon nach einem Schwiegersohn umsehen.

Mit vielen Grüßen an den Doktor und die Schwägerin
in freundschaftlicher Ergebenheit

B u c h e r.

Friedrichsrub, 10. Juli 1891.

Berehrte Frau Gevatterin.

Herzlichen Dank für die Photographie, die dem Künstler alle Ehre macht; er kann nichts dafür, daß Kurt gewackelt hat. Ich bin seit längerer Zeit damit umgegangen, Ihnen zu schreiben, zögerte aber, um erst zu wissen, was in diesem — wenn man eine so nichtswürdige Jahreszeit Sommer nennen kann — aus mir werden wird. An demselben Tage, an welchem ich Ihren lebenswürdigen Brief erhielt, kam ich endlich ins reine. Der Fürst geht nächste Woche über Schönhausen nach Kissingen, sehr widerwillig; ich bleibe einige Tage in Berlin und folge ihm dann, auch widerwillig. Da sich meine Beschwerden wieder gemeldet haben, besonders in der Hand, was Sie an meiner Schrift sehen, so wäre ich am liebsten nach Laubach gegangen, wo mir erfahrungsgemäß geholfen wird, während es doch noch dahinsteht, ob Schweningen recht hat, daß die Kissingener Bäder ebenso wirksam sein werden. Aber es war nicht zu ändern. Dem Patchen, dessen gesticktes Kleid ich bewundere, werde ich also zu seinem Geburtstag

nicht persönlich gratuliren können; ich hoffe aber, eine kleine Nachkur nicht in Barzin, sondern bei Ihnen machen zu können, freue mich recht auf die Kaffeestunde, die Whistpartie und einen gelegentlichen Ausflug nach Horchheim und zu Tillmann.

Verzeihen Sie, daß ich abbreche; ein stürmischer Regenwind macht gerade heute die Hand sehr schmerzhaft.

Herzliche Grüße an den Gatten und Tante Emma, die also noch immer vor den Fallstricken der Priester bewahrt ist.

Der Ihrige

B u c h e r.

Wir hatten dem Geheimrat unsere Familienphotographie zugesandt; der Künstler, welcher sie gemacht hatte, ist ein auch ihm näher bekannter Herr von W. Der gewackelt habende Kurt ist mein Junge, den er einst über die Horchheimer Brücke geschleppt hatte. Am Schluß findet sich wieder die Hindeutung auf Arenberg und den Mönch.

Bad Rissingen, 6. August 1891.

Verehrte Frau Gevatterin.

Ich habe Schmerzen in der Hand und bitte, es damit entschuldigen zu wollen, daß dieser Brief sehr kurz gerät. Ich kann es aber doch nicht aufschieben, Ihrer Fräulein Tochter zum Geburtstage zu gratuliren und einen kleinen Beitrag zu der Aussteuer zu schicken. Rissingen hat mir bis jetzt nichts geholfen, und wenn die Bäder in der zweiten Hälfte der Kur nicht besser wirken, so werde ich zu Ihnen kommen, um mich in Ordnung bringen zu lassen. Ungefähr am 20. muß sich die Sache entscheiden.

Herzliche Grüße an die Ihrigen.

In freundschaftlicher Ergebenheit

B u c h e r.

Schon am 16. August traf der Geheimrat bei uns ein, heiter und äußerlich unverändert. Zum erstenmal waren aber deutlich die Symptome einer stärkeren Erkrankung der Blutgefäße zu konstatiren.

Derfflingerstraße 22, 20. Oktober 1891.

Verehrte Frau Gevatterin.

Es ist abgemacht, daß ich dieses Jahr nicht nach Barzin gehe, was praktisch darauf hinauskommen wird, daß ich bis Neujahr hier bleibe. Der Fürst hat zwar noch den Gedanken, Ende dieses Monats abzureisen, aber es wird wohl so werden wie voriges Jahr, die Fürstin wird nicht wollen und er wird nachgeben — ce que femme veut, Dieu le veut — Ich habe einen guten Masseur gefunden, der einen Tag um den andern kommt, mache jeden Morgen Bergsteigen, habe Sonnabend ein türkisches Bad genommen und mache meine mancherlei Besorgungen zu Fuß. Am Tage meiner Ankunft war hier ein furchtbares Gewitter gewesen, von dem Sie wohl gelesen haben; während der folgenden Tage war es kühl und regnerisch, seit einer Woche aber bekommen wir das Sommer-

wetter nachgeliefert. Da ich Horchheim leider nicht erreichen kann, so gehe ich oft in den zoologischen Garten, sitze im Freien ohne Ueberzieher und denke zuweilen, wie Kurt sich über all das Getier amüsiren würde, besonders in dem Affenhause. Eine Whistpartie ist noch nicht zusammen gebracht, wird sich aber finden. Mehrere meiner bekannten Familien haben sich das Wetter zu nutze gemacht und sind noch in die Schweiz und nach Italien ausgeflogen, ich aber bin sehr zufrieden, wieder einmal in meinen vier Pfählen zu sitzen.

Ich hoffe, daß Sie wieder Piep sagen können und daß auch sonst alles gut steht, besonders mit der kleinen Hauptperson.

Mit herzlichen Grüßen an die Ihrigen

Ihr ergebener

B u c h e r.

Der komische Schluß bezieht sich darauf, daß meine Frau kurz vor Buchers Abreise heiser gewesen war. Er begrüßte sie täglich mehreremale mit den Worten: „Bitte, sagen Sie erst einmal Piep.“



Assessor Mack.

Ein Charakterbild

von

Eugen Salinger.

(Schluß.)

Was nun so ziemlich unmittelbar auf diese Unterredung folgte,“ fuhr der Erzähler nach einer Pause fort, „ist bald gesagt. Der arme Mack sollte eine bittere Enttäuschung erleben! Ich hatte ihn an jenem Abend in einer überaus glückseligen Stimmung verlassen; ja, er war wirklich selig in dem Bewußtsein, daß er, wie er nun selber glaubte, nur nach einem Glück zu greifen brauche, um es auch wirklich zu haben. Wir waren übereingekommen, daß er so bald als möglich Malwinen seine Absichten mitteile, ich aber — so versprach er — sollte als erster und einziger Eingeweihter sofort das Resultat seiner Bewerbung erfahren. Ein paar Tage vergingen; da erhielt ich von Mack ein lakonisches Schreiben etwa folgenden Inhalts:

„Lieber Freund! Es ist nichts damit! Es ist vorbei — für immer! Ich hätte es voraussehen sollen, aber Du weißt: Wer gern tanzt, dem ist leicht aufgespielt! Dummes Zeug das! Wir haben uns eben beide geirrt! Aber keine weiteren Vorwürfe! Es ist eine Lehre — für Dich und für — mich!“

„Ich war sprachlos und hielt nicht für möglich, was ich doch schwarz auf weiß vor Augen hatte. Was konnte geschehen sein? Mit einer so knappen

Erklärung — ließ ihr Sinn auch nur eine einzige Deutung zu — konnte und wollte ich mich nicht zufrieden geben; ohne Verzug machte ich mich daher auf den Weg zu Mack, um von ihm alles zu erfahren.

„Ich fand ihn wie immer allein in seinem Studirzimmer; er saß an seinem Schreibtisch — die Lampe brannte — und hatte vor sich, aufgeschlagen, einen Schulatlas. Als ich näher zu ihm herantrat, bemerkte ich, daß es die Karte von Russisch-Polen sei, mit der er sich beschäftigt hatte. Ich sollte bald erfahren, warum. Er bot mir mit einem traurigen Lächeln die Hand, forderte mich auf, neben ihm Platz zu nehmen, und sagte mit einer Art verdrießlichen Galgenhumors: ‚Ich hatte vermutet, daß Du kommen würdest, um aus meinem eigenen Munde zu hören, welche Thorheit ich begangen habe! Und es ist auch gut so! Denn wenn ein so alter Narr wie ich sich lächerlich gemacht hat, so thut er am besten, sich das immer und immer wieder vorzuhalten — es ist eine bittere Medizin, aber sie schützt vor der Wiederholung dummer Streiche! — Ich sah ihn kopfschüttelnd an und wollte schon eine Frage an ihn richten, indessen fuhr er sogleich fort: ‚Um es kurz zu sagen — sie hat mir einen regelrechten Korb gegeben! — ‚Wie?!‘ rief ich jetzt in höchstem Erstaunen, ‚das ist ja kaum möglich! — ‚Mein lieber Narr,‘ sagte er voll Bitterkeit, ‚Du verstehst Dich eben schlecht auf die jungen Dinger! Sie sind auf einen Alten nicht erpicht, wenn sie einen Jungen haben können! — Und nun begann er mit einer erkünstelten Ruhe, welche aber nicht im stande war, seine innerliche Erregtheit zu verhüllen, seinen Bericht über das, was sich ereignet hatte. Er habe sich nach unserer jüngsten Unterredung wirklich mit so froher Hoffnung getragen, daß er im stande gewesen sei, seine Absichten vor dem Mädchen freimüthig und ohne alle Scheu zu enthüllen. Um so peinvoller sei für ihn gewesen, was er nun habe erleben müssen! Malwine sei zuerst in Thränen ausgebrochen und eine Zeit lang überhaupt nicht fähig gewesen, sich zu erklären. Ratlos habe er vor ihr gestanden — nicht wissend, ob er diese Thränen als ein günstiges oder ungünstiges Zeichen für sich deuten solle. ‚Endlich‘ — seine Erregung kam bei der Bergegenwärtigung der Scene, die er jetzt, anscheinend mit innerlichem Widerstreben, berührte, immer mehr zum Durchbruch, ‚endlich griff sie nach meiner Hand, drückte sie heftig, schluchzte laut, versicherte mit halb erstickten Worten, wie gut sie mir sei und — doch —‘ er unterbrach sich hier unmutig, ‚warum das alles wiederholen? Der kurze Sinn von all dem langen Himmdher war schließlich, daß von einer Heirat zwischen uns keine Rede sein könne, weil schon ein anderer inzwischen von ihrem Herzen Besitz ergriffen habe! — ‚Was sagst Du,‘ fiel ich ihm hier in die Rede, ‚ein anderer? Und sie hätte vor Dir, ihrem Freunde, verheimlicht, was schon lange . . .‘ — ‚Halt,‘ unterbrach er mich mit seltsamer Gereiztheit, ‚Du bist im Begriff, ihr unrecht zu thun! Aber sie hat sich durchaus nichts zu Schulden kommen lassen, auch mir gegenüber nicht! Die Sache hat sich sehr einfach gestaltet. Während ich krank lag, lernte sie ein junger Pole kennen, verliebte sich bis über die Ohren in sie — nun, das ist ja sein gutes Recht! Sie erwiderte seine Liebe — was willst Du dagegen ein-

wenden? Das ist eben ihr gutes Recht! Zudem handelt es sich hier, wie Du gleich hören sollst, nicht etwa um eine bloße Liebelei — o nein, der junge Mann hat die ernstesten, besten Absichten, und daß ich von dem ganzen Handel erst jetzt Kenntniß erhalte, darf ich ihr nicht zum Vorwurf machen, denn wie oft — ich sagte es Dir ja schon einmal — versuchte sie es, mich während meines Krankseins zu sprechen, allein ich selbst, ich selbst war es ja, der ihr den Zutritt zu mir verwehrte! — Er seufzte hier fast unmerklich und schwieg einen Augenblick; dann ließ er den Blick über die Landkarte schweifen, die noch aufgeschlagen vor ihm auf dem Schreibtisch lag. ‚Siehst Du,‘ sagte er mit einem melancholischen Lächeln, ‚ich war, kurz bevor Du bei mir eintratest, damit beschäftigt, Lage und nächste Umgebung von Malwinens zukünftiger Heimat zu studiren, denn wenn sie auch für mich verloren ist, so ist es doch für mich ein beruhigendes Gefühl, zu wissen, wo sie lebt und wo man sie, sollte sie eine Gefahr bedrohen, finden kann, um sie zu schützen! — Seine Stimme zitterte und bebte, als er das sagte, und mich beschlich ein inniges Mitleid; um ihn indessen zu trösten, fehlten mir die richtigen Worte und ich schwieg deshalb. Nach einer Pause wandte er sich aber wieder zu mir und sagte: ‚Ja, man kann wirklich nichts gegen die Sache einwenden. Es geht alles ordentlich und rechtschaffen zu, sie haben sich in aller Form verlobt; Malwine hat mir ihren Verlobten auch schon vorgestellt, und daß ich's nur gleich sage — er ist ein durchaus einnehmender, hübscher, junger Mann, dessen ganze Erscheinung mir erst recht wieder zu Gemüte führte, wie schlecht es einem alten Eitel wie mir ansteht, seine Hand auszustrecken nach — doch lassen wir, was nun leider einmal geschehen ist und nicht wieder ungeschehen gemacht werden kann! Der junge Mann hat sich mir gegenüber frank und frei über seine Verhältnisse ausgesprochen, wie er denn überhaupt den Eindruck der Redlichkeit macht. Er heißt Adalbert von Milewski, ist der Sohn eines polnischen Magnaten — (Du siehst also, schaltete er hier mit einem eigentümlich müden und trüben Lächeln ein, ‚sie heiratet sogar in eine sehr vornehme Familie); er hat sich zum Zweck nationalökonomischer Studien eine Zeit lang in Deutschland aufgehalten und zuletzt die hiesige Universität besucht, will aber im nächsten Jahre nach Polen zurück, um die Einwilligung seines Vaters — die Mutter lebt nicht mehr — persönlich zu erbitten. Schau einmal her — er forderte mich auf, die Karte zu betrachten, und tippte mit dem Finger auf dieselbe — ‚hier ungefähr, ein paar Stunden in nordöstlicher Richtung von Warschau entfernt, da muß das Ding liegen, dessen Namen er mir auch genannt hat — es heißt —‘ er fing an nachzusinnen — ‚hum, hum, Rubri — Rubri — der Teufel mag die polnischen Namen im Kopfe behalten! Rubrik — richtig, Rubrikolewska heißt es! Ja, ja —‘ schloß er, wie in einer Träumerei verloren, ‚dort wird ihr zukünftiges Heim sein — weit, weit von hier! Aber es ist alles schön und gut, alles! Ich kann als ihr Vormund, als ihr Freund nur meinen Segen dazu geben und sagen: Gott schütze sie und lasse sie glücklich werden! —‘ Er schwieg, und ich hatte Mühe, meine Rührung zu verbergen; denn ich sah es wohl, der Schmerz darüber, daß er sie für immer verlieren sollte, war wieder

mit ungeheurer Gewalt über ihn gekommen. Und als ich, um mir etwas zu seinem Troste zu sagen, mit der vielleicht unklugen Bemerkung herausplatzte, daß sie ihm eigentlich gar keinen Korb gegeben habe, daß ihm nur ein anderer zuvor gekommen sei und daß ihre Thränen ihm beweisen müßten, wie teuer und wert trotz allem auch er ihr sei, da verfinsterte sich sein Gesicht und er legte mir die Hand auf den Mund und rief heftig: „Kein Wort mehr davon! Das will ich nicht denken! Sie kann nur einen lieben, und daß ich dieser eine nicht bin — er brach in ein rauhes und fast wildes Lachen aus, bevor er den Satz vollendete — ,daran zu zweifeln hieße der Tollheit die Krone aufsetzen!“

Der Amtmann hielt hier wieder inne, räusperte sich ein wenig und trank aus seinem Glase. „Ich habe,“ fuhr er dann fort, „Ihre Geduld schon auf eine harte Probe gestellt, aber ich komme jetzt bald zum Ende meiner Geschichte. Nach der Ihnen soeben geschilderten Begegnung zwischen mir und Mack vergingen Wochen über Wochen, ohne daß ich ihn wiedergesehen hätte. Er verschloß sich in dem Hause, in dem er noch heute wohnt, lebte wie ein Einsiedler und mied jede Berührung mit der Außenwelt. Da ich ja den Grund kannte, welcher ihn zu einer so absonderlichen Lebensweise bestimmte, so hielt ich es, so viel Anteil ich auch an seinem Schicksal nahm, doch für angemessen, ihm meine Gesellschaft nicht aufzudrängen und sein stilles Leid gewissermaßen dadurch zu ehren, daß ich ihm gegenüber nun auch mir eine gewisse Zurückhaltung aufzuerlegen begann. Wenn er mich brauchte — mein Haus stand ihm ja immer offen, so sagte ich mir; aber er suchte mich nicht und gab damit zu verstehen, daß auch ich ihm fern bleiben möge. Schien er doch sogar die Verbindung mit einer andern Person, die seinem Herzen noch viel näher stand — die Verbindung mit Malwinen nämlich — fast ganz abgebrochen zu haben. Sie klagte mir darüber einmal, und die Thränen, die ihr dabei in die Augen traten, zeigten mir deutlich, wie nahe es ihr ging, von ihrem alten Freund und Beschützer so sehr vernachlässigt zu werden; indessen war zu jener Zeit — man kann wohl sagen: verzeihlicherweise — ein anderes Gefühl zu mächtig in ihrem jungen Herzen, als daß sie ihrer sonst gewiß aufrichtigen Betrübniß über Mack's Verhalten für die Dauer ernstlich hätte nachhängen können. So kam das Frühjahr und der Sommer des Jahres 1831 heran, und eines Tages — es war schon im August — als ich wieder einmal bei Malwinen vorsprach, hörte ich von ihr, daß ihr Verlobter schon vor Wochen nach Hause gereist sei, um, wie er ihr vor dem Abschied gesagt, seine Angelegenheiten zu ordnen und alle nötigen Vorbereitungen für ihre demnächstige Hochzeit zu treffen. Ich weiß nicht — bildete ich es mir nur ein oder hatte ich richtig gesehen — es war mir, als sei das junge Mädchen in einer sehr gedrückten Stimmung, als quäle sie etwas wie eine geheime Sorge. Und es dauerte denn auch nicht lange, da erhielt ich aus ihrem eigenen Munde eine Erklärung dessen, was ich wahrgenommen hatte: Ihr Verlobter hatte ihr versprochen, täglich zu schreiben, aber bis auf einen einzigen Brief, der seine glückliche Ankunft in der Heimat meldete, hatte sie keine weiteren Nachrichten von ihm empfangen. Sie versandte Schreiben auf Schreiben an

ihn, aber alle waren bis jetzt unbeantwortet geblieben. Schreckliche Ahnungen quälten sie — wenn ihm ein Unglück zugestoßen wäre! Das war der Gedanke, der ihr bei Tag und Nacht keine Ruhe ließ. Ich versuchte, sie zu beruhigen und ihr begreiflich zu machen, daß bei den dormaligen Zuständen in Milewskis Heimat an einen sicheren Postdienst kaum zu denken sei. Es war nämlich gerade zu der Zeit, da die berühmte polnische Revolution in den letzten Zügen lag; der russische Feldmarschall Paskewitsch stand mit einem großen Heere schon in unmittelbarer Nähe der polnischen Hauptstadt, deren Fall man jeden Augenblick erwartete. Aber mein Trost, weit entfernt ihr Herz zu erleichtern, goß nur Öl ins Feuer, und unter lautem Schluchzen sprach sie ihre Befürchtung aus, daß ihr Bräutigam infolge der politischen und kriegerischen Wirren vielleicht selbst in irgend eine Lage geraten sein könne, welche ihn hindere, ihr Nachrichten zu geben; ja, daß sie davor zittere, noch etwas Schlimmeres fürchten zu müssen — sie deutete dabei an, daß sie seinen Tod meine, infolge seiner möglichen Beteiligung an den Kämpfen gegen die Russen. Weil das arme Kind mich herzlich dauerte und weil mir ihre Sorge selbst nicht ganz ohne alle Begründung erschien, so versprach ich ihr für meinen Teil einmal Nachforschungen anzustellen und mich dabei so weit, als es unter den damaligen Verhältnissen thunlich war, des amtlichen Weges zu bedienen. Es verging eine lange Zeit, wir warteten und warteten, aber es erfolgte keine Auskunft. Malwine war in heller Verzweiflung. Da — Polen war längst niedergeworfen und befand sich in den Händen der Russen — erneuerte ich noch einmal meine Versuche in Betreff der Ausforschung Milewskis und erhielt endlich von der preussischen Konsularbehörde in Warschau ein Schreiben des Inhalts, daß der Vater Milewskis in einem Gefecht mit den Russen, welches er als polnischer Offizier mitgemacht, gefallen sei, daß aber über den Verbleib seines Sohnes, der gleichfalls in die polnischen Kämpfe verwickelt gewesen, mit Sicherheit keine Auskunft gegeben werden könne und in dieser Beziehung nur die Vermutung bestehe, daß derselbe nach der Niederwerfung seines Vaterlandes wie so viele andere polnische Flüchtlinge auf preussisches Gebiet übergetreten sei. Ein böser Argwohn stieg in mir auf, nachdem ich diese Auskunft nach allen Seiten hin überdacht hatte. Wenn der junge Milewski lebte — und daß er wie sein Vater gefallen sei oder sonstwie seinen Tod gefunden hätte, schien mir unglaublich, da das ja bald festzustellen gewesen wäre — wenn er also lebte, in Sicherheit war und dennoch nichts mehr von sich hören ließ, welche Deutung blieb dann noch in Betreff seines Schweigens übrig? — Ich schrak selber davor zurück, sie zuzulassen, aber — wie die Dinge nun einmal lagen — ließ sie sich ja nicht so ohne weiteres zurückweisen. Wie — wenn der junge Mensch ein frevelhaftes Spiel mit dem armen Mädchen getrieben und es betrogen hätte! — Das war's, was ich fürchtete. Natürlich konnte ich vor Malwinen nicht verheimlichen, was ich erfahren hatte. Es war eine schreckliche Scene. Entsetzt malte sich in ihren abgehärmten Zügen, sie brach, halb ohnmächtig, zusammen und ich hatte Mühe, sie wieder zu sich zu bringen.

„Wochen und Monate vergingen. Der Herbst war gekommen. Milewski ließ nichts von sich hören. Nun glaubte ich meiner Sache gewiß zu sein — er hatte sie verlassen. Was das aber für das Mädchen bedeutete, sollte ich bald erfahren. Es war an einem unfreundlichen Oktoberabend, da begegnete mir zufällig Mack, der wenige Tage vorher seit langer Zeit einmal wieder eine kurze Unterredung mit Malwine gehabt hatte. Er erzählte mir, wie er sie gefunden, trostlos und aufgelöst in Schmerz, und er fügte auch hinzu, daß sie selbst sich betrogen glaube. Wir waren inzwischen in die Nähe seiner einsamen Behausung gelangt und er forderte mich auf, bei ihm einzutreten. Er war sehr bewegt — offenbar hatte er das Bedürfnis eines Gedankenaustausches mit mir — und ich folgte gerne seiner Einladung. ‚Ja,‘ sagte er, nachdem er in seinem Zimmer die Lampe entzündet und wir neben einander Platz genommen hatten, ‚wer das hätte vorhersehen können! Das arme, arme Kind! Einem Schurken in die Hände zu fallen! Und ich fürchte, ich fürchte...‘ — ‚Was fürchtest Du?‘ fragte ich, da er schwieg und wie in quälender Sorge den Kopf mit beiden Händen stützte. — ‚Ich fürchte — ich stehe für nichts,‘ murmelte er dumpf vor sich hin. ‚Ich glaube, sie wäre im stande, sich aus Verzweiflung ein Leid anzuthun!‘ — Ich schwieg und beobachtete ihn; er hatte den Kopf wieder erhoben und mir zugewandt, in seinen unruhigen Blicken konnte man deutlich die Angst vor der traurigen Eventualität lesen, die er soeben angedeutet hatte. Der arme, gute Mensch! Er liebte sie noch immer, er verblutete sich förmlich an seiner Liebe! Wie glücklich hätten beide werden können, dachte ich, wenn dieser unselige Dritte nicht so verhängnisvoll zwischen sie getreten wäre! Da kam mir mit einemmale ein wunderlicher Gedanke: Wäre es denn überhaupt zu spät für beide, glücklich zu werden? Nein, rief es in mir, es ist vielleicht noch nicht zu spät! — Und nun legte ich ihm die Hand auf die Schulter und sagte endlich, das Schweigen brechend und an das anknüpfend, was er ausgesprochen hatte: ‚Es wäre doch schrecklich, wenn Du recht hättest! Aber, weißt Du — nach meinem Dafürhalten gäbe es noch immer ein Mittel, einer solchen Gefahr vorzubeugen!‘ — Er durchbohrte mich fast mit seinen angstvollen Blicken. — ‚Was meinst Du?‘ fragte er hastig. — ‚Ich meine, Du selbst könntest ihr Retter werden!‘ — ‚Ich?‘ rief er, auffahrend, ‚wie könnte ich...‘ Aber ich fiel ihm sogleich in die Rede. ‚Die Sache ist viel einfacher, als Du glaubst,‘ sagte ich lächelnd. ‚Erneuere bei der armen Verlassenen Deinen Antrag — denn leugne es nicht, Du liebst sie ja noch! Ich bin aber überzeugt, daß sie Dich diesesmal nicht zurückweisen wird, denn, abgesehen von allem anderen — sie muß erkannt haben, wie viel mehr wert Du bist als der, dem sie ihre Neigung schenkte!‘ — Er starrte mich an — er zitterte und es war, als wenn ein heftiger Frost ihn schüttelte. — ‚Ja, ja,‘ murmelte er, ‚ich kann es nicht leugnen, ich liebe sie noch! — Aber nein,‘ fügte er, laut aufschreiend, sogleich hinzu, ‚das kann ja nicht sein, das ist ja nicht möglich, das ist vorbei — für immer, für immer!‘

„Wieder bedeckte er sein Gesicht mit beiden Händen, und ich hörte ihn schwer aufseufzen. Da wurde draußen auf der Treppe ein Gepolter vernehmbar,

dann ein Klopfen an der Thür, die sich gleich darauf öffnete. Auf der Schwelle erschien eine junge Magd, bleich, verstört, atemlos. Mack fuhr erschrocken empor, er hatte das Mädchen sofort erkannt, es war Malwinens Hausmagd. ‚Was gibt's?‘ herrschte er sie mit Heftigkeit an. — ‚Ach, Herr Assessor,‘ stammelte das Mädchen mühsam hervor, ‚kommen Sie so bald als möglich! Fräulein Dingler — o, das Unglück!‘ — ‚Reden Sie,‘ schrie er, als sie nicht sogleich weiter sprach, ‚was ist geschehen!?‘ — ‚Mein Fräulein hat sich ins Wasser gestürzt, man hat sie herausgezogen und soeben nach Hause gebracht!‘ lautete die Antwort. Mack zuckte wie vom Blitz getroffen zusammen, sein Gesicht entfärbte sich, er sah kreidebleich aus. ‚Tot?‘ fragte er und wiederholte das Wort, wobei ihm die Lippen zitterten. ‚Nein,‘ verkündigte die Botin, ‚aber man weiß nicht, was werden mag! Sie war noch ohne Bewußtsein, als man sie brachte — endlich, nachdem sich der Doktor, der bei ihr ist, lange umsonst bemühte, hat sie wieder ein Lebenszeichen von sich gegeben! Sie rief nämlich zweimal ganz deutlich Ihren Namen aus, und darum befahl mir der Doktor, Sie sogleich zu holen!‘ — Mack hatte mit weit aufgerissenen Augen zugehört — jetzt, als das Mädchen geendet, wandte er sich gegen mich und sagte zu mir tonlos: ‚Komm — begleite mich!‘ — Und gleich darauf waren wir alle drei auf dem Wege nach Malwinens Hause.

„Wir betraten ihr kleines, einfaches, durch eine Lampe nur matt erleuchtetes Wohnstübchen, welches unmittelbar an ein anderes Zimmer, ihr Schlafgemach, stieß. Das Mädchen pochte leise an die Thür desselben, da öffnete sie sich und ein Mann, Hut und Stock in der Hand, trat heraus. Ich erkannte in ihm sofort einen alten guten Freund, einen damals sehr beliebten, jetzt längst verstorbenen Arzt der Stadt. Er kam auf uns zu und legte den Finger auf den Mund, als wenn er uns dadurch zum Schweigen verhalten wolle. Dann sagte er mit gedämpfter Stimme, indem er mir die Hand reichte und einen sonderbar zweideutigen Blick auf Mack warf: ‚Sie schläft — das arme Ding, und wir thun jetzt am besten, sie schlafen zu lassen! Es war eine harte Aufgabe, sie wieder zu sich zu bringen, und es fehlte nicht viel, so wäre sie —‘ er machte eine bezeichnende Handbewegung. ‚Herr Assessor Mack — nicht wahr?‘ wandte er sich dann gegen Mack und zwar mit einem eigentümlichen Lächeln, während Mack sich kurz verbeugte. ‚Nun, Sie wissen ja schon, warum ich nach Ihnen schickte — die Kleine schien zu wünschen, daß man Sie...‘ — ‚Ich weiß,‘ unterbrach ihn Mack etwas brüsk, ‚und deshalb bin ich hier! Kann ich sie sehen?‘ — ‚Ich sagte Ihnen schon, daß sie eingeschlummert sei und daß man gut thue, sie ruhen zu lassen,‘ versetzte der Arzt. ‚Gut,‘ sagte Mack, ‚so werde ich später wiederkommen! Nur —‘ er richtete seinen Blick nach der Thür — ‚ansehen möchte ich sie — ich werde ganz leise auftreten und sie nicht erwecken!‘ — Der Doktor nickte zustimmend, lächelte dabei auf seine Weise, und Mack verschwand hinter der Thür des Schlafzimmers.

„Kaum war ich mit dem Doktor allein, als dieser mich beim Arm nahm, in eine Fensternische zog und, mit dem Daumen seitwärts nach der Schlafzimmer-

thür deutend, mir leise die Worte zuflüsterte: ‚Bester — das ist doch eine kuriose Geschichte! Ich kenne zwar nicht den Charakter seiner Beziehungen zu ihr, aber — aber —‘ er lächelte wieder und diesmal malitiös, ‚mir scheint, er hat ein großes Unrecht an ihr gut zu machen! — ‚Ein Unrecht?‘ fragte ich verwundert. — ‚Na, na —‘ hob der Doktor wieder mit gedämpfter Stimme an, ‚verstellen Sie sich nur nicht so! Ich weiß — Sie sind kein Freund und die Diskretion verbietet Ihnen vielleicht, mir gegenüber offen zu sein! Meinetwegen — es geht mich ja auch nichts weiter an, und die beiden mögen mit einander fertig werden, so gut es geht! Aber wenn es wahr sein sollte, wenn meine Vermutung richtig und er wirklich der alte Sünder wäre, für den ich ihn...‘ — ‚Alter Sünder!‘ fiel ich ihm im höchsten Staunen in die Rede. ‚Bei meiner Ehre, ich verstehe kein Wort von dem, was Sie sagen!‘ Er schüttelte den Kopf, dann aber faßte er meine Hand, beugte sich zu meinem Ohre und flüsterte noch leiser: ‚So will ich noch deutlicher sein. Sie hat sich offenbar aus Verzweiflung den Tod geben wollen — aus Scham über die natürlichen Folgen eines Fehltritts! Du lieber Gott — Jugend hat keine Tugend! — Indem man ihr Leben rettete, rettete man noch ein zweites — verstanden? — Aber dem zukünftigen Papa sollte man ins Gewissen reden!‘ — Nun fiel es wie Schuppen von meinen Augen und ich stand zuerst sprachlos da. Alles, alles schien mir klar geworden: die arme Malwine war das Opfer eines Glenden, Milewski war ihr Verführer! — Ich faßte mich übrigens und gab dem Arzte einige hastige Erklärungen, um ihn darüber zu belehren, daß er Mack ohne jeden Grund im Verdacht gehabt habe, da öffnete sich die Schlafzimmerthür wieder und der, von dem die Rede war, trat heraus und ging auf uns zu. Ich verstummte und Mack sagte, finster vor sich hinblickend: ‚Sie schläft, aber ich bleibe hier, denn sie kann erwachen und nach mir verlangen!‘ — Der Doktor nickte lächelnd und verabschiedete sich von uns mit einigen Worten; als er fort war, wandte sich Mack zu mir und sagte: ‚Wenn Du auch gehen willst, nimm keine Rücksicht auf mich — ich kann hier ganz gut allein bleiben und warten! Dem Mädchen, das an ihrem Bette wacht, habe ich den Auftrag gegeben, mich sofort herbeizurufen, sobald sie...‘ — ‚Lieber Freund,‘ unterbrach ich ihn, denn mir war das Herz zu voll von dem, was ich erfahren hatte, ‚dem armen Kinde ist schmähsch mitgespielt worden!‘ Und nun deutete ich ihm kurz an, was ich soeben erfahren hatte, und fügte hinzu: ‚Ich will keinen Stein auf sie werfen, aber nun ist sie auch für Dich verloren und Du kannst unmöglich ihr Retter werden auf die Art, wie ich es im Sinne hatte!‘ — Mack war bei meiner Eröffnung auf einen Stuhl gesunken und hatte das Gesicht mit beiden Händen verhüllt; bei den letzten Worten aber, die ich sagte, stöhnte er auf — es war wie ein Schmerzenslaut aus einer todwunden Brust. Da trat das Mädchen aus dem Schlafzimmer und rief: ‚Herr Assessor — ich bitte, kommen Sie! — Sie ist wie rasend und verlangt zu sterben! Helfen Sie, helfen Sie!‘ — Jetzt sprang Mack auf seine Füße; ich sah ihm in das bleiche Gesicht — er hatte geweint. ‚Geh,‘ sagte er mit zitternder Stimme, ‚und laß mich allein — morgen, morgen sollst Du mehr von mir hören!‘ —

Nachdem er dann noch dem Mädchen einen Wink gegeben, ihm nicht zu folgen, verschwand er hinter der Thür des Schlafzimmers.

„Eine Weile lang stand ich unentschlossen da. Sollte ich, trotz seiner Aufforderung, doch bleiben und seine Wiederkehr erwarten? — Ich war gespannt auf den Ausgang dieses Dramas; aber es war nicht die gewöhnliche Neugierde, die mich festhielt, sondern wirkliche herzliche Theilnahme für ihn und das Mädchen. Es vergingen mehrere Minuten; da erscholl aus dem Nebenzimmer ein schmerzliches Wimmern. Ich erkannte sofort ihre Stimme. Eine eigentümliche Beschämung befiel mich und — nein, dachte ich, es ist doch nicht recht, gewissermaßen den Hörcher zu spielen und sich in eine Sache zu mischen, die ihn allein angeht! Und so entschloß ich mich denn, zu gehen. Aber daß ich auf dem Heimweg und während der ganzen Nacht — ich konnte kein Auge zuthun — an nichts anderes als an mein heutiges Erlebnis dachte, brauche ich wohl kaum zu versichern. Mit Ungeduld erwartete ich den Morgen, und als derselbe endlich gekommen war, horchte ich bei jedem Geräusch auf, in dem Glauben, Mack oder irgend ein Bote von ihm werde bei mir eintreten. Nachträglich war mir die eigentümliche Betonung aufgefallen, mit der er am Abend vorher die Worte ausgesprochen hatte: ‚Morgen — morgen sollst Du mehr von mir hören!‘ Mehr — was hieß das in diesem Falle? — Wollte er mich auf eine große Entscheidung vorbereiten? — Ja, auf eine große, auf eine überraschende sogar; denn nach Ablauf einiger Stunden empfing ich ein Schreiben Macks, etwa aus folgenden kurzen Sätzen bestehend:

„Lieber Freund! Alles wird noch gut werden! Ich habe, was ich gewollt, und bin glücklich! Das weitere mündlich. Ich erwarte Dich heute abend bei mir!“

„So lakonisch diese Zeilen lauteten, so wenig konnten sie mich in Zweifel darüber lassen, was geschehen war. Mack hatte den Schritt gethan, den ich nach allem, was vorhergegangen, nicht mehr gutheißen konnte! Denn so viel Anteil ich auch an dem Schicksal des armen Mädchens nahm und so milde ich auch ihren Fehltritt beurtheilte — daß Mack, von dem starken Gefühl seiner Liebe verleitet, sich — wie es den Anschein hatte — sogar über den Makel hinwegzusetzen vermochte, der ja nun einmal nach den landläufigen Moralbegriffen Malwinens Ehre besleckte, das vermochte ich nicht sogleich zu fassen. Und doch hätte ich mich über seine Handlungsweise eigentlich gar nicht wundern dürfen; denn ich wußte ja, daß er die Dinge in der Welt nicht betrachtete wie die meisten anderen Leute, daß er seine besonderen sittlichen Vorstellungen hatte, daß er nach seinen eigenen Moralgesetzen über Recht und Unrecht zu richten pflegte. Das alles fand ich bestätigt, als ich ihm am Abend meinen Besuch machte. Er war in einer äußerst starken, aber — wie ich gleich bemerkte — höchst freudigen Erregung, drückte mir nach meinem Eintritt mit großer Wärme die Hand und sagte bewegt: ‚Komm — laß uns niedersitzen — Du sollst alles hören! Du wirst aus den wenigen Worten, die ich Dir schrieb, schon erraten haben, was sich ereignet hat! Ja, Freund, ich bin glücklich! Malwine wird die Meine werden

— ich heirate sie! — Und nun begann er, nachdem wir uns neben einander auf sein Sofa niedergelassen, zu erzählen. Er schilderte, in welcher Gemüthsstimmung er abends vorher an das Lager der Verzweifelnden getreten sei, das Herz von Qualen zerrissen bei dem Anblick so vielen Jammers. Malwine habe auf ihrem Lager gekniet, die Hände ringend und unter unzähligen Thränen flehend, daß man sie doch sterben lassen möge. Da habe er ihre eiskalten Hände ergriffen und gefragt: „Warum wollen Sie sterben, Malwine?“ — Ein Schauer habe sie bei diesen Worten gefaßt, sie habe ihn wie geistesgestört angeblickt und sei dann in den Weheruf ausgebrochen: „Ich will — ich muß ja sterben!“ — Nun hätte er nicht länger mehr an sich halten können. „Malwine,“ habe er gesagt, „ich weiß alles! Und dennoch, dennoch bitte ich Sie: Leben Sie — mir zu liebe!“ — Da sei sie zusammengezuckt, habe sich von ihm losgerissen und mit gellender Stimme gerufen: „Nein, nein — nimmermehr! Ich kann nicht leben in Schande!“ — „Ich sage Dir,“ fuhr er tief aufatmend in seinem Berichte fort, „das war ein Augenblick, der sich für immer der Seele einprägt. Sie kniete, die Hände gefaltet und leise wimmernd, noch immer auf ihrem Bette; ihr zuckender Körper verriet, was sie innerlich marterte. Wie mir dabei zu Mute war — ich kann es nicht beschreiben; ich sage nur, es kam mit einemmale über mich mit unsäglicher Gewalt, ich schlang meine beiden Arme um die Schultern der Widerstrebenden und außer mir vor Schmerz und — warum soll ich's leugnen? — vor heißer, inbrünstiger Liebe brach ich in die Worte aus: „Bei dem allmächtigen Gott, Malwine, Sie sollen leben — ohne Schande, denn ich selbst will Ihre Ehre wiederherstellen! Wenn Sie den Unwürdigen, der Sie betrog, vergessen können, wenn Ihr Herz nur ein wenig für mich fühlt, wenn Sie die Hand, die ich Ihnen biete, nicht zurückweisen!“ Sie stieß einen Schrei aus, fuhr mit Hefigkeit empor und wollte sich meinen Armen entwinden; ich aber hielt sie fest, wiederholte ihr, was ich für sie fühle, und beschwor sie, die Meine zu werden. „Niemals,“ rief sie schauernd, „niemals!“ Dieser Ausruf erregte in mir eine außerordentliche Empfindlichkeit; ich fühlte mich bis ins Innerste verletzt, ließ sie frei und sagte: „Ich sehe es, Malwine — Sie wollen lieber sterben als mir angehören!“ — Was darauf folgte, ist mit wenigen Worten gesagt: Sie warf sich selber an meine Brust, umschlang meinen Hals, drückte mich an sich und rief, indem ihr die Thränen unaufhaltsam aus den Augen rannen: „Erbarmen, Erbarmen! Ich bin Ihre Liebe nicht wert! Ich bin nicht wert, daß Sie mich zu sich erheben!“ — Nun, was soll ich Dir noch sagen? — Ich trug endlich in diesem schmerzlichen Kampfe den Sieg davon und jetzt habe ich nur den einzigen Wunsch, sie glücklich zu machen! — Und was ihr Verhältnis zu ihrem Verführer betrifft — er sagte die nachfolgenden Worte mit etwas gedämpfter, aber entschiedener Stimme, wobei er mich durchdringend ansah — „so brauche ich Dir nicht auseinanderzusetzen, wie ich darüber denke! Ich hoffe, Du denkst nicht anders, denn sonst würden sich unsere Wege scheiden — für immer! Ja, für immer! Was die anderen meinen — die sogenannte Welt — seine Miene drückte hier etwas wie Verachtung aus — „kummert mich nicht und läßt mich

vollkommen gleichgiltig. Ich aber glaube an Malwinens Ehre und werde sie mit meinem Namen decken!“

In diesem Augenblick trat der Kellner an den Stammtisch und flüsterte dem kleinen Doktor einige Worte ins Ohr. Dieser schüttelte den Kopf, erhob sich rasch, nahm Hut und Stock und sagte, gegen den Amtmann gewendet: „Wie schade, daß ich Ihre Erzählung nicht bis zum Ende anhören kann! Aber man ruft mich eiligst und — denken Sie nur! — zu dem Helden Ihrer Geschichte! Also auf Wiedersehen! Den Rest derselben bleiben Sie mir schuldig!“ Damit war er schon zur Thür hinaus, und der Amtmann begann von neuem:

„Es ist eigentlich nur wenig, was ich noch zu erzählen habe, und ich will es kurz zusammenfassen. Mack heiratete Malwine. Nach der Hochzeit, die in aller Stille gefeiert wurde, ging das Paar auf Reisen und kehrte erst nach Monaten zurück. Als ich Mack zum erstenmale wieder sah, vertraute er mir an, Malwine sei unterwegs eines totgeborenen Kindes genesen. So war also auch vor der Welt jede Spur des Makels, der ihre Ehre hätte beflecken können, verwischt. Die beiden bezogen nun das Gartenhaus vor dem Thore und lebten dort einige Jahre lang in großer Zurückgezogenheit. Aber das stille und, wie es den Anschein hatte, vollkommene Glück ihrer Ehe, die übrigens kinderlos blieb, sollte nicht allzu lange dauern; ja, es sollte durch das Dazwischentreten eines Dritten gänzlich zerstört werden! Und dieser Dritte, meine Herren, war kein anderer als — Milewski!

„Er war wiedergekehrt, und — was meinen Sie? — aus welchem Grunde?! — Um seine Rechte auf Malwine geltend zu machen! — Rechte, die man ihm wenigstens insofern nicht einmal absprechen konnte, als er nun selber den Beweis lieferte, daß man ihn völlig ungerecht beurteilt habe. Denn er war nicht der Schurke und Verräther gewesen, der einen schmähhlichen Treubruch an dem Mädchen geübt, das sich ihm ergeben hatte! Was sie um ihn, das hatte er um sie gelitten. Kaum in der Heimat angelangt, wurde er, wie alle seine Freunde und Verwandten, in den Strudel der politischen und kriegerischen Verwicklungen hineingerissen; als Spion von den Russen gefangen, verurteilte man ihn zum Tode, begnadigte ihn aber und verhängte über ihn wie über viele andere seiner Landsleute die Strafe der Deportation nach Sibirien. Nun schien sich sein Geschick für ewig entschieden zu haben. In ohnmächtiger Wut knirschte er in den Ketten, die er trug; aber aus den sibirischen Kerker gab es kein Entrinnen. Da schlug ihm unverhofft die Stunde der Erlösung; dank der Fürsprache eines Mächtigen gewann er die Freiheit wieder. Sein erstes war, so rasch als möglich Deutschland wieder zu erreichen; Tag und Nacht reiste er, um das Ziel seiner Sehnsucht zu gewinnen. Und so war er eines Tages da, hörte, was inzwischen geschehen war, und trat — ein an Leib und Seele gebrochener Mann — vor Malwine, vor Mack hin; sie erfuhren schauernd, was er erduldet, vermochten aber auch nachzuempfinden, wie viel er jetzt erst — bei ihrem Anblick — leiden mochte! Aber war es denn möglich, das Geschehene ungeschehen zu machen? — Nein, Malwine schien für Milewski verloren und es galt, sich dem Spruch des

unerbittlichen Schicksals zu unterwerfen. Wie aber das anstellen? — Sollte man den Unglücklichen einfach gehen heißen? — Ihm die Thür weisen? — Ihm sagen, daß seines Bleibens hier nicht länger sei? — Ja, meine Herren, viele, die meisten vielleicht, wären in einer ähnlichen Lage so verfahren. Nicht so Mack! Und warum? — Nun, Sie haben ihn ja schon aus meiner Geschichte genügend kennen gelernt und gesehen, daß er anders zu denken, zu sehen, zu fühlen und zu urteilen pflegte wie der große Haufe. Er erblickte in seinem ehemaligen Rivalen einen Menschen, den er ungerecht verdammt und um sein heiliges Anrecht auf den Besitz seiner einstigen Verlobten gebracht habe, und es schien ihm billig, dem Bedauernswerten den Verlust, den er ihm gewissermaßen selber zugefügt zu haben glaubte, auf irgend eine Art zu ersetzen. Und so entsprang denn aus der warmen und edlen Empfindung seines Herzens der Entschluß, den ein Mensch, welchen man mit dem gewöhnlichen Maßstabe messen muß, in einem gleichen Falle wohl kaum gefaßt haben würde, der Entschluß, dem um sein Glück Betrogenen, ganz Vereinstanten Freundschaft und eine Freistatt im Hause anzubieten. Sie staunen, meine Herren, wie ich damals gestaunt habe; aber der gute Mack war ja nun einmal aus einem besonderen Holze geschnitten, und eigenwillig, wie er sich stets gezeigt, hätte er sich auch hier nicht von dem abbringen lassen, was er einmal für recht erkannt hatte. So zärtlich er auch Malwine liebte — Eifersucht seinem Nebenbuhler gegenüber mochte er offenbar keinen Einfluß auf sich gestatten; ja, die Thränen, welche Malwine nach ihrer ersten Wiederbegegnung mit Milewski vergossen, erschienen ihm nur als der natürliche Ausdruck eines Mitleids, von dem er sich ja selber bewegt fühlte. Kurz, es geschah das Außerordentliche: die Drei, welche das Schicksal durch einander gewirbelt, zusammengeführt, getrennt und wieder zusammengeführt hatte, vereinigten sich zu einem seltsamen Bunde, zu einem Bunde, der freilich nicht haltbar bleiben konnte!

„Jetzt bin ich am Schluß meiner Geschichte. Milewski schlug in die ihm dargebotene Freundeshand ein — wie hätte es auch anders sein können? — Seine Leidenschaft für Malwine, weit entfernt davon, abzunehmen, hatte sich vielmehr in ihm bis aufs höchste gesteigert und zwar ganz besonders bei der Vorstellung der Klust, die ihn jetzt von ihr trennte. Ich will ihn nicht gradezu beschuldigen, daß er die Absicht gehabt habe, das Vertrauen, welches der treuherzige Mack ihm geschenkt, durch Undankbarkeit und schmähhlichen Verrat zu lohnen; nein, in dem Augenblicke, da ihm Mack die Aufnahme in seinem Hause anbot, mochte ihn nur der einzige Gedanke beglücken, daß er die einstige Geliebte und Braut, welche er selber als Weib heimzuführen gedacht hatte, nun doch wenigstens täglich werde sehen und sprechen dürfen! — Und Malwine? — Nun, sie verriet durch nichts, daß sie seit dem Wiedererscheinen des ehemaligen Verlobten einen furchtbaren Kampf mit sich selber kämpfte, sie bemühte sich, wenigstens äußerlich ruhig zu erscheinen; aber was half alle Verstellung einem Gefühl gegenüber, welches sie immer heftiger bedrängte, je mehr sie versuchte, es zu unterdrücken? — Sie und Milewski mochten sich bewußt sein, daß es eine

Pflicht gab, welche nicht verletzt werden durfte — die Pflicht gegenüber dem Manne, der in ruhiger, ernster Seelengröße unter ihnen wandelte; und um gegen die beiden Liebenden — daß ich sie, denn sie waren ja nichts anderes, nur gleich so nenne! — gerecht zu sein, könnte ich die heikle Lage, in welche sie durch ihr sonderbares Zusammenleben versetzt worden waren, vielleicht nicht besser charakterisiren, als indem ich sage: Sie hatten wohl die Erkenntnis, daß sie einander entsagen müßten, aber nicht die Kraft dazu! — Das ging nun, so lange es ging; aber daß es nicht bleiben konnte, wie es war, weiß jeder, der die Geschichte solcher ‚Ehen zu Dreien‘ kennt. Man kann es in unzähligen Romanen nachlesen. Kurz, eines Tages geschah auch hier, was man hatte voraussehen können: Der Schleier fiel, die verschwiegene Leidenschaft der beiden enthüllte sich und wurde auch dem sichtbar, der hierbei am meisten in Mitleidenschaft gezogen wurde. Ich brauche nicht zu sagen, wen ich meine. Es mag, nach den Andeutungen, die mir später darüber zu Ohren kamen, eine jener Scenen gewesen sein, wie sie sich aus so komplizirten Verhältnissen fast von selbst ergeben: Malwine war, was oft genug schon der Fall gewesen, mit Milewski allein; darin lag an sich nichts Außerordentliches. Sie sprachen, wie so oft schon, von gleichgültigen Dingen, dann schwiegen sie plötzlich und lange. Und gerade in diesem langen Schweigen lag die Gefahr. Er blickte sie an mit traurigen Blicken — eine stumme, aber beiden doch so verständliche Forderung auf den Lippen, dann sah sie ihn an, zitterte, seufzte, und nun war es auch geschehen! Er hielt sie, heiße Liebeschwüre hervorstammelnd, in seinen Armen, sie gab durch Thränen die bis jetzt von ihr mit dem letzten Rest ihrer Kraft zurückgehaltene Empfindung des eigenen Herzens preis. So fand sie Mack, in dem kurz vorher schon die schreckliche Erkenntnis aufgedämmert war, daß das Verhältniß zu Dreien, wie er es geschaffen, unfehlbar das Band zu zerreißen drohe, welches ihn mit der eigenen Frau verknüpfte; denn Malwinens Wesen, ihre stille Trauer, ihr schweigjamer Ernst und die Blässe ihres Gesichts mußten ihm endlich auffallen. Nun fand er bestätigt, wovor er — freilich seit wenigen Tagen erst — gezittert hatte. Was nun folgte, erzähle ich Ihnen genau nach der Beichte, die er später selber vor mir abgelegt hat: Malwine riß sich aus Milewskis Armen los, stürzte vor Mack zu Boden und umklammerte seine Kniee; der aber machte sich frei von ihr, wankte, ohne ein Wort zu sagen, zur Thür hinaus und verschloß sich in seinem Zimmer. Dort blieb er mehrere Stunden — die furchtbarsten Stunden seines Lebens — allein, um über den unwiderbringlichen Verlust nachzudenken, der ihn betroffen. Und in dem vollen, trostlosen Bewußtsein dieser Unwiderbringlichkeit entschied er sich, ohne jeden Aufschub so zu handeln, wie es ihm seine Anschauungen, seine sittlichen Ueberzeugungen und seine Gefühle geboten. Ja, meine Herren, auch durch diesen Entschluß, der an jenem Unglückstage in seiner Seele gereift war, zeigte er sich wieder von seiner besonderen Seite! Er ließ noch spät am Abend Malwine zu sich berufen, reichte ihr die Hand und sagte: ‚Ich vergebe Dir — ich trage keinen Groll gegen Dich, Malwine! Wer kann euch deshalb anklagen, weil ihr euch noch

liebt? — Und soll ich darum auf ein Recht pochen, an das ich selber nicht mehr glaube — auf mein Recht als Gatte? — Nein, ich glaube nicht mehr daran, und weil es so ist, müssen wir von einander scheiden, Malwine! — Sie geriet außer sich, beteuerte ihm unter heißen Thränen, nur ihm angehören zu wollen, und beschwor ihn, Milewski gehen zu heißen, aber — mochte er an der Wahrheit ihrer Empfindung zweifeln oder glauben, daß sie sich selber über ihre Gefühle täuschte — genug, er blieb fest und fügte hinzu: „Es ist unmöglich, Malwine — wir müssen uns trennen! Ich kann das Opfer nicht annehmen, welches Du mir bringen willst! Denn bedenke nur — auch ich würde nicht glücklich sein, wenn Du bei mir bliebest! Nein, Malwine, nicht glücklich! Weil mich Tag und Nacht der entsetzliche Gedanke martern müßte, daß Du Dich an einer heimlichen, tiefen Herzenswunde langsam verblutest! Gott weiß, welcher Kampf es mich gekostet hat, auf Dich für ewig verzichten zu sollen, aber es muß sein und nichts wird mich darin wankend machen! Ich werde in aller Form die Scheidung beantragen — nicht in Zorn und Haß, nein, weil ich Dein Glück will, weil ich Dich noch immer liebe. Alles soll in Ruhe und Ordnung geschehen, und dann — wenn alles vorüber ist — magst Du Deinem früheren Verlobten angehören! Zieh hin in Frieden, meine Wünsche — meine guten Wünsche, Malwine, sollen euch begleiten!“ —

„So etwa, meine Herren, sprach der arme, unglückliche Mack. Was half es, daß Malwine, in Thränen aufgelöst, neuen, heftigeren Widerspruch erhob — er war von seinem Vorsatz nicht mehr abzubringen. Unererschütterlich betrieb er die nötigen Vorbereitungen für die Scheidung, und als dieselbe ausgesprochen war, verschwand er plötzlich. Es hieß, er habe eine längere Reise nach dem Süden unternommen. Und Malwine? — Nun, sie folgte Milewski nach Polen. Aber so heiß sie auch für ihn fühlte — die schmerzliche Erinnerung an den Mann, der ihr das höchste Opfer entjagungsvoller Liebe gebracht, dürfte sie wohl nie dieser Wiedervereinigung mit dem ersten Verlobten haben froh werden lassen, und wenn mich nicht alles täuscht, so bedeutet ihre gegenwärtige Wiederkehr nichts anderes —“

Da wurde hastig die Thür der Gaststube geöffnet und der kleine Doktor stürzte, fast atemlos, herein. „Meine Herren,“ sagte er, an den Stammtisch tretend, tief Atem holend und mit einem gewissen feierlichen Ernste, „ich habe zwar den Rest der Geschichte nicht anhören können, aber den Schluß, den allerletzten, bringe ich Ihnen. Mack ist tot und mit ihm die Fremde. Als ich hinauskam, fand ich sie noch lebend am Lager des Toten, aber in konvulsivischen Krämpfen. ‚Was ist Ihnen?‘ fragte ich, aber sie machte eine abwehrende Bewegung und sagte mit leiser, ersterbender Stimme: ‚Versuchen Sie nicht, mir zu helfen — es ist unmöglich! Ich habe Gift genommen — ich will ihm folgen! Dort‘ — sie wies auf einen Tisch am Fenster — ‚die Erklärung!‘ — Dann wandte sie sich gegen den Entschlafenen um, faßte seine auf der Bettdecke ruhende Hand, sank neben ihm auf das Kissen zurück, röchelte leise und — war tot. Auf dem Tisch am Fenster aber fand ich eine Briefftasche und ein beschriebenes

Blatt — beides habe ich bereits der Polizei überantwortet. Die Briefftasche enthielt eine bedeutende Summe in Banknoten, auf dem Zettel aber war zu lesen:

„Ich bin Witwe und gekommen, um noch einmal den zu sehen, den ich nie vergessen konnte! Nun er verschieden ist, wünsche auch ich nicht länger zu leben. Ich folge ihm in den Tod und erkläre meinen Nachlaß an Geld und Gut als das Eigentum der Stadt, unter der Bedingung, daß man mir als ewige Ruhestätte den Platz neben dem Verstorbenen nicht versage.

Malwine von Milewska.“

*

Der Doktor schwieg, und die Versammelten trennten sich bald darauf in ernster Stimmung. Zwei Tage später begrub man die beiden Toten. Die städtische Behörde hatte sich zur Annahme des Vermächtnisses der Frau bereit erklärt und man bestattete dieselbe — im Sinne ihres letzten Wunsches — an der Seite ihres ersten Freundes und Gatten.



Zur Entwicklung des modernen deutschen Romans.¹⁾

Von

Berthold Litzmann.

Der Literaturhistoriker, der zu einer die Literatur der Gegenwart bewegenden Frage das Wort ergreift, befindet sich in einer eigentümlichen Lage. Die zünftige Kritik ist leicht geneigt, ihm die Fähigkeit und damit das Recht abzusprechen, über diese Dinge mitzureden, nach dem Grundsatz: Was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Vorwitz von. Und im eigenen Lager ist auch manch einer, der über das Wagnis dieser Neuerung den Kopf schüttelt. Daß es ein Wagstück ist, wer möchte das bestreiten! Alle Hilfsmittel und Stützen der bewährten und gewohnten wissenschaftlichen Methoden versagen hier den Dienst oder scheinen ihn wenigstens zu versagen. Man geht wie im Urwald. Keine Fußspur leitet den Weg, kein Meßinstrument hat zur bequemen Abschätzung der Längen und Höhen vorgearbeitet; und keine Wegmarke früherer Wanderer verrät die Nähe von Aussichts- und Ruhepunkten, die aufklärenden Ueberblick, Ausschau und Umschau gewähren könnten. Wer sich in dies unwegsame Dickicht begibt, der muß bereit sein, wie Robinson sich aus freier Faust das Gerät zu schaffen, das der Augenblick heischt, und er darf sich nichts daraus machen, wenn er nach heißer Tagesarbeit sich an dem Punkt wieder angelangt sieht, von dem er morgens ausgegangen.

¹⁾ Vortrag, gehalten im Verein für Kunst und Wissenschaft zu Hamburg am 11. März 1895.

Gleichwohl, so frevelhaft das Wort ist: Nur der Lebende hat recht, so verkehrt ist es, wenn der Litterarhistoriker von Beruf seine Aufgabe allein unter dem Gesichtspunkte betrachtet: Nur die Vergangenheit hat recht! Wer über die neuere deutsche Litteratur ein selbständiges Urteil sich bilden will, darf nicht bloß sinnenden Auges verweilen auf Grabsteinen und in weicher Resignation sich einspinnen in Sehnsucht und Erinnerung; sondern für den gilt es ebenso die Augen offen halten, vorwärts gerichtet und gespannten Ohres lauschen, wo sich etwas verkünden will an lebendiger Poesie. Gerade der Litterarhistoriker soll suchen die neuen Töne zu verstehen, die anklingen und darnach streben, besonnen und ohne Vorurteil die Zeichen zu deuten, wo gärende Jugend mit neuen Formen und Idealen ringt.

Es kann mir daher auch nur willkommen sein, Ihrem Wunsche entsprechend, in diesem Kreise über die Entwicklung des modernen deutschen Romans einige Beobachtungen und Ansichten vorzutragen, obwohl ich mir über die Schwierigkeiten meiner Aufgabe gerade bei diesem Thema vollkommen klar bin. Die Schwierigkeit liegt nicht so sehr in der Sprödigkeit als in der Vielseitigkeit des Stoffes; in der Notwendigkeit, ein Thema, das, wenn man es auch unter tausenderlei Gesichtspunkten betrachtet, nicht zu erschöpfen ist, im engen Rahmen eines Vortrags zu behandeln. Aus diesem Grunde sei es mir gestattet, mich in meinen folgenden Ausführungen vornehmlich auf die Beantwortung einer Frage zu beschränken. Ich darf das vielleicht um so eher, als diese Frage heute, wenn vom modernen Roman geschrieben und gesprochen wird, fast ausnahmslos den Ausgangs- und Endpunkt aller Erörterungen bildet. Ich meine die Frage: Welche Rolle spielt in der Geschichte des modernen Romans die sogenannte naturalistische Bewegung?

Die heutige Form des Romans ist der jüngste und zugleich kräftigste Sproß am Baum der Weltliteratur. Seine Anfänge gehen kaum übers sechzehnte Jahrhundert zurück, die heute noch lebendigen Typen nicht übers achtzehnte Jahrhundert. In Deutschland war es Gellert, der vor rund 150 Jahren (1747) mit seinem Roman „Leben der schwedischen Gräfin von G.“ den Roman als Kunstform für die deutsche Litteratur gewann. Aber erst Goethe blieb es vorbehalten, den deutschen Roman als Kunstwerk in die Weltliteratur einzuführen. Keine Dichtungsart hat in verhältnismäßig so kurzem Zeitraum so bedeutende Wandlungen durchgemacht wie der Roman, und bei keiner hat man so sehr den Eindruck, daß die Massen noch im Fluß sind, daß zahllose Entwicklungskeime noch in der Tiefe verborgen liegen, die der Befruchtung durch den schöpferischen Genius harren. Eine Technik des Dramas zu schreiben ist eine verhältnismäßig leichte Aufgabe; denn es liegt im Wesen des Dramas, daß seine Grundformen unverrückbar sind. Jede wesentliche Abweichung davon rächt sich unerbittlich. Wer aber für den Roman ähnliche Zeit überdauernde technische Grundgesetze festzustellen sich die Mühe machte, oder sich gar vermessen wollte, auf einer Reihe von in einer gewissen Zeit lebendigen Typen des Romans eine die Entwicklung des Romans in diese bestimmten Formen und Bahnen zwängende Technik

aufzubauen, der würde damit nur beweisen, daß er vom Wesen des Romans keine Ahnung hat.

Im Drama ist die Perspektive immer dieselbe. Der Dramatiker darf seinen Gestalten nicht zu nahe rücken, weil sich dann ihre Umrisse leicht zur Karikatur verzerren, er darf sich auch nicht zu weit von ihnen aufstellen, weil dann die weichen ausgleichenden Töne und Farben sich verwischen, die Linien leicht zu scharf, die Formen zu starr erscheinen. In den ersteren Fehler verfiel zum Teil das Drama der Stürmer und Dränger, an letzterem krankt zum Beispiel ein Drama wie Goethes „Natürliche Tochter“. Der Romandichter aber hat völlige Freiheit, sich seinen Standpunkt zu wählen, ja er kann sogar während der Handlung ihn unter Umständen noch wechseln. Er kann als unparteiischer Beobachter sich nüchtern auf eine objektive Schilderung und Erzählung geschehener Thatsachen beschränken, während er selbst ganz außen verbleibt.¹⁾ Er kann aber ebenso gut mit beiden Füßen mitten in die Geschichte als handelnder Held hineinspringen — in der Form des Ichromans — als Ich aus seiner Seele heraus zu Personen und Ereignissen Stellung nehmen, Licht und Schatten vertheilend in Liebe oder in Haß.²⁾ Und weiter kann er, um die Einseitigkeit der Beleuchtung auszugleichen, in der Form des Briefes mehrere Ichs als Helden einführen.³⁾ Ja er kann auch in die vom Standpunkt eines von außen hereinsiehenden Beobachters gegebene objektive Erzählung so ein subjektives Stück als Intermezzo einschalten — sei es in Briefen, sei es in einem Tagebuch.⁴⁾ Ebenso ist es ihm unbenommen, dem objektiven Bericht dadurch eine ganz neue Färbung zu verleihen, daß er gelegentlich in der Erzählung einzelne Charaktere und Situationen einmal mit den Augen der dabei Beteiligten gesehen und von ihrem Standpunkt beleuchtet vorführt, und ein andermal in derselben Erzählung wieder uns das Bild so wiedergibt, wie es sich ihm zeigen würde, sähe er von außen zum Fenster hinein.⁵⁾ Und schließlich kann er auch den Mittelweg zwischen dem objektiven Bericht, der nur die Silhouette der Personen und Ereignisse festhält, und der Identifikation mit dem Helden in körperlicher Rundung wählen, dadurch, daß er sich gewissermaßen wie ein Freund und Vertrauter neben den Helden stellt und durch die Art der Schilderung, durch die Art, wie er seine Figuren ihre Gefühle äußern läßt, seine persönliche, menschliche Teilnahme an dem, was

1) Goethes „Wahlverwandtschaften“ und von den Neueren Konrad Ferdinand Meyer in der Mehrzahl seiner Novellen können hiefür als Muster gelten. In dieselbe Kategorie gehören Zolas und Fontanes Romane.

2) Klassische Typen sind: Hippels „Lebensläufe in aufsteigender Linie“, Goethes „Werther“, Dickens' „Copperfield“, Kellers „Grüner Heinrich“, Spielhagens „Hammer und Amboss“.

3) Die Lieblingsform der Familienromane des achtzehnten Jahrhunderts, vor allen Richardson, Rousseaus Novelle „Héloïse“ u. a.

4) Man denke an das Tagebuch Ottiliens in Goethes „Wahlverwandtschaften“, das Tagebuch der Gräfin Irma in Auerbachs „Auf der Höhe“ u. a.

5) Welche starken und eigentümlichen künstlerischen Wirkungen damit zu erzielen sind, lehrt uns zum Beispiel Sudermanns neuester Roman: „Es war“.

er schildert, hervortreten läßt. ¹⁾ Alle diese und noch unzählige Variationen stehen dem Romandichter zur freien Verfügung und Entwicklung, und mag auch die literarische Mode bald diese bald jene Form bevorzugen, keine Theorie und keine Aesthetik hat das Recht, für ihre Lieblingstechnik die Alleinherrschaft in Anspruch zu nehmen.

In diesem Reichtum der Formen, der Unererschöpflichkeit der technischen Hilfsmittel, der Elastizität des künstlerischen Gefüges ist wohl vor allem die Erklärung zu suchen für den dämonischen Reiz, den der Roman vor allen anderen Dichtungsformen auf die modernen Dichter ausübt. Mitbestimmend ist für diese Bevorzugung des Romans natürlich aber auch die Beobachtung, welche für die Klasse der Schriftsteller, die ohne höheren künstlerischen Ehrgeiz nur der Unterhaltung dienen wollen, den Ausschlag gibt: daß nämlich der Roman, entsprechend der Entwicklung des modernen Lebens überhaupt, diejenige Dichtungsart ist, welche den weitesten und tiefsten Einfluß auf die Geschmacksbildung hat. Auch in den Kreisen, wo man sich sonst in bemitleidenswerter Genügsamkeit allem, was mit Kunst und Dichtung zu thun hat, verschließt, ist dem Stück Dichtung, was unter der Flagge Roman segelt, bereitwillig Thür und Thor geöffnet. Die Beweggründe dafür sind freilich nicht gerade sehr vornehm.

Am letzten Ende ist es nämlich die Neugierde, jene dem Menschen angeborne, durch Kultur wohl der Verfeinerung, Veredelung fähige, aber nicht abzuschwächende Freude an der Kunde seltsamer, die Phantasie freudig oder traurig erregender Ereignisse. Diese Neugierde aber, die den Gebildeten wie den Ungebildeten, den Arbeitsamen wie den Müßiggänger, die Salondame und das Fabrikmädchen, den gewöhnlichen Zeitungsleser wie den ästhetischen Feinschmecker gleicherweise beseelt, ist in keiner andern Form so leicht und so ausgiebig zu befriedigen wie durch den Roman. Der moderne Mensch entschuldigt sich ja gerne wegen seines mangelnden Interesses für die Literatur seines Volkes damit: Ich habe keine Zeit, mich damit zu beschäftigen. Das klingt gut, ist auch vielleicht in einzelnen Fällen kein Vorwand. Jedenfalls ist für den Menschen, der nicht etwa in der Lyrik seine gemüthliche Erholung sucht, was aber bei einem ausgewachsenen modernen Menschen entschieden nicht mehr normal ist, der Roman dasjenige geistige Erfrischungsgetränk, dessen Genuß den geringsten Zeitaufwand erfordert. Er kann jeden freien Augenblick zur Hand genommen und ebenso schnell wieder beiseite gelegt werden, er kann in den homöopathischen Dosen unserer Tagesblätter und Wochenschriften genippt, er kann auch bei verlöschender Lampe in schweigender Nacht verschlungen werden. Und schließlich und vor allem, alle diese Genüsse kosten verhältnißmäßig am wenigsten Geld. Die liebe Leihbibliothek sorgt ja — jedenfalls in Deutschland — dafür, daß auch die Frau eines Millionärs den stärksten Lesehunger ohne merkliche Vermögensbeschädigung Tag und Nacht stillen kann. Diese Faktoren sind nicht zu unterschätzen, sie er-

¹⁾ Diese Technik ist vor allen Dickens eigentümlich, Spielhagen in den „Problematischen Naturen“, Freitag in „Soll und Haben“ haben sich ihrer bedient. Fast ausschließlich verwendet sie Wilhelm Kabe.

klären zum Beispiel, warum hinsichtlich der Tiefe und der Ausdehnung des Einflusses das Drama nicht mehr mit dem Roman wetteifern kann. Die Zahl der Menschen, die ein Drama nur aus der Lektüre zu würdigen im Stand sind, ja auch nur Lust dazu haben, ist verschwindend. Im andern Falle aber, welche Summe an Zeit und Geld muß aufgewendet werden für einen Theaterabend! Und während hier die unerfreuliche und ungesunde Entwicklung zu beobachten ist, daß durch die Erhöhung der Eintrittspreise der gebildete und kunstsinige Mittelstand mehr und mehr vom Theater und damit von der Berührung mit dem lebendigen Drama abgeschnitten wird, bringt für den Romanleser fast jeder neue Tag eine Erleichterung.

Selbst der ödeste Philister, der außer für seine Berufsgeschäfte nur Zeit für die zwei oder drei kärglichen Erholungsstunden am Stammtisch und für die feine Gemüt am wenigsten aufregende Zeitung hat, wird fast wider Willen eben durch die Zeitung gezwungen, insofern von der modernen Literatur Kenntnis zu nehmen, als er den Roman unterm Strich, wenn auch nur der Vollständigkeit halber, mitliest. Ob das einen Gewinn bedeutet? Ob auf diese Weise etwas von dem elektrischen Fluidum, was in den schöpferischen Geistern der Nation lebt, hinübergeleitet wird in die trägen, rein rezeptiven Massen? Ich möchte es weder unbedingt bestreiten, noch weniger unbedingt bejahen.

Jedenfalls ist das sicher, daß, während literarische Moden, Richtungen und Prinzipien, die innerhalb der Technik des Dramas eine Rolle spielen, nur in einem kleinen Kreise von Fachleuten Beachtung finden, durch Moden und Richtungen auf dem Gebiet des Romans hervorgerufene Veränderungen selbst in den entlegensten, sonst von keinem Hauch modernen Lebens gestreift Winkel und Ecken mit Interesse, wenn auch meist ohne Verständnis erörtert und verfochten werden.

Gerade, wenn ich mich jetzt anschicke, über den Einfluß der modernen naturalistischen Bewegung auf den deutschen Roman der Gegenwart zu sprechen, drängt sich mir diese Beobachtung auf. Die Schlagworte „Experimentalroman“, „Menschliche Dokumente“ und vor allem das zu Tode gekehrte „Milieu“ sind heute im Munde eines jeden Zeitungslesers, dergestalt, daß es einige Ueberwindung kostet, sich in einer ernsthaften Erörterung mit ihnen zu beschäftigen. Aber gerade eben deshalb ist es notwendig, wenn wir die Entwicklung des modernen Romans verstehen wollen, uns über ihren Ursprung, über ihre eigentliche Bedeutung und Berechtigung als Grundlagen einer neuen Technik des Romans klar zu werden.

Einige allgemeine Bemerkungen möchte ich vorausschicken.

Die Literaturgeschichte lehrt, daß literarische Revolutionen mit einer gewissen Regelmäßigkeit im Leben der Völker eintreten. In bestimmten Zeiträumen drängt sich, bald unter dem Einfluß politischer oder sozialer, bald auch auf verwandten künstlerischen und wissenschaftlichen Gebieten sich vollziehender Wandlungen der Anschauungen, einem einzelnen oder einer Gruppe die Ueberzeugung auf: Wir sind auf falschem Wege. Alles ist verpfuscht. Wir müssen ganz von vorn anfangen. Meist ist dann auch thatsächlich etwas nicht in Ordnung und das

Gefühl: Es muß anders werden, nicht unbegründet. Ähnlich wie bei den politischen handelt es sich auch bei den literarischen Umwälzungen entweder um eine Revolution im engeren Sinne oder um Restauration. Im ersten Fall ist das Schlagwort: Zurück zur Natur! Im andern: Zurück zur Ordnung, Respekt vor ästhetischen Grundgesetzen, Unterordnung unter das Gesetz der Schönheit. Beide Forderungen sind, richtig verstanden, ja gar keine einander ausschließende Gegensätze. Nur wenn sie übertrieben werden, geraten sie in Konflikt. Sie mit einander auszugleichen, nicht sie gegen einander auszuspielen wird immer die höchste Aufgabe des Künstlers wie des Dichters sein, und die Epochen, in denen dieses am reinsten gelingt, sind eben diejenigen, die man die Blüteepochen nennt. Aber es ist nicht jeder Zeit gegeben, diesen Ausgleich zu finden, und nicht jede Zeit hat daher das Recht, die unbedingte Erfüllung dieser Forderung dem Dichter zur Aufgabe zu stellen. Ein derartiger Kompromiß ist allemal der Abschluß einer Periode des Kampfes, der notwendig war, weil die Gegensätze nach der einen oder andern Richtung sich zu sehr verschärft hatten, da dann entweder die einseitige Pflege des Wahrheits- oder des Schönheitsideals zu einer Empörung zu Gunsten des vernachlässigten Kunstprinzips führt.

Die von Opitz im siebzehnten Jahrhundert eingeleitete literarische Reform war eine typische antinaturalistische Bewegung, eine Restauration zu Gunsten gewisser überlieferter Gesetze und Formen, die allerdings in Neußerlichkeiten stecken blieb. Dagegen war die Bewegung des Sturmes und Dranges in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts recht eigentlich eine naturalistische Revolution. Von einer naturalistischen Revolution ist ja nun auch in unseren Tagen die Rede — gewesen kann man sagen — denn die Flut ebbt schon stark zurück. Ein Vergleich zwischen beiden liegt deshalb verhältnismäßig nahe, und ich habe auch selbst gelegentlich auf eine Reihe von auffallenden Parallelen zwischen damals und heute hingewiesen,¹⁾ auf die ich aber hier nicht näher eingehen kann. Dagegen möchte ich heute auf einen scharfen Gegensatz, der zwischen dem Naturalismus des achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts besteht, hinweisen, weil er für die Entwicklung des naturalistischen Romans von entscheidender Bedeutung ist. Wenn die Naturalisten des achtzehnten Jahrhunderts die Parole ausgaben „Zurück zur Natur“, so thaten sie dies als Kinder des Zeitalters, das mit Recht das philosophische genannt wird. Es waren in erster Linie pädagogische Gesichtspunkte im weitesten Sinne, die Rousseau und dann Herder bei der Formulierung ihres Programms leiteten: Zurück zur Natur, dort ist die Wahrheit, dort ist die Reinheit, dort ist die Kraft.

Und wenn auch die naturalistischen Aesthetiker jener Zeit nirgendwo im Einzelfalle moralische Forderungen gegen ästhetische auszuspielen, so ist doch das Problem der Erneuerung der Literatur durch die Rückkehr zur Natur ihnen am letzten Ende ein ethisches. Die literarische Wiedergeburt ist in ihren Augen nicht ein Ding für sich, sondern von dem Verhältnis der Nation und des einzelnen Indi-

¹⁾ Das deutsche Drama in den literarischen Bewegungen der Gegenwart, S. 115 ff.

viduums zur Literatur hängt das Wohl und Gedeihen des Volkes ebenso ab, wie von einer verständigen Pädagogik oder einer weisen Staatsverwaltung.

Das Problem „Zurück zur Natur“ für die Literatur, gestellt am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, aber erscheint, entsprechend der Wissenschaft, die unserer Zeit den Stempel und die Richtung gibt, zunächst nicht als ein ästhetisches, sondern als ein naturwissenschaftliches. Die Erfolge der Naturwissenschaft lassen die Poeten nicht schlafen. Die Beobachtung des geistigen Prozesses, der den Physiker, den Mathematiker, den Chemiker zum Herrn und Meister über die Natur macht in einem früher nie für möglich gehaltenen Umfange, weckt die Lust, die Hoffnung, den Glauben, auf demselben Wege nicht nur den Geisteswissenschaften, sondern auch der Dichtung neue Wahrheiten zu erschließen. Warum soll nicht dem Historiker, dem Dichter unter Anwendung derselben Methode gelingen, was jenem gelingt, die *encheiresis naturae*, wie's im Faust heißt?

Warum, fragt Taine, ist es nicht möglich, wenn ich mir eine historische Persönlichkeit, wie der Chemiker seinen Stoff in der Retorte, in ihre einzelnen Bildungskeime und Bestandteile zerlege, indem ich alle Einflüsse der natürlichen Abstammung, der Erziehung, der gesellschaftlichen Stellung, der Berührung mit anderen Persönlichkeiten, der allgemeinen Bestrebungen der Zeit buche, wäge und messe, die Essenz dieser Persönlichkeit aus diesem ihrem Milieu so rein ohne Rest und Saß zu destilliren wie der Chemiker sein Element? Und warum, fragt sich Zola, soll ich mit dieser Methode, die von der Chemie die Physiologie, von der Physiologie die Anthropologie, von der Anthropologie die Soziologie übernahm, und mit der sie zu absoluten Wahrheiten kamen, nicht einen Experimentalroman schaffen, dessen Persönlichkeiten und Handlungen in ihrer Art ebenso mit absoluter Notwendigkeit sich aus dem Milieu entwickeln, wie eine bestimmte chemische Verbindung oder Trennung aus einer bestimmten chemischen Mischung! Ehe wir über die Möglichkeit einer derartigen Uebertragung der Methode urteilen, vergegenwärtigen wir uns zunächst einmal die natürlichen Folgen, welche diese Auffassung der Thätigkeit eines Romandichters unter dem Gesichtspunkt eines die absolute Wahrheit zu Tage fördernden naturwissenschaftlichen Experimentes haben muß.

Zunächst steht hienach der Veranstalter des Experiments zu den einzelnen Elementen, aus denen sich die Lebensatmosphäre, das Milieu seines Helden zusammensetzt, in einem ganz andern Verhältnis als der gewöhnliche Romandichter zu seinem Stoff. Bei dieser Analyse spielen auch die winzigsten Thatsachenpartikelchen, die überhaupt beobachtet werden, eine Rolle, sie müssen gewogen, gemessen und gebucht werden. Sie dürfen im Ansatz nicht fehlen, ihre Unterdrückung würde einer Fälschung gleichkommen. Es hängt also nicht von dem Geschmack, der Willkür des Erzählers ab, ob er dieses oder jenes in der Entwicklung des Helden eine Rolle spielende Element für dessen Charakteristik mit verwerten will oder nicht, sondern was zum Milieu gehört, ist auch existenzberechtigt, ja notwendig in der Wiedergabe. Das Häßliche, das Stelthafte, das Unsittliche, wenn

es im Milieu gegeben ist, muß daher mit derselben Ausführlichkeit und Anschaulichkeit analysirt werden, mit der es in der Wirklichkeit, bei dem zur Veranschaulichung des Experiments gewählten Objekt, eine bildende oder zerstörende Rolle gespielt hat. Denn es handelt sich hier ja nicht mehr um die Darstellung persönlicher oder gesellschaftlicher Zustände zum Zweck einer künstlerischen oder moralischen Wirkung auf einen bestimmten Leserkreis, sondern lediglich um den überzeugenden Nachweis der Notwendigkeit psychologischer und biologischer Vorgänge unter bestimmten gegebenen Bedingungen. Daraus folgt dann weiter, daß der, um dessentwillen und an dem das Experiment angestellt wird, — der Held des Romans — mehr und mehr zu der Rolle eines Versuchstieres herabsinkt, bei dem es nur darauf ankommt, zu beobachten, wie es auf gewisse Reize, Einflüsse und Eingriffe reagirt. Es ist also ganz überflüssig, ihn mit Eigenschaften auszustatten, die ihn um seiner selbst willen dem Leser interessant machen. Eine von Stufe zu Stufe sinkende Dirne, ein Säufer, ein mit Monomanie behafteter Verbrecher, ein Kretin, der, ohne jede Spur menschlichen Gefühls, nur tierischem Instinkt gehorcht, sind vom Standpunkt des Milieufanatikers durchaus tadellose, zweckentsprechende Helden des Experimentalromans.

Als Zola vor etwa zwanzig Jahren begann, diese Theorie in Praxis umzusetzen, glich die Wirkung seines Auftretens dem Plazen einer Bombe. Ein Schrei des Entsetzens, maßlose Enttäuschung, Sturmläuten, Rufe nach der Polizei auf der einen Seite, auf der andern Seite ein starres, dumpfes Staunen nicht nur über die maßlose Berwegenheit, sondern auch über die dämonische Kraft, die sich in der Ausführung befundete. Man glaubte es ihm aufs Wort, wenn er selbst auf die Frage, wie er einen Roman mache, antwortete: „Ich mache ihn überhaupt nicht, ich lasse ihn sich ganz allein machen. Ich kann keine Handlung erfinden, diese Art der Phantasie fehlt mir völlig . . . An Stelle der Einbildungskraft rufe ich die Logik zu Hilfe . . . Irgend eine bestimmte Persönlichkeit begeht irgend eine bestimmte Handlung. Was folgt nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge aus einer Handlung von solcher Natur? Es folgt daraus irgend eine andere Thatsache. Kann diese andere Thatsache, diese andere zweite Person interessiren? Sicherlich. Es ist deshalb logisch, daß diese andere Person in dieser bestimmten Weise reagire.“ Man fand hier aus seinem eigenen Munde das Merkwürdige bestätigt, was sich dem aufmerksamen Leser seiner Romane aufdrängte: daß bei diesem Mann ein ganz auffallender Mangel an Intuitionskraft durch eine ganz außerordentliche Anspannung zweier sekundären Eigenschaften des schöpferischen Dichters: Auffassungsvermögen und Gedächtnis, ausgeglichen sei. Freilich erhellte daraus auch, daß er, wenn er sich so einen Romantypus schuf, in dem die beiden letzten Eigenschaften zur Geltung kommen mußten, er sich instinktiv sein Romanideal nach dem ganz individuellen Charakter seiner Begabung zugeschnitten, also aus der Not eine Tugend gemacht habe. Immerhin stellt er doch durch die virtuose Verwendung dieser seiner Fähigkeiten sich als ein Phänomen dar, das in der Literatur kaum seinesgleichen hat. Und es ist demnach wohl begreiflich, daß es der ernsthaften Kritik und gerade den

selbständigen, schöpferischen Geistern viel Zeit und Mühe kostete, sich mit dieser Erscheinung abzufinden und sie innerlich zu überwinden.

Schnell fertig waren nur die unliterarischen Leute, deren Urteil in der Regel auf Hörensagen beruht und wesentlich beeinflusst wird von der Stoffwahl; die für das, was der Künstler aus und mit seinem Stoff macht, nur insoweit Sinn haben, als dadurch ein gewisses grobes Gerechtigkeitsgefühl befriedigt wird; die sagten rund heraus: Das ist ja einfach scheußlich. Kein Kraftwort war stark genug, ihre sittliche und ästhetische Entrüstung mit genügender Deutlichkeit auszudrücken. Und nicht minder schnell waren mit ihrem Urteil, das nun aber ganz anders lautete, jene literarischen Gigerln fertig, die alles was neu, ungewöhnlich ist, mit Jubelgeschrei begrüßten und mit blöder Inbrunst nachzumachen suchen, einerlei, ob es sich um einen neuen Schnabelschuh, oder um die Laune eines Künstlers handelt.

So standen wir zwischen den beiden Extremen. Hier schallte es: Das ist der Anfang vom Ende aller Poesie; und auf der andern: Mit dieser Technik fängt die Kunst erst an. Ich spreche in der Vergangenheit. Denn, wenn auch heutzutage die blinden Verdummer und die gedankenlosen Lobredner und Nachahmer noch keineswegs ausgestorben sind, so darf doch in den Kreisen, die mit der Literatur wirklich Fühlung haben, die Meinung als geklärt gelten.

Es besteht heutzutage selbst bei den wärmsten Bewunderern Zolas wohl kein Zweifel mehr darüber, daß der Fundamentalsatz seiner Theorie des Experimentalromans auf einer irrigen Voraussetzung, auf einer Verkennung nicht so sehr der Aufgaben als der Mittel der Dichtung beruht. Es ist ein schlechterdings fruchtloses Bemühen, aus einer Sammlung von einigen hundert, tausend, zehntausend in und aus einer bestimmten Atmosphäre beobachteten Thatsachen und ursächlichen Zusammenhängen von Thatsachen und Thatsachenreihen das Experiment auf den durch dies Milieu bedingten Menschen zu machen, wie dies der Chemiker, der Physiker, der Mathematiker mit seinen Stoffen, Kräften und Zahlen kann. Denn deren Zahlen, Kräfte und Stoffe arbeiten von selber, sobald sie in ein gewisses Verhältnis, in eine gewisse Mischung zu einander gebracht, im Ansatz einer Gleichung geordnet sind. Der Dichter aber, wenn er sein Versuchsobjekt in sein Milieu gesetzt hat, kann nicht fortgehen und nach ein paar Stunden oder Tagen nachsehen, was inzwischen daraus geworden ist, wie der Chemiker; er kann auch nicht wie der Physiker oder Mathematiker logisch folgern: Weil diese beiden Größen sich unter bestimmten Verhältnissen so und so verhalten, so müssen sie unter ebenfalls bestimmten Verhältnissen zu einer dritten Größe sich so verhalten. Er kann nur auf Grund seiner an einer Reihe ähnlicher Thatsachen gemachten Beobachtungen, die unter ähnlichen Umständen, wie er sie im Sinne hat, sich abgespielt haben, sagen: Höchst wahrscheinlich wird jetzt diese Person ihrer Erziehung, ihrer Umgebung, ihrem Temperament und ihren sonstigen mir bekannten Verhältnissen entsprechend so und so handeln und dadurch eine zweite Person wahrscheinlich zu der und der Handlung veranlassen. Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit ist also das Höchste, was auf diesem Wege erreicht werden kann.

Und das ist auch auf dem bisher gebräuchlichen Wege mittelst der Intuition unter Zuhilfenahme von Erfahrung und Gedächtnis erstrebt und von den Berufenen erreicht worden!

Sind aber hier dem Dichter unübersteigbare Grenzen gezogen, so folgt daraus, daß die fanatischen Bestrebungen, nach einer annähernd photographischen Treue des Lebensbildes doch nur einen sehr bedingten Wert haben. Es folgt vor allem daraus, daß das naturalistische Dogma, welches eine auf bestimmte künstlerische Wirkungen hinarbeitende Anordnung der Begebenheiten, eine nicht aus der thatsächlichen Folge, sondern aus der ordnenden Willkür des Dichters sich ergebende Komposition in der modernen Kunst und Dichtung ein für allemal abgethan erklärte, in der Theorie ebenso anfechtbar wie in der Praxis undurchführbar ist.

Dem entsprechend sinkt der Wert des Milieu als allein ausschlaggebenden Faktors, und in demselben Maße taucht aus dem Milieu die Persönlichkeit des Helden, als ein Ding für sich, ungleich kräftiger wieder auf, und diejenigen Eigenschaften, die nicht nur den chemisch-analytischen Beigeschmack des Milieu haben, sondern die den Menschen eben von seinem Milieu abheben, beginnen in der Zeichnung und Farbengebung wieder ihr Recht zu fordern; die Eigenschaften meine ich, die den Charakter machen, welchen die Persönlichkeit ihrem Milieu zum Trotz — im Guten wie im Schlimmen — entwickeln kann. Und in demselben Maße treten jene unheimlichen Gestalten, die das Hetären-, das Säufer-, das Verbrechermilieu geboren, wieder mehr in den Hintergrund. Sie und mehr noch die anderen durch die Milieutheorie für den Roman eroberten Menschentypen brauchen aber damit nicht als Mittel- und Hintergrundfiguren ganz gestrichen zu werden.

Im Gegenteil, hier kommen wir auf den Punkt, wo der gesunde und berechtigte Kern der naturalistischen Bewegung zu Tage tritt, nämlich die große Bewegungsfreiheit auf einem erweiterten Stoffgebiet, die die moderne Dichtung, der moderne Roman dem Naturalismus, wie er am stärksten in Zolas Romanen sich geäußert hat, verdankt. Es ist als ein Gewinn zu betrachten, daß, gegenüber einer in ihren innersten Beweggründen keineswegs lauterer Brüderie, einer flachen, Moral und Aesthetik mit einander vermengenden Schönfärberei, diese Schule sich mit großem Ernst und großem Nachdruck zu dem Grundsatz bekannte: An sich ist kein Problem unkünstlerisch und unsittlich. Alles, was ist, kann auch Objekt der Kunst sein. Sie hat sich, wer will das leugnen, in der Verfechtung dieses Grundsatzes ihrerseits nun starker Uebertreibungen schuldig gemacht, indem sie die Objekte, welche die konventionelle Aesthetik gerade als unschön und damit unkünstlerisch perhorreszirte, mit herausfordernder Ausschließlichkeit behandelte. Aber die ganz ausschließliche Rücksicht auf die Frauen oder richtiger das junge Mädchen, welche unsere Literatur beherrschte, war ein Hemmschuh für jede freie künstlerische Entwicklung. Diesen Hemmschuh abgestreift und dadurch freie Bahn geschafft zu haben, ist das Verdienst der naturalistischen Bewegung des neunzehnten Jahrhunderts. Für die Ausschreitungen,

die dabei vorgekommen sind, sind weniger ihre Führer als die einseitigen Gegner verantwortlich zu machen. Ernsthafte Besorgnisse, daß sie zur Regel werden könnten, braucht deshalb niemand zu hegen.

Derartige durch künstliche wie unnatürliche Stauungen hervorgerufene Ueberschwemmungen reguliren sich ganz von selber, sobald die Stauung beseitigt und das Strombett wieder frei ist.

Freilich zunächst gewährt ja eine derartige Ueberslutung einen unheimlichen Anblick. Und nicht sehr festwurzelnde Persönlichkeiten, und vor allem der junge Nachwuchs, laufen Gefahr, in eine ziellos treibende Masse sich zu verwandeln, die, von der Strömung fortgerissen, es dem Zufall zu danken hat, ob sie, in einer stillen Bucht angetrieben, wieder Wurzel faßt oder, von der zurückflutenden Woge aufgesogen, spurlos im Ozean verschwindet.

Und sicher ist auch, daß für den gedanken- und physiognomielen Nachahmer die Technik des Naturalismus ein Gift ist, wie es die Stoffe für den gedankenlosen, nach phantasiereizender Lektüre verlangenden Leser sein können — ebenso Gift, wie es seinerzeit „Goethes Werther“ für dieselben Kategorien unter seinen Zeitgenossen war.

Aber andererseits lehrt die Erfahrung, daß jede Erweiterung des Stoffgebiets nicht nur durch die Zufuhr neuer Probleme auf die Schaffenskraft des Künstlers anregend wirkt, sondern daß durch sie auch die in konventioneller Behandlung erstarrten und scheinbar verbrauchten Motive plötzlich mit frischem Blut durchströmt, belebt, verjüngt werden.

Dieser Verjüngungsprozeß vollzieht sich natürlich verhältnismäßig langsam, er fällt auch nicht jedem gleich so in die Augen, ja es kommt vielleicht nicht einmal denen, die ihn selber durchmachen, klar zum Bewußtsein, welchen Quellen er entstammt. Um so nachdrücklicher muß auf ihn als auf eine erfreuliche Folgeerscheinung einer in den Augen vieler so unheilvollen Bewegung hingewiesen werden.

Gewiß ist viel Zeit und Talent und Kraft vergeudet worden mit pedantischen Tüfteleien über die dem wahren Naturalismus gemäße Technik, gewiß haben literarische Modegecken und Ismenfanatiker durch die freudige Selbstgenügsamkeit, mit der sie die Früh- und Fehlgeburten einer künstlich verschrobener Phantasie sich und anderen als Normalkinder anpriesen, viel dazu beigetragen, den gesunden Kern der naturalistischen Bewegung unverdienter Lächerlichkeit preiszugeben; und manche haben sich thatsächlich in theoretischen Schrullen so verfangen, daß sie nicht wieder herauskommen. Aber die starken und eigenen Persönlichkeiten, die im Augenblick, wo diese Krise eintrat, reif genug waren, um besonnen zu prüfen, und jung genug, um neue Eindrücke aufzunehmen und sie zu verarbeiten, ohne sich selbst darüber aufzugeben, die haben gerade in dieser Berührung ihre besten Kräfte entdeckt und entwickelt. Ich brauche nur Namen zu nennen wie Fontane, Sudermann, Ebner-Eschenbach, Ilse Frapan, alle scharf ausgeprägte Individualitäten, die nicht mit dem Schlagwort einer Richtung erklärt oder bekämpft werden. Und doch, was wäre ihre Dichtung ohne das Ferment des Naturalismus!

Vor allem Fontanes und Sudermanns Entwicklungsgang ist in dieser Beziehung interessant. Sie möchte ich daher als typische Beispiele herausgreifen, wenn ich mich auch dabei auf einige Andeutungen beschränken muß. Schon der Umstand, daß ein Fünfundsiebenzigjähriger und ein Siebenunddreißigjähriger auf demselben Wege sich finden, beweist, daß die „Richtung“, die, nach der Ansicht vieler Gutgesinnter, zu bekämpfen, eine Art staatsbürgerlicher Pflicht sein soll, doch etwas mehr ist als ein Rausch in unklaren Köpfen, und daß andererseits auch die jungen Richtungsfanatiker sich täuschen, wenn sie die Parole ausgeben: Grün ist Trumpf.

Gustav Freytag hat vor Jahren in der Vorrede zu „Soll und Haben“ das Wort ausgesprochen: „Dem Schönen in edelster Form den höchsten Ausdruck zu geben, ist nicht jeder Zeit vergönnt, aber in jeder soll der erfindende Schriftsteller wahr sein gegen seine Kunst und sein Volk.“ In der schlichten Ausführung dieses Satzes mit den Mitteln der naturalistischen Technik beruht das Geheimnis der Wirkung der Fontaneschen Romane, in denen der Sechzigjährige Schulter an Schulter mit der Jugend erschien. In jungen Jahren war er als Wanderer in die Mark hinausgezogen, nichts anderes im Sinn, als das Bild der geliebten Heimat so treu und charakteristisch wie möglich wiederzugeben, und er hatte sie nach seinem eigenen Geständnisse „reicher gefunden, als er sie zu hoffen gewagt. Jeder Fuß breit Erde belebte sich und gab Gestalten heraus;“ und so ist er als Greis unter die Gesellschaft, mit der und in der er lebte, der er jeden Tag begegnete, von der er jeden Tag hörte, getreten und hat über seine Beobachtungen und Erfahrungen sich Rechenschaft zu geben, das Gesehene in Bildern festzuhalten versucht, die eben, weil sie mit unbestechlicher Ehrlichkeit und tiefem Respekt vor der Wahrheit aufgenommen, einen Reichtum der Motive, eine Mannigfaltigkeit der Typen aufweisen, die ihn selbst und mehr noch den Leser in Erstaunen setzen. Denn thatsächlich handelt es sich um hundertmal anders gestaltete Typen und fast bedenklich verschliffene Motive.

Ein Beispiel für viele: In „L'Adultera“ handelt es sich um eine Ehebruchsgeschichte, für deren Mitspieler zunächst jeder Berliner die wahren Namen aus der Wirklichkeit einsetzen konnte. Und die Wendung, die der Dichter dem Konflikt gegeben hat, die Läuterung, die er die Heldin durchmachen läßt, ist ebenfalls nicht überwältigend originell. Aber der Hintergrund! Das Leben und Treiben dieser in Neuzerlichkeiten aufgehenden Gesellschaft, die einzelnen Typen, die da dem vielstimmigen Orchester eine charakteristische Tonfärbung geben, das Milieu, aus der diese im Herbstlicht leiser Ironie getönte Ehebruchsintrigue sich entwickelt, das kommt mit einer Schärfe und Lebendigkeit, mit einer Anschaulichkeit und Beredsamkeit zum Ausdruck, daß, wer überhaupt Sinn für dergleichen hat, für mangelndes Interesse am Hauptkonflikt und den Hauptpersonen reichlich entschädigt wird. Am glänzendsten offenbart sich diese Virtuosität wohl in dem 1892 erschienenen Roman „Frau Jenny Treibel“, deswegen weil hier das Motiv noch alltäglicher, von einer eigentlichen Fabel, einer durch die Entwicklung bedingten Spannung kaum mehr die Rede ist. Was sich begibt, begibt sich in der sogenannten

guten Gesellschaft, deren Leben und Treiben ja, je mehr sie ihrem Namen Ehre macht, um so weniger, in den Augen unserer Neuesten, einen geeigneten Vorwurf für unsere Romandichter abgibt. Die Typen und Ansichten, denen man überall begegnet, mit denen man rechnen muß und unter denen man leidet, spielen hier mit und gegen einander in demselben Tempo wie im Leben selbst. Das gilt vor allem von der Titelheldin, Frau Kommerzienrat Jenny Treibel geborenen Bürstenbinder „dem Typus einer Bourgeoise“, wie sie ihr alter Verehrer, Professor Schmidt, charakterisiert. „Es ist eine gefährliche Person“, meint er, „und um so gefährlicher, als sie's selbst nicht recht weiß und sich aufrichtig einbildet, ein gefühlvolles Herz und vor allem ein Herz fürs ‚Höhere‘ zu haben. Aber sie hat nur ein Herz fürs Ponderable, für alles, was ins Gewicht fällt und Zins trägt.“ Dieser erbauliche Charakter, der bis in die Fingerspitzen von herausfordernder Naturtreue ist, und der sich auf dieser Basis jeder Probe gegenüber immer als derselbe Typus verlogener Niedertracht, die selber nichts davon weiß, bewährt, gibt der Erzählung den Mittelpunkt und Charakter. Der Dichter hat weiter nichts gethan, als diese Figur in ihrem Milieu fröhlich plätschern zu lassen. Sie, die das Wort im Munde führt: „Kleine Verhältnisse, das ist das, was allein glücklich macht“, verwandelt sich in ein wütendes, proziges Ungetüm, als ihr Sohn sich in ein geistreiches, lebenswürdiges, von ihr selbst verhätscheltés Mädchen, die Tochter ihres Jugendfreundes, verliebt, denn: sie ist arm! Die trivialste Situation von der Welt! Aber was hat die diabolische Ehrlichkeit des Dichters daraus zu machen verstanden, wenn er sie nun so ohne Pathos und auch ohne aufdringliche Satire in ihrer ganzen Hohlheit und Nacktheit darstellt und sie zwingt, wider Willen Farbe zu bekennen: Gold ist Trumpf und weiter nichts.

Gleichwohl läßt sich eins nicht verschweigen. So sehr und so nachdrücklich man unsere jungen deutschen Romandichter dazu ermuntern soll, ihre technischen Studien nicht bei Zola, sondern bei Fontane zu machen, so nachdrücklich muß man doch davor warnen, die Handhabung dieser Technik nun als das wesentliche Erfordernis der modernen Romandichtung hinzustellen. Wenn wir die Fabel bei Fontane immer dünner werden sehen, so erklären wir uns das bei ihm nicht aus einer allgemeinen Kunstforderung, sondern aus seiner individuellen Begabung und Entwicklung: er folgt da dem Zuge seiner Natur und erst indirekt literarischen Einflüssen und Strömungen. Es würde aber der moderne Roman auf bedenkliche Abwege geraten, wenn das Beispiel dieses großen Talents die kleinen und die werdenden Talente verführte, auf die Erfindung einer lebenskräftigen, das Interesse spannenden, folgerichtig fortschreitenden Fabel zu verzichten. Nur wenn hierauf gleichmäßig Sorgfalt und Kraft verwendet wird, wird der Romantypus, den die moderne Dichtung unter dem Einfluß der naturalistischen Bewegung herauszuarbeiten sich bemüht, das werden, was seine Verteidiger von ihm hoffen: der Romantypus der Zukunft.

In dieser Beziehung setze ich besondere Hoffnungen auf Hermann Sudermann. Sudermann ist ja mit seinen Romanen ebenso wie mit seinen Dramen zwischen

zwei Feuer geraten. Den Jungen geht er nicht weit genug und den Alten viel zu weit. Die Jungen schelten ihn einen flachen Routinier, der im Grunde gar kein Neuer ist, und für die Alten ist er das Urbild des verwegenen Umstürzlers, gegen dessen alle Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft bedrohende Thätigkeit sich mit Gesetzesparagrafen zu schützen an der Zeit ist. Ich will nicht sagen, daß es immer ein gutes Zeichen für einen Künstler ist, wenn die Meinungen von rechts und links so auffällig in einem Verdammungsurteil zusammenklingen, ich glaube aber, daß es in Zeiten wie die, in denen wir uns befinden, nicht das schlechteste Zeugnis für einen in der Vollkraft schaffenden Künstler ist, wenn er den Ultra-reaktionären und den Ultraradikalen gleicherweise mißfällt. Ich muß aber zugleich gestehen, daß mir die Opposition, die ihm die Zionswächter, die durch seine Motive verletzten zarten Seelen machen, viel sympathischer und verständlicher ist als die, die von der andern Seite kommt. Denn diese Opposition wurzelt in einer grundsätzlichen Meinungsverschiedenheit über die Aufgaben des Dichters. Die Haltung des linken Flügels dagegen kann ich als innerlich berechtigt nicht anerkennen. Und ich muß sagen, daß der rüde Ton, der dort gegen Sudermann neuerdings beliebt wird, mich an der Ehrlichkeit und Lauterkeit der dieser Opposition zu Grunde liegenden Motive etwas irre macht. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß in den Augen gewisser Leute das Hassenswerteste an Sudermann der Erfolg ist, den er gehabt hat. Sudermann besitzt eine Eigenschaft, die bei einem deutschen Schriftsteller verhältnismäßig selten und, wie Figura zeigt, sogar für ihn gefährlich ist: ein großes technisches Geschick. Vor allem trat das in seinen Dramen hervor und hat ihm infolge dessen den Ruf eines Routiniers verschafft; denn wer mit den Neußerlichkeiten als Anfänger so glatt fertig wird, der hat bei der deutschen Kritik die Vermutung gegen sich, daß er wirklich etwas leisten kann. Ich glaube aber, gerade wenn man seine Thätigkeit als Romandichter verfolgt und bei der letzten Station, die der Dichter erreicht hat, dem Roman „Es war“, Halt macht, dann ist dieses absprechende Urteil nicht aufrecht zu erhalten. Ich habe häufig den Vorwurf gelesen und gehört, der beste Beweis dafür, daß an Sudermann nichts dran sei, liege in der Thatsache, daß er dieselben Motive immer wieder variire. Diese Thatsache ist richtig und in gewissem Sinn auch richtig die Schlußfolgerung, daß das eine gewisse Beschränktheit seines Talentes verrät. Zugleich aber offenbart sich darin doch auch ein Drang nach Vertiefung, nach Verinnerlichung der seine Phantasie beschäftigenden Probleme, der nicht das Merkmal eines lediglich mit technischen Mitteln geschickt operirenden Routiniers ist. Sudermann scheint mir deswegen vor allen berufen zu sein, dem deutschen Roman der Zukunft Anreger und Bahnweiser zu sein, weil er, der, wie seine Stoffwahl beweist, in seinem Herzen, seiner Weltanschauung nach ein Gegner der absoluten Milieutheorie ist, es gleichwohl verstanden hat, sich der technischen Vorteile, die die Beobachtung des Milieu gewährt, mit großem Geschick zu bedienen. Beherrscht der Mensch durch seinen Willen die Einflüsse des Milieu, oder ist dieses mächtiger als die menschliche Willenskraft? Das ist das Problem, das Sudermann immer wieder und wieder

zur Bearbeitung lockt. Darum dreht es sich in seinen Dramen, darum dreht es sich in seinen Romanen, wenigstens in denen, in denen er zuerst als selbständige Persönlichkeit aus dem Kreise der übrigen sich abhob; ich meine „Frau Sorge“, „Der Rabenstein“ und „Es war“. Und ich meine, es ist interessant zu beobachten, wie er sich damit abgefunden hat, wie er sich in Zickzacklinien seinem Ziele zu nähern versucht. Im ersten Roman klingt, wenn ich den Dichter recht verstehe, die Lösung, auf die er hinarbeitete, und die er durch seine Führung des Helden auch erreicht zu haben glaubt, in den Worten des Märchens von der Frau Sorge aus, wo die Mutter für ihren Sohn, dem sie keine Seele, keine Freude und keine Jugend schaffen kann, die Frau Sorge bittet: „Liebe Frau Sorge, laß ihn doch frei. Aber die Sorge lächelte und sie sagte: Er muß sich selbst befreien.“ Das Wort wirkt hier nicht, wie es müßte, weil innerlich der Dichter diese Lösung nicht erreicht hat: die Lösung ist nicht überzeugend. Im „Rabenstein“ scheint er von seinem Ziel noch weiter zurückgeworfen — Zickzack —: hier geht der Held im fruchtlosen Kampf mit dem Milieu zu Grunde, er unterliegt zwar nicht innerlich, er bleibt, was er ist, aber er kommt doch gegen seine Vergangenheit und gegen seine Umgebung nicht auf. Der letzte Roman „Es war“ ist wieder ein energischer Stoß vorwärts. Das Problem, das er sich stellt, hat er gleich im Titel angedeutet. Wird Leo, der wüste Gesell, schuldbeladen, der mit dem Programm „nichts bereuen“, aber zugleich mit dem Vorsatz: „Du wirst mit deinem dicken Schädel mitten in alle Widerwärtigkeiten hineinrennen und ein verdammt tüchtiger Kerl werden“, in die Heimat zurückkehrt, um mit den Genossen und Mitwissern seiner schuldigen Vergangenheit zu leben, als wäre nichts geschehen, wird er der Einflüsse und Erinnerungen Herr werden, die aus diesem Boden aufsteigen? Der Kampf mit ihnen ist das Problem, der Kampf auf Tod und Leben. Es scheint, als ob auch diesmal der Kampf mit einer Niederlage des Menschen endigen soll. In der letzten, entscheidenden Stunde aber drückt der in der Seele seines Helden diesen Kampf mit durchlebende Dichter diesem das Messer in die Hand, das ihn aus den Schlingen befreit, in die ihn die alte Schuld zu neuer Schuld verstrickt hat. Es gibt einen gewaltigen Ruck, einen Augenblick scheint es, als breche nun erst recht die Katastrophe herein, Gerechte und Ungerechte unter den Trümmern begrabend; als sich aber die Staubwolken zerteilen, sehen wir mit den Augen des Dichters den befreiten Helden rüstig und mutig ausschreiten, „hohen Feiertag im Herzen“, einer reineren, glücklichen Zukunft entgegen. Er ist zuletzt doch Sieger geblieben, und das Bewußtsein dieses letzten Sieges gibt ihm die Kraft und die Zuversicht auch für kommende Tage und Stürme. Auch hier wird mancher Leser ein Fragezeichen setzen und trotz der vom Dichter aufgewandten Kunst zweifeln, ob damit wirklich dieser Mensch der Vergangenheit Herr geworden ist. Und ich glaube allerdings, daß auch diese Lösung, so ungleich viel tiefer sie ist und so ungleich energischer hier zugefaßt ist, noch nicht eigentlich die Lösung ist. Ich bin überzeugt, Sudermann wird über kurz oder lang wieder dazu zurückkehren und nochmals mit anderen Gestalten und Konflikten diesen Kampf in der Dichtung ausfechten. Daß aber dieser

letzte Roman sowohl hinsichtlich der Vertiefung des Problems wie hinsichtlich der Technik einen großen Fortschritt bedeutet, wird, glaube ich, niemand bestreiten, der einmal unter diesem Gesichtspunkt die drei Romane betrachtet. Eine Neigung, die Farben zu grell und zu dick aufzutragen, ist zwar immer noch vorhanden, in der Verwendung von Mittelstönen und der Zeichnung von Mittelfiguren ist Fontane Sudermann bedeutend überlegen, vor diesem aber hat Sudermann voraus die Federkraft der Handlung. Das ist für den jungen aufstrebenden Dichter die Hauptsache, und da er bewiesen hat, daß es ihm an Ernst und Selbstzucht nicht fehlt, so dürfen wir, glaube ich, die Hoffnung hegen, daß jeder neue Roman ihn auch immer näher dem Ziele bringen wird, mit allen Kunstmitteln der modernen Romantechnik ein Kunstwerk zu liefern, das durch Kraft der Intuition, Tiefe des Problems und Reife des Urteils dem Ideal des deutschen Romans der Gegenwart entspricht.

Vor allem aber dürfen wir angesichts dieser Früchte der naturalistischen Bewegung zum Schluß das Ergebnis unserer Erörterungen wohl in die Worte fassen:

Die vielgeschmähte Milieuthorie, so lähmend sie in ihrer Einseitigkeit auf die Phantasie unreifer, unselbständiger Geister gewirkt hat, sie hat ihr Gutes gehabt. Denn der Phantasie der Berufenen hat sie neue Schwungkraft und damit ihrer Dichtung neue Stoffe und neue Formen gegeben.

Damit breche ich ab. Möge es mir gelingen sein, durch diese sehr fragmentarischen Erörterungen über die Entwicklung des modernen deutschen Romans Ihnen auf einem engbegrenzten Felde ein Bild davon zu geben, welche Kräfte auf dem Gebiete der modernen Dichtung lebendig sind.



Fürst Tscherkasski.

Ein Beitrag zur inneren Geschichte des russisch-türkischen Krieges
von 1877—1878.

Zeitgenössischer Kenntnis von den Umständen, welche den Beginn des russisch-türkischen Krieges von 1877 begleiteten, ist eine neue, nicht unwichtige Quelle erschlossen worden. Einer der bekanntesten Teilnehmer an den damaligen Ereignissen, der am Tage des Friedensschlusses von San-Stefano verstorbene Fürst Tscherkasski, hat einen gefälligen Freund hinterlassen, der mit der Veröffentlichung von athenmäßigen Denkwürdigkeiten aus dem Leben des einstigen Zivilgouverneurs von Bulgarien vorgegangen ist, die auf Geschichte und Vorgeschichte des Krieges von 1877—1878 ein neues Licht werfen. Als vertrauter Genosse des Verstorbenen ist dieser Freund, Herr Anutschin, in der Lage gewesen, seine amtlichen Informationen durch Tagebuchnotizen zu vervollständigen,

die er zur Zeit seiner bulgarischen Mission und seines täglichen Verkehrs mit Tscherkasski aufgenommen hatte. Trotz unverhohlener Parteinahme für Person und System des vielangefandenen Fürsten machen die Amutschinschen Aufzeichnungen den Eindruck einer Zuverlässigkeit und Unbefangtheit, die ihnen Anspruch auf Beachtung auch da sichern wird, wo man seinen Standpunkt nicht teilt. Verständlich werden diese Aufzeichnungen freilich nur unter der Voraussetzung sein, daß man über die Personen und Verhältnisse des Rußlands der siebenziger Jahre einigen Bescheid weiß. Schon aus diesem Grunde haben dem nachstehenden Bericht über das Amutschinsche Werk einige den Helden desselben betreffende Bemerkungen vorausgeschickt werden müssen. Vor achtzehn Jahren war Fürst Tscherkasski auch in Deutschland nicht ganz unbekannt — heute ist dieser merkwürdige Mann bei uns vergessen — in Rußland selbst nur noch denen erinnerlich, die an der Geschichte der Jahre 1860—1878 in einer oder der andern Weise Anteil genommen haben.

Der Ausbruch des letzten russisch-türkischen Krieges war von der Bewältigung des polnischen Aufstandes durch kaum drei Lustren getrennt, die Erinnerung an die zur Zeit desselben geführten Parteidämpfe vielfach lebendig. Die Methode, nach welcher die Vorgesessenen der russischen Nationalpartei bei Neuordnung der Agrarverhältnisse Polens vorgegangen waren, die Rücksichtslosigkeit, mit welcher sie ihren tief gewurzelten Haß gegen Aristokratismus, Katholizismus und Westeuropäertum in Thaten umgesetzt und das Programm in Ausführung zu bringen versucht hatten, auf welches bei der russischen Bauernemanzipation hatte verzichtet werden müssen — diese Reorganisationsmethode war von den konservativen Elementen der russischen Gesellschaft leidenschaftlich verurteilt und mit einem Unwillen aufgenommen worden, der sich trotz des Wechsels der Zeiten und Verhältnisse in kaum vermindeter Frische erhalten hatte. Da der Urheber dieses Systems brutaler Vergewaltigung, der Geheimerat und Staatssekretär N. Miljutin (ein Bruder des Kriegsministers der Jahre 1862 bis 1881) bei Ausbruch des Krieges längst verstorben war, haftete das Odium desselben auf seinem vornehmsten Gehilfen, Fürsten Tscherkasski, der von 1864 bis 1867 die „inneren Angelegenheiten“ Polens geleitet und den Ruin des polnischen Adels grundsätzlich betrieben hatte. Sein im Jahre 1864 gethaner Ausspruch, „daß ein russisch-rechtgläubiger Atheist immer noch mehr taue als ein katholischer Gläubiger“, — daß „der Einsturz einer katholischen Kirche vielleicht ein événement, aber niemals ein accident bedeuten könne“, und daß „das russische Staatsinteresse die Fortdauer und Nahrung feindlicher Beziehungen zwischen Gutsbesitzern und Bauern Polens so unbedingt erfordere, daß das Zustandekommen eines billigen Gesetzes über die Servitutenablösung verhindert werden müsse“ — diese Aussprüche klangen im Jahre 1876 noch in den Ohren derjenigen wider, die die Miljutinsche Politik zwölf Jahre zuvor vergeblich bekämpft hatten. Zu diesen Gegnern Tscherkasskis und seiner Doktrinen gehörten nicht nur die sämtlichen St. Petersburger Würdenträger nicht-russischer Herkunft, sondern zahlreiche Vollblutrussen vom Rang und der Stellung des Reichskanzlers

Fürsten Gortschakow, des Chefs der „dritten Abteilung“ Grafen Peter Schuwalow, des Fürsten Suworow und anderer mehr. Selbst so entschiedene Nationale wie Tscherkasski ehemaliger Kollege im polnischen Staatsrate, der Slavophile Solowjew, waren auf den Fürsten schlecht zu sprechen, der sich als hochmütiger, selbstzufriedener und trotz alles Radikalismus despotischer Fanatiker allenthalben, wo er öffentlich thätig gewesen, verhaßt zu machen gewußt hatte. Auch mit dem Kaiser stand der ehemalige Direktor der „inneren Angelegenheiten des Königreichs Polen“ nicht zum besten. Den Monarchen hatte die brüste Art verletzt, in welcher Tscherkasski den Abschied genommen, als er bei Besetzung des durch die Erkrankung Miljutins vakant gewordenen polnischen Staatssekretariats übergangen worden war; später hatte der Fürst sich durch oppositionelles Verhalten als Oberbürgermeister (Stadthaupt) von Moskau die Unzufriedenheit des Kaisers zugezogen und während einer längeren Reihe von Jahren (1869—1876) bei den verschiedensten Gelegenheiten den mißvergnügten Mabile gespielt.

Desto größer war die allgemeine Ueberraschung, als Alexander II. im Herbst 1876 mit dem Entschluß hervortrat, der Slavophilenpartei durch Reaktivierung des mißliebigen ihrer Häuptlinge ein Vertrauensvotum zu erteilen. Niemand zeigte sich überraschter als Tscherkasski selbst. Mit der in den leitenden Kreisen herrschenden Stimmung genau genug bekannt, um sich als „unmöglich“ geworden anzusehen, hatte er seine Wünsche darauf beschränkt, an dem bevorstehenden Feldzuge als Agent der Gesellschaft des roten Kreuzes teilnehmen zu dürfen, und sich zu diesem Behuf an den Bruder und Gesinnungsgenossen seines ehemaligen Gönners Miljutin, den damaligen Kriegsminister, gewendet. Zwei Tage nach Einreichung des bezüglichen Gesuchs am 30. Oktober wurde ihm bei Gelegenheit eines zu Moskau gegebenen Balles durch den Kaiser persönlich eröffnet, daß er zum Generalbevollmächtigten des roten Kreuzes ernannt worden sei, und daß Seine Majestät ihm das Amt eines Ziviloberverwalters des zu occupirenden Bulgarien zu übertragen gedenke! Das Gewicht dieser Entschließung wurde dadurch noch erhöht, daß im Oktober 1876 der Krieg weder erklärt noch formell beschlossen war, und daß Fürst Gortschakow unentwegt an der Hoffnung festhielt, denselben vermieden zu sehen. Gortschakows Friedenswünsche wurden von einer großen Zahl der sachkundigsten und angesehensten Staatsmänner Rußlands geteilt, von denen die einen weittragende internationale Verwicklungen, die anderen Verwirrungen der inneren Lage und Schürung der Volksleidenschaften fürchteten. Mit besonderem Nachdruck wurde der letztere Gesichtspunkt von dem Finanzminister von Reutern und dem Botschafter in London, Grafen Peter Schuwalow, geltend gemacht. Reutern, der das russische Finanzwesen mühsam geordnet und dem Ziel der Wiederherstellung des Pariwertes der Kreditbilletts nahe gekommen war, sah eine abermalige Zerrüttung des Staatskredits und des Wirtschaftslebens voraus, indessen Schuwalow als ehemaliger Leiter der dritten Abteilung über die weite Verbreitung revolutionärer und nihilistischer Ideen genau genug unterrichtet war, um von etwaigen ungünstigen Ereignissen auf dem Kriegsschauplatz die schwersten politischen Gefahren zu erwarten. Außerdem standen

diese Männer zu dem chauvinistischen Kriegstreiben der Nationalpartei (wie bereits erwähnt) seit den sechziger Jahren auf dem denkbar schlechtesten Fuß. Das bedingte eine Verwirrung in den Hof- und Ministerialkreisen, wie die Welt sie nur selten gesehen hatte und die im Herbst 1876 ihren Höhepunkt erreichte. Indessen Gortschakow durch die amtlichen Organe der St. Petersburger Diplomatie hatte verkünden lassen, daß Rußland die Erhaltung des Friedens wünsche und das kriegerische Vorgehen Serbiens mißbillige, waren Scharen russischer Freiwilliger nach Belgrad gezogen und dabei von Mitgliedern der kaiserlichen Familie und der Hofgesellschaft unterstützt worden. Von gewissen „Allerhöchsten Personen“, deren nächsten Freunden und Damen und einer Anzahl Hofkavaliere und Generaladjutanten war notorisch, daß sie mit den Moskauer Chauvinisten in Verbindung standen und für den Krieg eiferten; der bereits damals häufig genannte Journalist des Hof- und Landjunkertums Fürst Mechtscherzki wurde an Kriegseifer selbst von den Katkow und Aljakow nicht übertroffen und hatte dazu mitgewirkt, daß zahlreiche jüngere Gardeoffiziere nach Belgrad gezogen waren. Die Stimmungen des Kaisers wurden als schwankende bezeichnet; Gortschakow durfte sich rühmen, für seine Friedenspolitik die kaiserliche Zustimmung erhalten zu haben — vermochte aber nicht zu verhindern, daß die Belgradfahrer sich gleichfalls auf die Allerhöchste Zustimmung beriefen, und daß seine eigenen Beamten, die russischen Generalkonsuln in Bucharest und Belgrad, diese kriegerischen Wallfahrer unterstützten und denselben Reden hielten, die mit den ihnen amtlich erteilten Instruktionen schlechterdings nicht in Uebereinstimmung zu bringen waren.

Tscherkasski, der als Abkomme eines alten Adelsgeschlechtes zahlreiche Verbindungen in der höheren Gesellschaft besaß und außerdem davon unterrichtet sein mochte, daß sein Gönner, der Kriegsminister, nicht allzu kriegslustig dachte, über sah auf den ersten Blick, um was es sich handelte. Im ersten Augenblick war er über die Durchführbarkeit der von dem Kaiser ausgesprochenen Absicht so zweifelhaft, daß er in einem an den Kriegsminister gerichteten ferneren Memoire seine Bedenken zur Sprache brachte. Er warf zunächst die Frage auf, ob es nicht zweckmäßig sein würde, einen in der Hofsphäre besser angesehenen Mann, etwa den Botschafter Ignatjew, mit dem wichtigen Amte zu betrauen, für den Fall aber, daß auf seiner Ernennung bestanden werden sollte, trat er sofort *medias in res*, indem er einen förmlichen Organisationsplan vorlegte. Davon ausgehend, daß der Zweck des Krieges darauf gerichtet sein müsse, einige der südslavischen Stämme von der türkischen Herrschaft zu befreien und den übrigen eine wesentliche Verbesserung ihres Loses zu sichern, sprach er die Meinung aus, daß der militärischen Occupation der südslavischen Länder eine den Erwartungen derselben entsprechende russische Neueinrichtung derselben parallel laufen müsse. Diese Einrichtung könne allein durch eine Zivilverwaltung ins Werk gerichtet werden und auf wirklichen Erfolg nur rechnen, wenn sie in streng einheitlichem Sinne und von einem Punkte aus geleitet werde. Darnach werde erforderlich sein, bei dem Oberkommando der Armee eine selbständige Zivilabteilung zu organisiren, und dem Chef desselben nicht nur die Korrespondenz mit den Slaven-

komites in Rußland, sondern auch die dem Oberkommando beigegebene diplomatische Kanzlei und die in den occupirten Ländern thätig gewesenen Konsularbeamten unterzuordnen.

Sinn und Absicht dieser Vorschläge lagen deutlich auf der Hand. Tscherkasski wollte sich, wenn er wirklich in Aktion trat, zum möglichst uneingeschränkten Beherrscher der Geschichte des Südslaventums und zum spiritus rector der in chauvinistischem Sinne agitirenden Slavenkomites in St. Petersburg und Moskau machen. Wurde ihm die Korrespondenz mit diesen „zur Unterstützung der nothleidenden slavischen Brüder“ gegründeten Bergesellschaften übertragen, so kam er in die Lage, seinen Freunden, den Aksakow, Illowaißki, Dreß Müller, die zur Erhaltung des Kriegesfeuers und zur Leitung der öffentlichen Meinung geeigneten Ordres erteilen und gegebenen Falls auf den Gang der politischen Dinge entscheidenden Einfluß üben zu können; was dazu noch fehlte, ließ sich unschwer fertig bringen, wenn der Herr Ziviloberverwalter zugleich Chef der diplomatischen Kanzlei des Höchstkommandirenden und der in den occupirten Ländern accreditirt gewesenen russischen konsularisch-diplomatischen Agenten wurde. Selbst die Entscheidung darüber, welche slavischen Stämme „vollständig zu befreien“ und welche einer verbesserten Organisation teilhaft zu machen seien, konnte auf solche Weise in die Hände des Mannes gespielt werden, der über die Slavenkomites, über das Verhältnis des Hauptquartiers zum Auslande und über das Beamtentum der occupirten Stände zu verfügen hatte. Und dieser Mann war bei Hoch und Niedrig, bei Freund und Feind als rücksichtsloser, selbstherrlicher, zum Despotismus geneigter Charakter bekannt!

Einige Wochen nach Einreichung seines Memoires begab Tscherkasski sich nach St. Petersburg, wo er, von dem Kaiser in huldvollster Weise empfangen, über das Geschick seiner speziellen Vorschläge indessen im unklaren gelassen wurde. Seine Majestät begnügten sich mit der allgemein gehaltenen Andeutung, „es solle jenseits der Donau etwas in der Art dessen gethan werden, was seinerzeit in Polen gemacht worden“, und wiesen im übrigen auf die Notwendigkeit einer Verständigung mit dem Fürsten Gortschakow hin, „der noch an der Hoffnung auf Erhaltung des Friedens festhalte“. Der von Tscherkasski ausgearbeitete Plan sei einer besonderen Kommission zur Prüfung übergeben worden.

Die bloße Nennung des Namens Gortschakow wirkte auf den thatenlustigen Ziviloberverwalter wie ein kalter Wasserstrahl. Trotz der Beflissenheit, mit welcher er sich als echt-nationaler Staatsmann gerirte, war der Reichskanzler nicht nur Gegner der Kriegspartei, sondern geschworener Feind der russischen Ideologie (des Slavophilentums) und des kulturfeindlichen Nationalismus, der in dem besiegten Polen sein Wesen getrieben hatte; Tscherkasskis intimster Gegner, der (inzwischen verstorbene) Statthalter von Polen, Graf Berg, war zudem mit Gortschakow eng verbunden gewesen. Als Mann des Friedens und der Vermittlung verabscheute er in der Person Tscherkasskis den Dränger zum Kriege, als westeuropäisch gebildeter Aristokrat den nationalen Fanatiker, als eifersüchtiger Gebieter des russischen auswärtigen Amtes den Eindringling, der sich der diplo-

matischen Abteilung des Oberkommandos hatte bemächtigen wollen! So hatte Tscherkasski in der zur Prüfung seines Projekts niedergesetzten Kommission außerordentlich schweren Stand: den einzigen Kriegsminister und den — ziemlich bedeutungslosen — Oberkommandirenden Nikolai Nikolajewitsch ausgenommen, standen ihm lauter prinzipielle Gegner gegenüber. Der Finanzminister von Neutern war Deutscher und Eiferer für Erhaltung des Friedens, der Stabschef des Großfürsten-Oberkommandeurs, General Nepokoitschizki, geborener Pole, der Großfürst selber ein Mann der Bequemlichkeit und der Routine, der mit Gortschakow in gutem Vernehmen zu bleiben wünschte, Gortschakow schon in seiner Eigenschaft als Präses der Kommission von überwiegendem Einfluß. Ohne Rücksicht darauf, daß die Einsetzung einer „Ziviloberverwaltung der zu occupirenden Länder“ der eigenen Initiative des Kaisers entsprungen war, ließ der Reichskanzler durchsehen, daß er dieses Institut, wenn nicht für überflüssig, so doch für verfrüht halte, daß der Krieg noch keineswegs beschlossen sei, daß er den Urheber des vorliegenden Projekts für einen „Utopisten“ ansehe, daß von Unterstellung der diplomatischen Kanzlei unter denselben nicht die Rede sein könne und so weiter. Dadurch ermutigt, hielten auch Nepokoitschizki und der Großfürst mit der Meinung nicht zurück, daß es zunächst militärische Aufgaben gelte, daß nach glücklicher Lösung derselben immer noch Zeit genug übrig sein werde, auf eine organisatorische Thätigkeit Bedacht zu nehmen, und daß die Diplomatie erst nach Beendigung des Krieges an die Reihe kommen werde. Tscherkasski begnügte sich mit einer kurzen Replik, indem er seine förmliche Antwort der nächsten Kommissionssitzung vorbehielt. Sein Hinweis darauf, daß die prinzipielle Frage bereits entschieden und zwar durch den Willen Seiner Majestät entschieden sei, machte den Großfürsten indessen stutzen, und als dieser sich in einlenkendem Sinne ausgesprochen hatte, hielt auch Gortschakow für geboten, dem schonungslos herausgeforderten Gegner mindestens nach Beschluß der Sitzung ein höfliches Wort zu sagen: *Je sais bien, mon Prince, que vous êtes riche, et que vous n'aspirez à rien personnellement.* In der zweiten Sitzung kam man überein, daß die Leitung der diplomatischen Kanzlei des Oberkommandirenden mit Rücksicht darauf, daß eigentlich diplomatische Entscheidungen erst nach Beschluß des Krieges zu fällen sein würden, — dem Botschaftsrat Melidow (dem gegenwärtigen Botschafter in Konstantinopel) unterstellt werden, dem Ziviloberverwalter indessen das Recht erteilt werden solle, einen Spezialkommissär nach Serbien zu entsenden. Rücksichtlich der übrigen Punkte wußte Tscherkasski seinen Willen nahezu vollständig durchzusetzen; besonders Eindruck machte er mit der Erklärung, daß die in Bulgarien thätig gewesenen Konsuln nicht als diplomatische Agenten, sondern als Sach- und Landeskundige, durch das Vertrauen des Fürsten Gortschakow ausgezeichnete Administratoren in den Dienst der Ziviloberverwaltung gezogen werden sollten, und daß diese Verwaltung unter dem Höchstkommmandirenden stehen werde, zu dessen Verfügung die bisher in Bulgarien thätig gewesenen Beamten bereits gestellt worden seien.

Die einige Tage später getroffene Entscheidung erfolgte wesentlich im Sinne

der Kommissionsbeschlüsse. Ein kaiserlicher Ukas vom 16./28. November regelte die Etat-, Rang- und Gehaltsverhältnisse des neu creirten „Dienstzweiges“, erteilte dem Chef desselben das Recht, seine Beamten selbst auszusuchen, alle auf statistische Erhebungen, Verwaltungs- und Steuerverhältnisse des zu occupirenden Gebiets bezügliche Aenderungen zu treffen, sich mit örtlichen Vertrauenspersonen zu umgeben, für Ruhe und Sicherheit des Landes zu sorgen und so weiter. Von besonderer Wichtigkeit waren zwei Punkte der in dem erwähnten Ukas enthaltenen „Instruktion“: Der Ziviloberverwalter wurde dem Höchstkommmandirenden direkt und mit der Befugnis zu persönlichen Vorträgen (einem Rechte, das sonst nur dem Chef des Generalstabs zustand) unterstellt und außerdem ermächtigt, als Vermittler zwischen den Nothleidenden seines Bezirks und den Slavenskomites in Moskau und St. Petersburg zu fungiren. Die Wichtigkeit dieses letzten Umstandes wurde in der Folge dadurch erhöht, daß zwei politische Freunde Tscherkasskis, Swan Aljakow und Wassiltschikow, an der Spitze der genannten Komites standen, und daß Tscherkasski an der „Reorganisation“ dieser in „slavische Wohlthätigkeitsvereine“ umbenannten Gesellschaften hervorragenden Anteil nehmen durfte. Bezeichnenderweise war diese Reorganisation dadurch veranlaßt worden, daß die „dritte Abteilung“ (politische Polizei) das Treiben der Slavenskomites als anstößig bezeichnet und strikte Unterordnung derselben unter das Ministerium des Innern verlangt hatte.

So schien alles zum besten zu stehen, als der Kaiser in die Krim, der Höchstkommmandirende in das nach Bessarabien verlegte Hauptquartier abreiste (19./31. Oktober 1876); zum Ueberfluß hatte Alexander II. bei Gelegenheit einer Abschiedsaudienz dem Fürsten nochmals den Auftrag erteilt, „wie in Polen zu verfahren“. Eines gewissen Rückhalts an seinem Monarchen glaubte Tscherkasski demnach versichert sein zu können, — der Unterstützung durch die sogenannte öffentliche Meinung war er im voraus und unter allen Umständen sicher. Die seit Beginn der Krisis auf den Gipfel von Popularität und Einfluß gelangte Slavophilienpartei sah in der Ernennung des „Reorganisations von Polen“ einen Erfolg ihrer Sache, und ein der nationalen „Idee“ gemachtes großes und wichtiges Zugeständnis. Mit vollen Backen verkündeten Swan Aljakow und die übrigen Haupthähne der Moskauer Presse (einschließlich des großen Katkow) den Ruhm des großen Volksmannes, dem die Zukunft des Slaventums anvertraut sei, der dafür sorgen werde, daß auch die Widerstrebenden unter den Beamten des Kaisers ihre nationale Schuldigkeit thäten, und daß die Diplomatie daran verhindert werde, das „Volk“ noch einmal zu belügen und zu betrügen. Darüber freilich, daß die maßgebenden Elemente der Armee und des Beamtentums ihm abgeneigt seien und daß dieselben nicht müde werden würden, ihm und der „Sache“ Schwierigkeiten zu bereiten, konnte der trotz seiner Leidenschaftlichkeit kalte und skeptische Fürst sich keine Illusionen machen. Von den Männern des kaiserlichen Vertrauens war nur einer, der Kriegsminister Miljutin, ihm gewiß. Ob das aus voller innerer Uebereinstimmung oder aus Pietät gegen den verstorbenen Bruder und dessen polnisches „Werk“ geschah, mochte zweifelhaft sein

— auf den General Miljutin durfte Tscherkasski immerhin rechnen. Was aber wollte die Gunst dieses überhäuften, hundertfach in Anspruch genommenen Mannes bedeuten, wo der direkte Chef des Fürsten, der Oberkommandirende Großfürst Nikolai, als Soldat und Lebemann allen sogenannten höheren Interessen fern stand, und wo Nepokoitschizki zusamt den übrigen militärischen Ratgebern des Großfürsten dem Chef der Ziviloberverwaltung ebenso abgeneigt waren wie Fürst Gortschakow, die meisten Minister und Generale und zahlreiche Tonangeber der vornehmen Gesellschaft? Hat es überall und unter allen Umständen damit seine Schwierigkeit, daß ein Zivilist sich in Kriegszeiten den Militärs gegenüber behauptet, so traf das in dem militärisch-absolutistischen Rußland doppelt zu, zumal für einen Zivilisten, der seine Popularität mit ausgesprochener Unbeliebtheit bei der höheren Gesellschaft hatte bezahlen müssen. Dazu kam noch ein anderes: Tscherkasskis Ernennung zum Generalbevollmächtigten des roten Kreuzes war auf kaiserlichen Befehl und ohne die Mitwirkung der (damals unter der Leitung eines Generallieutenants von Baumgarten stehenden) Gesellschaft erfolgt. Hatte von einem Widerspruch der Gesellschaft gegen diese kaiserliche Entschließung gleich nicht die Rede sein können, so blieb doch übrig, daß die Direktoren derselben dem ihnen octroyirten Generalagenten nicht eben geneigt waren, und daß sie ihm das zu verstehen gaben. Tscherkasski, dem die Uebernahme des Ziviloberverwaltungspostens geeignete Veranlassung zur Niederlegung des in Rede stehenden Ehrenamts geboten hätte, war unflug und hochmütig genug, in seiner Doppelstellung zu beharren und es auf einen stillen Krieg mit dem roten Kreuze ankommen zu lassen, dessen Unkosten begreiflicherweise von seinen Schutzbefohlenen, den franken und verwundeten Soldaten, bezahlt wurden. — Zunächst blieb er in St. Petersburg, um seine Kanzlei einzurichten und Herrn Anutschin, den Verfasser unseres Berichts, zu seinem Adlatus zu machen. Die Beziehungen beider Männer datirten von Warschau, wo Anutschin die Kanzlei des damaligen Generalpolizeimeisters von Polen, späteren Stadtpräfecten von St. Petersburg, Treptow, geleitet und dem Fürsten unerwartetes Wohlwollen bewiesen hatte. Wie erwähnt, war Tscherkasski mit dem Statthalter Grafen Berg tödlich verfeindet und demzufolge mit dem gesamten diesem unterstellten Beamtentum in eine Fehde verwickelt gewesen, an welcher auch Treptow teilnahm. Nichts desto weniger hatten die im Auftrage Treptows erstatteten, von Anutschin redigirten Jahresberichte den Fürsten Tscherkasski so freundlich behandelt, als die Umstände irgend erlaubten. In dem begreiflichen Wunsche, sich eines wohlgesinnten Gehilfen zu versichern, und außer stande, einen brauchbaren höheren Beamten oder einen seiner näheren Freunde für Uebernahme des zu besetzenden Vertrauenspostens zu gewinnen (wer Tscherkasski kannte, vermied Abhängigkeitsbeziehungen zu dem unliebenswürdigen Manne), hatte der Fürst sich an Anutschin gewendet und diesen gewonnen.

Inzwischen vergingen Monate über Monate, ohne daß Tscherkasski in das Hauptquartier berufen wurde; absichtlich oder unabsichtlich schien man in Rischinew vergessen zu haben, daß der Chef der Ziviloberverwaltung zur nächsten

Umgebung des Höchstkommandirenden gehören und im Verein mit diesem die Vorbereitungen zu der in Aussicht genommenen Organisationsarbeit treffen sollte. Mit zunehmender Deutlichkeit trat zu Tage, daß die Militärs des großfürstlichen Hauptquartiers den unbequemen und anspruchsvollen „pékin“ als unvermeidliches Uebel ansahen, das man sich so lang wie irgend möglich vom Halse halten müsse. Für Tscherkasski war das um so empfindlicher, als seine Erwartung, in St. Petersburg ausreichendes Material zum Studium der Verhältnisse Bulgariens zu finden, nur sehr unvollständig erfüllt wurde. Der größere Teil der ihm vorgelegten russischen Druckschriften über das Land jenseits der Donau erwies sich als so nichtig, daß er zu der bezüglichen Literatur des Auslandes seine Zuflucht nehmen und zu seinem Kummer erfahren mußte, daß die „slavenfeindlichen“ Heiden des Westens über die Zustände der unterdrückten „Bruderstämme“ häufig sehr viel besser unterrichtet seien als die stamm- und glaubensverwandten Beschützer derselben. Ebenso traurig sah es um die dem Fürsten aus dem Ministerium des Auswärtigen übermittelten diplomatischen Korrespondenzen aus. In der ihm eigentümlichen absprechenden Weise behauptete Tscherkasski unter den sämtlichen auf Bulgarien bezüglichen Konsulats- und Gesandtschaftsberichten nur einen, denjenigen des ehemaligen Generalkonsuls zu Rußschuk, Moschin (vom Juli 1873), lehrreich und brauchbar gefunden und aus den ihm von Aljakow mitgeteilten Papieren des Slaventomites mehr erfahren zu haben wie aus der gesamten diplomatischen Berichterstattung. Auch die brauchbarste aller in seinen Besitz gelangter Karten Bulgariens war ausländischen Ursprungs, — die Aufnahmen des Oesterreichers Kaniz, welche der Generalstab durch ethnographische Einzeichnungen vervollständigt hatte.

Tscherkasskis St. Petersburger Aufenthalt zog sich bis zum 10. (22.) April 1877 hinaus. Die auf die Abreise nach Nischenew bezüglichen Anfragen an den Generalstabschef Nepokoitschizki hatte dieser nur zögernd und mit einem Hinweis darauf beantwortet, daß des Fürsten Eintreffen von dem Reichskanzler nicht gewünscht werde, so lange die auf Erhaltung des Friedens gerichteten Verhandlungen fort dauerten! Kein Wunder, daß Tscherkasski schließlich von der Empfindung erfüllt war, rings von Feinden umgeben zu sein und niemand mehr volles Vertrauen schenken zu dürfen. Gortschakow war sein Gegner, Nepokoitschizki machte aus seiner ungünstigen Gesinnung kaum ein Hehl — auf den Großfürsten war gleichfalls nicht recht zu rechnen — das rote Kreuz chicanirte seinen Generalagenten auf Schritt und Tritt, und da dieser nicht der Mann war, seinen Gegner durch kluges und maßvolles Verhalten zu entwaffnen, so hatten die Verhältnisse sich bereits unheilbar verwirrt, bevor die eigentliche Aktion auch nur ihren Anfang nehmen konnte. Muutschin (der Tscherkasskis Verhalten mehrfach tadelt und unter anderem bemerkt, daß ein besseres Verhältnis zu dem nüchternen und einsichtigen General Nepokoitschizki bei richtiger Behandlung desselben möglich gewesen wäre) berichtet, daß die Spannung zwischen dem Fürsten und den übrigen Verwaltungsressorts daran schuld gewesen sei, daß sein Chef sich vornehmlich mit Offizieren und Militärbeamten umgeben habe, welche von

bürgerlicher Verwaltung nicht viel gewußt hätten; andere Leute als Untergebene des ihm befreundeten Kriegsministers habe Tscherkasski nicht heranziehen wollen, weil ihm daran gelegen gewesen, seinen Beamten „Kompromittirungen“ bei den Vorgesetzten zu ersparen, zu denen sie nach beendetem Kriege zurückkehren sollten! Ende März (1877) wurde ihm endlich eröffnet, daß seiner Abreise nach Kischinew nichts mehr im Wege stehe; jetzt aber begann er Schwierigkeiten zu machen. Der Großfürst war erkrankt und wurde während der Dauer seiner Verhinderung von Nepokoitschizki vertreten. „Unter“ diesem zu dienen hatte Tscherkasski keine Neigung, und so verschob er seine Abreise bis zur Wiederherstellung des Höchstkommandirenden — ein Umstand, der begreiflicherweise zur Verbesserung der Beziehungen zwischen Hauptquartier und Ziviloberverwaltung nicht beitragen konnte.

Fast unmittelbar nach Tscherkasskis Eintreffen in Kischinew nahm der längst angekündigte Krieg zwischen den verschiedenen Ressorts seinen Anfang. In seiner Eigenschaft als Generalagent des roten Kreuzes verlangte er Mitte Mai die rechtzeitige Uebersendung von Pelzen und warmen Kleidungsstücken für die verwundeten und kranken Soldaten, sowie die Anwerbung von Zivilärzten für den Spitaldienst. Der ersteren Forderung kam die Gesellschaft nur so unvollständig nach, daß Tscherkasski unter Verletzung der reglementarischen Formen durchgreifen und sich direkt an zwei hochgestellte Damen der Verwaltung, die Hoffräulein von Rahden und Pillar von Bilhau wenden zu müssen glaubte — ein Vergehen, das in den weitesten Kreisen Aufsehen erregte und zu einer ärgerlichen, schließlich dem Kaiser zur Kenntniß gebrachten Zeitungspolemik Veranlassung gab. Gegen die Heranziehung von Zivilärzten erhob wiederum die Militärmedizinalbehörde Bedenken, indem sie sich auf angebliche Gefährdung der Ordnung und Sicherheit des „Dienstes“ stützte und zu einer endlosen, nicht eben freundschaftlich geführten amtlichen Korrespondenz Veranlassung gab. Tscherkasski setzte seinen Willen schließlich durch und durfte sich (wie der Erfolg lehrte) rühmen, der Sache der Krankenpflege einen wichtigen Dienst erwiesen zu haben — persönlich hatte er bei diesem Erfolge aber nicht gewonnen, sondern die Zahl seiner Gegner und Feinde abermals vermehrt.

Der Hauptkampf stand ihm aber noch bevor, und diesen sollte Tscherkasski direkt mit dem Oberkommando auszufechten haben, dem er dienstlich untergeordnet war und dessen Mitwirkung er als Hauptbedingung für die Erfüllung seiner Hauptaufgabe der „Organisation der occupirten Länder“ ansehen mußte.



Die Ursachen der Launen der Erwachsenen und besonders der Frauen.

Von

Paola Lombroso.

Nach der Veröffentlichung meines Artikels über die Launen der Kinder¹⁾ forderte mich der Herausgeber der „Deutschen Revue“ auf, etwas über folgendes interessante Thema zu schreiben:

Welches sind Form und Ursache der Launen Erwachsener beiderlei Geschlechts?

*

Wenn wir die kindlichen Capricen mit denen Erwachsener vergleichen, so finden wir, daß sie einander im Grunde sehr ähnlich sind und aus derselben Quelle hervorgehen.

Was ist es, das die Menschen zu Capricen und Bizarrieren treibt? Es ist das Bedürfnis zu herrschen, anderen zu imponiren und etwas zu thun, was noch nie jemand gethan hat; oft ist es eine plötzliche, impulsive Idee, der sie unbedingt, sofort, ohne Ueberlegung nachgeben müssen, weil dieselbe ähnlich, wie wir es bei Kindern gesehen haben, ihren Geist vollständig einnimmt. Viele von diesen Extravaganzen tragen einen ganz unschuldigen, wenn auch abgeschmackten Charakter, so der bizarre Einfall von Cardan, während einiger Stunden am Tage enge Stiefel zu tragen, um beim Ausziehen das angenehme Gefühl des Befreitseins zu genießen; so die vielen sonderbaren Capricen Baudelaires, den die Sucht, öffentlich aufzufallen, so sehr beherrschte, daß er vor keinem Mittel zurückschreckte.

„Eines Sonntags,“ erzählt Maxime du Camp,²⁾ „trat er mit grüingefärbten Haaren bei mir ein. Ich that, als ob ich nichts bemerkte; er stellte sich vor den Spiegel, betrachtete sein Ebenbild und that alles mögliche, um meine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken; als nichts half, fragte er mich schließlich: ‚Sehen Sie denn nichts Abnormes an mir?‘ — ‚Nein.‘ — ‚Ich habe doch aber grüne Haare, das sieht man nicht gerade häufig.‘ Ich antwortete: ‚O, im Gegenteil, alle Welt hat mehr oder weniger grünes Haar; ja, himmelblaues Haar, das wäre allerdings überraschend, aber grünes Haar findet man unter gar sehr vielen Hüten in Paris.‘ Fast gleich darauf empfahl sich Baudelaire und sagte zu einem Bekannten, den er unterwegs traf: ‚Gehen Sie ja nicht zu Maxime du Camp, er ist heut in fürchterlicher Laune.‘“

„Ein andermal,“ erzählt derselbe Autor, „kam Baudelaire zu mir und verlangte etwas zu trinken; ich bot ihm Thee, Bier, Grog an, aber er wies alles zurück mit dem Bemerken: ‚Ich trinke nur Wein.‘ Ich ließ ihm die Wahl

1) „Deutsche Revue“ 1895. März-Heft.

2) M. du Camp. Souvenirs littéraires, Band VI.

zwischen Burgunder und Bordeaux, und als er sich für alles beides entschieden hatte, ließ ich die zwei Flaschen Wein, ein Glas und eine Flasche Wasser hereinbringen. „Haben Sie die Güte, die Wasserkaraffe wieder fortnehmen zu lassen,“ bat mein Gast, „der Anblick von Wasser ist mir unerträglich.“ Im Verlaufe einer Stunde leerte er nun diese zwei Flaschen in langen Zügen, und ich setzte bei dem allem eine um so gleichgiltigere Miene auf, als ich sah, daß er mich ab und zu verstohlen beobachtete, um sich an dem Eindruck zu weiden, den sein sonderbares Verhalten auf mich machte.“

Ähnlich exzentrisch war der berühmte französische Schriftsteller Gauthier, der sich weigerte, Uniform anzulegen, und zwar aus ästhetischen Gründen; er ließ sich lieber gefangen nehmen und einsperren, als nachzugeben, und antwortete seinen Bekannten, die ihm zuredeten, sich doch zu fügen, um all den Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen: „Ich habe nicht das Recht, die Schönheit meiner Formen zu verunstalten, indem ich sie in eine lächerliche Kleidung sperre. Es ist schon demütigend genug, einen Sackpaletot tragen zu müssen, und ich will mich nicht noch mehr herabwürdigen, indem ich mir eine Tunika mit Epauletten anziehe und einen Tschako mit Bonpons aufsetze.“

Ähnlichen Marotten begegnet man auch bei Balzac, der, ob schon tief verschuldet, sich eine fürstliche Wohnung einrichtete, und während er kaum Geld genug besaß, um sich Kaffee zu kaufen, doch nicht im Stande war, auf den Besitz eines eleganten Service von Meißner Porzellan zu verzichten.

Auch die Launen Verliebter treten oft in Form plötzlicher, heftiger Impulse auf, die eine augenblickliche Befriedigung verlangen. So erzählt de Goncourt von sich selbst, daß, als er eines Abends mit seinem Freunde in einem der Vororte von Paris spazieren ging, an einem der Fenster eine junge Dame sichtbar wurde, die sie kannten, eine Schauspielerin vom Theater der Folies dramatiques. „Unter Lachen fingen wir an, an dem Gitterwerk, das fast bis zu dem betreffenden Fenster reichte, hinaufzuklettern. Mein Freund gab es bald auf, da die Sache nicht allzu sicher schien, aber ich, einmal unterwegs, kletterte ernsthaft weiter. Wie ein Peitschenhieb hatte mich plötzlich das Verlangen befallen, dieses Weib zu besitzen; es war gewissermaßen ein zweites Ich in mir, das sie liebte, begehrte, sich nach ihr sehnte; und so stieg ich in der fieberhaften Aufregung eines Geisteskranken weiter und kam endlich oben an . . . Ich war fünfzehn Fuß lang verliebt gewesen.“

Hier kommen wir indessen schon zu den Capricen ernsteren Charakters, die, obgleich aus denselben Motiven hervorgegangen wie die kindlichen Launen, doch eine ganz andere Tragweite besitzen als diese. Ein Kind mag noch so eigenfinnig und capriciös sein, es mag um sich schlagen und beißen, seine Schläge und Bisse werden nicht gefährlich, da es über keine nennenswerten Kräfte verfügt, während der Erwachsene, indem er seinen Marotten nachgeht, oft das Geschick einer Familie, eines ganzen Landes in seinen Händen hält, und Reichtümer, ganze Armeen zur Disposition hat.

So mußte die Frau Carlyles, infolge einer der Capricen ihres Mannes,

täglich mit eigenen Händen sein Brot backen, obschon sie zart und fränklich war, und sie wurde von ihm für jeden Hahnenschrei in der ganzen Umgebung verantwortlich gemacht.

Ein Berliner Bankier, der Hunderte von Familien ins Elend gestürzt hat, ließ sich während eines Badeaufenthaltes in Heringsdorf täglich seinen Barbier von Berlin kommen, um sich von ihm rasiren und frisiren zu lassen. Ein junger Italiener, der in Amerika ein großes Vermögen gemacht hatte, brachte es fertig, im Laufe eines Jahres zwei Millionen auszugeben, und zwar auf die phantastischste Weise. Er durchreiste das Land in einem Expresszug, in einem ganz mit einer bestimmten Sorte von Blumen decorirten Wagen, und alle zwei bis drei Stunden hielt der Zug auf einer Station, wo ein neuer, voraus bestellter Wagen, der mit anderen frischen Blumen geschmückt war, auf den sonderbaren Reisenden wartete. Ein übrigens noch lebender französischer Schriftsteller Lebaudy hat sich einen eigenen Zirkus bauen lassen, in dem für ihn allein Stiergefechte aufgeführt werden, und ein von seiner Regierung in diplomatischen Missionen nach Europa geschickter Brasilianer — übrigens ein Mann von hoher Intelligenz — war von allem, was er hier sah, so entzückt, daß er ohne Wahl alles kaufte, was ihm angeboten wurde, unter anderem ein Biergespann, für das er natürlich weder einen Stall, noch geeignetes Dienstpersonal besaß.

In der „Histoire curieuse et véritable des enrichis de la révolution“ findet man geradezu unglaubliche Sachen über die Ansprüche, die Thorheiten solcher plötzlich zu enormem Reichthum gelangten Individuen.

„Die größten, prächtigsten, über und über mit Gold und Skulpturen geschmückten Paläste des Faubourg Saint-Germain sind einem plötzlich reich gewordenen Lafaien kaum gut genug; dem früheren Winzer von Corbigny ist nicht eher wohl, als bis sich statt des Eingangsthors zu seinem Palast ein Triumphbogen über seinem Haupte wölbt, und er kauft mit einem Schlage das Palais, ein Gespann von zwölf Pferden mit allem Zubehör und die Gunst der Mademoiselle Lange . . . Ihre Feste feiern sie in riesigen Spiegelsälen, in denen Blumen von den Wänden nicken und Vögel zwitschern, wo Fliederbüsche plötzlich wie durch Zauber aus den Tischen herauswachsen und ihre duftenden Dolden über die Köpfe der Gäste neigen. Sie müssen Diners zu 200 000 Franken, Westentkнопfe zu 18 000 Franken haben, und auf ihren Bällen muß es zum mindesten eine kleine Lotterie von Diamanten und anderen Kostbarkeiten geben.“

Je höher man hinaufsteigt in die Sphären der Macht und des Reichthums, desto unwahrscheinlicher, abenteuerlicher werden die Marotten: Kaiser Nero läßt, um sich den Genuß eines großen Feuerwerks zu gestatten, eine Riesenstadt anzünden. Claudius, der die Zeit der hundertjährigen Spiele nicht erwarten kann, läßt sie früher, als es eigentlich Zeit ist, aufführen unter dem Vorwande, schon Augustus hätte sie eigentlich früher geben müssen. Caligula verehrte seinem Pferde Incitatus Sklaven, Freigelassene und eine ganze Hauseinrichtung, lud im Namen desselben die Edelsten Roms zu großen Gastmählern ein und hatte sogar die Absicht, das Tier zum Consul zu ernennen. Derselbe Kaiser ließ sich von seinen

Senatoren die Füße küssen, und um nach dem Vorbild des Xerxes einen sichtbaren Beweis seiner Herrschaft über das Meer zu geben, ließ er alle vorhandenen Schiffe in der Meerenge von Bajä auffahren, so daß er dann wie über eine Brücke im Triumph über sie dahinschreiten konnte. Ein andermal ließ er ohne allen Grund eine Armee von 200 000 Mann zusammenberufen, und schließlich ließ er sich, ohne irgend einen Kriegszug unternommen oder eine Schlacht geschlagen zu haben, siebenmal zum Triumphator ernennen.

Hierher gehört auch der Größenwahn Napoleons, der den frühzeitigen Tod von Millionen Menschen verschuldete und sein Vaterland so tief ins Elend gebracht hat, daß es sich jetzt noch kaum davon erholt hat. Handlungen wie diese haben natürlich eine sehr viel größere Tragweite als gewöhnliche Capricen, wenn sie auch denselben Ursprung haben, nämlich den Eigenwillen, die Freude am Herrschen, am Ausüben seiner Macht: je stärker man diese Macht fühlt, desto mehr läßt man seinen Launen die Zügel schießen.

*

Aber die Skala der Capricen ist bei weitem größer und reichhaltiger, als man auf den ersten Blick glauben sollte.

Was wir gemeinhin Caprice nennen, ist eine impulsive, bizarre, wunderliche Idee, die sich dem Geiste aufdrängt, die aber in stetem Wechsel begriffen ist; daneben gibt es aber eine andere Menschenart, bei denen die Launen sich sozusagen in stabilem Gleichgewicht befinden. Hierher gehören die Sammler, die Mattoiden, bei denen eine bizarre Idee ein für allemal Platz gegriffen hat.

Dejeuret berichtet interessante Fälle von solcher verschrobenen Sammelwut; so verbrachte jemand dreißig Jahre seines Lebens damit, sich eine Sammlung von mehr oder weniger geschichtlich berühmten Pfropfenziehern anzulegen; ein anderer war Mumienjammler und befahl, man solle ihn, wenn er gestorben sei, mit seiner schönsten Mumie zusammen begraben. Ein pensionirter Marineoffizier sammelt mit Leidenschaft Uniformknöpfe und Bohnen; von letzteren hat er ganze Schachteln voll: rote, weiße, graue und gemischte, runde, lange, eckige, ovale und mikroskopisch kleine, und nichts geht ihm über den Genuß, diese Bohnensammlung zu betrachten.

Eines Tages nun sieht er vor seinem Fenster einen schlecht gekleideten Mann vorüber gehen, an dessen Beinleidern er einen Uniformknopf entdeckt, der seiner Sammlung fehlt. So schnell er kann, eilt er nun die Treppe hinab und hinter dem Betreffenden her; er erreicht ihn und bietet ihm große Summen für den ersehnten Gegenstand, und als der Unbekannte sich hartnäckig weigert, den Knopf herzugeben, reißt er ihn ihm unversehens ab und macht sich aus dem Staube.

Ich habe selbst verschiedene solche Individuen gefannt, die hart an der Grenze des Irreseins standen, und die mein Vater mit dem Namen *Mattoid* bezeichnet. Einer von diesen hatte die fixe Idee, einen Planeten entdeckt zu haben, den er „*Scoppiato*“ (der Explodirte) nannte, und der aus all den kleinen

abgesplitterten Stücken der anderen Planeten entstanden sein sollte. Ein anderer war ganz von der Idee erfüllt, daß das Erdinnere einen Buckel haben müsse: da es Erdbeben gibt, bei denen das Innere nach außen getrieben wird, so ist es klar, daß der Erdkern einen Buckel haben muß.

Für diese Art von bizarren Einfällen und fixen Ideen genügt keine psychologische Erklärung mehr; sie spielen schon in das Gebiet des Pathologischen hinüber, und wir haben es hier offenbar mit einer bestimmten Art von Anomalie zu thun, mit einer Geistesstörung geringeren Grades, die sich sozusagen auf eine einzige Idee beschränkt und im übrigen ziemlich unschädlich ist, sowohl für das Individuum selbst, das neben seiner fixen Idee ganz gut seinen Geschäften nachgehen kann, wie auch für die Umgebung.¹⁾

*

Wenden wir uns jetzt zu der Frage nach der speziellen Form der Launenhaftigkeit beim weiblichen Geschlecht.

Ist die Frau überhaupt launischer als der Mann?

Es ist dies eine prätere Frage, die wir jedoch, glaube ich, bei aller Unparteilichkeit mit nein beantworten können. Die Frauen mögen vielleicht anscheinend capriciöser sein, im Grunde sind aber ihre Launen viel weniger verhängnisvoll als die der Männer, und zwar aus einem sehr einfachen Grunde. Die Frauen stehen in gewissem Sinne hinter den Männern zurück, sie sind weniger verbrecherisch, weniger genial und weniger bizarr; zur rechten Launenhaftigkeit gehört ein starker Eigenwille, Einbildungskraft und Eigensinn, alles Dinge, die beim Mann in stärkerem Maße vertreten sind. Außerdem stehen die Frauen nicht wie die Männer mitten im Geschäftsleben, so daß ihre capriciösen Einfälle nicht die Tragweite haben wie beim männlichen Geschlecht.

Selbst in seinen Capricen bewegt sich der weibliche Geist auf einem beschränkten Gebiet.

Ein altes Fräulein von siebenzig Jahren, intelligent und wohlwollend, hinterläßt zum Beispiel den größten Teil ihres Vermögens (500 000 Mark) unverheirateten Beamtentöchtern im Alter von über vierzig Jahren, deren jeder eine Rente von 300 Mark ausbezahlt werden soll.

Man vergleiche hiermit das Testament eines kürzlich verstorbenen italienischen Gynäkologen, des Dr. Giordano. Er hinterließ 500 000 Franken und bestimmte ein Hundertstel davon für ein jährliches Banket, welches den Gewinnern des Preises Biberi (um den er selbst sich einmal vergeblich beworben hatte) gegeben werden sollte; von zwei weiteren Tausendsteln sollte eine Fontäne gebaut werden, der er schon im voraus den Namen einer seiner Geliebten gab. Ein Tausendstel setzte er als Preis aus für denjenigen Bauern, dem der Anbau einer besonderen Art von Kürbe — seinem Lieblingsgericht — am besten gelänge. 30 000 Franken vermachte er dem Pfarrer seines Heimatdorfes, weil

¹⁾ Auch die deutschen Psychiater (so Professor Bernicke) anerkennen wieder die Existenz derartiger isolirter Anomalien, die sie lange Zeit bestritten.

sich derselbe niemals vor ihm sehen lassen und ihn nie gelangweilt hatte; für weitere 3000 Franken sollten die alten Büsten von Akademikern, die sich in der Akademie befanden, erneuert werden, denn „es wäre eine Schande, solche Gipsvisagen zu haben,“ sagte er; schließlich setzte er noch einen Preis aus für den Sieger in einem Boxergesecht, „um den kriegerischen Geist der Nation zu beleben“, wie er sagte, und so weiter.

So gibt es auch viel weniger weibliche als männliche Mattoide; ich für mein Teil kenne deren nur zwei: eine Amerikanerin, die gleich Ruskin für die Gracifizierung der Menschheit schwärmt, und die zu diesem Zweck ein ganzes System der Gymnastik mit bestimmten Arm- und Beinbewegungen erfunden und ausgearbeitet hat; die andere, eine mir persönlich bekannte Italienerin, Mutter mehrerer Kinder, hat die kriminelle Anthropologie zum Gegenstand ihrer Verschrobenheit gemacht und verfeindet sich mit all ihren kleinstädtischen Mitbewohnern, indem sie ihnen ohne Umschweife sagt, der und der müsse ein Schuft sein seiner abstehenden Ohren wegen, ein anderer habe Kimladen wie ein Dieb und so weiter.

Die Frauen, könnte man sagen, besitzen das Kleingeld der Caprice, sie bewegen sich auch hierin immer auf den untersten Stufen der Leiter, das muß jedem Beobachter auffallen.

So gibt eine Dame meiner Bekanntschaft jedem Dienstmädchen, das Marie heißt, sofort einen andern Namen, weil sie es unwürdig findet, daß ein Dienstbote denselben Namen trägt wie sie; eine andere hat oft die wunderliche, übrigens von recht schlechtem Geschmack zeugende Laune, plötzlich von einem Tage zum andern ihr ganzes Mobiliar zu wechseln. Goncourt erzählt von einer Dame, die so und so viele Stunden täglich in einer Riesenbadewanne mit eiskaltem Wasser verbrachte, und noch wunderlicher ist die Marotte der Sarah Bernhard, der es Vergnügen macht, in einem Sarge zu schlafen.

Das Hauptgebiet weiblicher Laune ist die Toilette mit all ihren kleinen und großen Künsten. Der Wunsch, zu gefallen, bildet das Hauptinteresse der Frauen, das sich in der Caprice kristallisiert, und die Mode ist sozusagen die kanalisirte und legalisirte weibliche Caprice.

Man denke nur an den Kopfsputz des achtzehnten Jahrhunderts in Form von Schiffen mit Masten, Segeln und Matrosen oder in Gestalt ganzer Landschaften mit Bäumen, Wiesen und Hirten, zu dessen Herstellung mindestens vier Stunden erforderlich waren; an die weiten Röcke mit ihrem ganzen komplizirten System von Keifen, Fischbeinen und Bändern, an die nach Frankreich übertragene griechische Mode, die hier sehr bald zu einer dürftig verschleierten Nacktheit wurde, und deren Auswüchse de Goncourt in seinem Buche „De la société pendant la révolution et le directoire“ so gut charakterisirt.

Nach seinen Angaben soll ein Arzt jener Zeit mit Bestimmtheit versichert haben, zur Zeit jener lustigen Griechenmode wären innerhalb eines Jahres mehr junge Mädchen gestorben als in den vorhergehenden vierzig Jahren.

Charakteristisch für die Launenhaftigkeit des Weibes ist die Flüchtigkeit ihrer

Neigung. Ein paar junge Russinnen meiner Bekanntschaft, sehr intelligente, hübsche Mädchen, führten aus reiner Laune das Leben des ewigen Juden, hielten es an keinem Orte lange aus und waren immer überzeugt in dieser oder jener andern Stadt, diesem oder jenem andern Lande würde es ihnen besser gefallen.

Ich kenne eine andere Frau, die die Marotte hat, jedesmal, wenn sie einen neuen Hut mit größter Sorgfalt ausgewählt, aufprobirt und schließlich gekauft hat, denselben, sobald er ihr zugeschickt wird, entsetzlich häßlich zu finden, ihn bis auf den Grund aufstrennt und mit eigener Hand ganz von neuem garnirt. Aber warum hat sie nicht eine Stunde früher gemerkt, daß der Hut unkleidlich und häßlich ist? Und wenn sie geschickt genug ist, warum hat sie sich den Hut nicht von vornherein selbst garnirt?

In diesen „Warum“ liegt das Wesen der weiblichen Caprice, in dieser Unbeständigkeit des Willens, diesem Verlangen nach Dingen, die auf den ersten Blick als so sehr begehrenswert erscheinen, um dann sofort an Reiz zu verlieren.

Ein Beweis dafür, daß das Gebiet der weiblichen Caprice nur darum so eng ist, weil ihr ganzes soziales Leben auf einen kleinen Kreis beschränkt ist, liegt in dem Umstand, daß, wo sich einmal zufällig das weibliche Leben in größerem Umfange ausdehnen kann, die Launen auch sofort in größerem Maßstabe auftreten.

Man denke zum Beispiel an Katharina II. von Rußland und die groteske, phantastische Art, mit der sie an einem ungetreuen Liebhaber Rache nahm; man denke an die unersättlich phantastische Marie Antoinette, die Millionen dafür ausgab, die Gärten von Trianon in Pachtböfe umzugestalten, mit Mühlen, kleinen Häuschen und Röhren, die von ihr selbst und ihrem Hofgesolge, alle in eleganter Schäfertracht, gehütet und gemolken wurden.

Das beste Beispiel hierfür sind jedoch die großen Courtisanen: „Das Leben der Madame Dubarry,“ sagt de Goncourt, „ist eigentlich nichts als die Geschichte ihrer Rechnungen. Die einfachste ihrer Toiletten kostete mindestens 5—10 000 Franken. Die wahnsinnigen Träume einer galanten Dame werden hier zur Wirklichkeit; Tausende, Hunderttausende werden den Modethorheiten, Juwelen, Spitzen und sonstigen überflüssigen Dingen geopfert, und der ganze königliche Schatz rollt wie ein Strom von Gold und Silber durch die Hände einer schönen Frau.“

Eine durchaus capriciöse Natur ist auch die berühmte russische Künstlerin Marie Bashkirtseff, die ihre kostbare Taschenuhr ins Wasser wirft, einzig um ihrer Mißstimmung Lust zu machen, die mit Vorliebe die Nacht mit ihren Hunden zubringt, und diese Tiere allen Menschen vorzuziehen behauptet, und die beständig umherreißt, von einem Ende Europas zum andern, aus keinem andern Grunde, als weil sie nirgends Ruhe findet.

*

Die Ursache aller dieser Capricen liegt, wie wir leicht sehen, einmal in der Veränderlichkeit des weiblichen Geschlechts, in der Sucht nach etwas Neuem,

Dann aber auch in dem Wunsche, ihrer Umgebung aufzufallen, von ihr bemerkt zu werden, sie zu beherrschen; wenn wir nun aber noch tiefer in das psychische Leben eindringen, so finden wir einen für alle gemeinsam geltenden Ursprung, nämlich die Unthätigkeit oder doch wenigstens den Mangel der den Frauen so notwendigen und natürlichen körperlichen, materiellen Arbeit. Die unthätig verträumten Stunden sind es, in denen die capriciösen Einfälle Wurzel schlagen und wuchern; der Mangel an geregelter, das Leben ausfüllender Arbeit ist es, der all die verschrobenen Bedürfnisse, den Wunsch nach Veränderung, nach Herrschaft über die Umgebung, nach allem Neuen und Ungewöhnlichen erzeugt.

Hat man schon jemals von den Launen der niederen Klassen, der Arbeiterbevölkerung gehört? Nein, denn das Leben dieser Menschen ist ganz mit Arbeit ausgefüllt, so daß sie keine Zeit haben, ihren Einfällen nachzugehen, und wenn das Volk wirklich einmal unbegreifliche, bizarre, widersinnige Handlungen begeht, wie es zur Zeit der französischen Revolution häufig genug vorgekommen ist, — man denke nur an die völlig aus der Luft gegriffene, neugeschaffene Religion, an die Verehrung der Göttin der Vernunft, an die Verhimmelung höchsten Wesens in Gestalt einer Tänzerin, an die in den Kirchen abgehaltenen Orgien und so weiter — so haben wir es hier weniger mit Capricen und Marotten, als mit einer Art von Geistesstörung zu thun, die wie eine Seuche ein ganzes Volk befallen hat, und die so um sich greifen konnte, weil mit den Unruhen der Revolution die geregelte Arbeit aufhörte, so daß dem Volk zur Ausübung seiner extravaganten Einfälle Zeit und Muße blieb.

Das beste Gegengift gegen Verschrobenheit und Launenhaftigkeit Erwachsener ist die Arbeit; für Frauen wäre vielleicht noch ein wirksames Korrektiv die Mutterschaft oder ein Ersatz derselben. Im Grunde ist nämlich die Eitelkeit der Frauen, ihre Neigung zu spielerischen Tändeleien, ihre Veränderlichkeit und Neuerungsucht nichts als der unbestimmte Wunsch, zu gefallen, zur Gattin und Mutter gewählt zu werden. Die Mutterschaft ist das wirksamste Heilmittel gegen alle weiblichen Grillen, und wenn die wahre Mutterschaft ihnen nicht beschieden ist, so muß ihr Interesse auf etwas hingelenkt werden, was dieselbe möglichst ersetzt, zum Beispiel die Beteiligung an Wohlthätigkeitswerken aller Art, Kindererziehung, Waisenfürsorge, Krankenpflege, wie es ja jetzt in zivilisirten Ländern überall angebahnt wird.



Die spanische Thronkandidatur des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern und die von Sybelsche Darstellung.

Von

Dr. M. Schmitz.

Mit welcher Spannung man allseitig die beiden letzten Bände des von Sybelschen Werkes über die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. aufgenommen hat, bezeugen die bald nach der Herausgabe in zahlreichen Zeitschriften erscheinenden Anzeigen und Besprechungen. Ein ganz besonderes Interesse aber beansprucht aus der Geschichte der behandelten Jahre (vom Herbst 1866 bis in die denkwürdigen Julitage 1870) die Frage nach der Entstehung des deutsch-französischen Krieges, welcher der Verfasser daher auch eine sehr eingehende und behutsam erörternde Darstellung widmet. Dieselbe hat denn auch manche Vorstellungen geändert, berichtigt oder wenigstens in andere Beleuchtung gerückt. Doch konnte von Sybel für diese so wichtige Frage noch nicht den zweiten Band des Buches „Aus dem Leben König Karls von Rumänien, Aufzeichnungen eines Augenzeugen“ (Stuttgart 1894) benützen; er kannte die Aufzeichnungen nur, soweit sie in der „Deutschen Revue“ (bis 1869 reichend) erschienen waren.¹⁾ Dadurch ist ihm aber eine in ihrer Bedeutung noch keineswegs hinreichend gewürdigte Quelle allerersten Ranges mit den schwerstwiegenden Nachrichten entgangen, und das hat denn auch bereits Delbrück in den Preussischen Jahrbüchern (Februarheft 1895, Seite 341—348) veranlaßt, daraufhin einen kurzen Aufsatz „Zum Ursprung des Krieges von 1870“ erscheinen zu lassen. Doch verfolgt derselbe hauptsächlich die Absicht, über Bismarcks Ansichten und Pläne nach den bisher feststehenden Thatsachen Klarheit zu schaffen; ich möchte im folgenden dagegen einen andern Umstand, soweit dies auf Grund der genannten Publikation möglich ist, erörtern, nämlich die Frage nach der Stellung des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern, beziehungsweise seines Sohnes, des Erbprinzen Leopold, in der ganzen Angelegenheit. Denn von Sybels Darstellung wird ihnen nicht gerecht, spricht er doch (VII, 256, 259 f. 265) die, wie sich ergeben wird, durchaus unrichtige Behauptung aus, die vierte und letzte Verhandlung Prim's mit dem Fürsten von Hohenzollern und seinem Sohne sei hinter dem Rücken König Wilhelms erfolgt, und Karl Anton habe, ohne vorher König Wilhelms Meinung eingeholt zu haben, dem spanischen Abgesandten Salazar am 20. Juni seine Zusage gegeben, sowie auch der Erbprinz Leopold den Antrag ohne Befragung des Königs, obgleich dessen entgegengesetzte Ansicht ihm längst bekannt war, angenommen. Die spanische Thronkandidatur des jetzigen Fürsten von Hohenzollern würde demnach als ein reines Privatunternehmen des fürst-

¹⁾ Die Benützung der Akten des Auswärtigen Amtes aber, durch welche die fünf ersten Bände eine so unübertroffene quellenmäßige Grundlage erhielten, war dem Verfasser, wie er in der kurzen Vorrede zum sechsten Bande bemerkt, einige Monate nach dem Rücktritt des Fürsten Bismarck entzogen worden.

lichen Hauses erscheinen, das von Sybel (S. 259) auch noch als solches durch die billige Anekdote zu charakterisiren sucht, in Berlin habe man erzählt, Fürst Karl Anton sei schließlich doch zu der Ansicht gekommen, ein König von Spanien habe eine schönere Stellung in der Welt als ein preußischer Stabsoffizier.

Sehen wir uns demgegenüber nunmehr die die spanische Angelegenheit betreffenden Briefe und Mitteilungen des oben genannten Augenzeugen aus dem Jahre 1870¹⁾ an, der, wie sich aus dem im Buche Mitgeteilten ergibt, in der allernächsten Umgebung des Königs Karl von Rumänien, des jüngeren Bruders des Fürsten Leopold von Hohenzollern, gesucht werden muß. Sie geben in chronologischer Reihenfolge die dem damaligen Fürsten von Rumänien aus seiner Heimat, hauptsächlich von seinem Vater, dem Fürsten Karl Anton, berichteten einzelnen Umstände im Verlauf der ganzen Angelegenheit. Unter dem 1. März lesen wir: „Aus der Heimat gehen dem Fürsten weltbewegende Nachrichten zu: Don Salazar ist wiederum von General Prim nach Deutschland entjandt worden, diesmal aber direkt nach Berlin. Er überbringt dem König von Preußen, dem Erbprinzen von Hohenzollern und dem Grafen Bismarck Briefe der spanischen Regentschaft, in denen die eindringliche Bitte ausgesprochen wird, daß Erbprinz Leopold die Krone Spaniens annehmen möge. Der Fürst und der Erbprinz von Hohenzollern sind der Ansicht, daß das Anerbieten abzulehnen sei; besonders der Erbprinz fühlt eine fast unüberwindliche Abneigung dagegen, und auch der Fürst ist nur dann geneigt, die Sache in ernstliche Erwägung zu ziehen, wenn ein höheres Staatsinteresse es erheischen sollte.“ Das ist der gleich zu Anfang auftretende und bis zum schließlichen Ausgang aller Verhandlungen festgehaltene und maßgebend gebliebene Grundsatz. Und Bismarck war es, welcher dieses besondere Staatsinteresse behauptete und immer wieder betonte; hören wir die diesbezügliche (S. 66 f.) gebrachte Nachricht: „Fürst Karl erfährt, daß sein Bruder, der Erbprinz Leopold, sich nach Berlin begeben hat, wohin in einigen Tagen sein Vater ihm folgen wird. Dann soll die spanische Frage endgiltig entschieden werden, da Don Salazar nicht länger zuwarten kann. Graf Bismarck plädirt mit großer Wärme für die Annahme der Krone durch den Erbprinzen; er hebt in einer Denkschrift an König Wilhelm die große Bedeutung hervor, welche die Berufung eines Hohenzollernprinzen auf den spanischen Thron für Deutschland haben würde: politisch unschätzbar würde es sein, im Rücken Frankreichs ein freundlich gesinntes Land zu haben, und auch wirtschaftlich würde es für Deutschland wie für Spanien selbst die größten Vorteile nach sich ziehen, wenn dieses entschieden monarchisch gesinnte Land unter einem König aus deutschem Stamme seine Hilfsquellen zur Entwicklung brächte, und sein Handel sich auf die Höhe höbe, die der Ausdehnung seiner hafendreichen Küsten entspräche.“

Erbprinz Leopold vermag sich aber nicht über das Bedenken hinwegzusetzen,

¹⁾ Die früheren Verhandlungen übergehe ich als für die Zwecke des Aufsatzes unwesentlich. Vergl. darüber meine Schrift: Fürst Karl Anton von Hohenzollern und die Bedeutung seiner Familie für die Zeitgeschichte (Neuwied 1893, 4. Aufl.), S. 73 ff.

daß so viele Zweige der entthronten Königsfamilie ihre Ansprüche auf die ihm angetragene Krone noch geltend machen. Auch König Wilhelm teilt die Auffassung seines Ministers nicht und spricht die schwersten Bedenken gegen die Annahme aus; die Entscheidung selbst überläßt er aber einzig und allein dem Erbprinzen, den er in keiner Richtung zu beeinflussen wünscht. Der Kronprinz warnt den Erbprinzen, sich darauf zu verlassen, daß die preußische Regierung, wenn sie auch jetzt, vielleicht zur Erreichung eines bestimmten Zweckes, auf dieses Projekt einginge, ihm später ihre Unterstützung wirklich gewähren würde!

(15. März). In Berlin findet im Schlosse eine Beratung statt, bei welcher Graf Bismarck von neuem mit großer Wärme für die Annahme der spanischen Krone durch den Erbprinzen Leopold eintritt. Kronprinz Friedrich Wilhelm sieht dagegen viele Schwierigkeiten voraus und hält die Lage in Spanien für sehr unsicher.

(16. März). Erbprinz Leopold erklärt dem Chef seines Hauses, daß er die Krone ablehnen müsse! Graf Bismarck besteht darauf, daß die Hohenzollern die spanische Kandidatur nicht fallen lassen dürften; so telegraphirt denn Fürst Karl Anton seinem dritten Sohne, dem Prinzen Friedrich,¹⁾ daß er seine italienische Reise abbrechen und nach Berlin zurückkehren solle, da nach der Ablehnung seines Bruders die Entscheidung nunmehr an ihn herantrete.“

In einem Briefe des Fürsten Karl Anton an seinen Sohn vom 20. März finden wir dann eine Zusammenfassung des bisherigen Verlaufs mit folgenden Worten: „Ich bin seit vierzehn Tagen in höchst wichtigen Familienangelegenheiten hier: es handelt sich um nichts Geringeres als um Annahme oder Ablehnung der spanischen Krone für Leopold, welche, allerdings unter dem Siegel eines europäischen Staatsgeheimnisses, von der spanischen Regierung offiziell angeboten worden ist.

„Diese Frage präoccupirt hier sehr. Bismarck wünscht die Annahme aus dynastischen und politischen Gründen, der König aber nur dann, wenn Leopold dem Rufe gern folgt. Am 15. war hier eine sehr interessante und wichtige Beratung unter Vorsitz des Königs, bei welcher der Kronprinz, wir beide, Bismarck, Roon, Moltke, Schleinitz, Thile und Delbrück zugegen waren. Der einstimmige Beschluß der Ratgeber lautet auf Annahme, weil dieselbe eine preußische patriotische Pflichterfüllung sei. Aus vielen Gründen, nach schweren Kämpfen hat Leopold abgelehnt. Da nun aber in Spanien avant tout ein katholischer Hohenzoller gewünscht wird, so habe ich Fritz, im Falle seines Einverständnisses, vorgeschlagen . . . und ich hoffe, daß er sich dazu bestimmen lassen wird. Doch ist alles erst im Werden, und das Geheimnis muß vorläufig gewahrt bleiben. Deiner lieben Mutter wird es einen ungeheuren Kampf kosten, allein sie wird schließlich nicht in den Gang der Weltgeschichte eingreifen wollen. Auch dieses sind ja unbegreifliche Fügungen der Vorsehung.

„Don Salazar, den Du auf der Weinburg gesehen hast, war mit Schreiben von Prim nach Berlin gekommen; er ist wieder zurückgereist, weil es sonst hätte

¹⁾ Derselbe ist jetzt Kommandeur des sechsten Armeecorps in Breslau.

bekannt werden können, daß ein spanischer Abgeordneter hier ist, der viel mit Bismarck verkehrt und so weiter. Auch für Deine politische Stellung ist die Lösung der spanischen Frage nicht gleichgiltig.“

Prinz Friedrich lehnte übrigens, wie wir weiter hören, den Antrag sofort ab und erklärte, daß er sich nur einem bestimmten Befehl des Königs fügen würde. Fürst Karl von Rumänien aber gab in einem vom 1. April datirten Antwortschreiben der Hoffnung Ausdruck, daß der Erbprinz sein letztes Wort in der spanischen Angelegenheit noch nicht gesagt habe, der gewiß dieser großen Mission gewachsen sein würde; doch müßte man im Falle der Annahme der Krone entschieden einige Bedingungen bezüglich des Heeres und der Verfassung stellen.

Unter dem 3. April erfahren wir dann weiter, daß Fürst Karl Anton aus Berlin vernommen, „daß Graf Bismarck die Annahme der spanischen Krone durch einen der Prinzen von Hohenzollern wiederholt und mit der größten Entschiedenheit für eine politische Nothwendigkeit erklärt hat.“ Wohl daraufhin stellte der Fürst drei Bedingungen, „die die Oeffentlichkeit nicht aufwühlen, wie es zum Beispiel diejenige der Auflösung der Armee thun werde,“ schreibt er am 16. April nach Bukarest. Die Bedingungen sind folgende: „Garantie gegen den Staatsbankerott, Durchbringung aller antiklerikalen Gesetze, damit das Odium nicht auf den Namen des neuen Souveräns fällt, und Zweidrittel- bis Dreiviertelmajorität bei der Wahl durch die Cortes. Dies sind die einzig möglichen Bedingungen, weil außerordentlich rasch gehandelt werden muß; alles andere würde große Weitläufigkeiten hervorrufen und am Ende zu wechselseitigem Absagen führen. . .“ Interessant ist aus den folgenden für uns gleichgiltigen Bemerkungen noch, daß der spanische Botschafter in Paris, Dlozaga, von der schwebenden Angelegenheit zu jener Zeit nichts wußte. Inzwischen waren Lothar Bucher und Major von Versen, vom preußischen Generalstab, nach Spanien geschickt, um die dortige Lage zu studiren. Am 20. April wurde der Fürst telegraphisch von König Wilhelm in der spanischen Frage von Düsseldorf nach Berlin berufen, und er berichtet zwei Tage später an seinen Sohn, den Fürsten Karl, hierüber: „Es war abermals die einer nahen Entscheidung zutreibende spanische Frage, die mich hieher geführt hatte. Nachdem Leopold aus gewichtigen Gründen hatte ablehnen müssen, war die Kandidatur von Fritz in ernsthafte Aussicht genommen. Die Entscheidung stand bevor, denn aus Madrid drängte man; da erklärt Dein Bruder auf das entschiedenste, daß er die Aufgabe nicht übernehmen könne! Man muß die Sache also fallen lassen, ein großer historischer Moment für das Haus Hohenzollern ist verloren gegangen, ein Moment, wie er noch niemals dagewesen, wohl niemals wiederkehren wird! . . . Hätte der König in der letzten Stunde befohlen, so würde Fritz gehorcht haben; da er ihm aber freie Entschließung anheimgestellt hat, so lautet seine Entscheidung auf Nichtannehmen!“

„Hiermit wäre diese Sache abgethan, und die äußerst interessanten Verhandlungen können bei den Akten ruhig schlafen, bis in ferner Zukunft einmal ein Historiker die Geschichte unseres Hauses schreiben wird.“

Man hört aus den Worten des Fürsten, der sich bekanntlich durch eine große Energie und rastlose Arbeitskraft auszeichnete, das Bedauern, daß sein Haus nicht bestimmt sein sollte, auf dem Throne von Spanien für die Entwicklung dieses Landes Unvergängliches zu leisten, und fast möchte man seine Hoffnung, daß doch noch eine günstige Wendung eintreten könne, aus den Worten zum Schlusse seines Briefes herauslesen: „Das Geheimnis von Spanien ist wunderbar gewahrt worden, und es ist von höchster Wichtigkeit, daß es auch ferner, wenigstens von unserer Seite, gewahrt bleibe.“ Und hatte er schon früher auf die Möglichkeit einer Einwirkung der spanischen Angelegenheit auf die Stellung seines Sohnes in Rumänien hingewiesen, so klingt dieser Gedanke auch jetzt wieder durch in einem Briefe vom 12. Mai, wenn es heißt: „Sehr gespannt ist man, was mit Spanien, das wir verschmäht haben, werden wird. Man fürchtet, Republik. Das wäre für Italien eine große Gefahr, weil dort die geheimen Gesellschaften schon alles vorbereitet haben. Aber auch für Rumänien wäre das nicht gleichgiltig, denn bei den Völkern romanischer Rasse wirken solche Staatsumwälzungen doppelt epidemisch.“ Am 26. Mai berichtet Fürst Karl Anton, daß Bismarck sehr unzufrieden mit dem Fehlschlagen der spanischen Kombination sei; dann heißt es weiter: „Doch ist die Sache noch nicht vollständig aufgegeben! Sie hängt noch an einigen schwachen Fäden, die aber wie Spinnweben sind.“ Genaueres hierüber erfahren wir nicht; nach v. Sybel (S. 255) wäre es Bismarck gewesen, der, Ende Mai nach längerem Unwohlsein nach Berlin zurückgekehrt, an Prim tröstend und auf eine vielleicht bessere Zukunft verweisend, geschrieben habe, die Kandidatur sei eine treffliche Sache, die man im Auge behalten müsse.

Nun heißt es in dem Bericht des Augenzeugen weiter (Anfangs Juni): „Fürst Karl erfährt, daß sein Bruder, der Erbprinz Leopold, neuerdings nicht mehr auf dem früheren, rein ablehnenden Standpunkte zur spanischen Thronfrage steht, sondern sich mit dem Gedanken vertraut gemacht hat, unter ganz bestimmten Bedingungen die Krone anzunehmen. Die seit dem ersten Auftreten der Frage verflossene Zeit hat den Erbprinzen gelehrt, die schwierige, kaum einen Ausweg freilassende Lage richtiger zu würdigen, in welche das spanische Volk durch die endgiltige Beseitigung der Kandidatur Hohenzollern versetzt werden würde; er scheut vor der ungeheuren Verantwortung zurück, seine Mitwirkung einem großen Volke zu versagen, das nach langem Siechtum eine mannhafte Anstrengung gemacht hat, um seine nationale Kultur auf eine höhere Stufe zu heben! Von dieser Sinnesänderung hat Fürst Karl Anton den preußischen Kronprinzen brieflich in Kenntnis gesetzt und ihm anheimgestellt, auch den Grafen Bismarck davon zu benachrichtigen.

„Graf Bismarck hat infolge dessen an den Fürsten von Hohenzollern ein Schreiben gerichtet, worin er darauf dringt, daß die spanische Frage wieder aufgenommen werde. Er rät dem Fürsten Karl Anton, ungesäumt auf den Erbprinzen einzuwirken, daß dieser sich aller Bedenken entschlage und im Interesse Deutschlands sich für die Annahme der spanischen Krone entscheide.

Uebrigens hat General Prim — wohl auf Bismarcks Brief hin, s. o. — die vom Fürsten Karl Anton telegraphisch an Geheimrat Bucher übersandte Ablehnung nicht angenommen, sondern seine Hoffnungen aufrecht erhalten.

„Geheimrat Bucher und Major v. Versen haben sehr zufriedenstellende Berichte über die Aussichten der Kandidatur Hohenzollern in den Cortes und im Lande zurückgebracht; man hat sie in Spanien außerordentlich herzlich aufgenommen. König Wilhelm meint, daß sie ihre Berichte durch die ihnen erwiesenen großen Aufmerksamkeiten unwillkürlich hätten rosiger färben lassen, als es sonst der Fall gewesen sein würde!“

Wie, unter welchen Eindrücken sich der Umschwung in der Gesinnung des Erbprinzen vollzogen hat, wird nicht gesagt. Wir müssen aber nach dem Früheren annehmen, daß der Vater auf Drängen Bismarcks nochmals und wiederholentlich seinen Sohn auf die Bedeutung seines Entschlusses für das Wohl des Staates hingewiesen hat, wie ja auch nach der eben angeführten Stelle der preußische Ministerpräsident wieder die Einwirkung des Fürsten auf den Erbprinzen dringend erbittet, daß dieser sich „im Interesse Deutschlands“ für die Annahme entscheide. Und dem völlig entsprechend heißt es unter dem 4. Juni weiter: „Der Erbprinz von Hohenzollern hat sich bereit erklärt, die spanische Krone anzunehmen, da ihm von der berufensten Seite vorgestellt worden ist, daß das Staatsinteresse dies erheische! Er hat sich entschlossen, alle persönlichen Bedenken fallen zu lassen und sich der höheren Notwendigkeit zu fügen; in diesem Sinne hat er dem König von Preußen geschrieben, er nehme die ihm angetragene Krone an, da er hoffen dürfe, seinem Vaterlande hierdurch einen großen Dienst zu erweisen. König Wilhelm hat ihm sogleich geantwortet, daß er mit seinem Vorhaben einverstanden sei.“ Demgegenüber läßt v. Sybel den König die Nachricht erst nach dem 20. Juni (S. 260) in Ems erfahren, und er fährt dann fort: „Der König war völlig überrascht, verhehlte in seiner eigenhändigen Antwort sein Befremden nicht, erklärte aber, daß er einem inneren Verufe des Prinzen keinen Widerspruch entgegensetzen könne.“

Am 23. Juni war Don Salazar nach Madrid zurückgereist, um der spanischen Regentenschaft zu melden, daß der Erbprinz bereit sei, die Krone anzunehmen. Dieser hatte außerdem das von General Prim im Februar an ihn gerichtete Schreiben nunmehr in bejahendem Sinne beantwortet. Wenige Tage später fing die europäische Presse an, von der Thronkandidatur des Hohenzollernprinzen zu sprechen.¹⁾ Da trat in Madrid ein unerwartetes Ereignis ein: „Ein Mißverständnis bei der Deciffirung einer von Berlin nach Madrid geschickten Depesche, welche das Datum der Rückkehr Don Salazars mittheilte, hat zur Folge gehabt, daß die Cortes, welche versammelt bleiben sollten, um sogleich die Wahl vorzunehmen, am 24. Juni geschlossen und bis zum 31. Oktober vertagt worden sind. — So ist durch einen Zufall alles wieder in Frage gestellt! Die Wahl

¹⁾ Aus dem Leben König Karls von Rumänien II, S. 96.

wird nun erst im Spätherbst stattfinden können, und das Ausland hat vollauf Zeit, in Spanien gegen die Kandidatur Hohenzollern zu intrigieren und zu wühlen.“ Nachdem am 3. Juli die Agence Havas die Meldung von dem Beschlusse des spanischen Ministeriums, dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern die Krone anzubieten, gebracht hatte, schlägt am folgenden Tage „die ganze europäische Presse den größten Lärm über die Nachricht aus Madrid“, und die beunruhigte französische Regierung, die noch am 1. Juli durch den Kriegsminister in der Kammer hatte erklären lassen, Bismarck sei für die Erhaltung des Friedens und bezwecke keine Ruhestörung, wies ihren Vertreter Le Sourd in Berlin an, beim Auswärtigen Amte wegen dieser Kandidatur vorstellig zu werden und der hierdurch hervorgerufenen „peinlichen Ueberraschung“ Ausdruck zu geben. Der Herzog von Gramont eröffnete dem preußischen Botschafter in Paris, Freiherrn von Werther, daß Kaiser Napoleon die Hohenzollernkandidatur für den spanischen Thron niemals dulden werde, und dieselbe Erklärung gab Ollivier, der dieser Unterredung beiwohnte, ab. Als daraufhin der Botschafter am 5. Juli nach Ems zu König Wilhelm abreiste, bat Bismarck den König telegraphisch, „sich eine möglichst kühle Auffassung der Lage zu wahren“. König Wilhelm schrieb am 6. Juli dem Fürsten Karl Anton, „daß er nicht begreife, warum General Prim, noch ehe die Cortes befragt seien, dem französischen Botschafter Mitteilung von der Zusage des Erbprinzen gemacht habe. Der König hält es noch für möglich, daß die französische Erregung sich wieder lege, bedauert es aber, daß man der früher geäußerten Meinung des Fürsten von Hohenzollern, man müsse sich der Zustimmung Frankreichs versichern, keine Folge gegeben habe,¹⁾ weil General Prim die Geheimhaltung gewünscht und Graf Bismarck geltend gemacht habe, daß jede Nation sich ihren König wählen dürfe, ohne andere zu befragen.“ — „In Madrid betonen die officiösen Blätter, daß die Wahl der spanischen Regentschaft auf den Erbprinzen gefallen sei, nicht weil er ein preußischer Prinz sei, sondern weil er durch seine Verbindung mit dem Hause Braganza — seine Gemahlin ist eine portugiesische Königstochter — in Beziehung zur Iberischen Idee stehe.“

(10. Juli.) „König Wilhelm sendet dem Fürsten von Hohenzollern den Oberst Strantz, damit dieser ihm zur Klarlegung der Lage von allen bisher ausgetauschten Notizen Mitteilung mache; außerdem hat er demselben einen Brief für den Fürsten mitgegeben, worin er schreibt, daß Frankreich augenscheinlich den Krieg wolle, und daß, falls Fürst Karl Anton den Rücktritt des Erbprinzen von der spanischen Kandidatur beschließen sollte, er, als Chef des Hauses, jetzt ebenso damit einverstanden wäre, wie er vor einigen Wochen zur Annahme sein ‚Einverstanden‘ ausgesprochen hätte.“²⁾

¹⁾ Diese Stelle zeigt deutlich, daß sowohl König Wilhelm wie der Fürst von Hohenzollern jede nur etwa denkbare Verwicklung mit Frankreich vermeiden wollte.

²⁾ v. Sybels Deduktion (VI, 349 f. und VII, 245), die einen wesentlichen Faktor bei seinen Ausführungen bildet, daß der König von Preußen als Familienoberhaupt gar nicht das Recht gehabt habe, den Mitgliedern des hohenzollernschen Fürstenhauses die Annahme einer angebotenen fremden Krone zu verbieten, erscheint darnach als unrichtig. Das zeigt sich

(12. Juli.) Der Erbprinz von Hohenzollern hat offiziell seine Kandidatur zurückgezogen, um Frankreich jeden Vorwand zum Kriege gegen Deutschland zu nehmen. Fürst Karl Anton hat heute mittag dem spanischen Botschafter in Paris, Olozaga, den Wortlaut der Depesche, die er an den Marschall Prim gerichtet hat, telegraphisch mitgeteilt.

Der Wortlaut dieser Depesche ist allgemein bekannt, ebenso die nun folgenden Ereignisse, deren Darstellung hier überflüssig ist. Von Interesse ist jedoch noch der Umstand, daß Frankreich sich infolge der spanischen Thronkandidatur des Erbprinzen mit der rumänischen Opposition in Verbindung setzte, weil man glaubte, der Fürst Karl habe „hinterücks mit den sogenannten Feinden Frankreichs konspirirt.“ Es kostete den rumänischen Agenten in Paris, Strat, die größte Mühe, das Lügengewebe zu zerstören, „welches von der rumänischen Umsturz- und Oppositionspartei in der französischen Hauptstadt gegen den Fürsten verbreitet worden sei.“ Eine letzte Beleuchtung erhalten diese Verhältnisse, sowie der Verzicht des Erbprinzen auf die spanische Krone in einem Briefe des Fürsten Karl Anton nach Bukarest vom 10. August, aus dem ich folgende Stelle hervorhebe: „Deinen Strat muß ich entschieden in Schutz nehmen, denn er hat sich als einen anhänglichen und treuen Diener Deiner Person und sonach auch Deiner Familie gezeigt. Er kam nach Sigmaringen in dem Momente der höchsten Exasperation der französischen Regierung. Von ihm erfuhr ich die wahrhafte Stimmung und Absicht in Paris — er trug dazu bei, daß ich die Renunciation Leopolds vielleicht vierundzwanzig Stunden früher bekannt machte, als es ohne seinen dringenden Rat geschehen wäre. Dadurch, daß ich im richtigen Augenblick den französischen Kriegsvorwand durch die Veröffentlichung der Entsagung neutralisirt habe, ist vielleicht der preußisch-französische Krieg populär, das heißt ein deutscher Krieg geworden. Durch einige Verzögerung meinerseits hätte der Krieg eine dynastische Färbung bekommen, und ganz Süddeutschland hätte Preußen im Stich gelassen. Ich bitte daher, Strat nicht zu tadeln, sondern seiner guten Absichten wegen um so mehr zu loben, als ihm bewußt war, daß Deine Gegner in Rumänien den Krieg herbeigewünscht haben, um Dich zu stürzen. Strat wollte daher den Krieg à tout prix vermieden wissen, denn auch er, wie niemand in ganz Frankreich, hatte nur die entfernteste Ahnung von der ekrasanten Superiorität unserer Waffen.“

Eine lückenlose Darstellung der Vorgänge, der Pläne und der Maßnahmen Bismarcks¹⁾ ist freilich auch durch die außerordentlich wichtige Quelle, die uns

noch klarer in der Denkschrift des Fürsten Karl Anton an König Wilhelm, als seinem Sohne Karl die rumänische Krone angetragen war: „... habe ich selbstverständlich nur erwidern können, daß eine bejahende oder verneinende Beantwortung mir aus dem Grunde nicht zutehe, weil Eure Majestät als Allerhöchster Haus- und Familienchef allein und ausschließlich hierüber Entschließung zu nehmen und Verfügung zu treffen haben.“ (Aus dem Leben König Karls ic. I. S. 5; vergl. auch S. 23, 27, 58.)

¹⁾ Vgl. die (von Delbrück wohl übersehene) Aeußerung des Fürsten Karl Anton in einem Briefe vom 8. März 1872 an seinen Sohn, den Fürsten von Rumänien: „Ich bin

in dem Buche des Augenzeugen über den König von Rumänien vorliegt, nicht gegeben; es bleiben vielmehr noch manche Punkte unaufgeklärt, auf die bei den vorstehenden Mittheilungen gelegentlich hingewiesen ist. Die völlige Aufklärung könnte nur dadurch gegeben werden, daß der Fürst Leopold sich entschliesse, seine bisherige, auf zartfühliger Rücksichtnahme begründete Zurückhaltung aufzugeben und die übrigen, in seinem, bezüglich dem Besitze des Königs von Rumänien befindlichen Briefe und Aktenstücke zu veröffentlichen. Aber so viel ergibt sich mit absoluter Gewißheit, daß die spanische Thronkandidatur keineswegs ein Privatunternehmen des hohenzollernschen Fürstenhauses, sondern ein vom preußischen König und seinem Ministerium, insbesondere von Bismarck mit größter Bestimmtheit und außerordentlicher Zähigkeit, geforderter und mit dem Wohle des Staates begründeter Schritt war; daß ferner König Wilhelm ausdrücklich seine Zustimmung zu der Annahme gleich nach dem 4. Juni (vgl. dagegen v. Sybels oben angegebene Behauptung zum 20. Juni!) erteilt hat. Und wenn damals die deutsche Presse einmütig den Erbprinzen Leopold wegen seiner hochherzigen und patriotischen Haltung beglückwünschte, so hat sie, wie die vorstehenden Ausführungen erweisen, damit durchaus das Richtige getroffen.



Charaktereskizzen aus der neuesten englischen Geschichte.

III. William Ewart Gladstone.

Ein merkwürdigen Gegensatz zu Lord Beaconsfields Laufbahn bildet die seines großen Gegners und Nebenbuhlers Gladstone. Geboren am 23. Dezember 1809 als Sohn eines reichen Kaufmanns und Plantagenbesizers in Liverpool, zeichnete er sich schon in Oxford durch sein Talent für die Debatte aus, ebenso aber durch seine hochkirchliche und torystische Richtung, der zufolge er heftig gegen die Reformbill sprach, „welche die Form unserer Regierung untergräbt und die Grundlagen der sozialen Ordnung zerstört.“ Durch den Einfluß des Herzogs von Newcastle wurde er bereits im dreiundzwanzigsten Jahr ins Unterhaus gewählt, wo er die Interessen seiner Partei namentlich gegen die von Lord Grey beantragte Sklavenemanzipation als eine „überstürzte Maßregel“ vertrat. 1838 erschien sein Buch „Der Staat in seinen Beziehungen zur Kirche“, in welchem er die engste Verbindung beider Mächte verlangte, und das die glänzend scharfe Kritik Macaulays hervorrief. Sein Talent war schon damals so anerkannt, daß, als Peel an die Stelle von Melbourne trat, er ihn zum Präsidenten des

sein unbedingter Lobredner Bismarcks, allein er ist für Deutschland und Preußen unentbehrlich und geht nur nach großen Zielen und Zwecken. Er schreitet mutig über alle Schranken hinweg; so ist er ja auch in der spanischen Frage über uns hinweggeschritten.“

Handelsamtes berief, und hier zeigte er eine Kenntnis wirtschaftlicher Fragen, die ihn später zum bedeutendsten Schatzkanzler Englands erhob; er setzte die Zahl der zollpflichtigen Artikel von 1200 auf 450 herab, half Peel die Aufhebung der Kornzölle und der Navigationsakte durchführen und ward 1853 der Schöpfer des jetzigen englischen Tarifs, welcher den reinen Finanzzoll auf einige zwanzig große Artikel einführte. In seinen konfessionellen Anschauungen ward er toleranter, aber blieb persönlich hochkirchlich, brach andererseits mit früheren Freunden, die zum Katholizismus übertraten. Mit Lord Palmerston konnte er sich nicht vertragen, er griff in der Pacificofrage 1850 dessen „Civis Romanus sum“ als einen heidnischen, dem heutigen Völkerrecht widersprechenden Grundsatz an, weil der Römer einer privilegierten Klasse und erobernden Nation angehörte, während der Engländer kein anderes Recht auswärts habe als jeder Angehörige anderer Staaten. Vorzüglich, wie diese Rede war, zeigte sie doch schon Merkmale seiner Kleinmütigkeit in der auswärtigen Politik; er widersetzte sich beim Heranziehen des Krimkrieges den energischen Maßregeln, die Palmerston befürwortete, und half eben dadurch den Bruch herbeiführen. Anfangs verteidigte er denselben, wandte sich aber bald gegen die Fortsetzung des Krieges und blieb eine Zeit unabhängiges Mitglied, bis er 1859 wieder ins Kabinet trat und half den Handelsvertrag mit Frankreich durchzuführen. Nach Palmerstons Tod wurde er unter Russell Führer des Hauses der Gemeinen, erlitt aber 1866 als er, der die erste Reformbill so hart verdammt, eine neue Wahlreform einbrachte, durch den Abfall der konservativeren Whigs Schiffbruch und mußte dann zusehen, wie Disraeli ihn durch seine radikalere Bill übertrumpfte. Um seine Partei wieder zu einigen, brachte er, der die irische Staatskirche so warm verteidigt, Resolutionen ein, dieselbe als einen Schmaroherbaum (upas tree) abzuschaffen, siegte damit und trat 1868 an die Spitze des Ministeriums. Nach Durchführung jener Resolutionen setzte er die irische Landbill durch, welche dem Pächter Sicherheit für seinen Besitz und Entschädigung für gemachte Verbesserungen gewährte, verbesserte das Finanzsystem, beseitigte den Stellenkauf in der Armee und führte die geheime Abstimmung bei Parlamentswahlen durch.

Um so unglücklicher war seine auswärtige Politik; im Gegensatz zu den meisten seiner politischen Freunde hatte er im amerikanischen Sezessionskrieg offen für den Süden Partei ergriffen. Am 7. Oktober 1862 erklärte er in einer Rede in Newcastle, daß, wie man auch über die Frage der Sklaverei denken möge, „so, denke ich, kann darüber kein Zweifel sein, daß Jefferson Davis und die anderen Führer des Südens eine Armee geschaffen haben, im Begriff sind, eine Flotte zu schaffen, und, was mehr als beides ist, eine Nation geschaffen haben. Wir können mit Sicherheit den Erfolg des Südens voraussagen, soweit es dessen Trennung vom Norden betrifft, ich wenigstens kann nur glauben, daß dies Ereignis so sicher wie irgend ein künftig bevorstehendes ist.“ Fünf Jahre später mußte er zugeben, daß er sich vollständig geirrt und Amerika nicht gekannt habe, es fiel ihm zu, die Sühne für den Fehler zu bezahlen, welchen die schwache Politik Russells durch die neutralitätswidrige Zulassung des Baues von süd-

Peel!

staatlichen Kreuzern in englischen Häfen begangen, aber er that dies in einer würdelosen Weise. Statt sich mit den Vereinigten Staaten über eine Entschädigung zu einigen, ließ er mit großem Apparat eine gemischte Kommission in Washington zusammentreten, welche die Frage einem Schiedsgericht unterbreiten sollte, aber für dasselbe Grundsätze feststellte, nach denen im voraus die Verurteilung Englands sicher war, die denn auch mit 3 Millionen Pfund Sterling erfolgte. Das ganze Schiedsgericht war ein feierliches Schaugepränge, das niemand über die Niederlage Englands täuschte. Hiermit nicht zufrieden, zog Gladstone die Garnisonen aus Kanada und Halifax zurück, und als der Einbruch der Feinde aus den Vereinigten Staaten in Kanada erfolgte, überließ er es letzterem, sich der Feinde zu erwehren, und hatte nicht den Mut, die Regierung von Washington für die Zulassung dieses völkerrechtswidrigen Unternehmens auf ihrem Gebiet zur Rede zu stellen. Gladstone bezeichnete sich selbst als Mann des Friedens, aber es fehlte ihm gänzlich die Erkenntnis, daß derselbe nur dann zu erhalten ist, wenn man bereit ist, denselben zu erzwingen. England hätte den Ausbruch des deutsch-französischen Krieges verhindern können; der Herzog von Gramont hatte dem Botschafter in Paris bestimmt erklärt, wenn der Erbprinz von Hohenzollern seine Kandidatur zurückziehe, sei die Sache aus; als Gramont nun seine neue unverschämte Forderung stellte, hätte sicher eine energische Depesche der englischen Regierung den zögernden Kaiser zurückgehalten, aber dieselbe ließ den Ereignissen stumm ihren Lauf, selbst der Doppelvertrag für Belgien wurde ihr nur durch die Königin aufgenötigt, Gladstone, der Premierminister, entschädigte sich dafür, indem er einen Artikel in die „Edinburgh Review“ schrieb, in dem er selbstzufrieden die infulare Lage Englands pries, die es vor allen Gefahren sichere, dagegen sehr anzügliche Bemerkungen über König Wilhelm machte. Die Strafe folgte auf dem Fuße. Rußland, die Gunst der politischen Umstände benützend, sagte sich am 30. Oktober 1870 einseitig von der Neutralisation des schwarzen Meeres los, welche ein Hauptergebnis des Krimkrieges gewesen. Diesem Vertragsbruch gegenüber führte die Regierung zuerst eine sehr drohende Sprache, aber als Rußland, das seinen Gegner kannte, sich dadurch nicht einschüchtern ließ, desavouirte sie ihren Bevollmächtigten wegen Ueberschreitung seiner Instruktionen, die nie stattgefunden hatte, und Rußland setzte sein rechtswidriges Beginnen im Londoner Vertrage vom März 1871 durch. Ebenso nahm er es ruhig hin, als dasselbe 1873 entgegen dem feierlichen Versprechen des Kaisers Alexander II., welches Graf Schuwalow in spezieller Mission überbrachte, bei dem Feldzug gegen Chiwa dessen Unabhängigkeit zu respektiren, einen Teil desselben einverleibte und den Rest des Chanats unter seine Botmäßigkeit brachte. Die Schwäche dieser Politik rief steigenden Unwillen hervor. man stimmte allgemein den Worten Russells bei, daß „die Regierung durch ihre auswärtige Politik die nationale Ehre besleckt, die nationalen Interessen geschädigt und den nationalen Charakter erniedrigt habe.“ Gladstones Majorität schmolz immer mehr zusammen, er glaubte sie durch einen großen Schlag wiedergewinnen zu können, indem er das Parlament auflöste mit dem Versprechen, die Einkommensteuer abzuschaffen. Diese

hatte er selbst mit Peel eingeführt, und sie hatte sich als sichere Basis der Finanzen bewährt, jetzt nannte er sie eine inquisitorische und entsittlichende Steuer, welche die Gefahr in sich trage, zur Konfiskation des Eigentums mißbraucht zu werden; aber der gesunde Sinn der Wähler sah, daß die Durchführung dieses Planes die Finanzen in hoffnungslose Verwirrung stürzen würde, und er unterlag in den Wahlen mit 46 Stimmen. Bald darauf zog er sich von der Politik zurück und warf sich auf kirchliche Studien, indem er post festum die Unfehlbarkeit in verschiedenen Schriften bekämpfte, dagegen mit dem romanisirenden Ritualismus liebäugelte. Erst die orientalische Frage führte ihn auf das politische Feld zurück. 1853 hatte er am Vorabend des Krimkriegs erklärt: „Es ist eine Nothwendigkeit, die Machtverteilung in Europa zu regeln; die Machterweiterung Rußlands, die aus dem Falle des ottomanischen Reiches folgen würde, müßte gefährlich für den Frieden der Welt werden, es ist die Pflicht Englands, einem solchen Ergebnis sich um jeden Preis zu widersetzen.“ Jetzt erhob er nicht nur ein Wehegeschrei über die bulgarischen Greuel der Türken, sondern verlangte, daß diese „unsagbare Nation mit Sack und Pack das Land räumen müsse, das sie verwüstet“. Die bulgarischen Greuel waren sicher nicht zu verteidigen, aber er übersah dabei vollständig, daß Rußland die angreifende Macht war und daß seine Reden deren Zwecke nur fördern, sowie die schon an sich so schwache Politik Disraelis nur hemmen konnte. Dem Mißlingen derselben und dem folgenden afghanischen Kriege, die im zweiten Artikel dargelegt sind, verdankte Gladstone es, daß der parlamentarische Feldzug, den er 1879 gegen die Regierung unternahm, mit Erfolg gekrönt war. Die geistigen und rednerischen Anstrengungen, denen der siebenzigjährige Mann sich dabei unterzog, waren erstaunlich; während vierzehn Tagen sprach er der Reihe nach vor nicht weniger als fünfundsiebentausend Zuhörern und stets mit unverminderter Kraft. Ganz anders stand es freilich mit dem Wert dieser Reden, sie waren nicht nur vom bittersten Hass gegen Disraeli erfüllt, den er „einen Fremden ohne einen Tropfen englischen Blutes in seinen Adern“ nannte, sondern Gladstone griff in seiner maßlosen Heftigkeit Oesterreich an, indem er behauptete, daß man auf keinen Ort der Karte den Finger legen könne, wo dasselbe Gutes geschaffen, weil es der unverföhnliche Feind der Freiheit in jedem Lande Europas gewesen, und rief ihm für die Balkanhalbinsel ein drohendes „Hände weg!“ zu, das durch die Blüte, zu der Oesterreichs Verwaltung Bosniens und Herzegowinas diese Provinzen gehoben, später eine eigentümliche Illustration erhalten hat. Vor allem aber versprach er den Wählern das Blaue vom Himmel herunter für den Fall, daß sie wieder eine liberale Majorität ans Ruder brächten. Seine Agitation hatte Erfolg, gegen die allgemeine Erwartung siegten die Liberalen, und Gladstone ward zum zweitenmale Premier. Die fünfjährige Dauer seiner Herrschaft darf als eine der traurigsten der neueren englischen Geschichte bezeichnet werden, sowohl in der äußeren wie der inneren Politik. Was die erstere betraf, so hatte sich auf dem Berliner Kongreß ein näheres Einverständnis zwischen den leitenden Staatsmännern Deutschlands, Oesterreichs und Englands gebildet, und das epoche-

machende deutsch-österreichische Bündnis von 1879, mit dem der deutsche Kanzler auf die unverhohlene Feindschaft Rußlands antwortete, war von Salisbury als „gute Botschaft großer Freude“ begrüßt. Grund genug für Gladstone, eine entgegengesetzte Politik einzuschlagen. Zwar mußte er, als der österreichische Botschafter sich weigerte, wegen jener seinen Souverän beleidigenden Neußerungen in Beziehung zu ihm zu treten, sich zu einem demütigen Widerruf verstehen, aber er war darum nicht weniger entschlossen, andere Wege zu gehen, die England nur Niederlagen brachten. Die Entfremdung Deutschlands, Oesterreichs und der Pforte gelang ihm nur zu gut, seine geplante Blockade Smyrnas fiel vor dem Widerstand der anderen Mächte, und Englands Einfluß am goldenen Horn sank auf Null, das Einverständnis mit Frankreich und Rußland, das er dagegen erstrebte, wurde von diesen Mächten nur benützt, um ihrerseits rücksichtslos vorzugehen. Ferry that dies sowohl in Tonkin wie Madagaskar und behandelte England als non-valeur; während Palmerston einst bei dem Fall Britchard in Tahiti von Frankreich durch Stellung der Kriegsfrage volle Entschädigung durchsetzte, behandelte Gladstone ähnliche Mißhandlungen britischer Missionare in Madagaskar als „kleine Mißverständnisse“. Rußland aber, von dem er 1878 behauptet hatte, daß die Anschuldigung, es wolle durch die weiten Wüsten Ostasiens gegen Indien vordringen, nicht besser sei als altes Weibergewäsch (a set of old wives fables), beeilte sich, Heu zu machen, so lange der Vertrauensselige am Ruder war. Nach dem erfolgreichen Feldzug von 1878 gegen Afghanistan hielten die Engländer Kandahar besetzt, lediglich aus Opposition gegen Beaconsfields Politik räumte Gladstone diese wichtige strategische Position gegen den Protest des Bizekönigs und des Oberkommandirenden, General Roberts, was in den Augen der Asiaten nur als ein Beweis der Schwäche gelten konnte. Inzwischen drangen die Russen von der Ostseite des schwarzen Meeres vor, unterwarfen die Ahal-Turkmenen nach blutigen Kämpfen und befestigten diese Eroberungen successive durch den Bau der transkaspischen Bahn. Der wichtigste Punkt dieses Gebietes war Merv, der Knotenpunkt der nach Turkestan und nach Westen laufenden Straßen. Die Aeltesten dieser Dase, welche die russische Gefahr heranziehen sahen, boten dem Bizekönig von Indien an, sich unter Englands Protektorat zu stellen, aber Gladstone lehnte dies ab und vertraute auf die Versicherungen des Herrn v. Giers, daß Rußland nichts gegen Merv beabsichtige, der indische Staatssekretär, Herzog von Argyll, spottete über die „mervousness“, bis am 14. Februar 1884 der russische Regierungsanzeiger die Nachricht brachte, daß Merv dem Zaren freiwillig gehuldigt habe, ein Ereignis, das, wie der russische Gesandte in London versicherte, seiner Regierung gänzlich unerwartet gekommen, aber welches diese, um ihres Ansehens in Asien willen, nicht rückgängig machen könne. Lord Granville wußte dem nur mit dem Vorschlage einer gemeinsamen Regelung der afghanischen Westgrenze entgegen zu treten. Rußland ließ die englischen Kommissäre monatelang warten, rückte inzwischen immer vor und brachte unter ihren Augen den Afghanen eine Niederlage bei. Dies schien selbst Gladstone zu viel, da England durch den Vertrag von Gundamak 1878 die Integrität Afghanistans garantirt hatte; er erklärte im Parlament, einen solchen

Angriff auf Englands Verbündeten nicht dulden zu wollen, forderte einen großen Kredit und begann fieberhaft zu rüsten, um schließlich vollständig nachzugeben und das afghanische Penjdeh in Rußlands Händen zu lassen. Was er als altes Weibergewäsch verspottet, war zur Wahrheit geworden. Rußland war Grenznachbar von Afghanistan geworden und stand nur wenige Tagmärsche von Herat, der wichtigsten Festung des Landes, welche indische Truppen bei der weiten Entfernung gegen einen Angriff zu verteidigen nicht im stande waren. Nicht minder traurig war Gladstones Politik in Afrika, die Einverleibung des Transvaals hatte er früher mit Recht angegriffen, als Minister wollte er indes einen dort ausgebrochenen Aufstand niederwerfen, aber nach der Niederlage, welche die Engländer bei Majuba-Hill erlitten, telegraphirte er dem Statthalter des Kaplandes: „Wir haben den Boers unrecht gethan, machen Sie Frieden“, ein Befehl, der den größten Unwillen in England hervorrief. Was Aegypten betrifft, so hatte Gladstone sich 1877 aufs bestimmteste gegen jede Intervention ausgesprochen und den glücklichen Streich Disraelis, den Ankauf der Suez-Aktien, eine „schlecht ersommene und unnütze Maßregel“ genannt, da England an dem Kanal nur geringes Interesse habe, während nach Eröffnung desselben vier Fünftel der denselben passirenden Schiffe englische waren. Gleichwohl zwang ihn die hochgradige Erregung des Landes zur Intervention als Arabi-Pascha seine Revolution ins Werk setzte. Aber welche Kette von Fehlern bildet dieselbe trotz des leicht errungenen Sieges von Teb-el-Kebir! Kopflos, ohne Landungstruppen ward Alexandria in Schutt und Asche gelegt. Den Zug von Hicks Pascha gegen die Scharen des Mahdi, die Gladstone „people struggling to be free“ nannte, ließ er seiner Vernichtung entgegen gehen, gab den Sudan preis, ohne irgend welches Recht dazu zu haben, gleichwohl sandte er Gordon nach Khartum, ließ ihn aber monatelang ohne Hilfe, die erst kam, als es zu spät war. Dann wollte er ihn plötzlich rächen und den Mahdi vernichten, wenige Monate darauf wurde das ganze Unternehmen aufgegeben, für das Millionen und Tausende von Menschenleben zwecklos geopfert waren. Um den finanziellen Wirren, welche diese kopflose Politik zur Folge hatte, zu entgehen, mußte er sich an die anderen Mächte wenden, aber obwohl er, um Frankreich zu gewinnen, den Abzug aus Aegypten in gegebener Zeit versprach, endete die Londoner Konferenz im Sommer 1885 mit einem schroffen Bruch; England mußte sich zum Abschluß einer Finanzkonvention mit den übrigen Großmächten verstehen, wodurch dieselben auch formell das Recht erwarben, in ägyptischen Angelegenheiten mitzusprechen, wovon Frankreich und Rußland in Zukunft ausgiebig Gebrauch machten, um selbst nützlichen Reformen zu widersprechen, die unter dem folgenden Ministerium der begabte Sir Evelyn Baring, jetzt Lord Cromer, in die Hand nahm.

Aber auch auf dem Gebiete der inneren Politik ist nichts während dieses Ministeriums geschehen, was ihm zur Ehre gereichte. Die gemäßigten Liberalen und die Radikalen hatten sich bei den Wahlen von 1880 dahin geeinigt, ihre Meinungsverschiedenheiten ruhen zu lassen, um Beaconsfield zu stürzen. Diese Verbindung vertrat Gladstone, aber die Partei mußte ihn mit seinem ganzen

unausführbaren Programm des Feldzuges von Midlothian nehmen, und dies brachte ihn bald in das Schlepptau der Radikalen und der Irländer. Bis zu den Resolutionen gegen die irische Staatskirche von 1868, die ein reines Parteimanöver waren, hatte sich Gladstone nie um Irland gekümmert, ja Lord Hartington erklärte später, daß derselbe ihn als irischen Staatssekretär niemals bei seinen Bestrebungen für die Verbesserung der Verwaltung des Landes unterstützt habe. Seine Hoffnung, Irland durch die Entstaatlichung der Kirche und die Landbill zu versöhnen, erfüllte sich nicht; im Gegenteil, die von den amerikanischen Feniern geschürte Agitation wuchs. Um die irische Partei im Parlament zu gewinnen, deren Unterstützung er nicht entbehren konnte, verpflichtete er sich in seinen Wahlreden zu neuen Reformen, die er bisher ausdrücklich verworfen; 1870 erklärte er, Irland habe jetzt alles erhalten, worauf es berechtigten Anspruch erheben könne, eine gesetzliche Herabsetzung der Pachten sei Konfiskation, die nur zur Demoralisation führen könne, 1880 aber führte er seine zweite Landbill ein, wonach alle Pachten bis £ 15 von einer besonderen Behörde festgesetzt werden sollten und die Austreibung der Pächter wegen Nichtbezahlung (eviction) zeitweilig suspendirt wurde. Diese Massenherabsetzung der Pachten, welche die Folge dieser Maßregel war, schädigte die Grundbesitzer schwer und befriedigte doch die Pächter nicht, welche fortfuhren, die Zahlung zu verweigern, die Zahl der agrarischen Verbrechen nahm so zu, daß Gladstone selbst eine irische Verbrechenstafel einbringen mußte, die aber durch die Obstruktion der irischen Mitglieder so lange verschleppt wurde, bis der liberale Premier mit der hundertjährigen Freiheit der Debatte brechen und den Schlußantrag durchsetzen mußte. Die Verwirrung und Mißstimmung, welche diese Politik hervorrief, war so groß, daß Gladstone einsah, das Ministerium werde geschlagen werden, wenn es so vor die Wähler trete, deshalb sann er auf einen großen Schlag der ihm die Majorität wieder geben sollte. Seine Absicht war, neue Wahlkörper zu schaffen, in welchen die hinzutretenden Wähler, welche ihr Wahlrecht dem Ministerium verdankten, die alten Wähler überstimmen sollten. Gladstone hatte einst selbst erklärt, kein Parlament werde die Hand dazu bieten, den arbeitenden Klassen die Mehrheit in den Wahlkörpern zu geben, und eben dies that er durch seine Bill von 1883, welche die Wähler um 1½ Millionen vermehrte. Allerdings hatte Disraeli schon durch seine Parteimaßregel von 1868 das Haushaltswahlrecht für die Städte eingeführt, aber die Ausdehnung desselben auf das platte Land, mit welcher Gladstone jetzt seine Mißerfolge decken wollte, war noch verhängnisvoller, weil die ländlichen Arbeiter nicht die geringste Erfahrung in der Ausübung der politischen Rechte hatten, nach denen sie außerdem gar kein besonderes Verlangen gezeigt; sie wurden daher lediglich das Werkzeug demokratischer Agitatoren, und dabei hatte Gladstone, um die Bill durchzubringen, den irischen Mitgliedern eine Vermehrung ihrer Sitze versprechen müssen, englischen Stadtflecken sollte ihr Wahlrecht genommen werden, um die loyale irische Bevölkerung des Nordens mundtot zu machen. Trotz aller dieser Zugeständnisse erklärte Parnell, der „ungekrönte König Irlands“, sich gegen ihn. Gladstone erwiderte mit dem Ruf,

das Land möge ihm eine Mehrheit gegen die vereinigten Konservativen und Irländer geben; es geschah nicht, die Stimmen der Iren blieben nach wie vor ausschlaggebend und jetzt sah man das Unerhörte, daß er, welcher eine Majorität gegen Parnell gefordert, den er 1881 als einen der Männer bezeichnet, „die durch Raub die Zerstücklung des Reiches anstrebten“, mit fliegenden Fahnen zu demselben überging und die bisher von ihm aufs äußerste verdamnte Home-Rule mit einem irischen Parlament und Exekutive annahm. Dies ging selbst seinen ergebensten Freunden zu weit, nicht allein die gemäßigten Whigs, auch Chamberlain und Bright, die radikalen, aber warmen Unionisten, trennten sich von ihm. Die Home-Rule Bill fiel. Gegen die dringenden Mahnungen der Königin setzte Gladstone eine nochmalige Auflösung durch, aber das Ergebnis war, daß seine Anhänger von 333 auf 190 zusammenschmolzen, und er mußte zurücktreten. Gegenüber dem folgenden Ministerium Salisbury, in dem der irische Staatssekretär Balfour die Ordnung mit fester Hand wieder herstellte, war seine Haltung die einer faktiösen Opposition, er widersetzte sich der Erneuerung seiner eigenen Verbrechensakte, ohne die der irische Vizekönig seines früheren Ministeriums, Lord Spencer, erklärt hatte, nicht eine Woche regieren zu können, klagte die Regierung einer unerträglichen Tyrannei an, als sie sich bevollmächtigen ließ, die Nationalliga zu verbieten, die er selbst als eine „ungefährliche und verbrecherische Verbindung“ unterdrückt hatte, billigte die systematische Verweigerung der Zahlung der Pachten nach Parnells Feldzugsplan und ließ sich von denselben Männern, die er einst „in Verrat getaucht“ (steeped in treason) genannt, als „ihren verehrungswürdigen Führer“ feiern. Der Wankelmut der englischen Wähler brachte ihn noch einmal bei den Wahlen von 1892 ans Ruder, er setzte jetzt im Unterhaus die Home-Rule durch, aber das Oberhaus verwarf dieselbe unter allgemeinem Beifall des Landes, und der Versuch, eine Agitation gegen die Lords in Scene zu setzen, schlug vollständig fehl. Gleich darauf mußte er aus Gesundheitsrücksichten sein Amt niederlegen, und damit war seine politische Laufbahn geschlossen.

Daß ein Mann, der eine so große Rolle in der neueren Geschichte Englands gespielt, Gaben ersten Ranges besitzen muß, ist selbstverständlich. Sie liegen vor allem in der Beherrschung wirtschaftlicher Fragen, deren er im Gegensatz von Disraeli in all ihren Einzelheiten vollständig Meister war. Wer eine seiner Budgetreden gehört, in denen er ohne andere Unterstützung als einer kurzen Niederschrift von statistischen Notizen die ganze Finanzlage zu entwickeln und in den trockensten Fragen durch lichtvolle Darlegung zu fesseln wußte, mußte ihn als den ersten Geschäftsredner des Parlaments bewundern. Gleich als Peels Handelsminister erstaunte er das Haus durch die Ueberlegenheit, mit der er den Tarif beleuchtete und seine Vereinfachung empfahl. Von seiner ersten Budgetrede 1853 schrieb Greville in seinen Memoiren: „Er sprach fünf Stunden, und die Ansicht war allgemein, daß dies eine der großartigsten Leistungen und fähigsten finanziellen Auseinandersetzungen war, die jemals im Hause gehört wurden, sein Plan war klar, fühlbar und geschickt angelegt und die Ausführung

deselben wahrhaft vollkommen.“ Ebenso war er ein Meister der Debatte, in der er die verwickeltesten Rechtsfragen klar stellte; unübertroffen war er in der Taktik, die Fehler seiner Gegner zu benützen, eigene zu verdecken und durch Ueberraschung zu siegen. Dabei nahm er es freilich mit der Wahrheit nicht sehr genau. Niemand wußte besser die Dialektik zu brauchen, um unbequeme Thatsachen zu leugnen, sich Hinterthüren offen zu lassen, seine Gedanken mit einem Wortschwall zu umgeben, aus dem sich die Wahrheit kaum enträtseln ließ, und Worte gegen den Sprachgebrauch zu brauchen. Er verteidigte den irischen Boycott damit, daß es doch niemand verboten sein könne, mit gewissen Leuten ausschließlich zu handeln (*exclusive dealing*), obwohl es klar, daß das Wesen des ersteren ist, andere durch Zwang oder Drohung zu hindern, dies zu thun. Er verneinte bestimmt, daß Gordon in Khartum belagert sei, „es seien nur in seiner Nachbarschaft feindliche Truppen, die mehr oder weniger eine Kette um dasselbe bildeten“. Diese Beispiele ließen sich leicht durch zahlreiche andere vermehren, so leugnete er, daß die Regierung jemals die geringste Vereinbarung mit Parnell getroffen, mußte aber es hinnehmen, daß am 15. Mai 1882 ein Brief des letzteren verlesen wurde, wodurch seine Verhandlungen mit demselben und dessen Versprechen, unter gewissen Bedingungen die liberale Partei zu unterstützen, bewiesen wurden.

Daß Gladstone seine politischen Ansichten vielfach geändert hat, daß er vom „steifen, unnachgiebigen Tory“, wie ihn Macaulay in der Kritik des Buches über Kirche und Staat nannte, zu liberalen Anschauungen überging, wird ihm an sich niemand vorwerfen, im Gegenteil, die Zeit, wo er an Peels Seite focht, ist seine beste und die Begründung des jetzigen Finanzsystems sein dauerndes Verdienst. Anders aber steht es mit seinen späteren Wandlungen, die er mit überräschender Schnelle durchmachte und die mit seinen persönlichen Zwecken zu offenbar zusammenfallen, um nicht den Schluß zu ziehen, daß ihm jedes Mittel recht war, um zur Macht zu gelangen und Premierminister zu bleiben. Gladstone hat eine neue Methode in die britische Politik gebracht, nicht seine Maßregeln nach ihrer Bedeutung zu verteidigen und die Gründe seiner Gegner, welche nur seine eigenen früherer Zeiten waren, zu widerlegen, sondern auf Stimmenfang auszugehen. Deshalb scheute er sich nicht, von den *classes* an die *masses* zu appelliren. Damit hat er die Grundlagen des Parlamentarismus untergraben, denn wie der sicherlich liberale J. St. Mill sagt: „die weisesten politischen Denker haben einmütig die Demokratie der Zahlen als die endgiltige Entartung aller Regierungen betrachtet.“ Unzerstörbar bleibt in allen diesen Wandlungen nur seine Selbstgerechtigkeit und Unfehlbarkeit, niemals hat er unrecht gehabt, seine Niederlagen fallen stets dem Unverstand und der Bosheit seiner Gegner zu, gegen die er kein Mittel scheut, das er selbst laut verdammt, wenn es gegen ihn selbst angewendet wurde. Der amerikanische Gesandte Lowell jagte deshalb treffend von ihm: „Gladstone hat eine einzigartige Gabe, lebenslängliche Ueberzeugungen zu improvisiren, die aber, wenn er sie improvisirt hat, so intensiv sind, daß er auf keine Gründe dagegen hört.“ Mehr und mehr hat sich dabei bei ihm der

dogtrinäre Grundzug entwickelt, welcher die organischen, rechtsgeschichtlichen Grundlagen der englischen Verfassung, die er einst so lebhaft verteidigte, zu Gunsten abstrakter Prinzipien verächtlich beiseite schob, selbst seine hochkirchliche Theologie, die er beibehalten und die er, wie Tulloch sagte, als Kette in allen politischen Fragen hinter sich herschleppt, ist mit Scholastik durchtränkt.

Ueber seine auswärtige Politik bleibt nach dem oben Gesagten kaum etwas zu bemerken; jedes seiner Ministerien ist durch eine Reihe von Niederlagen bezeichnet. Für die Bedeutung des britischen Kolonialreiches, für die Aufrechterhaltung des Ansehens Englands im Räte der Mächte hat er nie Sinn gehabt, sondern im Gegensatz zu Disraeli, wenn er in der Opposition war, nur gesucht, die auswärtige Politik seiner Gegner herabzusetzen.

Palmerston, der Gelegenheit genug hatte, ihn kennen zu lernen, sagte von ihm, als dem kommenden Premier, voraus: „Dieser Mann wird sein Land ruiniren und seine Partei zerstören.“ Bismarck bemerkte, wie Th. von Bunsen mitteilt: „Wenn ich so viel Unheil über mein Land gebracht hätte wie Gladstone über das seine, hätte ich mich längst erschossen.“¹⁾ Am drastischsten war das Urteil Carlyles über ihn, der Froude sagte, seine Ansicht sei, „Gladstone sei eine jener verhängnisvollen Gestalten, welche der böse Genius Englands schaffe, um uneinbringliches Unheil zu stiften, das niemand als er hätte durchführen können.“ Die letzte Zeit seiner Macht hat diese scharfen Urteile nicht widerlegt, er hat, als er sich endlich zurückziehen mußte, die englische Politik in der schlimmsten Verwirrung seinen Genossen hinterlassen.



Hamerling-Erinnerungen.

Neue Mitteilungen über den Dichter, nebst ungedruckten Briefen von demselben und von Berühmten seiner Zeitgenossen.

Von

Dr. Anton Schlossar.

Gegen Ende der sechziger und zu Anfang der siebenziger Jahre fiel in der damals noch nicht so reich wie heute bevölkerten Hauptstadt der Steiermark Graz die Gestalt eines Mannes auf, welcher ernst und sinnend durch die Straßen oder Anlagen schritt, bei kühlerer Jahreszeit in einen blauen Ueberrock gehüllt, mit leicht geschlungener Krawatte und mit einem Kopfe, welcher sofort die Aufmerksamkeit des Begegnenden erregte. Ein edel geschnittenes Antlitz, dessen Farbe

¹⁾ Nineteenth Century. Sept. 1887. Von den neueren Biographien Gladstones bietet die G. W. E. Russells 1892 umfassendes Material, hat aber einen einseitig apologetischen Charakter und gleitet über alle Schwächen leicht hinweg, während Jennings in seinem Buche „Mr. Gladstone, a political study“ dieselben scharf betont.

einen olivenfarbigen Stich hatte, eine kühn vorspringende Nase, tieferliegende Augen, die von Zeit zu Zeit in seltsamem Feuerglanze leuchteten, waren umrahmt von dunklem, langem Haare, welches, nach rückwärts zurückgefämmt, fast bis zum Nacken hinabfiel. Dieses Antlitz machte beinahe einen orientalischen Eindruck, welcher durch ein dunkles Schnurrbärtchen, das rechts und links nach abwärts gerichtet war, noch vermehrt wurde. Der Mann, anfangs wenig bekannt, wurde den Bewohnern der Stadt bald vertrauter, seine Erscheinung bildete in wenigen Jahren nicht mehr den Gegenstand müßiger Neugierde, sondern wurde als diejenige einer hochbewunderten Persönlichkeit mit den Blicken der Verehrung betrachtet. Hatte doch um diese Zeit eine großartige Dichtung „*Abasver in Rom*“¹⁾ die Aufmerksamkeit der gesamten literarischen Welt auf deren Verfasser Robert Hamerling gelenkt, und der Literaturkreis in der freundlichen Murstadt fühlte sich nicht wenig geehrt, das geniale Talent, welches ein poetischer Stern erster Größe am deutsch-österreichischen Dichterkimmel werden sollte, zu den Seinen zu zählen.

Auch wir Studenten waren von des *Abasver* großartiger Anlage, von den kühnen Bildern, von der Farbenpracht dieser Dichtung, von dem melodischen Tonfall der, wenn auch ungereimten Verse hingerissen und weiheten dem Verfasser die ganze volle Begeisterung unserer Jugend; Kollegen, welche dem Dichter begegneten, stießen sich oder jüngere, noch weniger in der Stadt bekannte Freunde an und flüsterten ihnen zu: „Das ist Hamerling, der Dichter des *Abasver*.“ Und das Auge manches jungen Mäusensohnes blickte verehrend der Gestalt nach, die da vorübergeschritten. Es war aber auch lange nicht vorgekommen, daß eine Dichtung so gewaltiges Aufsehen gemacht hätte wie jener *Abasver*, trotz aller Ausstellungen und kritischen Bedenken, welche diesem Werke natürlich auch nicht ausblieben, ihm aber gerade neue Bewunderer zuführten. Ein ganz bemerkenswertes Urteil über die Dichtung finde hier in dem Briefe ihren Platz, welchen der damals schon dem Greisenalter nahe Karl Egon Ebert an Hamerling gerichtet. Ebert, welcher im Jahre 1882 starb, hat als der zur Zeit der Abfassung seines Schreibens vielleicht bedeutendste österreichische Poet dem jüngeren Mäusen-Genossen darin ein Zeugnis ausgestellt, das wert ist, der Vergessenheit entrisen zu werden, und dies um so mehr, als der Brief damals gar nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt war; derselbe lautet:

„Geehrtester Herr Professor! „Da haben wir denn endlich wieder einmal einen echten Dichter, und Oesterreich darf sich dessen erfreuen, ihn zu den Seinen zählen zu können; — dies äußerte ich schon mehrmals, seitdem ich Ihren *Abasver in Rom* gelesen. Was ich gegen andere geäußert, das spreche ich nun auch gegen Sie aus. Ihr Werk hat mich entzückt; ich halte es für sehr bedeutend und für einen Vorboten noch bedeutenderer Leistungen. Einigemale schon habe ich es ganz, einige Partien noch öfter gelesen. Auch durch zwei Vorlesungen

¹⁾ *Abasver in Rom*. Epische Dichtung in sechs Gesängen von Robert Hamerling. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) Hamburg.

(wobei freilich wegen der anwesenden Damen große Lücken gemacht werden mußten) habe ich den Zuhörern einen so hohen Genuß verschafft wie mir selbst.

„Allerdings ist der Stoff Ihres Gedichtes ein furchtbarer, hie und da sogar fast abstoßender; aber er trägt gewaltige Gedanken in sich, und diese Gedanken konnten nicht tiefer erfaßt, die Schilderungen nicht prachtvoller gemacht werden, als Sie es thaten. Sehr klug haben Sie sich des reimlosen Jambus bedient; eine beschränktere Form wäre für die Behandlung dieses Stoffes eine unerträgliche Fessel gewesen.

„Einiges wüßte ich wohl rügend zu bemerken; allein es wäre ganz gegen meine Natur, durch Befrittung von Einzelheiten mir und vielleicht auch Ihnen die reine Freude an dem schönen Ganzen zu trüben.

„Darum keine Schatten dahin werfen, wo so viel helles, glänzendes Licht ist.

„Warum ich Ihnen das alles sage, warum ich Ihnen überhaupt schreibe? Die Antwort darauf lautet einfach: weil ich mich dazu gedrängt fühlte, und weil ich weiß, daß eine Anerkennung, wie ich sie Ihnen hier aufrichtig zolle, dem echt und edel Strebenden, den das große Publikum selten versteht, wohl thut und ihn aneifert. Man kann den Beifall des lauten Marktes heutzutage wohlfeiler haben, wenn man eben gangbare Fragen, landläufige Modegedanken oder politische Schlagwörter zum Stoff wählt. Allein der wahre Dichter verschmäht diese ebenen glatten Sandwege und geht oft auf steilen und rauhen Wegen festen Schrittes dem Barnaß zu. Daß Sie auf diesen Wegen rüstig vorwärts gehen, habe ich erkannt, und werde Ihrem Fortschritt fortan mit dem lebhaftesten Anteil folgen.

„Mit aufrichtiger Hochachtung Ihr ergebenster

Prag, am 30. Dezember 1865.

Karl Egon Ebert.“

Also schrieb der betagte Poet der „Wlasta“, jener glänzenden Balladen und anderen dichterischen Schöpfungen, durch welche er damals schon längst als Haupt und Chorage der deutsch-böhmischen Dichtung und als eines der besten Talente Oesterreichs überhaupt anerkannt war, dem jungen, in genialer Kraft aufstrebenden Hamerling, mit welchem er auch seitdem im brieflichen Verkehre verblieb.

Noch ein anderes unbekanntes Urteil eines ausgezeichneten Mannes, das wenige Jahre nach dem obigen niedergeschrieben wurde und den Ahasver betrifft, ist von hohem Interesse. In Triest hatte wohl gelegentlich Hamerling den berühmten Diplomaten Anton Grafen Profesch-Osten kennen gelernt. Der Graf aber war, und dies ist nicht allgemein bekannt, selbst als Dichter hervorgetreten; er besaß stets ein feines Gefühl und das tiefste Verständniß für die Schönheiten echter Poesie, worüber dessen alter Freund Adolf Friedrich Graf von Schack in seinen Memoiren „Ein halbes Jahrhundert“¹⁾ so manches mitteilt. Profesch hat es denn auch trotz seiner viel in Anspruch genommenen staats-

¹⁾ „Ein halbes Jahrhundert“. Erinnerungen und Aufzeichnungen von Ad. Fr. Graf von Schack. 3 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

männischen Thätigkeit nie unterlassen, sich mit den bedeutendsten Erscheinungen der Literatur stets auf dem Laufenden zu erhalten. Er war im Jahre 1867 österreichischer Botschafter an der Pforte in Konstantinopel, und von dort aus ist auch der folgende Brief vom 14. Mai 1867 datirt. Derselbe ist eine Rundgebung über Hamerling von einem Manne, der, wie Schack bemerkt, „an mannigfaltiger geistiger Bildung und lebhafter Teilnahme für höhere Bestrebungen fast alle, die ich gekannt, überragte“:

„Verehrtester! Ich habe Zeit und Stimmung endlich gewonnen, um die zweite Auflage¹⁾ durchzulesen. Sie hat mir den Eindruck der ersten erneuert. Es ist eine gewaltige Arbeit, eine Dantische Schöpfung in Dantischer Sprache. Für die schwachen Mägen unserer Zeit ist die Speise wohl zu verb, aber warum sollen Sie eine Ausnahme machen von der Regel, daß erst die Toten mit nie welkendem Lorbeer gekrönt werden.

„Die Farben bei Nero sind dick aufgetragen, was ich nicht tadle. Da auch eine edle Seite in ihm ist, so hätte ich vielleicht gewünscht, daß er den Genuß nicht bloß auf den Wegen des frechsten und rohsten Lasters suche, sondern auch auf denen schöner Täuschungen und des Mißbrauchs derselben. Der Lebensdrang in einer so begabten Natur muß alle Wege wandeln. Selbst der Tod der griechisch-römischen Zivilisation war nicht ein völliges Sterben dessen, was in ihren Heldenerschöpfungen Leben hatte.

„Daß Ahasverus der ewige Mensch, diese Auffassung ist die allein verständliche, berechtigte und würdige. Der Abschluß mit dem Christentum wäre allerdings ein Widerspruch und Fehler gewesen, eine Unwahrheit. Er wandert noch und wird immer wandern. Ruhem kann er nur in kurzen Hoffnungen, die selbst wieder eine Täuschung sind. Nil humani und so weiter darf er auch sich selbst sagen und muß es sogar.

„Das Wort an die Kritiker war, nach meiner Ansicht, ganz und gar notwendig.

„Ihre Dichtung ist eine Perle der Zeit — und eben als Perle aus der Krankheit der Zeit geboren. Auch das sichert ihren Wert und ihre Dauer. Sie ist selbst ein Stück Ahasverus.

„Ich hoffe, Sie wohl diesen Sommer oder Herbst zu sehen.

Herzlichst

Profesch-Dsten.“

Graf Profesch verfolgte eifrig und mit wärmster Teilnahme Hamerlings weitere poetische Thätigkeit, in welcher er den reinsten und idealsten Standpunkt des echten Dichters so glänzend gewahrt sah. Es wird von Wert sein, des geistvollen Staatsmannes Urteile auch über einige andere Schöpfungen des Poeten zu vernehmen. Als im Frühling des Jahres 1868 das ostpreußische Gebiet von schwerem Nothstand heimgesucht war, machte sich bei der deutschen Bevölkerung überall bis tief zum Süden hinab die wärmste Teilnahme geltend,

¹⁾ Des „Ahasver in Rom“.

und man wetteiferte den vom Unglücke Heimgesuchten zu helfen. Nun warf allerdings der traurige Feldzug des Jahres 1866 noch seinen Schatten auf die österreichischen Länder. Um so ehrenvoller erschien das Vorhaben eines zu Graz zusammengetretenen Komitees durch ein großes zu veranstaltendes Konzert eine Summe hereinzubringen, welche jenen hungernden deutschen Stammesbrüdern gewidmet sein sollte. Das Komitee bestand zumeist, wenn ich nicht irre, aus Studenten. Und die Studirenden beschloßen an den schon hoch gefeierten Dichter Hamerling heranzutreten und ihn um Abfassung eines Festprologes zu dem Konzerte zu bitten. In der That willfahrte der Poet, und es entstand jene herrliche Dichtung:

„Je weiter der Weg, den er wandern muß,
Um so wärmer zu sein pflegt ein Liebesgruß“ u. s. w.

welcher in den Tagesblättern allüberall so hohe Beachtung geschenkt wurde und in der Hamerling seinen echt deutsch-nationalen Standpunkt so glänzend manifestirte. Mit Jubel wurde der Vortrag dieser Dichtung am 8. März 1868 aufgenommen, einer Dichtung, welche insbesondere den deutschen Geist, den deutschen Gedanken und das deutsche Herz auch an den Hängen der Alpen pries. Es ist bezeichnend für den österreichischen Diplomaten in Konstantinopel, der ja auch eine hohe Generalswürde in der österreichischen Armee bekleidete, wie er diese glänzenden Verse begrüßte, die er wohl in einem Blatte gelesen hatte, denn erst die Gedichtsammlung: „Blätter im Winde“ (1887) enthielt das Poem authentisch gedruckt. Datirt von Konstantinopel 21. Mai 1868, schreibt Profesch an den Dichter:

„Seit Monaten gehe ich mit dem Entschlusse um, Ihnen, verehrter Herr Hamerling, für den schönen Prolog zu danken, zum Besten der Nothleidenden in Ostpreußen von Ihnen gedichtet. Es ist ein prächtiges, wahrhaft deutsches Wort, das Sie da dichteten, und eine treue deutsche Gesinnung gab es ein. Die Gelegenheit auch war ein glücklicher Wurf, denn der Haß, von der Gier nach falscher Ehre und Besitz, von oben gestreut, was geht er das Volk an, das sich eins fühlt und in diesem Gefühle an Wahrheit, Würde und Einsicht hoch über denen steht, die es zu spalten bemüht sind? — Ihr Gedicht sollte zum Volksliede werden.“

Kennzeichnen solche Worte nicht den Freund und Kampfgenossen Theodor Körners, denn ein solcher war der junge Profesch im Jahre 1813, wie vielleicht wenigen bekannt ist.

Endlich sei noch der Worte des Grafen über den „König von Sion“ gedacht. Graf Profesch-Dsten, eben auf einer Reise in Aegypten begriffen, schrieb den nachfolgenden schönen Brief auf einem Nilschiffe; derselbe ist ebenfalls wert, der Vergessenheit entrissen zu werden.

„Auf dem Nil, 23. Januar 1869.

„Verehrter Herr!

„Ich habe soeben Ihren König von Sion¹⁾ gelesen. Mit wahrer Achtung

¹⁾ Der König von Sion. Epische Dichtung in zehn Gesängen von Robert Hamerling. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) Hamburg.

erfüllt mich die Macht und Reinheit der Sprache, sowie auch der homerische Baustil im einzelnen wie im ganzen. In Ihrem Helden konnten Sie nur ein Bild geben wollen von jugendlicher Schönheit und edler Schwärmerei. Er hält das Wort für die That und glaubt, daß er wirklich sei, was er zu sein wünscht und denkt. Daß er mit den Elementen, die er unter den Händen hatte, ein Reich der Reinen zu gründen strebte, war ein Irrtum, worüber ihn diese Elemente bald belehrten. Sein Urteil ist nicht von dieser Welt, und sein ganzes liebliches Wesen schwimmt wie ein leichter Nebel über der Wirklichkeit. Daß Sie ihn scheitern machen an dem, was sich Volkswille nennt, dafür muß Ihnen unsere Zeit dankbar sein; denn sie liegt noch im Wahne, in der Wahrheit ruhe die Begabung, die selbst bei der Minderheit selten ist. Wohin dieser Wahn führt, haben Sie trefflich geschildert. Großes ist in der Welt, so lange sie besteht, nur durch einzelne geschehen, welche den Volkswillen zu beherrschen verstanden.

„Es reiht sich diese Dichtung würdig an Ihren Nero. Mich freut, daß die Welt sie würdigt.“

„Ich schreibe diese flüchtigen Zeilen im Angesichte der Pyramiden, die seit Jahrtausenden das Werden und Stürzen der Reiche überdauerten, obwohl sie gleich ihnen Werke von Menschenhand und die Zeugen der Lebenskraft sind, die einer großen Idee innewohnt.“

In achtungsvollster Ergebenheit

Profesch-Dsten.“

Nachdem auf den bereits zu den hervorragendsten Dichtern Oesterreichs zählenden Verfasser des *Alhasverus* in Graz die Aufmerksamkeit aller und zwar nicht nur der deutschen literarischen Kreise gerichtet war, und Hamerling in poetischen Dingen nun wohl eine hohe Autorität genannt werden konnte, blieb es nicht aus, daß junge poetische Talente ihre Dichtungen vorlegten und ihn um ein gütiges Urteil baten. Wie es schon der jugendlichen Anschauung entspricht, mochte wohl so mancher daran denken, seine literarische Laufbahn sei begründet, wenn Hamerlings Urteil günstig ausfalle. Und der zwar still und zurückgezogen lebende, aber mit der höchsten Feinfühligkeit ausgestattete Poet kam jedem mit der größten Liebenswürdigkeit entgegen, es war ihm nicht gegeben, jemand, der sich ihm anvertraute, zu verletzen. Manche bemerkenswerten Autoren führte er denn auch in die Literatur ein und bot ihnen freundliche, schriftliche Worte, die sie ihren Erstlingswerken vorsetzen durften. Einer dieser Autoren, dem später Hamerling Jahre hindurch bis zum Tode die wärmste Freundschaft weihte, ist heute der berühmteste unter den Volksschriftstellern. Ich meine Peter Rosegger. Auch er hatte sich an Hamerling zuerst schriftlich gewendet und sodann persönlich vorgesprochen und diesem seine Dialektgedichte vorgelegt. Der ältere berühmte Poet erkannte in den Jugendlidungen Roseggers die Spuren des Genies und stand nicht an, mit besonderer Wärme für den jugendlichen Steirer einzutreten. Im Jahre 1870 erschien die erste Auflage der Sammlung: „Zither und Hackbrett. Gedichte in obersteirischer Mundart von P. R. Rosegger mit einem Vorworte von Robert Hamerling,“ im Verlage von Josef Bock in Graz.

Aus dem nahezu verschollenen Büchlein seien von den empfehlenden Worten der Einleitung nur die Bemerkungen angeführt: „Dieser Mitteilung (einer kurzen Biographie Roseggers aus dessen eigener Feder) ist nur hinzuzufügen, daß das lyrische Manuscript des jungen obersteirischen Sängers in die Hände eines Mannes kam, der zwar nicht volkstümlich geartet als Poet, aber wie Rosegger aus dem Volke hervorgegangen, alles ländlich Volkstümliche empfindend verwebt mit dem Zauber seiner ersten Jugenderinnerungen aus dem niederösterreichischen Waldlande, und der die Lieder seines jüngeren Sangesbruders aus den steirischen Bergen mit Sympathie und Freude durchgelesen hat. Es ist undenkbar, daß nicht jeder Leser in dieser Sammlung auf Lieder stoße, die ihm zu den frischesten und lieblichsten Blüten volkstümlicher Alpenlandespoesie zu gehören scheinen.“ Hamerling schließt seine Empfehlung mit der Andeutung, die Gestaltung der Zukunft Roseggers hänge davon ab, „daß die Legitimation seiner dichterischen Geltung nicht länger hinausgeschoben wird.“ Wie richtig Hamerlings tiefer Blick gesehen, hat die Zukunft und die Entwicklung Roseggers gelehrt. Als 1875 dessen Zeitschrift „Heimgarten“ zu erscheinen begann, war bald Hamerling, welcher sonst überaus ungern Aufsätze in Zeitschriften veröffentlichte, dessen getreuester Mitarbeiter, bald auch des Steirerpoeten vertrautester Freund. Roseggers: „Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling“ (Wien 1891), welche nach des genialen Poeten Tod herausgegeben wurden, erweisen Blatt für Blatt die Beziehungen der beiden Dichter. Und Rosegger war es auch, dem Hamerling mehrmals seinen letzten literarischen Herzenswunsch auf die Seele band: eine volkstümliche Ausgabe von Hamerlings gesammelten Werken im Auge zu behalten. Der berühmte Verfasser des *Abasver* in Rom wäre gern auch den Geistern der wenig Bemittelten näher getreten, seine Klage war immer, daß seine Werke für weitere Kreise zu teuer seien. Trotz aller Bemühung des ihn überlebenden Freundes ist dem Toten dieser Herzenswunsch bis heute noch nicht erfüllt worden.

Auch der Verfasser dieser Zeilen hatte sich damals — es war in der ersten Hälfte der siebenziger Jahre — das Herz gefaßt und dem gefeierten Dichter eine Dichtung zur Durchsicht überreicht, die schon mehrere Jahre vollendet im Pulte ruhte. Mein Gott, wer denn, der in Graz halbwegs erträgliche Verse schrieb, hätte nicht wenigstens ein bescheidenes Wort der Anerkennung von Hamerling als hohes Glück angesehen. So nahm ich denn mein Manuscript — es war die 1877 bei Wagner in Innsbruck erschienene „Cornelia, eine Herzengeschichte in Versen“ — und begab mich zagend damit zu dem verehrten Manne. Er nahm mich in seinem dunkel gehaltenen Zimmer, in dem Hause der Realschulgasse (heute Hamerlinggasse), welches nun eine Marmorgedenktafel schmückt, freundlich auf und versicherte:

„Sie können überzeugt sein, ich werde Ihr Manuscript genau und gewissenhaft durchsehen.“

Ich bat um offenes Urteil.

„Das sollen Sie haben, schon in der nächsten Woche.“

Als ich zur bestimmten Zeit wieder erschien, hatte er wirklich das Ganze durchgelesen. Seine erste Bemerkung war eine Frage:

„Warum haben Sie diesen Stoff nicht novellistisch in Prosa bearbeitet. Es wäre eine gute Novelle geworden.“

Ich konnte natürlich nichts anderes sagen, als daß es mir darum zu thun gewesen, eine Novelle in Versen abzufassen, welche ein kleines psychologisches Problem durchführen sollten.

„Ich habe manche hübsche Stelle darin gefunden, gewandte Verse, auch manches, was ich beanstanden möchte,“ sagte der Dichter, „aber,“ und sein stolzes Auge sah mich ernst, doch freundlich an, „Sie haben ein förmliches kleines Epos schaffen wollen, zu einem solchen aber gehört ein Held, eine gewaltige, kraftvolle Persönlichkeit, welche die Blicke der Welt auf sich zieht oder gezogen hat. Versuchen Sie später einmal einen solchen Helden zu finden, Sie sind ja noch jung. Doch ich kann Ihnen meine Anerkennung nicht versagen, daß Sie gleich eine größere Arbeit in Angriff genommen und nicht ohne Geschick und warmes poetisches Gefühl durchgeführt haben. Wollen Sie diese Dichtung dem Druck übergeben?“

Auf meine Bemerkung, falls ich einen Verleger fände, hätte ich allerdings die Absicht, meinte Hamerling wohlwollend:

„Warten Sie noch eine Zeit damit.“

Es vergingen einige Jahre, bis 1877 meine Dichtung erschien, die dem Verleger gefallen hatte, und sich auch nachher bei der Kritik, so weit diese ihr überhaupt Beachtung schenkte, freundlicher Aufnahme erfreute. Heute denkt allerdings kaum mehr jemand an das Büchlein, nur hatte vor einigen Jahren ein Literaturflegel es hervorgesucht, um mir anläßlich dieses Jugendwerkes Grobheiten an den Kopf zu werfen. Wie herzlich gedachte ich damals des edlen Hamerling, und seiner Zartheit und Freundlichkeit und seines milden Ernstes.

Der Dichter besuchte zu Anfang der achtziger Jahre öfters die Grazer Universitätsbibliothek, er hatte damals die Einladung an Meyers Konversationslexikon mitzuarbeiten angenommen und behandelte darin die moderne italienische Literatur, wie dies für ihn, den vortrefflichen Kenner dieser Literatur und ausgezeichneten Leopardiüberseher ja auch passend erschien. In der genannten Bibliothek, in der ich angestellt war (und heute noch bin), fiel aus dem Munde des Dichters manch geistvolles Wort, wenn er anläßlich des Studiums italienischer Werke und Zeitschriften die Leseräume betrat, wo ich meines Amtes waltete. Einmal kam das Gespräch auf die „Gartenlaube für Oesterreich“, ein Blatt, das H. Penn, Sacher-Masoch und andere begründet hatten, welches von 1866 bis 1869 in Graz herausgegeben, sich anfangs eines ganz hübschen Leserkreises erfreute, und unter anderem Originalbeiträge von Adelbert Stifter, Fr. Marx, F. Nissel, Ada Christen brachte, die ihm zu gutem Ansehen verholfen. Natürlich wurde auch die Mitarbeiterschaft Hamerlings erbeten und — gewährt.

Dieses Blattes gedachte Hamerling im Gespräche. „Ich habe,“ meinte er, „mit großem Interesse die Gründung dieses Blattes und seine Weiterführung

verfolgt. Schade, daß es später in wenig gewandte Hände gekommen. Es war durchaus kein gewöhnliches Provinzialunternehmen und in der belletristischen Zeitungsliteratur höchst geachtet.“ Hamerling kam auch auf die Provinzblätter zu sprechen und brachte mich, da ich gerade verschiedene bibliographische Arbeiten in Angriff genommen, welche Steiermark betrafen, auf eine bemerkenswerte Idee.

„Sehen Sie,“ sagte er beiläufig, „es wäre ein guter Gedanke, alle im Lande erschienenen Zeitungen und Zeitschriften zu verzeichnen und ganz kurz deren Geschichte zu skizziren, das heißt die Dauer des Bestehens eines jeden Blattes, die Redakteure und Herausgeber, die Hauptmitarbeiter, bei politischen Zeitungen etwa die Tendenz und dergleichen. Eine solche Zusammenstellung bietet eine gute Grundlage für den Verfasser einer Geschichte nicht nur unseres Zeitungswezens, sondern der Literatur und Kultur überhaupt. Hätten wir dergleichen Arbeiten aus verschiedenen Ländern, man würde schon beim bloßen Durchsehen derselben staunen, welche Summe von Arbeit da niedergelegt ist, was für Männer, die möglicherweise später weit berühmt geworden sind, sich daran beteiligt, welche Wandlungen im Geschmack und in der Auffassung der Verhältnisse erfolgt sind.“

Ich teilte des Dichters Ansicht so vollkommen, daß ich in der That daran ging, eine derartige Arbeit abzufassen, welche ich heute noch fortführe, ohne daß ich sie bisher veröffentlicht habe.

Eine Zahl von Jahren hindurch hat Hamerling eifrig die beiden Grazer Bibliotheken besucht, nämlich die Universitätsbibliothek und die große Bücherei am Joanneum. Seine Aufmerksamkeit für dieselbe und zugleich Genauigkeit, welche seine eigenen Werke betraf, zeigte sich, nachdem er gestorben war. Jede der beiden Sammlungen erhielt eine genau und sorgfältig zusammengestellte Kollektion aller Schriften des Dichters legirt, und zwar war jedes seiner Werke durch alle Auflagen und Ausgaben vertreten. Da Hamerling in jeder Neuauflage Verbesserungen anbrachte, so kann man den Wert dieser Zusammenstellung, zumal für den Literaturforscher, beurteilen. Noch bei Lebzeiten setzte der Dichter alle Mühe daran, daß ja nicht eine einzige Auflage in der für sein Legat bestimmten Doppelsammlung fehle.

Es mögen nun einige Mitteilungen über die Beziehungen des Dichters zur Kunst und über seinen Verkehr mit einem Künstler folgen, welcher in vortrefflicher Weise uns die Züge Hamerlings in der von ihm modellirten Büste überliefert hat. Dieser Künstler ist der von der Wiener Akademie ausgebildete Bildhauer Hans Brandstetter, ein Steiermärker, einer der wenigen Landsleute Roseggers, welche sich auf dem Gebiete der Plastik hervorragend bemerkbar gemacht haben. Brandstetter hat die Büste Roseggers selbst, jene des Dichters C. Gottfried R. von Leitner und seitdem eine ganze Reihe anderer Porträtbüsten angefertigt, die sich durch sprechende Ähnlichkeit auszeichnen, in jüngster Zeit ist ihm die Ausführung des Brustbildes jenes edlen Grafen Hartenau, des einstigen Fürsten von Bulgarien und späteren österreichischen Generals gelungen, der ein so frühes Ende in Graz gefunden hat.

Im Jahre 1881 wurde Brandstetter mit Hamerling bekannt; nachdem es schon längst des Künstlers Wunsch gewesen, das charakteristische Haupt des berühmten Dichters zu modelliren, bat er diesen um die Bewilligung hierzu und um einige Sitzungen. Dieselben fanden im Jahre 1882 statt. Brandstetter ersuchte den Dichter, sich das lang herabfallende Haar nicht kürzen zu lassen, und einige Zeit darauf wurden Tag und Stunde einer Sitzung bestimmt. Der Bildhauer hatte aber längere Zeit vorgearbeitet, und der wohlmodellirte Kopf in grauem Thon ließ die Züge schon ganz gut erkennen.

Hamerling empfing den Künstler eine Zeit vorher in seinem Sommeraufenthalte im Stiftinghause, wo er so gerne weilte, mit den Worten auf sein Haar weisend: „Sehen Sie, daß ich nicht vergessen habe.“ Als die Sitzung selbst im Kupferstichkabinet der Bildergalerie hätte stattfinden sollen, erschien der Dichter pünktlich, aber er sagte: „Ich komme heute nur um mich zu entschuldigen, zu einer Sitzung fühle ich mich nicht wohl genug, vielleicht morgen.“ Da bemerkte er jedoch das begonnene Bildwerk und wendete sich demselben mit Interesse zu. „Sie ist ja schon zu erkennen,“ sagte er, nahm seinen Platz ein und vergaß ganz auf das vorgeschützte Unwohlsein; Brandstetter konnte zwei Stunden lang an seinem Werke arbeiten. Hamerling kam nun in der That öfter. Einmal sagte er: „Das Gesicht wird gut, nur die Augenbrauen, Bart und Fliege sind etwas zu stark gehalten.“ Auf die Bemerkung des Künstlers, daß dieser es in der Natur so sehe, wurde Hamerling still, Brandstetter erkannte aber das nächstmal, daß Bart, Fliege und Brauen gekürzt worden seien. „Vergleichen Sie noch einmal,“ sagte nun der Dichter, und da es offenbar dessen Wunsch war, verkleinerte Brandstetter die erwähnten Dinge.

Einmal ersuchte Hamerling den Bildner: „Darf ich eine mir befreundete fein gebildete Dame herführen, an deren Urteil mir sehr gelegen ist und welche die Büste schon gern sähe?“ Natürlich war dies dem Künstler nur sehr angenehm, und am nächsten Tage erschien mit Hamerling Frau von Götirner, „Minona“, die treue edle Freundin des Professors, den sie heute noch hoch verehrt. Auch sie fand das Bild gelungen und Hamerling bemerkte: „Frau von Götirner kennt mich schon lang und genau, ihr Urteil kann Ihnen maßgebend sein.“ Die Porträt-sitzungen wurden damit beendet; „wenn auch nicht langweilig, so sind sie doch sehr anstrengend für mich,“ sagte der oft sehr leidende Dichter zum Bildhauer. „Sie sind wohl der letzte, welchem ich als Modell gedient, zumal Ihr Werk so gut ausgefallen ist.“

Als später einmal Brandstetter mit Hamerling vor dem im Grün des waldigen Stiftingthales anmutig gelegenen „Stiftinghause“ stand, wies der Dichter auf ein durch Läden markirtes Blindfenster des Gebäudes: „Sehen Sie, dort möchte sich ein Relief gut machen; hinter jener Wand schrieb ich die ‚Aspasia‘, dort wäre eine Gestalt aus jener Dichtung gewiß passend, vielleicht die Kora.“ Der Bildhauer machte einen Entwurf der Figur Koras in Wachs, und auf die Frage Hamerlings, wie hoch das Ganze in Stein ausgeführt kosten könnte, nannte Brandstetter etwa hundert Gulden. „Das ist zu viel für meine Ver-

hältnisse, aber auf siebenzig Gulden könnte ich mich einlassen, denn ich muß für die Meinigen sorgen.“

Am 2. Oktober 1882 schrieb Hamerling dem Bildhauer die nachstehenden Worte ins Album, welche wohl verdienen, einem weiteren Leserkreise bekannt zu werden:

„Der Künstler muß die Natur nachahmen, um Großes zu leisten. Aber das Größte leistet er dann, wenn er die Natur nicht bloß nachahmt wie ein vor ihm und außer ihm stehendes Modell, sondern wenn ihm die Natur, ihre Schaffensfreude, ihr Formensinn, im Innern, im Gemüte selbst lebendig wird, und sie aus seinem Geiste noch bedeutender, sinniger, ergreifender wiedergeboren wird, als in der vergänglichen Wirklichkeit.

Robert Hamerling.“

Seitdem blieb Brandstetter mit dem Dichter des Ahasverus in steter Verbindung. Es war im Jahr 1887, als der Bildhauer in Wien weilend ein Medaillon mit dem Reliefporträt des greisen Bauernfeld gefertigt hatte, welches der Porträtirte selbst wie dessen Freunde für ganz vortrefflich ausgeführt erklärten. Um dieselbe Zeit wurde Kundtmanns edles Standbild Anastasius Grüns aus weißem Marmor im Grazer Stadtpark zur Aufstellung gebracht. Darauf beziehen sich die nachfolgenden Zeilen des Dichters, welchem Brandstetter eine Photographie des erwähnten Reliefs von Wien aus übersendet hatte:

„Etwas spät, aber herzlich danke ich Ihnen, sehr geehrter Herr und Freund, für die übersandte Photographie des trefflichen Bauernfeldmedaillons. Gestern schleppte ich mich zu unserm Gründentmal. Dem Ausruf der Bewunderung muß sich leider der des Bedauerns anschließen, daß ein so schönes feines Werk nicht in Erz, sondern in gebrechlichem Marmor ausgeführt ist. Auch mit dem abgelegenen, eingeengten Plaze, auf dem es steht, kam ich mich nicht befreunden. Aber das Werk an sich ist, wie gesagt, reizend schön. Mit bestem Gruß

Ihr

Graz, 11. Juli 1887.

Robert Hamerling.“

Im Jahre 1888 weilte Brandstetter in Rom, er hatte die Thermen des Titus besucht, wo noch Steinreste von Neros goldenem Hause sich vorfinden, das Hamerling im Ahasver so prächtig geschildert, und dem schon sehr kranken Dichter einen Lorbeerzweig aus dem alten Gemäuer nebst herzlichem Briefe gesendet. Dieser antwortete:

„Sehr geehrter Freund! Ich erwidere Ihr liebes und inhaltreiches Schreiben nur mit einem Weihnachtsgruß, welcher dazu beitragen möge, Sie in diesen Tagen der Weihe des Gemüths in die Heimat und zu den Befreundeten zurückzuversetzen. Der übersandte römische Lorbeer befindet sich unter Glas und Rahmen; empfangen Sie meinen besten Dank dafür! Wir alle — mit Einschluß

Berthas, die mich nur bittet, Ihnen zu sagen, daß sie nicht ‚Paula‘ heißt¹⁾ — bleiben Ihrer mit besten Gefinnungen und Wünschen eingedenk.

„In freundlicher Ergebenheit

Ihr

Graz, 22. Dezember 1888.

Robert Hamerling.“

Noch sei eines Schreibens aus der Feder des Dichters gedacht, das uns den schwer Leidenden, vielleicht darum aber um so milder Denkenden vorführt. Ein sehr bekannter Wiener Schriftsteller und Kritiker, der Rom genau kannte, hatte seinerzeit bei einer Besprechung des Alhasverus tadelnde Worte über verschiedene Schilderungen von Dertlichkeiten in dem Gedichte ausgesprochen, Schilderungen, welche der topographischen Wirklichkeit nicht entsprächen. Hamerling war sehr gekränkt, fast erbittert, und er suchte jede Berührung mit dem erwähnten Kritiker, der auch Graz zu besuchen pflegte und mit Brandstetter befreundet war, zu vermeiden. Der Bildhauer, eine lebenswürdige versöhnliche Persönlichkeit, suchte Jahre hindurch vergeblich eine Vermittlung herzustellen. Aber endlich hatte der Dichter in seinen Leiden auch das Ganze vergessen. Darauf und auf die Schilderung des Eindrucks, welchen der eben erschienene „Homunkulus“ auf Brandstetter ausgeübt, bezieht sich die Antwort Hamerlings an diesen vom 26. Dezember 1887 datirt:

„Bin so elend, sehr geehrter Freund, daß ich Ihnen nur kurz antworten kann. Was den Herrn betrifft, der mich vor siebenzehn Jahren beleidigt haben soll, so weiß ich nicht, wen Sie meinen; wer immer es aber sein mag, er kann versichert sein, daß all mein Leben und Erleben abgeschlossen und abgethan hinter mir liegt und ich über Groll und Feindseligkeit vollständig hinaus bin.

„Also ein ‚großer Zug‘ geht durch den Homunkel? Wenn nur die Rezensenten nicht das ‚Reißen‘ bekommen von diesem ‚Zug‘! Gern hätte ich Ihnen ein Exemplar geschickt, aber leider ist's für den Augenblick nicht möglich; ich hoffe es später thun zu können. Alles Schöne zum Jahreswechsel. Herzlich ergeben Ihr

Robert Hamerling.“

In der Zeit zurückgreifend, glaube ich auch mit dem folgenden Schreiben des Dichters einen Beitrag zu seiner Charakteristik liefern zu können. Dieses Schreiben zeigt uns des Poeten eigenes Urteil über seine lyrische Thätigkeit. Es ist als Begleitbrief der neuen Auflage der Gedichtsammlung: „Sinnen und Minnen“ an einen Wiener Kritiker gerichtet, welchem Hamerling darin seine eigene Ansicht über diese Gedichte mitteilt, selbstverständlich ohne irgend eine Beeinflussung damit in Verbindung bringen zu wollen. Der Name des Adressaten thut hier nichts zur Sache. Der Brief aber lautet:

„Hochgeehrter Herr! Immer gleich lebhaft wünschend, mein literarisches Streben durch Ihre Kenntnissnahme beehrt zu sehen, übersende ich Ihnen wieder ein Buch, das unter altem Titel wenigstens zur Hälfte Neues bringt. Freilich

¹⁾ Hamerlings Mündel, deren Namen Brandstetter irrig angeführt.

nicht in dem Sinn Neues, daß es ein neues Element in die Sammlung brächte: nur das, was an das Alte sich verwandt angeschlossen, habe ich aufgenommen, und es stammt das meiste davon aus den Jahren, welche der ersten Ausgabe (1859) zunächst folgten, aus einer Zeit also, in welcher meine poetische Jugendepoche noch lange nicht ihren Abschluß durch den Abasver in Rom gefunden hatte. So vertritt die Sammlung nach wie vor das jugendliche ‚Sinnen und Minnen‘ — vielleicht eine sehr monotone Lektüre, die aber in dieser Monotonie wenigstens eine Bürgschaft wahrer Empfindung tragen dürfte, da schwerlich jemand es für denkbar halten wird, daß man einen so wenig pikanten Stoff mit bewußter Absicht wählt. Kann man übrigens nur echt lyrische Melodie in dem Bändchen finden, so bin ich stolz darauf und schäme mich der einfachen Klänge nicht, durch welche ja das Gedankenhafte in meinen größeren Dichtungen sich zum Eindruck einer poetischen Individualität ergänzen könnte. Auch glaube ich, daß ich vieles in dieser Sammlung, namentlich die reimlosen Stücke in freien Rhythmen, niemals durch reifere lyrische Leistungen zu überbieten im Stande sein werde. Ich denke, mit diesen Zeilen keineswegs Sie zu einem öffentlichen Richterspruche herauszufordern; sollten Sie aber zu einem solchen sich angeregt fühlen, so bedarf es nicht der Versicherung, daß ich ihn mit herzlichem Dank entgegennehmen werde.

„In aufrichtigster Hochachtung verharre ich Ihr ergebenster

Graz, 4. Januar 1868.

Robert Hamerling.“

Nachdem in den siebenziger Jahren Hamerling zu Rosegger in engere Freundschaftsbeziehungen getreten war, suchte er dem jüngeren Steirerpoeten so oft er konnte, eine Freude zu machen und ihn weiteren Reisen immer mehr und mehr vorzuführen. Hamerling stand auf der Höhe seines Ruhms. So kam es denn auch, daß Ansuchen um Autographen, Photographien und dergleichen gar reichlich einliefen. Der Herausgeber der „Neuen illustrierten Zeitung“ in Wien, Herr R, welcher eben auf einer Reise durch Graz begriffen war, suchte den Dichter Hamerling ebenfalls einmal auf und wollte ihm die Bitte um poetische Beiträge für das genannte, damals vortrefflich geleitete, leider später eingegangene Blatt vortragen, traf ihn aber nicht zu Hause. Die Redaktion hat darauf zum Zwecke der Wiedergabe in dem Blatte um Hamerlings Photographie. Es erfolgte nachstehende bezeichnende Antwort des Dichters:

„Hochgeehrter Herr! Ich bitte Herrn R mein herzliches Bedauern darüber auszudrücken, daß er den Weg zu mir vergebens machte. Ihrem Wunsche nach einer Photographie von mir entspreche ich gern und fühle mich geehrt durch Ihre freundliche Absicht, glaube aber, daß Sie zunächst mit Roseggers Bild Ihren Lesern eine größere Freude machen würden, da dieses, weil noch nirgends veröffentlicht, den Reiz der Neuheit für sich haben würde. Wenn es Ihnen noch möglich ist, bitte ich Sie sehr, Rosegger vorauszuschicken: ich für meine Person bin gerade in letzter Zeit ein wenig zu oft biographirt worden. Mißgünstige Leute setzen da gerne voraus, daß man selbst die Hand dabei im Spiele hat,

daß man Reklame für sich macht. Also, wenn es Ihnen möglich, erfüllen Sie meine Bitte: bringen Sie vorerst Rosegger.

„Als Beitrag sende ich Ihnen ein Gedicht, das ich eben heute geschrieben; ich habe nichts anderes zur Hand: meine Papiere sind noch in der Stadt, ich auf dem Lande. Ich sende noch weiteres. Sie wünschen auch einen Autograph; ich erlaube mir daran zu erinnern, daß die Neue illustrierte Zeitung einen solchen bereits von mir gebracht hat.

„Zu früherer oder späterer Benützung, falls Sie darauf bestehen, mein Bild mit biographischer Skizze zu bringen, teile ich Ihnen mit, daß ich nicht, wie bisher meist angegeben wurde, am 24. März 1832, sondern 1830 zu Kirchberg am Walde in Niederösterreich geboren bin.

Hochachtungsvoll ergeben Ihr

Graz, 15. Juni 1874.

Robert Hamerling.“

Nahm auch Hamerling die ernste Kritik des dazu Berufenen gern entgegen, so stand er doch nicht an, die eigenen Ansichten in Dingen, welche seine Poesie betrafen, gegen jedermann zu verfechten. Ich kann hier ein hübsches Beispiel anführen, das zugleich mit einigen kurzen charakteristischen Versen Hamerlings bekannt macht, welche an dieser Stelle zum erstenmale gedruckt vorliegen. Im Jahre 1887 erschien die neue Gedichtsammlung des Poeten: „Blätter im Winde“. Es findet sich daselbst auf Seite 6 folgender Kenienartige Spruch:

„Was soll doch nur die Poesie?
Sie kommt zu spät, sie kommt zu früh,
Hat schnöden Lohn für edle Müß',
Was sie gewollt, erreicht sie nie.“

Der Dichter erhielt einige Zeit nach dem Erscheinen der „Blätter im Winde“ von einer jungen Dame, welche selbst ganz hübsche Verse machte, anonym ein Gedicht zugesandt, das sich auf den obigen Spruch bezog und, mit der Ueberschrift: „An die Poesie“ versehen, in mehreren Strophen der in dem Kenion enthaltenen Ansicht des Poeten entgegentrat. Zum besseren Verständnis teile ich die erste Strophe des Gedichtes dieser Dame mit:

„Was will doch nur die Poesie?
Sie keimt empor, du weißt nicht wie,
Sie schleicht sich sacht ins Herz hinein
Und macht es besser, macht es rein
Von aller Erden Sorgen Last,
Die ist uns ein gar lieber Gast.
Sie bringt dir Seligkeit und Glück
Und ruft die Jugend dir zurück;
Und kommt sie früh und kommt sie spät,
Wenn dich ihr süßer Hauch umweht,
So blüht der Lenz dir neu empor,
Und zaubert Lieb' und Glück dir vor.“

Hamerling entwarf auf ein Blatt datirt vom 3. März 1889 eine Art poetischer Zurechtweisung. Es ist mir nicht bekannt, ob er dieselbe der betreffenden Dame, deren Name ihm mitgeteilt worden sein soll, übersandte, doch liegt mir das von seiner Hand mit Bleistift geschriebene Gegengedicht vor, es lautet:

„Dichterworte muß man ehren,
Wenn man selbst noch jung an Jahren
Und der Dichter ein betagter Mann.
Besser, statt ihn zu belehren,
Eignet man, was er erfahren,
Sinnend, dankend still sich an.“

Zum Schlusse mögen noch einige Angaben folgen, die allerdings hätten eingangs dieser Skizze ihren Platz finden sollen, da sie die Jugendzeit unseres Dichters betreffen; da jedoch der vorliegende Aufsatz nur in Erinnerungen besteht, welche überhaupt nicht rein der Zeitfolge nach geordnet sind, so werden sie auch an dieser Stelle willkommen sein; sie werfen manches Streiflicht auf den schon in ganz jungen Jahren edlerem Dichterdrange Folgenden.

Es ist aus der Selbstbiographie Hamerlings, aus den so wahrheitsgetreu entworfenen „Stationen meiner Lebenspilgerschaft“ bekannt, daß der Dichter frühzeitig sich mit poetischen Entwürfen trug, Gedichte verfaßte und in der ersten Hälfte der vierziger Jahre insbesondere mit dem ihm gleichgesinnten poetischen Freunde Anton Bruckner ein förmlich kontraktlich festgesetztes Freundschaftsbündnis schloß. Den bezüglichen „Kontrakt“ veröffentlichte später Rosegger in seinen „Persönlichen Erinnerungen von Robert Hamerling“. Der Bund trug den Namen der „Herakliusbrüder“, weil der erwähnte Vertrag vom 11. März 1846, dem Tage des heiligen Heraklius, datirt war.

Aus dieser Zeit liegt ein Brief des jungen sechzehnjährigen Hamerling an einen dritten poetisch thätigen Freund in Krems vor. Das Schreiben mag als interessantes Dokument dieser poetischen Bestrebungen hier seinen Platz finden:

„Wertester Kollege! Pruggner¹⁾ sagt mir, Du seiest ein Dichter. Was braucht es mehr als Dichter zu sein, um sich in der Freundschaft musterhaft zu bewähren? Der Dichter vermag aufzustehen und den Ruchlosen, der der Freundschaft spottet und seinen Scherz damit hat, niederzuschmettern. Er ist's, der da sagen kann:

„So gelt' es denn, Sieg gelt' es oder Tod!
Denn wisse, keinem Knaben sprichst du Hohn,
Der seine ersten Waffen schwankend prüft;
Des Fernhinters Silberbogen weiß
Ich wohl zu spannen, treffe scharf das Ziel,
Mein Köcher rasselt goldner Pfeile voll . . .
Wer mag einher in meiner Rüstung gehn?“

Daß ich so lange die angenehme Pflicht, Deinen Brief zu beantworten, vernachlässigte, wurde durch folgende Umstände bedingt:

¹⁾ Bruckner.

„Erstens hoffte ich mit Pruggner, Du würdest uns ganz gewiß in den Pfingstfeiertagen besuchen.

„Zweitens konnte ich mich selbst lange nicht von dem freudigen Erstaunen erholen, das Dein Brief mir verursachte. Er ist ebenso voll von tiefer Herzlichkeit als hoher Gelehrsamkeit. Ja, in diesem Briefe erkenne ich den Jüngling wieder, an dem ich als Knabe mit so inniger Liebe gehangen! Freilich trennten uns später die Fügungen des Himmels, aber wenn wir auch durch Berg und Thal geschieden sind, wir bewohnen doch beide den Donaustrand; hauche Seufzer der Freundschaft in den Strom, ich will am Ufer stehen und lauschen, wie aus den Wogen Deine Grüße mir entgegenrauschen! Es wäre mir lieb, wenn Du mir diesen Brief beantwortetest und mir zugleich kundgäbest, ob ich Dich nicht etwa in den Ferien sehen kann.

„Ich brenne vor Begierde zu sein

Dein

Am 25. Juni 1846.

Rup. Joh. Hammerling,¹⁾ Phil.“

Um diese Zeit besuchte Hammerling die in Oesterreich sogenannten „philosophischen Studien“ in Wien. Im Jahre 1847 finden wir ihn, wie er selbst in den „Stationen“ erzählt, als Mitglied der „Dichtergilde Teutonia“, welcher unter anderem als Hammerlings Kollege auch der spätere Generaldirektor der österreichischen Staatsbahnen und jetzige Geheimerat und k. k. österreichischer Sektionschef Alois Freiherr von Czedit Excellenz angehörte, derselbe, welcher in dem Brünner Blatte „Moravia“ den ersten Abdruck eines Gedichtes von Hammerling vermittelte und selbst poetisch thätig war. Der Liebenswürdigkeit dieses hochgestellten einstigen Kollegen Hammerlings verdanke ich die nachfolgende Bemerkung über die Beziehungen der beiden damals poetisch Strebenden: „Unsere persönliche Berührung fand eigentlich nur im Schuljahre 1846/1847 statt. Er war auch als junger Mann eine fränkliche, allzu bescheidene, fast scheue Natur. Ich mußte sehr energisch auftreten, bis er mir gestattete, den Druck eines seiner Gedichte in der Moravia zu vermitteln. Im Jahre 1848 hatte ich als Legionsoffizier viel zu schaffen, wir sahen uns weniger, und dann brachte uns das nüchterne praktische Leben immer mehr aus einander, obwohl wir eine Anzahl Jahre hindurch beide dem Lehrerstande an Mittelschulen — er in Triest und ich in Teschen und Wien — oblagen.“

Als junger Aushilfslehrer weilte Hammerling im Jahre 1853 in Wien. Er betrieb zu jener Zeit eingehende Studien in den klassischen Sprachen, auch das Gebiet der Philosophie, insbesondere der Metaphysik, beschäftigte seinen Geist. Unter den neuern Dichtern, welche er gern las, steht — und dies ist sehr bezeichnend — Wilhelm Waiblinger obenan. Der merkwürdige, leider jung verstorbene Poet mit seinem klassischen Schönheitsgeföhle, mit der dichterischen Kraft der Wiedergabe jener herrlichen Eindrücke, welche Rom und Italien auf seinen

¹⁾ Also schrieb zu jener Zeit der Dichter seinen Namen, auch in dem erwähnten „Kontrakt“ ist er in dieser Art unterschrieben.

Geist ausübten, mit dem Hange zur Sinnlichkeit und mit der glühenden Phantasie hat jedenfalls auf den jungen Dichter Hamerling einen bedeutenden Einfluß ausgeübt, im „*Mhasver in Rom*“ ließen sich Spuren davon finden. Hier sei nur noch zum Schlusse eines eigentümlichen Schriftstückes gedacht, das von Hamerlings Hand geschrieben und vom 18. März 1853 datirt, sich unter des Dichters Papieren fand. Es kann als ein Tagebuchblatt betrachtet werden und weist immerhin auf die Denkweise Hamerlings zu jener Zeit. Das Blättchen lautet:

„Ich hatte vor dem Einschlafen Waiblingers Biographie von Caniz gelesen. Hierauf träumte ich und zwar gegen Morgen, daß ich mit Waiblinger vor einem Bücherkasten stand und daß jener plötzlich begann, einen tiefsinnigen metaphysischen Sermon zu halten. Ich erwachte mitten in seiner Rede und hatte davon nichts als die folgenden Aussprüche behalten, aber diese mit vollster Klarheit, so daß ich sie hiermit wörtlich wiedergeben kann: Gott ist nicht der Schöpfer des Universums, sagte Waiblinger, denn er bleibt in sich; weshalb auch schon Zoroaster und Platon die Welt durch Gehilfen Gottes erschaffen lassen. Ferner: Der Zweck des Universums ist, schön und gut zu werden, also ein endlicher Zweck; es ist nur ein Komma (sic), welches der unendliche Geist in der Reihe seiner Selbstbestimmungen macht. — Das Interessante bei diesem Traume ist, daß die Gedanken Waiblingers, der überhaupt nicht Metaphysiker war, auch nicht im entferntesten solche Traumgedanken veranlassen konnten, und daß mir selbst nie etwas Aehnliches, wie jene Ideen aussprachen, in den Sinn gekommen ist. Es ist also keinerlei Reproduktion in jenem Traume; woraus denn zu schließen ist, daß der Geist im Traume oft sehr selbständig und produktiv verfähre.

Robert Hamerling.“

Die Wiedergabe dieses eigenartigen, von philosophischen Gedanken durchzogenen Traumbildes mit des Dichters eigenem Worte möge den Abschluß der Erinnerungen an eine der bemerkenswertesten Dichterererscheinungen bilden, welche Deutschösterreich je befaßten.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Landwirtschaft.

Besseres und billigeres Brot.

Neue Vorschläge zur Hebung der Landwirtschaft.

Die Landwirtschaft leidet unter dem zu großen Eifer und unter unausführbaren und übertriebenen Forderungen ihrer Freunde und Vertreter. — Mit leidenschaftlichen Partekämpfen und mit Mitteln, welche im besten Fall Palliativmittel bleiben, wie zum Beispiel die künstliche Preissteigerung des Getreides, wird der Landwirtschaft auf Dauer niemals geholfen werden. — Die nachstehenden Vorschläge eines hervorragenden Fachmannes halten sich von allem Parteitreiben fern und eröffnen einen neuen, an einzelnen Stellen schon mit

Erfolg betretenen Weg, um die Gesamtlage der Landwirtschaft mit der Zeit wesentlich zu verbessern. Es verdienen deshalb diese Vorschläge die allgemeinste Beachtung und Prüfung der gesetzgebenden Faktoren, um so mehr, als alle Parteien diesen Vorschlägen zustimmen könnten.

Redaktion der „Deutschen Revue“.

Offener Brief an den Herausgeber der „Deutschen Revue“.

Hochgeehrter Herr!

Ich bitte Sie, den nachfolgenden Zeilen die Aufnahme in Ihre geschätzte Zeitschrift zu gewähren. Sie enthalten, in die Form eines Antrages an den Reichstag gekleidet und mit der nötigen Begründung versehen, neue Vorschläge zur Hebung der ökonomischen Lage der Landwirtschaft.

Der Reichstag wolle beschließen:

Art. 1.

Die Reichskasse gewährt den einzelnen Bundesstaaten zu Gunsten von landwirtschaftlichen Genossenschaften, welche den gemeinschaftlichen Betrieb von Getreidemühlen und Bäckereien, eventuell von Lagerhäusern für Getreide und Hülsenfrüchte beabsichtigen, Unterstützungen zum Erwerb der hierzu notwendigen Gebäulichkeiten.

Art. 2.

Die Reichskasse leistet je nach den Verhältnissen auf Antrag der Landesregierung 50 bis 80 Prozent der Anlagelkosten; die Landesregierung ihrerseits ist befugt, vom Art. 4 des Genossenschaftsgesetzes vom 20. April 1892 in dem Sinne zu dispensiren, daß die erste Einlage des Genossenschafters 200 Mark nicht zu übersteigen braucht, aber binnen fünf Jahren auf den vollen Betrag von 500 Mark gebracht werden muß. Außerdem bestimmt sie die regionale Abgrenzung der einzelnen Genossenschaften, wobei in der Regel nicht unter 5000 und nicht über 8000 Hektar Ackerland als Wirtschaftsbasis einer Unternehmung gelten sollen.

Art. 3.

Auf den Bericht des von der Landesregierung bestellten Aufsichtsbeamten, der übrigens mit den technischen Prozessen der Müllerei und Bäckerei betraut sein muß, entscheidet die Landesregierung über die von der Genossenschaft in Vorschlag gebrachte Anlage respektive den Erwerb und Umbau bereits vorhandener Betriebe. Der Aufsichtsbeamte seinerseits entscheidet über die Ansätze für Brot- und Mehlpreise im Verhältnis der am offenen Markt und der in dem genossenschaftlichen Betriebe zur Verwendung kommenden Qualitäten. Im Falle stark steigender und schwankender Getreidepreise bestimmt endlich das Reichsamt des Innern den Maximalbetrag des in Rechnung zu bringenden Herstellungskostensatzes.

Art. 4.

Von dem Genossen, welcher außer den nach Art. 1 gegebenen Vorschriften bezüglich der Stammeinlage die Verpflichtung übernommen haben muß, mindestens zehn metrische Zentner jährlich zu liefern, kauft die Genossenschaft das Getreide bei guter äußerlicher Beschaffenheit und Haltbarkeit bar ab, unter Abzug von 10 Prozent des Verkaufspreises; doch ist sie befugt, auf Grund des letzteren, insofern er sich auf gute kaufmännische und ortsübliche Ware bezieht, eine Staffelnung in dem Sinne vorzunehmen, daß sowohl hervorragende als minderwertige Waren entsprechend abgeschätzt werden. Diese Staffelnung wird jährlich nach dem Ernteaussfall erneuert und unterliegt der Genehmigung der Landesregierung.

Außerdem soll die Genossenschaft von den kleinen Landwirten ihres Bezirks verkäufliche Posten nach Maßgabe des Marktpreises und der besonderen Beschaffen-

heit ihrer Ware abnehmen; ebenso ist sie befugt, aus anderen Kreisen Brotgetreide zu erwerben. Ausländisches Getreide darf sie nur kaufen, wenn und insoweit solches auf Antrag des Aufsichtsbeamten im Interesse guter Mehl- und Brotware gebilligt wird; über ein Mischungsverhältnis von 1:3 darf jedoch keinesfalls hinausgegangen werden.

Art. 5.

Zur Erledigung von Streitigkeiten über Maß und Beschaffenheiten der von den einzelnen Genossen gelieferten Waren bestellt die Genossenschaft aus ihrer Mitte ein ständiges Schiedsgericht. Dasselbe besteht außer dem Aufsichtsbeamten als Vorsitzendem aus fünf Mitgliedern und fünf Ersatzmännern und wird alle drei Jahre frisch gewählt.

Dasselbe verfügt auch den Ausschluß von Mitgliedern, welche ohne triftige Gründe den versprochenen Lieferungen nicht nachgekommen sind oder sich sonst gegen die Genossenschaft verfehlt haben. Ein Rekurs an die Landesregierung oder eine von derselben bezeichnete obere Verwaltungsbehörde ist nur im Falle des Absatz 2 zulässig.

Art. 6.

Der von der Reichskasse gelieferte Kapitalbeitrag, welcher nur unter bestimmten Voraussetzungen, also zum Beispiel wesentlichen Erweiterungen des Betriebes, durch Nachschüsse vermehrt werden darf, wird jährlich zu drei vom Hundert an die Reichskasse verzinst und durch Annuitäten im Mindestbetrage von 1 Prozent getilgt.

Zur Sicherheit dieser Schuld dienen

- 1) die Gebäude und baulichen Anlagen, welche vor erfolgter Tilgung nicht an Dritte verpfändet werden dürfen;
- 2) die Borräte und
- 3) ein durch jährliche Einlagen zu bildender Reservefonds.

Im Falle der Auflösung der Genossenschaft behält sich das Reich das Recht vor, die Etablissements zu übernehmen und die bezüglichlichen Unternehmungen auf eigene Rechnung weiter zu führen.

Das Aufsichtsrecht des Staates und seine Mitwirkung in den nach den vorhergehenden Artikeln genauer bestimmten Entscheidungen wird durch die Tilgung der Schuld nicht beseitigt.

Art. 7.

Der Reingewinn, welcher nach der erfolgten Zins- und Annuitätenzahlung, sowie nach der statutarisch festgesetzten Einlage in den Reservefonds (Art. 6) und nach einer Verzinsung der Stammanteile mit 3 Prozent übrig bleibt, wird jährlich nach Maßgabe ihrer Lieferungen unter die Genossen verteilt, nachdem Rechnung und Bilanz die obrigkeitliche Genehmigung erhalten. Ueber besondere Reserven, wozu die Jahresüberschüsse verwendet werden sollen, entscheidet die Generalversammlung, in welcher der Aufsichtsbeamte den Vorsitz führt.

M o t i v e.

Immer bedrängter wird die Lage der Landwirtschaft, immer lauter ertönen die Rufe um Hilfe, und trotzdem ist zu Gunsten der agrarischen Bevölkerung nur wenig geschehen. Es ist eine gewaltige Aufgabe, die es zu lösen gälte; wird man sie lösen oder doch eine erträglichere Entwicklung einleiten können? So viel scheint mit der Zeit klar zu werden: von gewaltsamen Mitteln wird man absehen müssen. Gewaltsam und gefährlich sind Vorkehrungen, durch welche dem Staat Aufträge von großem finanziellem Risiko aufgegeben oder Leistungen zugemutet werden, welche seine ohnehin stark in Anspruch genommenen Mittel auf unabsehbare Zeit festlegen. Gewaltsam und gefährlich sind aber auch die Vorschläge im Interesse einer künstlichen Preissteigerung, einer Absperrung gegen das Ausland.

Sind uns also in mehrfachem Sinne die Hände gebunden, so ist es wiederum verfehlt,

eine Besserung aus der eigenen Kraft der Landwirte zu erwarten. Ihre ökonomischen Mittel sind viel zu sehr geschwächt und — es gibt Schwierigkeiten, über welche kein Beruf aus eigener Kraft Meister wird. Man darf auch nicht übersehen, daß sie sich überall geregt haben, unsere Landwirte, und so ist auch sehr vieles besser geworden in den letzten zwanzig Jahren. Unter solchen Verhältnissen ist es gewiß Ehrenpflicht der Gesamtheit, da die Hilfsband zu bieten, wo sie nachweisbar unentbehrlich ist.

Der charakteristische Punkt des vorstehenden Antrages besteht nun darin, daß er eine Kooperation von Staat und Stand auf dem Boden der Genossenschaft herbeiführen will. Der nahe liegende Einwand, daß damit die gewünschte sofortige und allgemeine Besserung nicht erreicht wird, trifft ihn nicht, da nicht der Krieg oder die einseitige Verfolgung beruflicher Interessen, sondern einzig und allein ein Verfahren, welches zugleich den anderen Klassen Vorteile verspricht, dauernde Erfolge haben wird.

Von den Genossenschaften, die sonst bestehen, würden sich die hier geplanten Verbände dadurch unterscheiden, daß ihnen staatliche Mittel und staatliche Aufsicht zugeführt werden. Jenes ist notwendig, weil es sich um die kostspielige Fundierung neuer gewerblicher Anlagen handelt, dieses, weil dafür Garantie gegeben sein muß, daß die Unternehmungen nicht einseitig ausgebeutet werden.

Die Fassung der Art. 1 und 2 beruht auf folgenden Erwägungen:

a) Wenn eine laufende Aufsicht derartiger wirtschaftlichen Unternehmungen in Frage kommt, so wird das öffentliche Interesse am besten durch die einzelnen Bundesstaaten vertreten, während umgekehrt der rascheren und allgemeineren Verbreitung dieser Institutionen die Dotierung aus der Reichskasse besser entspricht.

b) Es liegt wohl kein Bedürfnis vor, dem Reiche die Lieferung sämtlicher Mittel, welche zu Bau oder Ankauf von Mühlen, Bäckereien und Lagerhäusern nötig werden, ausschließlich aufzuerlegen. Außerdem wird der Grundgedanke einer Korporation durch die Verbindung von öffentlichen und privaten Mitteln ausgedrückt. Damit entsteht jedoch die Frage der rechtlichen Behandlung dieser Genossenschaften, welchen man doch die Vorteile des Gesetzes vom 20. April 1892 nicht wird versagen können. Der schwierige Punkt ist für die Forderung des § 4, daß der einzelne Stammanteil mindestens 500 Mark betrage. Dieser Satz ist zu hoch für ziemlich viele unserer mittleren und kleinen Landwirte. Die letzteren würden ausgeschlossen, wenn man jene Bestimmung nicht modifizierte; damit wäre aber zugleich die Maßregel wertlos für diejenigen, welche unter den bestehenden Verhältnissen der Berücksichtigung nicht zum wenigsten bedürfen. Zieht man dem gegenüber die unvermeidlichen Unterschiede in den Anlagelkosten in Betracht, so dürfte die doppelte Bestimmung gerechtfertigt sein, daß die Reichskasse bis zu 80 Prozent des Gesamtbetrages beitragen kann, daß aber auch den Bundesstaaten das Recht gewährt wird, die erste Einlage der Genossen auf 200 Mark zu beschränken, von dem gelieferten Getreide aber auch besondere Prozente (10 Prozent), sowie Gewinnanteile so lange zurückzubehalten, bis der Normalbetrag von 500 Mark erreicht ist.

c) Als Ziele der genossenschaftlichen Unternehmung sind ins Auge gefaßt: die Anfertigung von Mehl und Brot, sowie der gemeinschaftliche Verkauf von Getreide und Hülsenfrüchten durch das Mittel eigener Mühlen, Bäckereien und Lagerhäuser.

Wer mit den heutigen Marktverhältnissen, insbesondere denen eines stärker geteilten Grundbesitzes bekannt ist, wird vielleicht den dritten Punkt voranstellen — mit Rücksicht auf den nachteiligen Einfluß des kleinen Zwischenhandels und den Vorzug, welchen beim Müller und Großhändler die größeren, einheitlichen Posten genießen. Nun ergibt jedoch die genauere Ueberlegung, daß damit nur unter günstigen Verhältnissen ein befriedigendes Resultat erreicht werden wird. Die Schwierigkeit besteht darin, den Abzug in die Kanäle der Getreideverwertung zu finden, und so ist man denn auch schon wiederholt an der Koalition jener anderen Berufsinteressen gescheitert.

Eben deshalb empfiehlt es sich, zwei Probleme auf einmal zur Lösung zu bringen.

Es leidet nicht nur der Landwirt, weil sein Getreide im Preise unverhältnismäßig niedrig steht und außerdem vielfach den Käufer nicht findet, sondern es sind die Getreideprodukte Mehl und Brot relativ zu hoch: Bäcker und Müller verkaufen zu teuer, selbst dann, wenn sie, was durchaus nicht überall der Fall ist, wirklich gute Ware liefern.

Die Thatsache ist längst erwiesen. Nach A. Schneider¹⁾ zum Beispiel betrug die Differenz zwischen dem Verkaufspreis und den Herstellungskosten

	beim Roggenmehl (100 kg.)	beim Roggenbrot (1 kg.)
1880	— $\frac{1}{4}$ Mark.	+ 0,7 Pfennig.
1881	— $\frac{3}{4}$ "	+ 0,6 "
1882	+ 1 "	+ 4,2 "
1883	+ $1\frac{1}{4}$ "	+ 3,9 "
1884	+ $\frac{1}{4}$ "	+ 4,4 "
1885	+ 1 "	+ 3,0 "
1886	+ $1\frac{1}{4}$ "	+ 3,5 "
1887	+ $1\frac{3}{4}$ "	+ 3,9 "
1888	+ $1\frac{1}{2}$ "	+ 3,1 "
1889	+ 2 "	+ 4,6 "
1890	+ 3 "	+ 5,7 "

Man braucht hinter solchen Differenzen nicht lauter Eigennutz zu wittern. Was den Gegensatz aber vielfach verstärkt, ist der Umstand, daß das Publikum nicht so bedient wird, wie es sein sollte, lediglich aus dem Grunde, daß in der Müllerei und Bäckerei unzumutbare Einrichtungen bestehen, welche das Produkt verteuern und verschlechtern. In den kleinen Städten und auf dem Lande draußen sind die Backöfen noch heute so ziemlich in dem Zustand, der vor 100 und 150 Jahren erreicht worden war. Und wie sieht es in den kleinen Mühlen aus!

Daraus ergibt sich aber eine doppelte Folge: Es sind die Marktpreise des Getreides unnatürlich gedrückt, und erst wenn das Getreide in die richtigen Hände kommt, respektive wenn der Landwirt die weitere Verarbeitung übernimmt, erhält er den ihm gebührenden Betrag. Wir wissen auch nachgerade, daß wir den Stand des Getreidepreises auf dem Weltmarkte nicht beliebig ändern oder uns auch nur von dem letzteren losmachen können. Also müssen jene Glieder ausgeschaltet werden, welche die regulären Beziehungen zwischen Produktion und Konsumtion stören, jedenfalls einen unberechtigten Anteil beanspruchen. In zweiter Linie eröffnet aber auch der damit erzielte technische Fortschritt die qualitative Besserung von Nahrungsmitteln, die wie kein anderes den unentbehrlichen Bedürfnissen jeder Familie dienen.

d) Was übrigens die Grundabsicht anbelangt, so dürfte der verwandteste Vorgang die Konsumvereinsbäckerei sein, nur mit dem Unterschiede, daß dort der Kundenkreis noch viel weniger geschlossen sein kann. Und Konkurrenzanstalten werden die genossenschaftlichen Unternehmungen nur so lange sein, bis in jenen Säzen wieder ein vernünftiges Maß erreicht ist, wie das seinerzeit bei den Spezerei- und Kurzwaren die Konsum-Vereine bewirkt haben. Von der Feinmüllerei wird übrigens hier so wenig die Rede sein als von der Feinbäckerei.

Zu Artikel 3. Die wesentliche Aufgabe dieses Artikels besteht darin, die Kompetenzen der einzelnen staatlichen Organe festzustellen und gegenüber der Genossenschaft selbst abzugrenzen, welche letzterer man immerhin möglichst viel Spielraum wird lassen müssen. Es wäre nun freilich nicht unerwünscht, wenn übereinstimmende Maximen zur Geltung kämen, und ist dabei auch der letzte Satz in dem Sinne zu verstehen, daß durch zeitweilige

¹⁾ Statistische Untersuchungen über den Zusammenhang des Preises von Roggen und Roggenmehl im Großhandel etc. Berlin 1891.

Zusammenkünfte der Aufsichtsbeamten größere Gleichmäßigkeit in der Behandlung angestrebt würde.

Zu Artikel 4. Der erste Gesichtspunkt ist hier die Abgrenzung nach unten. Daher einmal die Bestimmung des Minimums, zu dessen Lieferung der einzelne Genossenschaftler sich verpflichtet und andererseits die Ermächtigung das von den kleineren Landwirten angebotene Getreide anzukaufen. Wenn nach dem Text des Artikels der Genossenschaftler durch die Einhaltung von 10 Prozent benachteiligt zu sein scheint, so darf wohl darauf verwiesen werden, daß eine ähnliche Bestimmung sich bei den Genossenschaftsmolkereien durchaus bewährt hat. Auf die Hereinziehung sämtlicher Betriebe käme es übrigens nur dann an, wenn es sonst keine Mittel gäbe, den kleinen Leuten beim Absatz ihrer Produkte behilflich zu sein.

In zweiter Linie steht die Abstufung des Preises nach der Qualität. Die Vorschrift guter Beschaffenheit ist von vornherein unentbehrlich; die Genossenschaft hat aber, wie jeder Abnehmer, das doppelte Interesse, die Lieferung besserer Ware zu begünstigen und sich gegen die zu geringe Ware von vornherein sicher zu stellen. Ist es doch gerade die stabile Anwendung des einen Marktpreises auf verschieden geartete Ware, respektive die Mißachtung besserer Ware, welche die Beziehungen zwischen dem Händler und dem gewissenhaften, strebsamen Landwirt vielfach so unerquicklich gestaltet hat.

Der Vorbehalt des letzten Satzes hängt damit zusammen, daß gelegentlich, das heißt nach den einzelnen Jahrgängen die Beimischung von fremdem Getreide fast unentbehrlich erscheint, doch versteht sich hier die quantitative Beschränkung, wenn auch daraus unter Umständen den genossenschaftlichen Unternehmungen gewisse Schwierigkeiten erwachsen können.

Zu Artikel 5. Dem autonomen Prinzip der Genossenschaft entspricht die schiedsgerichtliche Behandlung innerer Streitigkeiten; man wird aber auch einer ständigen Einrichtung den Vorzug geben müssen. Für die Fernhaltung rein persönlicher Konflikte ist durch das Präsidium der Aufsichtsbeamten und durch den Rekurs im Ausschlußfalle gesorgt.

Zu Artikel 6. Der ganze Antrag geht von der Vorstellung aus, daß der Staat nur deshalb die ersten Gründungskosten mit Beiträgen versehe, weil dieselben ohne Heranziehung fremden Kapitals von den Genossen nicht immer würden aufgebracht werden können. Konsequent ist nun aber ebensowohl die mäßige Verzinsung als die rasche Abtragung durch jährliche Annuitäten, aber auch die Fortdauer der staatlichen Aufsicht, sowie die Möglichkeit des Regiebetriebes. Diese Bestimmungen sind nicht etwa Verneinungen der genossenschaftlichen Freiheit, sondern nur deren Ergänzung für den Fall einer übel geleiteten genossenschaftlichen Aktion.

Zu Artikel 7. Daß für solche Unternehmungen gelegentlich außerordentliche Maßregeln vorgekehrt werden müssen, ist wohl sicher zu erwarten. Der Antrag überläßt wiederum, von dem Reservefonds abgesehen, diese Seite der Initiative der Genossenschaft selbst. Kann doch nur von dieser Stelle aus die schwierige Frage über das richtige Verhältnis von Jahresgewinn und dauernder Konsolidation des Ganzen befriedigend gelöst werden.

Das sind in kurzen Zügen die Grundgedanken und Ziele eines Vorschlages, von dem ich immerhin glaube sagen zu können, daß er nicht nur in der Sache selbst zu helfen befähigt sein sollte, sondern auch einem in der Luft liegenden Gedanken, nämlich der beruflichen Organisation einigen Vorschub leistet. Denn diese kommt und wird auch denen Vorteile bringen, welche aus zufälligen Gründen nicht direkt ihr angehören. Hat ja doch auch die Landeszunft mit ihren bestimmten Rechten und Pflichten auch diejenigen geschützt, denen man nicht mehr gestatten konnte als das Recht, „geschlossener“ zu arbeiten.

Vor dem andern Vorwurf aber, daß es sich um Staatsindustrie oder gar um eine Art von Staatssozialismus handle, dürfte der vorstehende Antrag sicher sein. Mit der

Lajjalleſchen Idee hat er nichts gemein, wohl aber ſollte er gerade denen willkommen ſein, welche, ohne direkte Bindung des Verkehrs, an der Arbeit, das Volk vor Schädigungen ſicher zu ſtellen, mithelfen wollen. Der Plan läßt ſich auch nicht verwirklichen, wenn er nicht von den Beteiligten freudig aufgenommen und mit aufrichtigem Willen durchgeführt wird.

Hohenheim in Württemberg, Anfangs Mai 1895.

Hochachtungsvoll
 Profefſor Dr. Heig.

Zahnheilkunde.

Die Entwicklung des Gebiſſes und ſeine Pflege im Kindesalter.

Wenn wir die Mundhöhle eines neugeborenen Kindes betrachten, ſo iſt daran eigentlich nicht allzu viel zu bemerken; ſie präſentirt ſich ja zur Zeit der Geburt nur als ein einfacher, von muskulöſen Gebilden (Lippen, Wangen, Schlundgebilde) umſchloſſener Hohlraum, in dem die Zunge liegt und in dem ſich Ober- und Unterkiefer als leichte Erhabenheiten (Leiſten oder Wälle) darbieten.

Mit dem Wachstum des Kindes ſehen wir dieſe Erhabenheiten an Ausdehnung zunehmen; ſo recht in die Augen fallend wird dieſe Größenzunahme aber erſt, wenn die Zähne zum Durchbruch gelangen.

Wir kommen damit nun zur Betrachtung unſerer erſten Frage: Wie entſtehen die Zähne, und wie haben wir uns den Prozeß ihres Erſcheinens an der Kieferoberfläche vorzuſtellen?

Ähnlich wie alle drüſigen Organe, die wir als ſogenannte epitheliale Gebilde bezeichnen, entſtehen die Zähne in der Weiſe, daß ſich in einer frühen Entwicklungsperiode des Individuums Einſenkungen des Epithels (äußeren Bezuges) der Mundſchleimhaut in die (bindegewebige) Maſſe der Kiefer bilden. Dieſe Einſenkungen ſtellen ſich auf dem Kieferdurchſchnitt demnach dar in Form einer Verdickung (Leiſte) der nach dem Kiefer hin gerichteten Zellenlagen des Schleimhautepithels; wo ein Zahn entſtehen ſoll, ſchnürt ſich vor dieſer Leiſte ein glockenförmiges Gebilde ab, die ſpättere Schmelzklappe des Zahnes. Der Glocke entgegen, reſpektive in ſie hinein wuchert dann das Bindegewebe, aus welchem zu dieſer Zeit der Kiefer noch beſteht, und bildet damit die Matrix für das ſpättere Zahnbein und die ſogenannte Zahnpulpa (Zahnerv, Zahnmark).

So ſehen wir denn in einer etwas ſpäteren Entwicklungsperiode die Zähne, welche vorerſt nur in ihrem Kronenteil ausgebildet ſind, gleichſam wie weiche Knospen in einer ebenfalls weichen Umhüllung (dem Kiefer) liegen; durch Aufnahme von Kalſſalzen werden ſowohl ſie als auch die Kiefer ſpäter zu feſten Gebilden, und wieder etwas ſpäter finden wir deſhalb dann nicht mehr weiche Knospen in einer weichen Umgebung, ſondern harte Zahnkronen in einer knöchernen Lade, die nach der Mundhöhle zu durch die Schleimhautbedeckung abgeſchloſſen wird. Auch jetzt ſind nur erſt die Kronen der Zähne fertig gebildet; der Wurzelteil bildet ſich erſt dann, wenn der Zahn allmählich ſeine Wanderung nach der Mundhöhle hin ausführt.

Zur Zeit der Geburt finden wir ſo im Ober- wie im Unterkiefer die verſchieden weit in der Verkalkung vorgeschrittenen Kronen von je zehn Milchzähnen eingebettet. Etwa im ſechſten bis ſiebenten Lebensmonat beginnen die erſten derſelben in der Mundhöhle zu erſcheinen, bis im Laufe der folgenden ſechzehn bis zwanzig Monate, alſo zu Ende des zweiten, reſpektive Beginn des dritten Lebensjahres der Gesamtdurchbruch vollzogen iſt. Eine feſtſtehende Norm für Zeit und Reihenfolge, in welcher die einzelnen Zähne oder Zahngruppen durchbrechen, kann man dabei nicht immer beobachten; zumeiſt erſcheinen die beiden unteren mittleren Schneidezähne zuerſt (beide zugleich oder in kürzerer oder längerer Pauſe hinter einander), dann folgen die beiden oberen mittleren Schneidezähne (mit neun Monaten), dieſen die beiden

oberen seitlichen und beiden unteren seitlichen Schneidezähne (elften bis zwölften Monat), die ersten Milchbackenzähne (je einer rechts und links, oben und unten; etwa um den vierzehnten Monat), die Eckzähne (achtzehnten Monat), und endlich die zweiten Milchbackenzähne (vierundzwanzigsten bis sechsundzwanzigsten Monat).

Zumeist wird dieser Durchbruchmodus und die dafür bemerkten Zeiträume bei normaler Entwicklung des Kindes annähernd eingehalten; Abänderungen machen sich bemerkbar zuweilen in der Weise, daß die Zahnung (Dentition) sich langsamer und in größeren Zwischenräumen vollzieht und so erst mit Ende des dritten Lebensjahres und noch später komplet wird. Es braucht dabei gar nicht einmal eine Störung in der Entwicklung des kindlichen Organismus vorzuliegen, wenn schon auf der andern Seite solche Störungen (allgemeine Ernährungsstörungen, mangelhafte Entwicklung des Knorpel- und Knochen-systems etc.) vielleicht häufiger die Ursache des verzögerten Erscheinens der Zähne sind.

Auch vor der angegebenen Zeit können Zähne erscheinen; ja, es kommen Fälle genug vor, wo schon zur Zeit der Geburt solche nachweisbar sind. In wie weit allerdings Shakespeare (Richard III, Akt II, Scene IV) recht hat, wenn er York sagen läßt:

Ei, wie sie sagen, wuchs mein Ohm so schnell,
 Daß er, zwei Stunden alt, schon Rinden nagte;
 Zwei volle Jahre hatt' ich keinen Zahn,
 Großmutter, beißend wär' der Spaß gewesen! —

mag dahingestellt bleiben; für gewöhnlich handelt es sich hier jedenfalls um das Vorhandensein einzelner, meist dazu noch recht loser Zähne, die der Ernährung mitunter mehr schaden als nützen. Durch die Reibung der Brustwarze an der scharfen Zahnkante wird das Saugeschäft zu einem recht qualvollen, und man hat deshalb vorgeschlagen, solche Zähne lieber gleich zu entfernen, was aber nur deshalb seine großen Bedenken hat, weil ein Blutverlust in den ersten Lebenstagen nur zu leicht einen unangenehmen, selbst tödlichen Verlauf nach sich ziehen kann, und auch durch Verschlucken von Blut, selbst bei kleineren Blutungen, wiederholtes Erbrechen und dadurch bedingte Ernährungsstörungen verursacht werden können.

So wird es sich denn, namentlich wenn ein solcher Zahn nicht lose ist, meist mehr empfehlen, ihn ruhig stehen zu lassen und zu suchen, eine Verletzung der Brust durch Anwendung von Gummisaugern zu umgehen. Zuweilen fallen solche Zähne auch nach einiger Zeit von selbst aus.

Den Müttern meist viel unerwünschter als das frühzeitige Erscheinen von Zähnen (vorausgesetzt, daß Komplikationen damit nicht verbunden sind) ist der verzögerte Zahndurchbruch, wenn er sich dadurch kennzeichnet, daß die einzelnen Zähne anscheinend nur mit Mühe ihren Austritt aus dem Kiefer vollziehen. Zwar variiert die Zeitdauer des Durchbruchs bei den einzelnen Zähnen mitunter recht beträchtlich, und wird gerade diese Unbestimmtheit dann leicht der Grund zu irrigen Annahmen und Schlüssen. Keine Mutter wird dem langsamen Hervorkommen eines Zahnes, auch wenn die normale Zeit (einige Tage bei den Schneidezähnen, bis zu mehreren Monaten bei den Eck- und Backenzähnen) beträchtlich überschritten werden sollte, eine besondere Bedeutung beimessen, wenn das Befinden des Kindes dabei normal ist. Weit aus die größte Mehrzahl, wenn nicht alle Mütter, ist aber sehr wohl geneigt, ein solches „schweres Zahnen“ ohne weiteres als ursächlichen Faktor anzusehen, wenn gleichzeitig Störungen im Allgemeinbefinden des Kindes sich bemerkbar machen.

Es kann ja nicht geleugnet werden, daß auch der Zahndurchbruch als solcher Störungen bedingen kann und oft auch bedingt. Der Reiz, welchen der gegen das Zahnfleisch andrängende Zahn auf dieses ausübt, verursacht oft eine entzündliche Rötung und Schwellung, und wohl ein unbehagliches, ziehendes, prickelndes Gefühl, welches nicht gerade immer als schmerzhaftes bezeichnet werden kann. Aus diesem Zustande entspringt dann das Bestreben der Kinder,

sich durch Beißen auf harte Körper (Elfenbeinringe), die ihnen zur Hand sind, Erleichterung zu schaffen. Daß hierdurch eine Erleichterung bedingt wird, ist wohl anzunehmen; wir können ja an uns selbst die Beobachtung machen, daß bei entzündlich-gereizten Körperteilen (Froststellen an den Ohren oder Fingern, Wurzelhautreizung an einem Zahn und so weiter) ein anhaltender leichter, oder in Zwischenräumen wiederholter Druck (im letztgedachten Falle ein Aufbeißen auf den Zahn) etwas Linderung schafft.

Auch ist weiterhin darauf Bedacht zu nehmen, daß der kindliche Organismus im allgemeinen sehr viel intensiver und schneller auch auf kleine Reize reagirt, als dies beim Erwachsenen der Fall ist, so daß man sich wohl denken kann, daß bei vielen Kindern selbst solche leichten lokalen Reize eine Störung des Allgemeinbefindens nach sich ziehen können. Immerhin darf man aber deshalb noch nicht ohne weiteres jede Störung, welche gleichzeitig mit dem Durchbrechen des Zahnes auftritt, eben diesem Durchbruch als Ursache in die Schuhe schieben wollen. In den weitaus meisten Fällen werden sich bei sonst gesunden Kindern außer einer durch die Reizung der Mundschleimhaut bedingten vermehrten Speichelabsonderung und einer infolge des schmerzhaften Gefühls etwas unruhigen, weinerlichen Stimmung besondere Symptome kaum geltend machen, und ist dann etwas Vernunft von seiten der Pflegerin das beste Mittel, dem Kinde die Krisis zu erleichtern. Es ist viel ratsamer, die bis dahin geregelte Lebensweise des Kindes nicht durch allerhand ängstliche Maßnahmen zu unterbrechen, sondern das Kind möglichst bei derselben zu erhalten; so sollten ihm vor allem seine Mahlzeiten genau zu derselben Zeit wie früher, und unbeeinflusst dadurch, daß es vielleicht in den Zwischenzeiten durch Schreien und Weinen ein Verlangen darnach auszudrücken scheint, angeboten werden. Es ist viel besser, wenn es bei der einen oder andern Mahlzeit der Schmerzen halber vielleicht etwas weniger genießt, als wenn es sich durch Unregelmäßigkeit in der Nahrungsaufnahme den Magen verdirbt und dann meist für längere Zeit überhaupt nichts bei sich behält. Auch die vorherige Einteilung der Tageszeiten, welche das Kind innerhalb und außerhalb des Bettes verbrachte, bleibe möglichst dieselbe; so wenig Abweichung vom Normalen wie möglich, ist wie gesagt das Zweckmäßigste.

Nur insoweit ist eine Abweichung am Platze, als man dem Reinhalten der Mundhöhle durch Auswischen mit einem in kühles Wasser getauchten weichen Läppchen mehr Aufmerksamkeit zuwendet und diese Prozedur namentlich auch vor dem Darreichen der Brust oder Flasche nicht auszuüben vergißt; die Nahrungsaufnahme wird dann meist viel weniger verweigert.

Vor Jahrzehnten war es allgemein gebräuchlich, in allen Fällen, wo ein Zahn durchzubrechen im Begriffe war, das Zahnfleisch über der andrängenden Krone mit einem kleinen Messerchen zu spalten, um ihr so den Durchtritt zu erleichtern und die Erscheinungen der Reizung und Schwellung des Zahnfleisches zu beseitigen. Heute wird diese Methode kaum mehr geübt.

Schwere Störungen des Allgemeinbefindens können in Begleitung des Zahndurchbruchs auftreten, namentlich bei etwas schwächlich veranlagten Kindern. In vielen Fällen muß es hier dann aber dahingestellt bleiben, ob der Zahndurchbruch wirklich beziehungsweise allein als Ursache der Störung anzusehen ist, oder ob nicht vielmehr anderweitige Umstände, welche gleichzeitig zur Wirkung kamen (namentlich Ernährungsstörungen), auch und vielleicht eher in dieser Richtung anzuschuldigen sind.

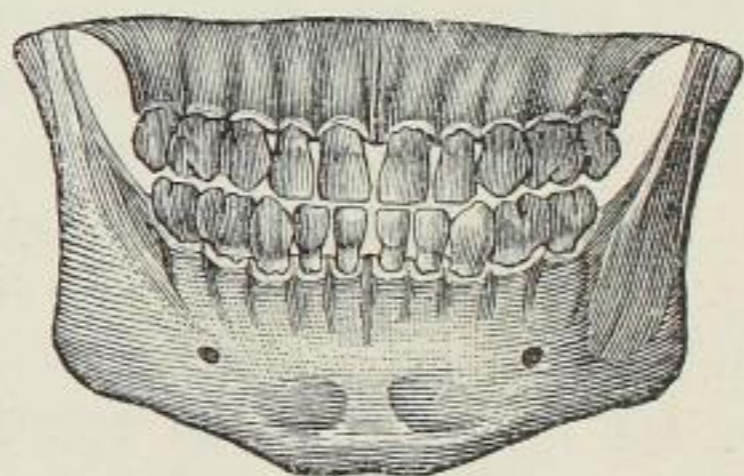
Die wichtigsten dieser Störungen des Allgemeinbefindens beim schweren Zahnen sind nach Busch folgende:

- 1) eine spezifische Diarrhöe von sehr üblem Geruch, die zwei- bis dreimal rasch hinter einander auftritt;
- 2) ein plötzliches Auftreten von roten Flecken auf der Haut, die nach wenigen Stunden wieder verschwinden;
- 3) Fieber und Krämpfe in Gestalt von plötzlich auftretenden, einige Minuten bis zu

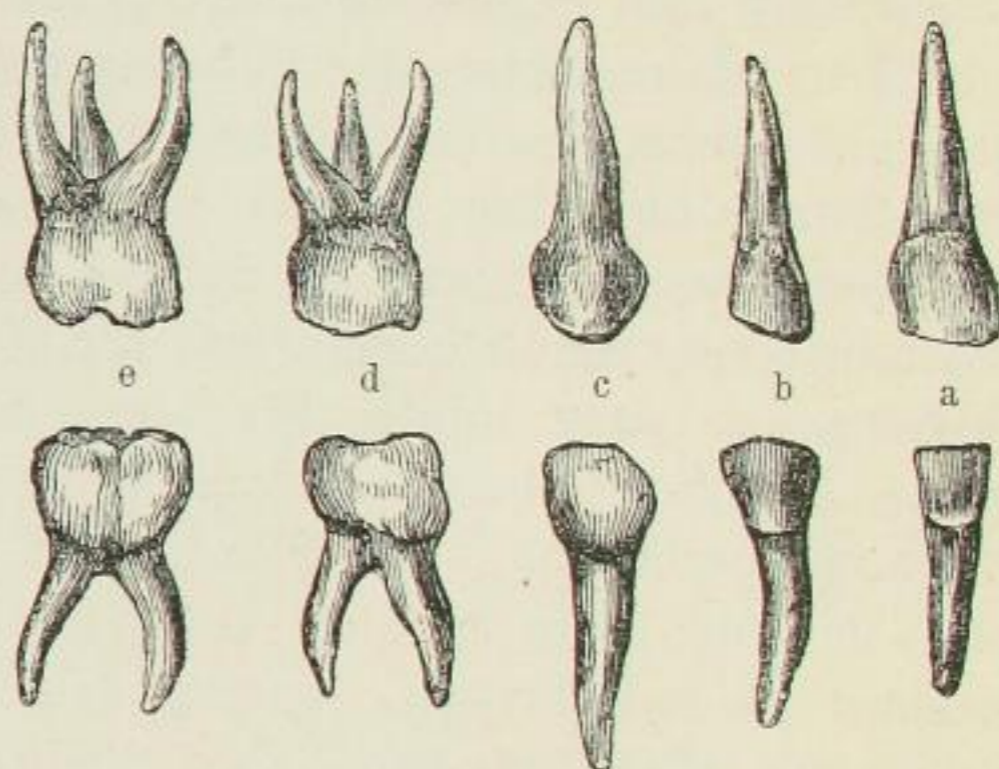
einer Viertelstunde anhaltenden Zuckungen. Nicht selten bleiben nach solchen Krampfanfällen vorübergehende oder dauernde Lähmungen zurück.

Bei diesen Zuständen ist dann sobald als möglich der Hausarzt zu Räte zu ziehen.

Wir sahen vorher, daß mit Ende des zweiten oder Anfang des dritten Jahres alle Zähne durchgebrochen sind, das sogenannte Milchgebiß komplet geworden ist. Die obere sowohl als die untere Zahnreihe bestehen dann aus je zehn, das ganze Gebiß also aus zwanzig Zähnen, die wir in mittlere und seitliche Milchschneidezähne, Milch Eckzähne, erste und zweite Milchbackenzähne (Milchmolaren) einteilen.



Figur 1.
Milchgebiß in ca. $\frac{1}{2}$ nat. Größe.



Figur 2.
Milchzähne der rechten Seite des Ober- und Unterkiefers;
a. mittlere Schneidezähne, b. seitliche Schneidezähne, c. Eckzähne, d. erste Molaren, e. zweite Molaren (nat. Größe).

Bis zum sechsten Jahre sind an diesem Zustand nun äußerlich weiter keine Veränderungen wahrzunehmen, mit Ausnahme des Umstandes, daß die ursprünglich eng zusammenstehenden Zähne allmählich etwas auseinander gerückt sind; es kommt dies daher, daß inzwischen die Kieferknochen an Ausdehnung zugenommen haben, während die Zähne als fertige Gebilde nicht mehr wachsen konnten. Die Kiefer sind gewissermaßen für die Zähne zu groß geworden, und die Natur zeigt nun das Bestreben, sie mit anderen, stärkeren Zähnen zu versehen.

So tritt jetzt die Erscheinung ein, die wir als Zahnwechsel oder zweite Zahnung bezeichnen; die Milchzähne fallen allmählich einer nach dem andern aus und an die Stelle jedes ausgefallenen Zahnes tritt ein Ersatzzahn (bleibender Zahn); außerdem kommen aber noch zwölf neue Zähne hinzu, so daß das bleibende Gebiß dann nicht mehr zwanzig, sondern zweiunddreißig Zähne aufweist.

Genauer betrachtet, beginnt nun aber der Zahnwechsel nicht mit dem Ausfallen eines oder mehrerer Milchzähne, sondern die erste Erscheinung der zweiten Zahnung ist die, daß das noch intakte Milchgebiß sich um je einen Backenzahn rechts und links, oben und unten vermehrt. Es ist das der I. bleibende Molar (Backenzahn), der hinter dem zweiten Milchbackenzahn durchbricht. Dieser Umstand ist häufig die Ursache von Verwechslungen und falschen Anschauungen, da der Laie leicht dazu neigt, diesen Zahn, den man der Zeitperiode seines Erscheinens nach auch als „sechsjährigen Molaren“ bezeichnet, noch für einen Milchzahn zu halten, was nur deshalb bedauerlich ist, als dann oft für die Erhaltung des Zahnes wenig geschieht, eben in dem Gedanken, daß es ein Milchzahn sei und als solcher später durch einen andern Zahn ersetzt werde. Einfaches Auszählen der Zähne genügt zu seiner Identifizierung.

Die Reihenfolge, in welcher die Milchzähne weiterhin nach einander ausfallen, ist so ziemlich dieselbe wie die, in der sie kamen. An Stelle jedes ausgefallenen Zahnes tritt dann meist innerhalb weniger Tage der entsprechende Ersatzzahn von der gleichen Gattung, mit alleiniger Ausnahme der Ersatzzähne für die Milchbackenzähne; diese weichen in ihrer Form etwas vom Bau ihrer Vorgänger ab und werden ihrer zweispitzigen Krone wegen als

Bicuspidaten (oder auch als kleine Backenzähne zum Unterschied gegen die Molaren oder großen Backenzähne) bezeichnet. Die Durchbruchzeit der verschiedenen Gattungen der bleibenden Zähne läßt sich in folgende Tabelle fassen:

Durchbruch der unteren mittleren Schneidezähne im	7. Jahr.
" " oberen	8. "
" " seitlichen	9. "
" " I. Bicuspidaten	10. "
" " II. "	11. "
" " Eckzähne	" 11.-12. "

Mit zwölf Jahren etwa sind also die zwanzig Milchzähne alle durch neue Zähne ersetzt; die vier vorher durchgebrochenen Zähne zugerechnet, haben wir dann zu dieser Zeit insgesamt vierundzwanzig Zähne im Gebiß. Die Zahl zweiunddreißig wird erst komplet, wenn (im zwölften bis dreizehnten Jahre) die zweiten großen Backenzähne (Molaren) hinter den ersten (sechsjährigen) und noch später (im achtzehnten bis vierundzwanzigsten Jahre) die dritten Molaren hinter den zweiten durchgebrochen sind.

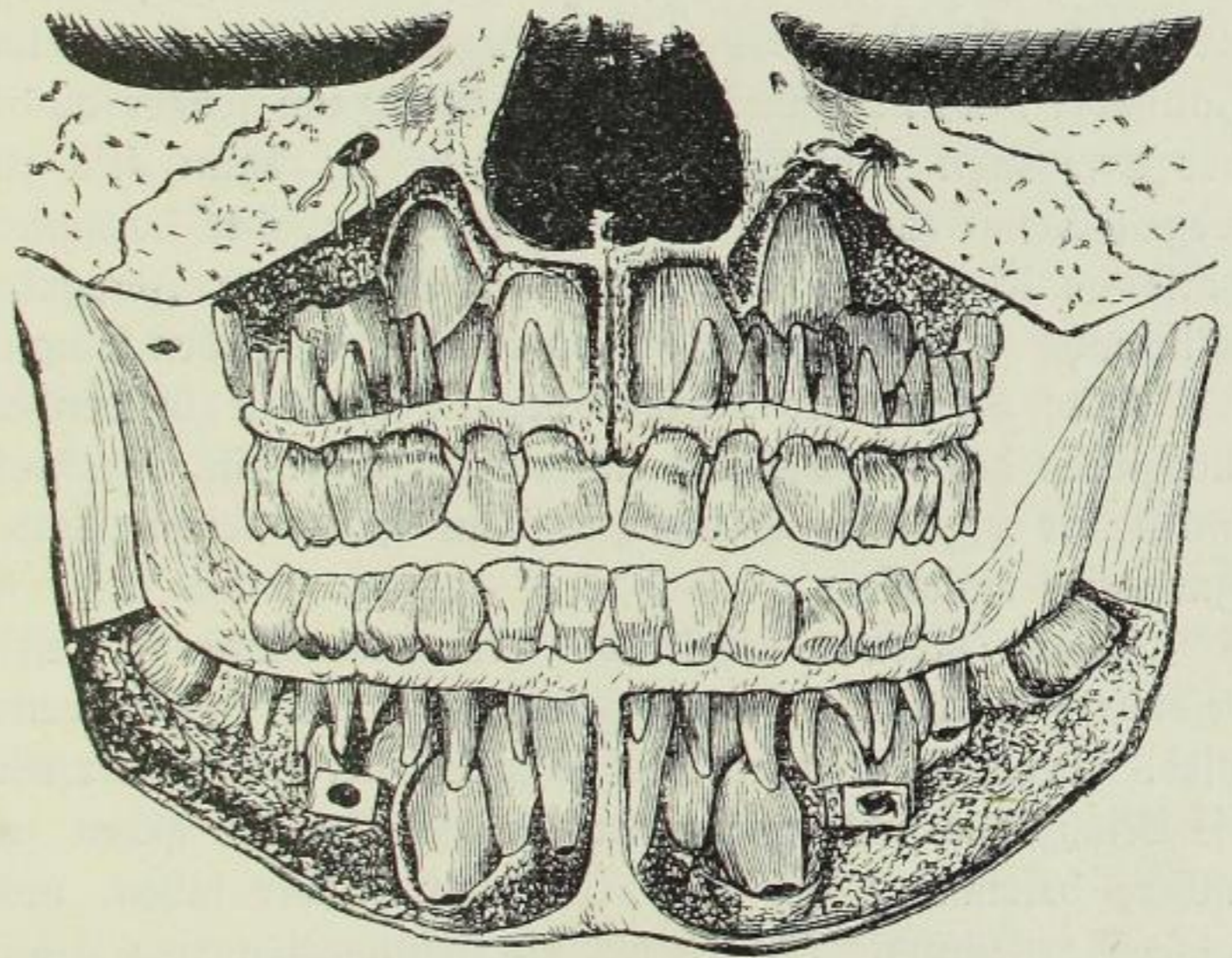
Auch hier unterliegen Durchbruchzeit und Reihenfolge Schwankungen, ähnlich wie beim Milchgebiß. Namentlich brechen die III. Molaren häufig sehr spät durch, ein Umstand, der ihnen die Bezeichnung „Weisheitszähne“ eingetragen hat, weil man scherzweise sagte, daß sie erst dann durchbrechen, wenn ihr Besitzer an Alter und Weisheit genügend zugenommen habe.

Legen wir uns nun die Frage vor: Wie ist der Vorgang des Zahnwechsels zu erklären?

Zur Beantwortung dieser Frage müssen wir zunächst die Art und Weise der Entstehung der bleibenden Zähne etwas beleuchten. Die bleibenden Zähne entwickeln sich in genau derselben Weise, wie die Milchzähne, aus einer Epithelwucherung, und zwar liegen ihre Keime dabei zur Seite, respektive unter und hinter den Wurzeln der Milchzähne im Kieferknochen eingebettet, wie dies Figur 3 veranschaulicht. Indem sie sich dann, in ihrer Ausbildung fortschreitend, allmählich zum Durchbruch, das heißt zum Herauswachsen aus dem Kiefer anschicken, müssen sie bei diesem Bestreben die Milchzähne beseitigen, und bewirken das dadurch, daß sie die Wurzel des Milchzahnes zum Verschwinden bringen (durch einen Resorptionsvorgang infolge des Druckes hauptsächlich). Ist die Wurzel des Milchzahnes aufgezehrt, so fällt die Krone aus oder hängt nur noch so lose mit dem Zahnfleisch zusammen, daß sie leicht meist mit den Fingern abgenommen werden kann. Es steht dem Eintritt des bleibenden Zahnes in die entstandene Lücke der Zahnreihe dann nichts mehr im Wege.

Störungen des Allgemeinbefindens, wie wir sie oben gelegentlich der Betrachtung der ersten Dentition besprochen haben, treten beim Zahnwechsel nicht auf, hauptsächlich aus dem Grunde, weil der Organismus jetzt ja viel widerstandsfähiger geworden ist und auf kleine Reize nicht mehr so leicht reagirt.

Dafür kommen uns aber Störungen anderer Art, vor allem in Gestalt von Unregel-



Figur 3.

Vorderansicht der Ober- und Untertiefer eines ca. 6 1/2 Jahre alten Kindes; die äußeren Knochenbedeckungen sind abgelöst, um die Lage der Keime der bleibenden Zähne sehen zu können. (Nat. Größe).

mäßigkeiten in der Stellung der bleibenden Zähne und auch ihrer Form, vor Augen, die, wie wir gleich vorausschicken möchten, sehr häufig ihren Grund haben in einer Vernachlässigung der Pflege des Milchgebisses; in anderen Fällen sind sie auf erbliche Veranlagung zurückzuführen.

Vernachlässigte Pflege des Milchgebisses kann insofern Ursache von Irregularitäten des bleibenden abgeben, als schlecht gewordene Milchzähne, speziell solche mit eitriger Wurzelhautentzündung, die, wie wir vorher sahen, ja unter ihnen liegenden Kronen der bleibenden Zähne in ihrer Ausbildung beeinflussen, wodurch diese dann ein eingeschnürtes, verkümmertes Aussehen bekommen und später meist rasch der Zerstörung anheimfallen. Dann setzen auch die Milchzähne, wenn infolge des Hohlwerdens das Zahnmantel (vom Laien gewöhnlich als Zahnnerv bezeichnet) abgestorben und in Fäulnis übergegangen ist (sogenannte tote Zähne), der Aufzehrung ihres Wurzelteiles einen viel größeren Widerstand entgegen; die Krone des Ersatzzahnes muß aus diesem Grund sich dann oft einen andern Weg, zur Seite der Milchzahnwurzel suchen, und wird darnach schief im Zahnbogen durchbrechen.

So wird also der infolge des Absterbens seiner Pulpa zu lang stehen gebliebene Milchzahn die Ursache von Stellungsanomalien der bleibenden Zähne. Ein Gleiches kann statthaben, wenn andererseits ein Milchzahn früher aus der Zahnreihe entfernt wird, als der Ersatzzahn zum Durchbruch bereit ist; dann also zum Beispiel, wenn ein Milchzahn wegen Schmerzhaftigkeit ausgezogen wurde, der normalerweise vielleicht noch einige Jahre hätte im Kiefer stehen sollen. Der Grund der Irregularität ist hier dann der, daß der Milchzahn seinem Ersatzzahn den ihm zukommenden Platz in der Zahnreihe nicht lange genug frei hält; die vorher durchbrechenden anderen bleibenden Zähne nehmen die durch das Ausziehen des Milchzahnes entstandene Lücke ein, beziehungsweise rücken zusammen, und so findet der eigentlich berechnete dann später keinen Platz mehr und muß sich schief in der Zahnreihe einstellen.

Schon hieraus erhellt die dringende Notwendigkeit, der Pflege der Milchzähne eine besondere Beachtung beizumessen; ein Punkt, gegen den leider nur zu häufig gesündigt wird. Sehr oft begegnet der Zahnarzt der Ansicht der Mütter, daß es weiter nichts schade, die Milchzähne schlecht werden und zu Grunde gehen zu lassen, weil das Kind ja doch andere bekomme. Es kann, wie wir vorher sahen, nichts Verkehrteres geben als eine solche Vorstellung. Wollen wir ein gesundes, normal gebildetes, bleibendes Gebiß erwarten, so müssen wir in erster Linie das Milchgebiß gesund zu erhalten suchen.

Was muß zu diesem Behufe geschehen?

In erster Linie müssen die Kinder frühzeitig an eine regelmäßige Reinigung der Zähne und des Mundes gewöhnt werden. So lange sie noch zu klein sind, diese selbst ausführen zu können, muß sie Sache der Pflegerin sein, die sie mehrmals täglich (nach dem Aufstehen, vor und nach jeder Mahlzeit und vor dem Schlafengehen) mit einem Leinenläppchen und reinem Wasser, später durch eine kleine weiche Bürste bewirkt. Mit drei bis vier Jahren lernen die Kinder die Bürste ganz gut selbst zu handhaben, und das ist die Zeit, ihnen den Gebrauch derselben für später anzugewöhnen. Wenn man eine Zeit lang mit Strenge darauf sieht, daß das Kind nicht mit ungeputzten Zähnen zu Bett geht und sie nach jeder Mahlzeit reinigt, so wird ihm diese Prozedur allmählich eine so selbstverständliche, daß sie später fast unbewußt weiter geübt wird.

Wasser und Bürste, letztere nicht zu groß und nicht zu hart, genügen bis zum sechsten bis siebenten Jahre; später kann man daneben noch ein Zahnpulver benutzen lassen und ein Mundwasser in Anwendung ziehen. Als Zahnpulver empfiehlt sich eine Mischung nicht zu scharfer Ingredienzien, etwa nach der Formel:

Calcaria carb. praec.	80.0
Magnesia carb.	
Sapo medic.	aa 10.0
Ol. menth. pip.	gtt XV.
S. Zahnpulver.	

Als Mundwasser wähle man nicht ein solches, welches wohl gut schmeckt und riecht, aber wenig Wirkung zeigt (wie so viele mit hochtönender Reklame angepriesene Modepräparate), sondern ein solches, welches in erster Linie zuverlässig antiseptisch wirkt, um die Gärungsvorgänge in der Mundhöhle, welche die Ursache des Schlechtwerdens der Zähne sind, bekämpfen zu können. Professor Millers Vorschrift kommt den Anforderungen, welche wir vom wissenschaftlichen Standpunkte an ein gutes Mundwasser stellen müssen, am ehesten nach; sie lautet:

Acid. thymic.	0.25
Acid. benzoic.	3.0
Tinct. Eucalypti	15.0
Alcoh.	100.0

S. Mundwasser.

Bei kleinen Kindern gibt man Mundwasser nicht gern, weil sie meist etwas davon verschlucken, was, wenn es auch gerade nicht direkt schädlich wirkt, immerhin doch auch nicht nötig ist. Vom neunten bis zehnten Jahre an etwa kann das Mundwasser dann verwendet werden in der Weise, daß man circa $\frac{1}{2}$ Theelöffel auf ein kleines Weinglas voll Wasser gibt, diesen großen Schluck in die Mundhöhle nimmt und 1—1 $\frac{1}{2}$ Minuten (nach der Uhr gesehen!) in ihr herumbewegt. Das geschieht am besten abends vor dem Schlafengehen, nachdem man vorher die Zähne mit der Bürste und lauwarmem Wasser, ab und zu unter Benützung von etwas Zahnpulver, gereinigt hat, denn gerade während der Nacht sollen die Zähne rein sein, weil dann nicht wie am Tage durch das Rauhen der Speisen u. eine, wenn auch nur begrenzte, natürliche Reinigung stattfindet. Frühmorgens und nach den Mahlzeiten genügt dann der Gebrauch von Bürste und Wasser. Ein Zahnpulver täglich zu gebrauchen, ist nicht notwendig; es genügt, dasselbe alle zwei bis drei Tage zu verwenden, um die Zähne weiß zu erhalten. Ein allzu ergiebiger Gebrauch der Schleifmittel, welche ja jedes Zahnpulver zusammensetzen, ist deshalb nicht empfehlenswert, weil der Zahnschmelz dadurch mit der Zeit angegriffen werden kann. Aus dem gleichen Grunde empfiehlt es sich auch, nicht zu harte Bürsten anzuwenden, welche zudem das Zahnfleisch leicht verletzen.

Die Bürste soll hauptsächlich in der Richtung von oben nach unten und umgekehrt, nicht nur horizontal bewegt werden, denn nur dann kommen die Borsten in die Zwischenräume der Zähne und reinigen diese, was das wichtigste bei der ganzen Prozedur ist, weil in der Mehrzahl der Fälle das Hohlwerden (die Caries) der Zähne von hier aus seinen Ursprung nimmt, indem sich Speisereste festsetzen und in Gärung übergehen, wobei sich Säure bildet, die dann die Zahngewebe angreift und zerstört und so, wenn der Prozeß tiefer schreitet, Anlaß zur Entstehung von Zahnschmerzen gibt.

Die letzteren hintanzuhalten, ist weiterhin Hauptzweck der geordneten Mundpflege. Soll er voll und ganz erreicht werden, dann darf es aber beim Gebrauch von Mundwasser, Zahnpulver und Bürste nicht sein Bewenden haben, sondern es muß sich als unerläßliche weitere Bedingung eine regelmäßige Untersuchung der Zähne durch den Zahnarzt daran anschließen. Sobald das Milchgebiß da ist, sollte eine regelmäßige, halbjährlich vorzunehmende Untersuchung desselben stattfinden; zeigen sich gelegentlich dieser schlechte Stellen, so sind sie immer noch klein und ist es eine geringe Mühe, sie auszufüllen und den betreffenden Zahn vor dem Zerfall und somit das Kind vor dem Auftreten von Zahnschmerzen zu schützen. Schmerzen werden durch das Ausfüllen (Plombiren) der Zähne nicht bedingt, sobald es sich, wie wir es hier im Auge haben, nur um kleine Höhlen handelt. Ist die Caries erst einmal weiter vorgeschritten, dann allerdings wird das Kind über die Maßnahmen, welche jetzt für den frankten Zahn getroffen werden müssen, nicht gerade immer erfreut sein und einem weiteren Besuch beim Zahnarzt nachher nur mit Angst entgegen sehen.

Ihm diese Angst vor dem Zahnarzt nicht schon in frühester Jugend direkt einzuimpfen, ist weiterhin ein beherzigenswerter Punkt in der Erziehung, und sollte jede Mutter beziehungsweise Pflegerin aus diesem Grund vor allem streng vermeiden, das Kind durch Drohungen

der Art, daß wenn es seine Zähne nicht ordentlich reinige und zu viel Süßigkeiten esse, später alle Zähne hohl würden und ausgezogen werden müßten . . . einzuschüchtern, den Hinweis auf eine notwendige zahnärztliche Behandlung also als Schreckmittel zu gebrauchen.

Die Zeiten sind ja, gottlob, vorüber, wo man in gleicher Weise den Arzt gern als „schwarzen Mann“ benützte; möge es den Zahnärzten recht bald vergönnt sein, ein Gleiches auch von sich behaupten zu können, zum Wohle unserer Kleinen!

Dr. med. Karl Jung,

Zahnarzt und Assistent am Zahnärztlichen Institut der königl. Universität zu Berlin.

Physik.

Ueber Erdströme.

Erdströme sind elektrische Ströme innerhalb der Erde und der sie umgebenden Atmosphäre. Da jedoch noch nicht feststeht, ob elektrische Ströme in der Luft in gleicher Weise fließen können wie in festen und flüssigen Körpern, versteht man unter „Erdströme“ im engeren Sinne des Wortes nur diejenigen elektrischen Ströme, welche sich innerhalb der festen und flüssigen Erdmasse vorfinden. Daß die Erde solche Ströme enthält, ist erst in unserem Jahrhundert und mehrere Jahrzehnte nach den bekannten Entdeckungen von Galvani und Volta, welche die elektrischen Ströme in die Naturwissenschaft eingeführt haben, bemerkt worden. Faraday hat zuerst das Vorhandensein elektrischer Ströme in der Erde vermutet und auch nachzuweisen gesucht. Das Verfahren, welches dieser englische Forscher bei dem Aufsuchen dieser Ströme befolgt hat, ist sehr einfach und wird noch jetzt überall benützt. Er versenkte zwei Metallplatten an von einander entfernten Stellen in die Erde und verband sie durch einen Draht. Ein Teil des Erdstromes wird dadurch in den Draht abgeleitet und kann daselbst mit den den Physikern hiefür zur Verfügung stehenden Mitteln untersucht werden. Es entspricht im wesentlichen vollständig dem Verfahren bei der Abzweigung von Strömen aus dem Hauptstrom einer Beleuchtungscentralstation in die einzelnen elektrischen Lampen. Die beiden Stellen, welche Faraday auf diese Weise mit einander verband, lagen zu beiden Seiten der Themse. Er fand in dem Draht einen in seiner Stärke und Richtung wechselnden elektrischen Strom. Welche Schlüsse er hieraus zog, und warum er die beiden Platten einen Fluß zwischen sich einschließen ließ, wird bei anderer Gelegenheit dargelegt werden.

Ein eingehendes Studium der Erdströme hat aber erst nach Einführung der Telegraphie Platz gegriffen. Bekanntlich bedarf jeder elektrische Strom einer in sich geschlossenen Bahn, wenn er diejenigen Wirkungen hervorbringen soll, deren man sich zum Telegraphiren bedient. In der ersten Einrichtung der Telegraphen hat man deshalb die Stationen durch zwei Drähte verbunden, von denen einer zum Hinführen, der andere zum Zurückführen des Stromes diente, Hinleitung und Rückleitung. Bald jedoch bemerkte Steinheil, daß zur Rückleitung des Stromes auch die Erde benützt werden kann. Man bedarf also nur eines Drahtes, der auf der einen Station die Stromquelle, auf der andern den Telegraphenapparat enthält, und dessen beide Enden mit Platten, die auf den Stationen in die Erde versenkt sind, in Verbindung stehen. Aus dem, was vorhin über die Versuchseinrichtung Faradays gesagt ist, erhellt aber sofort, daß bei dieser Anordnung in den Telegraphendraht auch ein Teil des Erdstromes hineingelangen muß; er tritt durch die Platte der einen Station in den Draht ein, durchfließt diesen zur andern Station und geht durch die zweite Platte wieder in die Erde. Da er dabei den Telegraphenapparat passiert, muß er dort Wirkungen der nämlichen Art hervorbringen wie der zum Telegraphiren angewendete Strom. Läuft er während des Telegraphirens mit dem Telegraphirstrom, so unterstützt er diesen, fließt er ihm entgegen, so hemmt er ihn in seinen Wirkungen. Der Telegraphenbeamte bemerkt also den Erdstrom im

Draht daran, daß der Telegraphirstrom entweder zu stark oder zu schwach arbeitet. Auf diese Weise haben sich in der That die Erdströme unmittelbar nach Einführung des Telegraphirens mit nur einem Draht, also der Benützung der Erde als Rückleitung, der Beobachtung fast aufgedrängt und ihr Studium hat zugleich eine hohe praktische Bedeutung gewonnen.

In welchem Maße die Erdströme sich beim Telegraphiren bemerkbar machen, hängt ganz von ihrer Stärke ab. Diese ist nun allerdings zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden. Gewöhnlich sind die Erdströme so schwach und geringfügig, daß ihre Wirkung an den Telegraphenapparaten kaum empfunden wird und es der feineren Untersuchungsmittel bedarf, über welche die Wissenschaft verfügt, um ihre Gegenwart zu erkennen. Manchmal jedoch erscheinen sie in so bedeutender Intensität, daß ihre Wirkung sehr auffällig wird; unter Umständen gewinnen sie außerordentliche Stärke und machen nicht allein das Telegraphiren völlig unmöglich, sondern zerstören durch ihre Heftigkeit die Leitungen und Apparate und bedrohen das Leben des Telegraphirenden. So sind in den Tagen vom 29. August bis zum 3. September 1859 so gewaltige Erdströme erschienen, daß der Telegraphenbetrieb mehrmals stundenlang unterbrochen werden mußte. Viele Apparate sind vernichtet, noch mehr stark beschädigt worden. Aus den Leitungen, da wo sie unterbrochen waren, sprühten mächtige Funkenströme. Die sündigen Amerikaner schalteten ihre Batterien aus und benutzten diese Erdströme zum Telegraphiren. Da gleichzeitig Nordlichter auftraten und den Himmel mit strahlendem Glanz überdeckten, glaubten sie mit den in diesen Nordlichtern vorhandenen elektrischen Strömen zu telegraphiren. Nicht so gewaltig, aber ebenfalls sehr stark und für den Telegraphenbetrieb verhängnisvoll waren die Erdströme in den Jahren 1872 und 1884, und in unjeren Tagen treten nach längerer Ruhe wiederum erhebliche Erdströme auf.

Die Erdströme sind zu jeder Zeit und überall auf der Erdoberfläche vorhanden. Man hat sie in allen Teilen Europas, Amerikas, Australiens und an vielen Orten in Asien beobachtet, so daß wir schließen müssen, daß die ganze Erde fortwährend von elektrischen Strömen durchflossen wird. Der Gedanke liegt nahe, diese Ströme, die uns ja nichts kosten, industriell zu verwenden, etwa zum Speisen von Lampen oder Treiben von Maschinen. Leider sind sie meistens zu schwach und könnten nur zu gewissen Zeiten, deren jedesmaliger Eintritt sich zwar voraussehen, aber nicht genau vorausberechnen läßt, mit Vorteil verwendet werden. Auch bedarf es dazu der Verbindung sehr weit entfernter Stellen der Erde, denn die Erfahrung hat gelehrt, daß zwei nahe gelegene Stationen nur sehr wenig Erdstrom liefern. Die Stärke des in einer Telegraphenleitung beobachteten Erdstromes wächst mit dem Abstände der Stationen, welche die Leitung verbindet. Ob die Leitung dabei über der Erde verläuft oder, wie die Kabel, innerhalb der Erde beziehungsweise des Meeres, bildet keinen Unterschied; erforderlich ist nur, daß sie an beiden Enden mit der Erde in Verbindung steht. Telegraphische Leitungen, die in sich geschlossen sind, sogenannte Schleifen, geben im allgemeinen keinen Erdstrom, die in ihnen etwa auftretenden Ströme haben ganz andere Bedeutung und wahrscheinlich auch andern Ursprung.

Wie die meisten Erscheinungen auf der Erde: Temperatur, Wetter, Wachstum und so fort, zeigen auch die Erdströme eine starke Abhängigkeit von der Jahres- und Tageszeit. Sie sind durchschnittlich stärker und schwankender im Sommer und am Tage als im Winter und in der Nacht. Die größte Stärke und die meisten Veränderungen weisen sich jedoch während der Wende vom Sommer zum Winter und vom Winter zum Sommer auf. Am Tage wachsen sie sehr regelmäßig vom Morgen zum Mittag an und nehmen wieder vom Mittag zum Abend ab. In der Nacht sind sie manchmal fast unmerkbar. Alexander v. Humboldt macht die Bemerkung, daß die Kompaßnadeln unter dem Aequator so regelmäßig im Laufe des Tages ihren Stand ändern, daß man sie ganz gut als Uhrzeiger ansehen und nach ihrem Stand die Zeit ziemlich genau bestimmen kann. Fast ganz dasselbe gilt von den Erdströmen. Tag für Tag sieht man sie in genau gleicher Weise ihre Stärke wandeln, so daß sie, abgesehen von unregelmäßigen Schwankungen, immer das nämliche Bild darbieten. Wir schließen hieraus, daß sie auf irgend eine Weise von dem Stande der Sonne am

Himmelszelt abhängen müssen. Die allgewaltige Beherrscherin unseres engeren Weltsystems, die Spenderin von Licht und Wärme, hat also auch auf die elektrischen Erscheinungen der Erde Einfluß. Dieses hat man erst in den letzten Jahrzehnten erkannt, von den magnetischen Erscheinungen der Erde, dem Erdmagnetismus, wußte man es schon längst.

Neben diesen regelmäßigen Veränderungen des Erdstromes existiren noch andere, diese oft sehr überwiegende und verdeckende, unregelmäßige, die man als Störungen des Erdstromes bezeichnet. Sie treten anscheinend ohne Regel plötzlich auf, treiben oft, wie schon bemerkt, mächtige Massen Elektrizität in der Erde hin und her, und verschwinden, ohne eine andere Spur ihrer Wirksamkeit zu hinterlassen als die Erscheinungen, die wir immer bei elektrischen Bewegungen beobachten. Viele Stromstörungen gehen wie der Blitz vorüber, andere spielen sich in Sekunden und Minuten ab, noch andere währen durch mehrere Stunden und durch Tage, indem sie den Erdstrom in kurzen oder langen Wellen auf- und abschwellen machen und bald nach der einen, bald nach der andern Richtung wenden. Dabei sind aber auch diese Störungen in gewisser Hinsicht an Gesetz und Regel gebunden. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß sie immer innerhalb eines Cyklus von durchschnittlich elf Jahren wiederkehren. Alle elf Jahre hat man also stärkere elektrische Ströme innerhalb der Erde zu erwarten. Manchmal vergehen mehr als elf Jahre, manchmal weniger, bevor diese stärkeren Ströme erscheinen, durchschnittlich liegt aber diese Zahl von Jahren zwischen zwei Epochen dieser Ströme. So traten starke Ströme auf 1848, 1859, 1872, 1882—1884, 1894. Die nächsten starken Ströme würden wir gegen 1905—1906 zu erwarten haben.

Ganz besonders merkwürdig ist dabei, daß die starken Ströme diese Periode mit mehreren anderen Erscheinungen in der Natur gemein haben. Auch die Magnetnadeln verraten durchschnittlich um die gleiche Zeit besondere Unruhe, sie schlagen anscheinend ohne Ursache bald rechts bald links aus und entfernen sich vielfach sehr stark von ihrer gewohnten Lage. Eine genaue Untersuchung hat sogar erwiesen, daß jedem Stromstoß eine Bewegung der Magnetnadeln in unseren Observatorien entspricht. Der Zusammenhang zwischen diesen beiden Erscheinungen ist ein so inniger, daß entweder eine die andere hervorbringen muß, oder daß beide der nämlichen Ursache ihre Entstehung verdanken. Noch wunderbarer scheint es, daß auch die Polarlichter (Nordlicht und Südlicht) zu Zeiten starker elektrischer und magnetischer Strömungen besonderen Glanz entfalten und sich in Gegenden zeigen, wo man sie zu anderen Zeiten kaum je zu Gesicht bekommt. Während der früher angezeigten Epochen starker Erdströme und Störungen des Erdmagnetismus haben sich auch stets Polarlichter entfaltet. Am glanzvollsten in unserem Jahrhundert waren diese Lichter in der Störungsepoche von 1859 und 1872, wo sie manchmal den ganzen Himmel einnahmen und ihren Namen als Polarlichter gänzlich verleugneten, indem sie selbst in der Nähe des Aequators sichtbar wurden. Daß jedoch auch in der jetzigen Epoche der Stromstörungen und Bewegungen der Magnetnadeln Polarlichter öfter gesehen werden, erhellt aus den Meldungen, welche die Zeitungen bringen. Endlich will ich noch bemerken, daß in anscheinend den gleichen Epochen auch die Sonne ihr Aussehen verändert. Sie bekommt Flecken auf ihrer Oberfläche und verrät den beobachtenden Astronomen durch Vermehrung und Vergrößerung der sogenannten Protuberanzen und Fackeln, daß die Vorgänge, welche sich auf ihr jederzeit abspielen, irgend eine besondere Veränderung oder Steigerung erfahren.

Erdströme, Erdmagnetismus, Polarlichter und Vorgänge auf der Sonne stehen also in einem kaum noch anzuzweifelnden Zusammenhange mit einander. Leider vermögen wir noch nicht zu sagen, worin dieser Zusammenhang beruht. Vermuten dürfen wir, daß das Ursprüngliche die Veränderungen auf der Sonne sind, die ihrerseits dann die Störungen und Polarlichter auf der Erde hervorbringen. Worauf diese Vermutungen beruhen und wie wir uns die Einwirkung der Sonne auf die Erde vorzustellen haben, wird vielleicht in einem andern Artikel dargelegt werden.

Die Untersuchung der Erdströme ist in der ersten Zeit nach ihrer Entdeckung besonders in England gefördert worden, die daselbst erzielten Ergebnisse knüpfen sich an die Namen

Barlow, Walker und Miry. In Deutschland hat diese Untersuchung der bereits verstorbene Astronom der Münchener Sternwarte, Lamont, eingeführt; seine Arbeit hierüber zählt noch heute zu den vollkommensten und ist ein schönes Denkmal dafür, daß selbst bedeutende Forschungen mit relativ beschränkten Privatmitteln ausgeführt werden können. Als im Jahre 1882 die deutschen Abteilungen der internationalen Polarexpedition nach ihren Stationen abgingen, entstand der Wunsch, während der Dauer dieser Expedition auch in Deutschland Erdstrombeobachtungen anzustellen, die mit den in den polaren Stationen auszuführenden korrespondiren sollten. Der Staatssekretär des Reichspostamtes, Dr. Stephan, dessen Liebe zu den Wissenschaften sich bei so vielen Gelegenheiten geltend gemacht hat, stellte bald nicht allein eine Reihe von Telegraphenleitungen und Beamten zur Verfügung, sondern ließ auch zwei besondere Apparate bauen, welche selbstthätig den Gang des Erdstromes ohne Unterbrechung registrirten. Der eine dieser Apparate wurde in die von Berlin nach Dresden, der andere in die von Berlin nach Thorn führende Kabelleitung eingeschaltet. In diesen Leitungen haben die Apparate fast zehn Jahre gearbeitet und haben ein immenses Material von Beobachtungen geliefert. Die Bearbeitung dieses Materials ist, gleichfalls mit Unterstützung des Herrn Dr. Stephan und mit Beihilfe der hiesigen Berliner Akademie, welche zweimal Mittel dazu gewährt hat, unternommen und geht nunmehr ihrem Ende entgegen. Die oben mitgetheilten Ergebnisse sind mit eine Frucht dieser Bearbeitung. Sehr vieles, vielleicht nicht minder Bemerkenswerte mußte in dieser gedrängten Auseinandersetzung übergangen werden.

Dr. P. Weinstein.



Literarische Berichte.

Der Rastatter Gesandtenmord vor dem Karlsruher Schöffengericht. Eine aktenmäßige Darstellung von Arthur Böhlingk. Heidelberg 1895.

Am 28. April 1799 wurden bekanntlich die den Friedenskongreß verlassenden französischen Gesandten vor den Thoren Rastatts überfallen, zwei ermordet, der dritte, Jean Debry, verwundet, ohne daß jemals Urheber und Zweck des Attentats sicher festgestellt werden konnten. Besonders seit Sybels Revolutionszeitalter erschien, wurde die Auffassung herrschend, daß der Vorfall auf Rechnung Oesterreichs zu setzen sei.

Vor fünfzehn Jahren begründete Böhlingk die Hypothese, Napoleon selbst habe, ohne gerade einen Mord ins Auge zu fassen, die französische Nation in ihren Vertretern beleidigen lassen wollen und seine Werkzeuge demgemäß instruiert. So wußte Napoleon mehrfach Etappen für sein Emporkommen zu gewinnen, da man in schwierigen Lagen in Paris seiner nicht entraten konnte. Für die Gesamtbeurteilung Napoleons trug dieser eine Fall wenig aus. Trotzdem wurde unter

Sybels Führung die ihm zur Verfügung stehende wissenschaftliche Presse zu vernichtendem Kriege gegen B. aufgeboden, von Wegele erklärte solche Ansicht sogar als „Schande für einen deutschen Historiker“, v. Sybels Wort brachte B. deswegen sogar um eine Professur.

Zehn Jahre hatte B. geschwiegen, als 1893 Archivrat Obser den dritten Band der Korrespondenz Karl Friedrichs herausgab, der das Material für die Frage vereinigen mußte. Als B. daraufhin den Band prüfte, ergab sich jedoch eine böse Ungenauigkeit des Herausgebers, die tendenziöse Kürzung der Akten in B. feindlichem Sinne zu verraten schien.

Anfang 1894 ging Obser in einem Aufsatze zu einem maßlosen persönlichen Angriffe B's. über. Den schwersten Vorwurf, ein wichtiges Reskript Talleyrands tendenziös entstellt und mit eigenen Thaten versehen zu haben, um seiner Hypothese zu dienen, wies B. überzeugend zurück; dann folgte Rede und Gegenrede; als schließlich ein ehrlicher Widerruf Observs nicht zu erreichen

war, nannte B. das mit Hilfe der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins gegen ihn beliebte Verfahren ein Bubenstück.

Darauf hatte er sich wegen Beleidigung Objers und des Professors Schulte in Freiburg — als Redakteur der Zeitschrift — zu verantworten. Wie seine Broschüre ergibt, ist er sachlich glänzend gerechtfertigt. Der Sachverständige, Professor Lehmann, begutachtete, daß Objers Angriffe sämtlich haltlos, daß B. auf das stärkste herausgefordert gewesen sei. Mittelbar erfuhr auch die wissenschaftliche Seite der Frage ihre Förderung. Die Bedeutung des Reskriptes Talleyrands als Beweggrund für die eine Verletzung ihrer Person herausfordernde Haltung der Gesandten ist festgelegt.

Das auffallende Verhalten der Angreifer gegenüber dem Hauptverdächtigen Debry ist festgelegt. Die Unschuld der Oesterreicher, als durch die Franzosen selbst zu Luneville anerkannt, ist festgelegt. Die verdächtige Haltung von Debrys Sekretär Rosenstiel ist festgelegt, besonders auch durch den Nachweis einer Reihe ihn belastender Stellen der Akten, welche Objer im Abdruck ausgelassen hatte.

Die Gerichtsverhandlung gegen B. brachte aber noch anderes von Interesse. Es wurde B. die Vorlage von Archivalien verweigert, „weil sich in denselben nichts über den Gesandtenmord finde.“ Wie kann ein Archivar übersehen, welche Gesichtspunkte die Arbeit des Forschers leiten? Der Archivar ist Verwaltungsbeamter, er begutachtet, ob Akten der Forschung preisgegeben sind oder nicht; weiteres geht über seine Kompetenz und steht seiner Pflicht entgegen. Die Berufspflicht des Archivars besteht darin, die ihm anvertrauten Schätze der Wissenschaft nutzbar zu machen. Selbst zu publizieren steht ihm erst in zweiter Linie an.

Auch noch für andere allgemein interessirende Verhältnisse im Lande Baden ist B.'s Broschüre in hohem Grade lehrreich und lichtverbreitend — nicht am wenigsten lernt man die badische historische Kommission als wissenschaftliches Institut kennen.

K.

Jugenderinnerungen aus Kroatien (1749 bis 1823, 1824 bis 1843) von Dr. E. J. von Tkalac. Leipzig, Verlag von Otto Wigand.

Ein Buch, das im ethnologischen wie im allgemeinen menschlichen Interesse gleich beachtenswert ist.

Ueber Kroatien ist in West- und Mitteleuropa sehr wenig bekannt, viel weniger, als der Verfasser selbst sich vorzustellen scheint. Denn wer von uns weiß, daß der Kroat in Wallensteins Lager der Bürger eines interessanten und keineswegs unbedeutenden Volkes ist, das noch heute als Teil der Oesterreichisch-Ungarischen Gesamtmonarchie

ein kräftiges nationales Leben führt! Selbst in der allgemeinen ethnologischen Literatur, ja in Büchern, die auf die Südslaven eingehende Rücksicht nehmen, finde ich die Kroaten so gut wie nicht erwähnt. Was kann daher willkommener sein als ein Buch, das uns über Leben und Verhältnisse in Kroatien belehrt, selbst wenn es eigentlich ethnologischen Zwecken nur in zweiter oder dritter Linie dienen will.

Denn in erster Linie klingt die Erzählung wie ein biographischer Roman, und glatt wie ein Roman lieft sich der älteste Teil, der sich mit den Geschehnissen des Großvaters, des Vaters und der ersten Schulzeit des Erzählers beschäftigt, dann leitet ein großartiges politisches und nationales Glaubensbekenntnis über zu einer eingehenderen kulturgeschichtlichen Darstellung der Zeit der vierziger Jahre unseres Jahrhunderts, wobei besonders die Beschreibung einer fast gewerbelosen, reinen Bauernwirtschaft sehr beachtenswert, aber natürlich weniger lebendig ist als die persönlichen Erinnerungen, geht dann wieder auf höchst interessante eigene Erlebnisse des Erzählenden über und schließt zum größten Bedauern des Lesers etwa mit dem zwanzigsten Jahre des Helden plötzlich ab.

Mit dem Worte Roman soll aber nicht ein Zweifel an der Glaubwürdigkeit ausgesprochen werden. Alles ist viel zu lebenswahr und in sich übereinstimmend, um Zweifel an der Wahrhaftigkeit aufkommen zu lassen, nur den habsburgischen Verwaltungsmaximen wird ein tief eingewurzelter, nirgends verhehlter Haß entgegen getragen, der wohl hier oder da den Verfasser blind gemacht haben wird. Die Sprache ist, abgesehen von wenig Austriacismen, muster-giltig, für einen Fremden geradezu bewunderungswürdig, die Darstellung gleich fesselnd bei der Erzählung menschlicher Schicksale wie in den kulturgeschichtlichen Ausblicken.

Das Buch verdient allgemeines Interesse.

K. F.

Fürst Bismarck und seine Zeit. Eine Biographie für das deutsche Volk von Dr. Hans Blum. München, C. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Der achtzigste Geburtstag unseres Reichskanzlers hat zu einer Unmasse von mehr oder minder wertvollen Veröffentlichungen über Bismarck Anlaß gegeben. Aus dieser Flut von in jedem Falle gut gemeinten Erscheinungen ragt als eine der bedeutendsten die vorliegende Biographie hervor. Sie ist auf breiter Grundlage angelegt — das ganze Werk soll fünf umfangreiche Bände umfassen — und verwertet zum erstenmale und in erschöpfender Weise das reichhaltige neue Material zur Geschichte von Bismarcks Leben und Wirken, das in den letzten Jahren durch eine größere Anzahl von Quellen-

schriften zu Tage gefördert worden ist. Blums Biographie steht also im Gegensatz zu den früheren Biographien, die nach den belangreichen Ergebnissen der nimmer rastenden Bismarckforschung in vieler Beziehung als veraltet gelten müssen, ganz auf der Höhe der Zeit. Das ist jedoch nicht ihr einziger Vorzug. Zu ihm gesellen sich eine ungemein übersichtliche Gliederung des gewaltigen Stoffes und eine stets fesselnde, lebendige, frische Darstellung. Man merkt auf jeder Seite, daß der Verfasser mit Liebe und Begeisterung an seine Arbeit herantreten ist. So ist denn ein Werk entstanden, das so ausführlich, als man es nur wünschen mag, das Leben und Wirken unseres größten Staatsmannes und — was nicht davon zu trennen ist — die Geschichte seiner Zeit schildert, ein Werk, das als biographisches wie als zeitgeschichtliches Dokument dauernd einen hervorragenden Platz einnehmen wird. — Von den fünf Bänden liegen uns drei vor; sie behandeln die Zeit von 1815 bis 1867. Die noch fehlenden zwei Bände sind wohl demnächst zu erwarten. Wie es heißt, soll das Werk auch noch die allerjüngste Vergangenheit behandeln und mit der unvergleichlichen Ehrung Bismarcks zu seinem achtzigsten Geburtstag seinen Abschluß finden.

A. L.

Encyclopädisches Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Wörterbuch
Erster Teil: Englisch-Deutsch. Bearbeitet von Professor Dr. Ed. Muret. Große Ausgabe. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. Lieferung zwei bis fünfzehn.

Auch die folgenden Lieferungen verdienen das der ersten von allen Seiten reichlich gespendete Lob im vollen Maße und rechtfertigen alle Erwartungen, die an sie geknüpft sind. Dem Referenten haben sie bei der Lösung mancher schwierigen Aufgaben unschätzbare Dienste geleistet; ich ziehe dies umfangreiche Werk lieber zu Rate als ein kleineres, weil die Handhabung desselben infolge der großen Uebersichtlichkeit nicht schwieriger, sondern eher leichter ist als die eines dünneren. Ein Versagen ist ausgeschlossen.

K. F.

Das Ganze der Philosophie und ihr Ende. Von Rich. Wahle. Wien, Braumüller 1894.

Aus diesem Buch das Facit zu ziehen, dürfte schwer, in engen räumlichen Grenzen unmöglich sein. Der Verf. wünscht die philosophischen Ueberzeugungen des Menschengeschlechtes so klar und unerschütterlich zu gestalten, wie die Stellung desselben zur Naturwissenschaft ist. Alle sog. philosophischen Disziplinen, mit besonderer Ausführlichkeit die Psychologie, werden durchgesprochen und

von zersetzender Kritik begleitet; der Erfolg ist, daß Hr. Wahle das Wissen leugnet und nur Vorkommnisse zugibt, daß er sein umfangreiches Werk mit den Worten abschließt: „Möge die Zeit anbrechen, in der man sagen wird, einst war Philosophie“. Die Menschheit solle sich mit einer notdürftigen wechselseitigen Ordnung der Entfaltung ihrer Individualitäten und einer Kenntnis der Aufeinanderfolgen des einzigen Gegebenen, nämlich der ausgedehnten sogen. Vorstellungen begnügen; und andererseits sei ihr die Kenntnis beschieden, daß alle Kräfte und Faktoren unerkannt wirken, daß alle Prinzipien ihr verschlossen seien. Wenn wir unserem persönlichen Eindruck Worte geben dürfen, so möchten wir den ersten Abschnitt über Logik und Geometrie für den besten erklären: was da z. B. über die Methodenlehre oder an anderer Stelle über die Definition der geraden Linie gesagt wird, ist sicherlich recht beachtenswert. Auch über die „Wunderworte“ Substanz, Sein und Haben findet sich manches Schöne. Dagegen von dem Abschnitt über die Materie angefangen, verfinstert es sich für unsere Augen. Soweit wir zu sehen vermögen, treten Unklarheiten über Unklarheiten auf. Da indessen der Verfasser einen ganz sonderbaren Weg geht, so mag das Ungewohnte und Wunderliche zunächst noch allzu stark in den Vordergrund treten und das Bedeutende, inhaltlich Wertvolle ungebührlich zurückdrängen. Es sei daher den philosophisch interessierten Lesern unserer Zeitschrift nahe gelegt, sich selber ein Urteil über Hrn. Wahles Buch zu bilden.

M. D.

Die Vereinigung der Kunstfreunde für amtliche Publikationen der königl. Nationalgalerien, Berlin W. wird

demnächst den Cyklus aus dem Leben Karls des Großen, acht Freskogemälde im Krönungssaale zu Aachen von Alfred Rethel, in farbigen Nachbildungen (Bildgröße 67 × 82 Cent., Kartongröße 96 × 113 Cent.) veröffentlichen. Ein ausführlicher Text von Prof. L. von Donop wird jedem Exemplare beigefügt werden.

Dämon Kleist, Novellen von Georg Hirschfeld. Berlin, S. Fischer 1895.

Ibsen hat Schule gemacht! Wenn er Novellen schrieb, so würden sie mutmaßlich so ausfallen wie „Dämon Kleist“. Anlaß zu dieser Geschichte hat folgende ihr als Motto vorangesezte Zeitungsnotiz gegeben: „Erschossen hat sich am Abend des 21. November im Walde bei Wannsee ein achtzehnjähriger Gymnasiast aus Berlin am Grabe des Dichters Heinrich von Kleist.“ Der Autor versucht es nun, diese That psychologisch zu erklären; das gelingt ihm aber nicht recht, denn wenn auch von Kleist viel die Rede ist, so kommt man darüber doch keineswegs ins reine,

warum sich denn der junge Mann so unsinnig für diesen Dichter begeistert. Der Dialog ist von jener geheimnißswangern Wichtigkeit, wie sie den der Ibsenstücke charakterisirt. Die kleine Erzählung „Bei Beiden“, die der großen Novelle noch beigegeben ist, hat keinerlei Bedeutung; ihr Held ist ein Verrückter; der Kleistschwärmer in der andern Geschichte ist übrigens auch so etwas Aehnliches.
Th. v. S.

Abriß der Logik und die Lehre von den Trugschlüssen. 3. Aufl. Herausg. von D. Flügel. Langensalza, H. Beyer und Söhne 1894.

Das vorliegende Schriftchen ist eine gründliche Umarbeitung des Allhuschen *Antibarbarus logicus*. Die Herbartische Richtung und mancherlei aus den Widerlegungen Hegels ist beibehalten worden. Außerdem aber hat sich der Herausgeber ablehnend gegen die neuen Reformversuche in der Logik verhalten, und das erscheint uns als ziemlich bedenklich. Niemand wird aus diesem Buche ein Bild des gegenwärtigen Standes logischer Probleme, sondern eher den Eindruck erhalten, daß Logik eine recht unfruchtbare Wissenschaft sei. Und das ist sie thatsächlich keineswegs. Am besten gelungen sind wohl die Abschnitte über die Trugschlüsse, und besonderen Wert gewinnen sie noch dadurch, daß in anderen Lehrbüchern die Probleme, die in den *Fallaciae* stecken, kaum berührt, geschweige denn gelöst werden. Auch soll auf die klare und schlichte Art der Darstellung besonders hingewiesen werden.
M. D.

Soziale Streiflichter. Ein Zeitbild von Simon Lehr. Dresden und Leipzig, E. Pierson 1895.

Es gibt so manches Buch, das seine Entstehung dem Drange dankt, sich etwas, was einen schwer drückt, vom Herzen zu schreiben. Ein solches Buch scheint auch das vorliegende zu sein. Dem Autor ist es offenbar vor allem darum zu thun gewesen, ein ihm bekanntes, vielleicht ihm selbst widerfahrenes Unrecht vor das Forum der Öffentlichkeit zu bringen und dabei auf die Mißstände im militärischen ehrenrätlichen Verfahren aufmerksam zu machen. Dagegen läßt sich nichts einwenden, er mag Ursache haben, über Unrecht zu klagen; es läßt sich ja leider nicht leugnen, daß das ehrenrätliche Verfahren, wie es beim Militär betrieben wird, lebhaft an die Fehme des Mittelalters erinnert; so willkürlich und so bar alles Rechtsinnes zeigt es sich bisweilen. Um seine Absicht auszuführen, hätte der Verfasser eine Broschüre herausgeben sollen, die, wenn sie auf vollster Wahrheit beruht hätte und wirksam geschrieben gewesen wäre, vielleicht Aufsehen hervorzurufen hätte. Er hat es jedoch vorgezogen,

seine Erfahrungen zu einer Erzählung zu verarbeiten, und daran hat er sehr übel gethan, denn das ist ihm gründlich mißlungen. Er hat sich nämlich keineswegs mit jenem Vorwurfe begnügt, sondern, offenbar in der Absicht und Meinung, ein umfassendes Bild des gesamten modernen Lebens zu geben, mannigfache soziale Erscheinungen mit einbezogen. Das geschieht aber in so unglaublich unbeholfener und, gelinde gesagt, naiver Weise, daß das ganze Buch dadurch verunglückt, und zwar in der kläglichsten Weise. Der Autor glaubt offenbar, es genüge eine Anzahl sozialer Erscheinungen im Katheder- oder Leitartikeltone zu besprechen und mit ein paar Marionetten zu beleben, um einen Roman zu schaffen. Daß diese sozialen Erscheinungen organisch eingefügt und künstlerisch verarbeitet werden müssen, davon scheint er keine Ahnung zu haben und ebenso wenig von Menschenkenntnis. Nur, wenn er noch das Gymnasium besuchte, könnte man ihn entschuldigen. Ist das aber nicht der Fall — und das ist das Wahrscheinlichere — so gibt es keine Entschuldigung, das Urteil über das Buch kann nicht anders lauten als: „La mort sans phrase!“ Kläglicheres und Lächerlicheres kann man sich von einem Buche kaum denken, als es dieses Opus bietet. Zur Illustration mögen einige Stilproben dienen, die zur Genüge darthun, wes Geistes Kind der Autor ist:

S. 28. „Ein etwa siebenzehnjähriges, aber hübsch gewachsenes Mädchen.“

S. 9. „Eine junge Tochter, welche, obwohl unter mißlichen Verhältnissen aufgezogen, doch von hübscher Konstitution war.“

Herr Lehr scheint demnach das Alter von siebenzehn Jahren und guten Wuchs für ebenso gegensätzlich zu halten wie mißliche Verhältnisse und eine hübsche Konstitution!

In welcher prächtigen Bildern der Held denkt, geht aus folgenden Vergleichen hervor, zu denen ihn eine verführerische Salondame anregt:

S. 14. „Spinnen, die ihr weit verzweigtes, feinmaschiges Netz um das arglose Opfer werfen und mit weltmännischem Raffinement die Schlinge um den Unglücklichen zusammenziehen... Dann der Triumph, wenn ein gedemüthigter Mensch als neues Blatt in ihren traurigen Lorbeerkranz eingefügt wird!“

S. 15. „Obwohl noch jung, hatte der Zahn der Zeit furchtbar an seinem Haupthaar genagt und ihm dasselbe nahezu weggefressen; er nannte eine schöne Glaze sein eigen.“

In diesem Satze vereinigt sich mit dem geschmackvollen Tropus auch eine klassische Konstruktion; grammatisch kann sich nämlich das Wort „jung“ nur auf den famosen Zahn der Zeit beziehen.

Einen wahren Knäuel von Fehlern bietet folgendes Satzgefüge:

„Kinder, denen die Zehen neugierig aus den Schuhen guckten und (die) zum Schutze gegen die Kälte eine Sackleinwand um die Füße gebunden hatten; Frauen, die durch einen mühsam zusammengenähten Shawl, dessen Farbe bereits unkenntlich geworden war, die durch den Mangel an Kleidung geschaffenen Blößen zu bedecken suchten. Ein gräßliches Bild, das noch durch viele in

bunte Lappen gehüllte Gestalten noch düsterer gestaltet wurde.“ (S. 32.)

Im zweiten Teile des ersten Relativsatzes fehlt das Subjekt, das „die“ heißen sollte; während im folgenden nicht weniger als drei grobe Monotonien enthalten sind. Nicht übel macht sich auch die „privatime“ Anfrage und der Satz „um ihr tanzte alles“!

Hätte Herr Lehr doch den schönen Satz befolgt: Si tacuisses, philosophus mansisses!
Th. v. S.



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Alexander, Paul, Erdenglück. Märchendrama in 4 Akten. Hamburg, Jürgensen u. Becker.

Ammon, Otto, Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen. Jena, Gustav Fischer.

Andrejanoff, Victor von, Weltgericht. Leipzig, C. G. Naumann.

Back, H., Der gewerblich-technische Unterricht in Lehranstalten der Nordamerikanischen Union. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag.

Bachhaus, Wilh. Em., Literarische Essays. Braunschweig, Albert Limbach.

Brandt, M. von, Die Zukunft Ostasiens. Ein Beitrag zur Geschichte und zum Verständnis der ostasiatischen Frage. Stuttgart, Strecker u. Moser.

Busch, Wilhelm, Der Schmetterling. Mit zwanzig Zeichnungen. München, F. Bassermann.

Crovato, Giambattista, La drammatica a Vicenza nel Cinquecento. Torino, Carlo Clausen.

Cruppi, Jean, Linguet. Un avocat journaliste au XVIII. siècle. Paris, Librairie Hachette et Cie. fr. 3. 50 c.

Dahle, Pastor L., Das Leben nach dem Tode und die Zukunft des Reiches Gottes. Autorisierte deutsche Ausgabe von D. Gleiß, P. Leipzig, F. Richter. M. 3. 50 Pfg.

Dayot, Armand, Napoleon I. in Bild und Wort. Mit ca. 500 Textillustrationen, Vollbildertafeln, Karikaturen und Autographen. Uebertragen von O. Marschall von Bieberstein. 1. Lieferung. Vollständig in 35 Lieferungen à 60 Pfg. Leipzig, H. Schmidt u. C. Günther.

Delbrück, Hans, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Reichardt von Gneisenau. In zwei Bänden. Zweite, umgearbeitete Auflage, Berlin, Hermann Walthers. M. 10. —

Dittmar, Franz, Balladen und poetische Erzählungen. Dresden, E. Piersons Verlag.

Ernst, Adolf Wilhelm, Goethes Religion. Eine Studie. Hamburg, Conrad Rios.

Freitag, G., Der Weltverkehr. Karte der Eisenbahn-, Dampfer-, Post- und Telegraphen-Linien. Wien, G. Freitag u. Berndt.

Friedländer, Dr. med. Julius, Spinoza, ein Meister der Ethik. Nach einem Vortrage. Berlin, C. R. Dreher's Verlag. 50 Pfg.

Germania triumphans. Rückblick auf die weltgeschichtlichen Ereignisse der Jahre 1900 bis 1915. Von einem Größtdeutschen. Berlin, A. W. Hayns Erben. M. 1. —

Glaubens- und Sittenlehre, Zur bäuerlichen. Von einem thüringischen Landpfarrer. Dritte, vermehrte Auflage. Gotha, Gustav Schloßmann. M. 4. —

Goldegg, Itha von u. zu, Aus Troß. Roman. Dresden, S. Minden.

Groller, Balduin, Ueberspannt. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 3. —

Heer, J. C., Im Deutschen Reich. Reisebilder. Zürich, Albert Müllers Verlag. M. 6. —

Kempin, Dr. Emilie, Die Rechtsstellung der Frau. Drittes Tausend. Berlin, Richard Taendler. 60 Pfg.

Klie, Anna, Gedichte. Leipzig, Georg Wiegand.

- Könnecke, Dr. Gustav**, Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Eine Ergänzung zu jeder deutschen Literaturgeschichte. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Lieferung 1—5. (Vollständig in 11 Lieferungen à M. 2. —) Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.
- Kraus, Eberhard**, Germanenblut im Osten. Erzählungen und Skizzen. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 2. —
- Massow, C. von**, Die Reform unseres politischen Parteilebens. Mit einem Nachwort: Deutsches Parlament, Deutsche Nation und Bismarcks 80. Geburtstag. Berlin, Otto Liebmann. M. 1. —
- Melzer, Dr. Ernst**, Der Beweis für das Dasein Gottes und seine Persönlichkeit mit Rücksicht auf die herkömmlichen Gottesbeweise. Neisse, Jos. Graveursche Buchhandlung.
- Mollat, Dr. Georg**, Reden und Redner des ersten deutschen Parlaments. Ofterwied a. S., A. W. Zickfeldt. M. 12. —
- Monde moderne, le.** Revue mensuelle illustrée. Mai 1895. Paris, A. Quantin, Editeur.
- Mucke, Dr. Joh. Richard**, Horde und Familie in ihrer urgeschichtlichen Entwicklung. Eine neue Theorie auf statistischer Grundlage. Stuttgart, Ferdinand Enke.
- Müller, von**, Der Krieg zwischen China und Japan 1894/95, mit Skizzen und Karten. Erster Teil: Das Jahr 1894. Zweiter Teil: Die Kämpfe bis zum Waffenstillstand, März 1895. Berlin, Liebelsche Buchhandlung.
- Müllner, Dr. Laurenz**, Literatur- und kunst-kritische Studien. Beiträge zur Aesthetik der Dichtkunst und Malerei. Wien, Wilhelm Braumüller.
- Noll, Dr. F.**, Ueber heterogene Induktion. Versuch eines Beitrages zur Kenntniss der Reizerscheinungen der Pflanzen. Leipzig, Wilhelm Engelmann. M. 3. —
- Notshrei, ein.** An den deutschen Reichstag und das deutsche Volk. Berlin, H. S. Hermann.
- Dechelhäuser, Wilhelm**, Einführungen in Shakespeares Bühnen-Dramen und Charakteristik sämtlicher Rollen. Dritte umgearbeitete Auflage. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 2. —
- Ohnet, Georges**, La dame en gris. Paris, Paul Ollendorff. fr. 3. 50 c.
- Paul, Hans**, Das A B C unseres Glaubens. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn.
- Paul, Prof. Dr. Ludwig**, Die Vorstellungen vom Messias und vom Gottesreich bei den Synoptikern. Bonn, Friedrich Cohen. M. 2. 40 Pfg.
- Pfungst, Arthur**, Laskaris. Eine Dichtung. Erster Teil: Laskaris' Jugend. Zweite durchgesehene Auflage. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
- Rappoport, Dr. Ch.**, Die soziale Frage und die Ethik. Zweite Auflage. Bern, Goepper u. Lehmann.
- Samson-Simmelstjerna, S. von**, Sozial oder Sozialistisch? Antrag an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur. Freiburg i. Br., C. A. Wagner.
- Schnitzler, Arthur**, Das Märchen. Schauspiel in drei Aufzügen. Dresden, E. Piersons Verlag.
- Seeck, Otto**, Geschichte des Untergangs der antiken Welt. Erster Band und Anhang zum ersten Band. Berlin, Siemenroth u. Worms. M. 6. — und M. 2. 50 Pfg.
- Socolin, Harin**, Die Grundprobleme der Philosophie, kritisch dargestellt und zu lösen versucht. Bern, J. Beck-Heller. M. 2. 40 Pfg.
- Strindberg, August**, Meister Olaf. Schauspiel in fünf Aufzügen. Uebersetzt von C. A. Palme. Berlin, Bibliographisches Bureau.
- Terra, Otto de**, Soziale Verkehrspolitik. Berlin, Carl Heymanns Verlag.
- Bandérem, Fernand**, Nische. Roman. Aus dem Französischen übersetzt von M. Mann. Paris und Leipzig, Albert Langen.
- Weise, Prof. Dr. D.**, Unsere Mutterprache, ihr Werden und ihr Wesen. Leipzig, B. G. Teubner.
- Winchenbach, Richard**, Hifthornklänge. Zweite vermehrte Auflage. Blasewitz-Dresden, Paul Wolf. M. 4. —
- Zeit, R.**, Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen aus den Jahren 1870 u. 1871. Illustriert von R. Starcke. Billige Jubelausgabe. Altenburg, St. Geibel. 1 Bg. 1 (komplet in 29 Bgn. à 20 Pfg.)
- Zollinger, Dr. Edwin**, Schule und Friedensbewegung. Dresden, E. Piersons Verlag. 50 Pfg.

Verantwortlicher Redakteur: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Eyth. lit.

